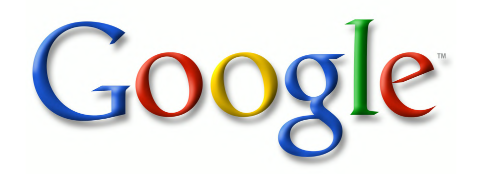
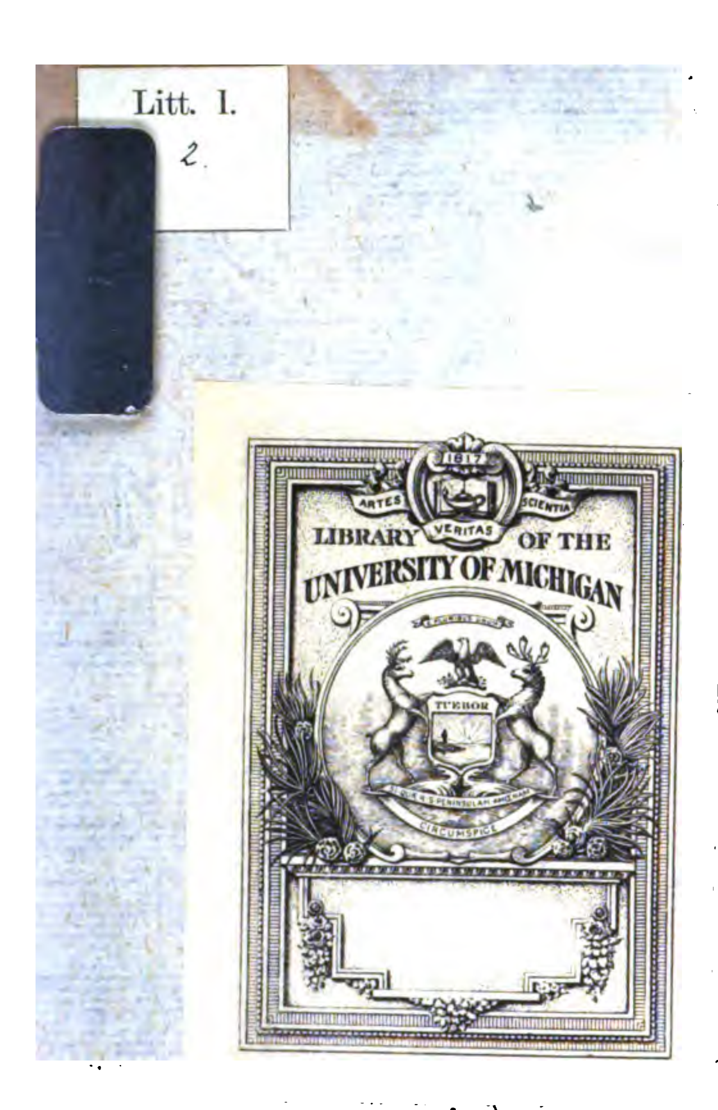
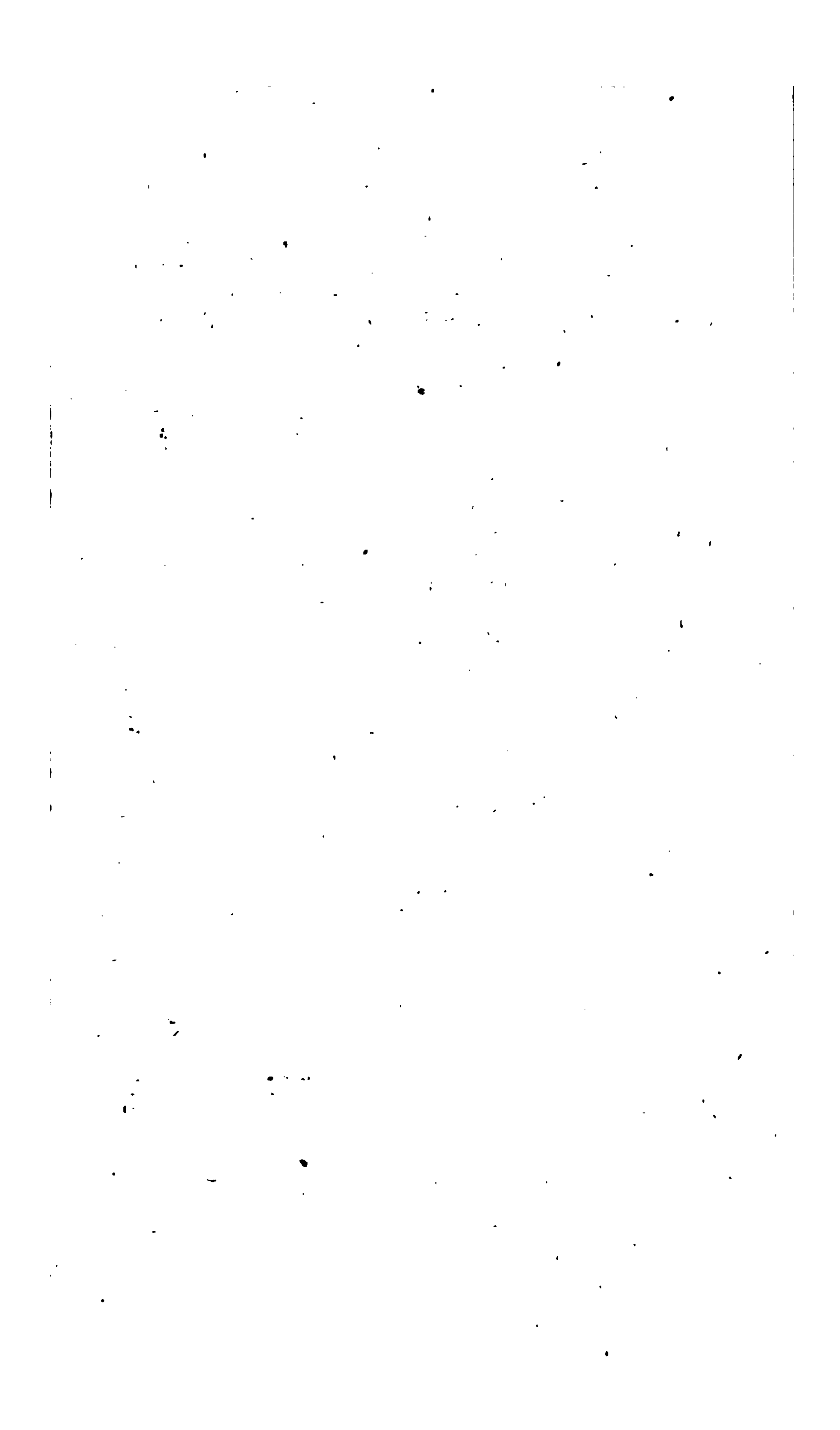
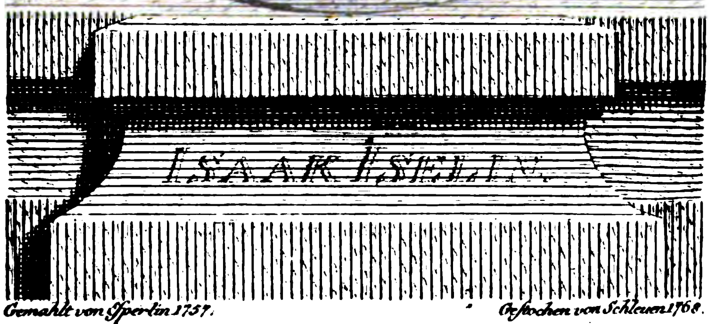





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Gemahlt von Gsperlin 1757. Gestochen von Schleuen 1768.



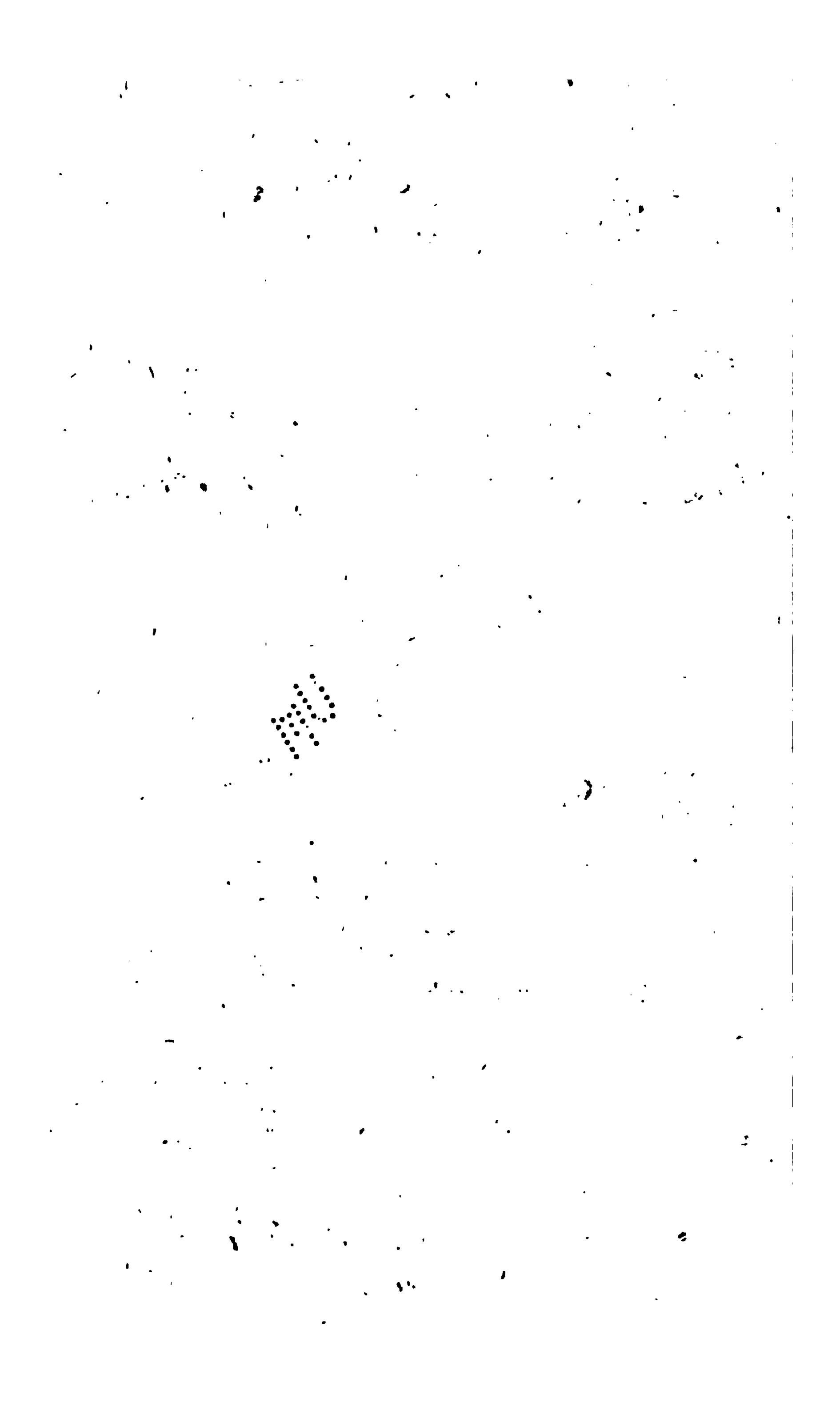
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des siebenten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1768.



Inhalt

der in diesem ersten Stük des siebenten Bandes recensirten Bücher.

I. *Karl Wilhelm Ramlers* Oden. 3
II. Die Ruhe auf dem Lande. 28
III. Die mögliche, nüzliche und gerechte Abänderung der gewöhnlichen Diebesstrafen, herausgegeben von J. W. Brenk. 35
IV. Abbildungen der Pflanzen, herausgegeben von G. C. Oeder. Erster und zweyter Band. 43
V. Abriß des gegenwärtigen natürlichen und politischen Zustandes von Großbritannien. 64
VI. J. H. Kirchhofs Abhandlung von den Advocaten und ihren Pflichten, besonders in peinlichen Fällen. Erster Theil. J. H. Kirchhofs Schuzreden in peinlichen Fällen. Zweyter Theil. 67
VII. *Harlesii* vitae Philologorum nostra aetate clarissimorum. Volum. primum & secundum. 72
VIII. F. L. A. Hörschelmanns politische Statistik der vereinigten Niederlande. 77
IX. C. *Agricolae* Disputatio de Clausula articuli IV. pacis Rysvic. ad Ducatum Bipontinum non pertinente. 87
X. Die Vorzüge der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterricht, herausgegeben von M. J. M. Herold. 91
XI. de Brosse vollständige Geschichte der Schiffarthen nach den noch größtentheils unbekannten Südländern. 108

)(XII.

XII. *I. B. Carpzov* Liber doctrinalis Theologiae purioris. 121
XIII. Nouvelle Maniere de defendre et de fortifier les places irregulieres, par *P. F. de Bellersheim*. 126
XIV. J. C. Alber, von der Klugheit des Bürgers. 130
XV. P. G. Henslers Beytrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande. 139
XVII. *D. Ioh. S. Semleri* historiae ecclesiasticae selecta Capita. Tomus primus. 144
XVIII. Des Hrn. N. D. Gieseke poetische Werke. Herausgegeben von C. C. Gärtner. 150
XIX. F. A. Hommels kurze Anleitung, Gerichts-Acta geschikt zu extrahiren, zu referiren und eine Sentenz darüber abzufassen. 160
XX. Verzeichniß der vornehmsten Schriften von der Rindviehseuche gesammlet von D. J. G. Krünitz. 164
XXI. Erste Abhandlung — aus dem österreichischen Staatsrechte von F. F. Schrötter.
Zwote Abhandlung — von den Titteln und Reichserzämtern des Durchl. Erzhauses Oesterreich.
Dritte Abhandlung — von den Erbhuldigungen und Kleinodien rc.
Vierte Abhandlung — von den vorzüglichen Rechten rc.
Fünfte Abhandlung — von der Erbfolgs-Ordnung, wie auch Vormundschaft der Durchl. Erzherzoge. 166
XXII. Abhandlung von den Oden der Alten. 174
XXIII. Nachrichten an das Publikum in Absicht der Hypochondrie, von J. U. Bilguer. 180

XXIV.

XXIV. Tägliche Betrachtungen eines Christen. 1 Mos. 15, 11.. 17. 189
XXV. Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni *Winkelmann*. 194

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Kompendium der theologischen Moral. Zum Gebrauch seiner Zuhörer, von G. Leß. 239
J. N. Milows Sendschreiben an einen Freund in Hamburg.
Eben desselben zweytes Sendschreiben. 240
V. E. Loescheri Breviarium Theologiae propheticae. 241
Gnade und Wahrheit nach Anleitung der Sonn- und Festtagsepisteln vorgestellet von D. J. H. Mosdenhauer.
Betrachtungen über die Heilswahrheiten vorgestellet von ebendemselben. Erster und zweyter Theil. 242
D. W. A. Tellers Beyträge zur christlichen Rechtschaffenheit in vier und sechzig abgekürzten Kanzelvorträgen. 244
Homiletische Vorrathskammer, oder fortgesetzte Sammlung von Predigten und andern Reden. 36ster, 37ster und 38ster Theil.
M. Zockisch Expedite Prediger, das ist ausführliche Dispositiones über die allerherrlichsten Sprüche der heiligen Schrift. 27ster, 28ster, 29ster und 30ster Theil. 245
J. E. Rambachs Entwürfe der Sonn- und Festtäglichen Vormittagspredigten in der Hauptkirche

kirche zur Frauen in Halle, auf das 1766ste Jahr Christi.
J. J. Ebelings, heilige Wahrheiten des Glaubens zur Beförderung eines heiligen Lebens. Des achten Jahrganges 1ster und 2ter Theil. 246
Herrn D. Christ. Aug. Crusius gründliche Belehrung von der christlichen Kirche. 247
Von den Cherubinen und der in der biblischen Poesie angenommenen Bilderlehre der alten Hebräer. 249
D. *I. P. Milleri* de Christi Reg. Providentia Commentatio. 250
Theologia definitiva, a M. *E. F. Schmersahl*. 251
Die Empfindungen eines Herzens in geistlichen Gesängen von dem äusserlich- und innerlichem Gottesdienste, mitgetheilt von M. J. M. Uhlich. 251
Die gute Sache der in der heil. Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von T. C. Lilienthal. 12r Th. 253
M. J. A. Trinius, erste Zugabe zu seinem Freydenker-Lexicon. 254
Neue Sammlung gründlicher und erbaulicher Kanzelandachten über die Evangelien und Episteln des ganzen Jahrs, ans Licht gestellet von J. A. Löw. 13ter und 14ter Theil. 256
Erbauliche Gedanken auf alle Tage des Jahrs, nebst einigen Liedern verfasset von J. Kirkerup. 257
Die Vorbilder der Kirche neuen Testaments in dem alten Testament als der zweyte Theil seines Systems, abgehandelt von M. P. F. Hiller. Erstes Stük. 258

J. P.

J. P. Fresenius Sieg der Wahrheit über den Unglauben. 259

Ioh. Friderici Burgii, institutiones theologiae theticae. 260

B. Schmolkens Gottgeheiligte Betrachtungen am Sabbath. 261

Neues theologisches Magazin, Erstes und zweytes Stük. 261

D. C. A. Döderleins kurz entworfene Vorbereitungsgründe der geoffenbarten Theologie zum Gebrauch seiner Zuhörer. 262

2) Rechtsgelahrheit.

G. Oelrichs, Glossarium ad Statuta Brem. 265

D. *G. D. Hoffmann*, de aetate et numero caussarum revisionis cameralium. 265

I. D. Hofmann, de remediis adversus Sententias revisorum cameralium. 267

Selecta juris publici novissima zum Behuf der Reichshistorie und der Staatsrechte von G. R. S. 45ster bis 48ster Theil. 269

Auserlesene neueste Staats-Acta, mitgetheilet von G. R. S. Erster Theil. 270

Wezlarische Anzeigen. 271

3) Arzneygelahrheit.

Der Hausvater in der Stadt und auf dem Lande. 271

D. J. C. D. Schrebers, Botanisch-Oekonomische Beschreibung der Gräser. 1 Stük. 271

H. Ravatons, Abhandlungen von Schuß- Hieb- und Stichwunden. 273
G. *Dartreaux*, epistola apologetica in causa de cicutae usu. 275
D. G. Bakers Untersuchung was von der jezt in verschiednen Provinzen von England üblichen Methode, die Kinderblattern einzupfropfen, zu halten sey. 276
G. E. Hambergers, semiotische Vorlesungen über Jodok Lommens medicinische Wahrnehmungen, herausgegeben von J. D. Grau. 278

4) Schöne Wissenschaften.

Versuch eines Anhanges zu den Rabnerischen Satyren. 279
Briefe des Theodosius und der Constantia von J. J. Dusch. 280
Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. 282
Sammlung für den Verstand und das Herz. 282
J. M. E. Merkin Versuche in prosaischen Stücken. Zweyte Sammlung. 284
Romanzen, aus dem Spanischen des Gongara übersezt von Hrn. Jakobi. 284
Hrn. J. Racine theatralische Schriften. Erster Theil. 284

5) Philologie.

Hermiae, Philosophi, Gentilium Philosophorum irrisio, edidit *I. C. Dommerich*. 287

Ent-

Entwurf einer Lehrart, nach welcher sonderlich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache der Jugend auf eine leichte Art beyzubringen sind, von M. C. L. Henrle. 288

6) Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten. Vierter Band. 290

Ritter von Solignacs, allgemeine Geschichte von Pohlen. Zweyter und lezter Band. 292

Auszug aus der alten Geschichte zur Unterweisung der Kinder. Erster Band. Erster und zweyter Theil. 294

7) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Kurze und deutliche Vorstellung der edlen Probierkunst. 297

Cadmiologia oder Geschichte des Farbenkobolds von D. J. G. Lehmann. Zweyter Theil. 298

8) Haushaltungskunst.

Der verbesserte ökonomische Tausendkünstler. 300

Des Herrn Baussan du Bignon, Abhandlung über die beste Art, Oefen zu bauen, darinnen Ziegel, Kalk und Töpferarbeit gebrannt werden können. 301

Vollständiger Lehrbegriff von der praktischen Feldwirthschaft nach der alten und neuen Einrichtung, abgefaßt von John Mills. 302

Ge-

Gedanken und Vorschläge zur Stadt- und Land-Oekonomie als ein Beytrag zu denen schlesischen ökonomischen Sammlungen. 303

Theoretisch- und praktischer Versuch über die ansteckenden Viehseuchen. Vom Hrn. Clerc. 303

Nüzliche Nachrichten und Abhandlungen das Commerz-Wesen betreffend. 304

9) Vermischte Nachrichten.

M. F. Meergraffens Versuch einer wahren Verbesserung zur Glükseeligkeit eines Staats über die vier wichtigste Gegenstände als des Erdenbaues und Landwirthschaft, der Policey- Cameral- und Commercien-Wissenschaften. 306

Grundriß oder Entwurf wie ein Regent, ohne Beschwerde seines Landes, eine ewige Recrouten-Colonie errichten könne. Entworfen von M. F. Greffarme. 307

Nachrichten an das Publikum. 309

Todesfälle. 309

I.



I.

Karl Wilhelm Ramlers Oden. Berlin, bey Christian Friedrich Voss 1767. 7 Bogen in 8.

Vor einigen Monaten erschien, ohne Benennung des Sammlers, des Drukorts und des Verlegers, eine Ausgabe der Ramlerischen Gedichte, an welcher aber Hr. Ramler keinen Theil hat; vielmehr stehen in derselben verschiedene Stellen, die er mißbilliget, und verändert wissen will. Er hat sich also entschlossen, gegenwärtige Sammlung selbst herauszugeben, welche nicht nur neun Stücke mehr enthält, als die vorige; sondern sich auch durch viele Verbesserungen unterscheidet.

Wenn sich Deutschland irgend in einer Dichtungsart mit seinen Nachbaren messen kann; so ist es unstreitig in der lyrischen. In dieser sind wir dem Ge-

schmacke des Alterthums ziemlich nahe gekommen, und wir haben in derselben Stücke aufzuweisen, um die uns Engländer und Franzosen mit Recht beneiden können. Man bedenke auch, wie viele gute Köpfe unter uns in diesem Felde gearbeitet haben. Lange hat uns die Aussenlinien der Horazischen Ode bekannt gemacht. Uz that lachende Bilder, Philosophie und eine gemäßigte Begeisterung hinzu. Cramer milderte den orientalischen Ungestüm in deutsche Stanzen. Klopstok brachte auf die Höhe der Ode eine geistige Phantasey mit, die sich über alles Sinnliche erhebt, und blos für die unsterbliche Seele dichtet. Sein Gesang nähert sich hierin etwas mehr der Hymne. Ramler hat sich die Horazische Ode ganz zu eigen gemacht. Er besitzet eine blühende, und wo es der Gegenstand heischt, auch feurige Einbildungskraft; einen gluklichen Schwung, weise Kühnheit in Wendung und Ausdruk, bedeutungsvolle Composition, richtige Zeichnung, wohlgetroffene Wahl in den Worten, Nachdruk in ihrer Stellung, und einen vollstönenden Numerus im Fluße der poetischen Periode. Er tritt sehr oft in die Fußtapfen des römischen Dichters und füllet sie aus; aber er weis sich auch einen eigenen Weg zu bahnen, der ihn eben so glorreich zum Ziele führet.

Man hat an der Ramlerischen Muse einen allzuhäufigen Gebrauch der Mythologie, und vornemlich die Einführung derselben in die jetzige Geschichte getadelt. Diese Fabeln, sagt man, sind von dem heutigen System unserer Meynungen so weit entfernt, daß sie nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit

mehr

mehr haben, daher müssen sie die Täuschung mehr stöhren, als befördern helfen. Wenn der Dichter seinen Leser in die dunkele Zeiten des Alterthums versetzet, wo alle diese Ungereimtheiten Glauben gefunden; so ist der Leser so gefällig seine aufgeklärtere Zeiten zu vergessen, und die Thorheiten eines andern Jahrhunderts anzunehmen, um der Einbildungskraft des Dichters freyes Spiel zu lassen. Aber neuere Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zugetragen, leuchten in einem allzuhellem Glanze der Wahrheit, als daß sie sich mit den düstern Schatten der alten Fabel vertragen sollten.

Aus dem häuffigen Gebrauche der Mythologie soll auch der Nachtheil entstanden seyn, daß Ramler weniger populär ist. Der größte Haufe deutscher Leser ist von dem Fabelsystem der Alten nicht unterrichtet genug, Ramlers Oden zu verstehen, und wenn ihnen auch ein schwacher Begrif von der Mythologie aus den Schulen noch beywohnet; so kleben sie doch allzusehr an ihre gegenwärtige Meynungen, an die Einsichten ihres Jahrhunderts, um sich in keine andere Zeiten und Meynungen versetzen zu können. Nur geübte Leser, die zum Theil selbst Virtuosen sind, haben den poetischen Glauben so sehr in ihrer Gewalt, daß sie verläugnen und annehmen können, was sie wollen. Wie kann also Ramler jemals hoffen der Dichter der Nation zu werden? Wie kann er hoffen von dem grossen Haufen gelehrter und ungelehrter Liebhaber gelesen, verstanden, und behalten zu werden? — Diese Einwürfe macht man. —

Wir wollen uns vors erste über den Gebrauch der Mythologie erklären. Alle Kunstrichter kommen darin überein, daß der lyrische Dichter mit einzelnen Erdichtungen sich nicht begnügen kann; sondern ein ganzes System von Erdichtungen brauchet. Seine höhere Begeisterung erfordert eine allgemeine Belebung aller Gegenstände um ihn. Physikalische Ursachen und Würkungen sind allgemeine Worte, die wir denken, aber nicht fühlen. Die einzige wirkende Ursache die wir selbst fühlen, ist Leben; daher muß in der höhern Dichtkunst, wo alles anschauend, das heißt selbst gefühlt, seyn soll, auch alles belebt seyn, und der Dichter muß diese allgemeine Belebung, als bekannt und ausgemacht, voraussetzen können. Er muß sich nicht dabey aufhalten, hier und da etwas zu erdichten, diesen oder jenen leblosen Gegenstand, mit Leben und Empfindung zu versehen; dieses wäre für die hohe Begeisterung der Ode zu frostig. Als wenn er sich mit seinen Lesern über alle diese Punkte schon vertragen hätte, fängt seine Begeisterung da an, wo etwa der Lehrdichter aufhören würde. Was diesem wunderbar scheinet, ist jenem noch bloße Natur.

Diese Grundsätze giebt jedermann zu, daher man nur selten den Vorwurf höret, daß die mythologischen Erdichtungen zu bekannt und abgenuzt wären, und man lieber neue vorbringen müßte. In der Anwendung auf die lyrische Dichtkunst wäre dieser Einfall ungereimt, denn diese erfordert vielmehr ein sehr bekanntes Fabelsystem, das sie voraussetzet, und worauf sich ihre neuen Erdichtungen gründen. Daß die Mythologie für das Bedürfniß des lyrischen Dichters noch

zu

zu wenig bekannt sey, scheinet vielmehr ausgemacht zu seyn.

Der lyrische Dichter brauchet also ein System von Meynungen, in welchem alle Gegenstände belebt sind, oder von lebenden Wesen regiert werden. In unsern Tagen findet er einen dreyfachen Weg vor sich. Er kann die Fabellehre der alten Griechen und Römer annehmen; oder, (wie Gerstenberg, und Klopstok in einer noch ungedrukten Ode und in dem ungedrukten Trauerspiel Hermanns Schlacht) die Erdichtungen unserer Väter der alten nordischen Völker wieder hervorsuchen; oder endlich, wie einige andere glükliche Genies, sich auf das System der christlichen Religion, und der alten Hebräer einschränken. Jeder Weg hat seine Bequemlichkeiten, aber auch nicht mindere Unbequemlichkeiten.

Das Fabelsystem der Griechen und Römer hat dieses für sich, daß es von den vortreflichsten Dichtern dieser Völker bearbeitet, von ihren Bildhauern in sichtbarer Schönheit und Grazie dargestellt, und von ihren Philosophen mit weisen Lehren der Philosophie, Moral und Politik ausgeziert worden. Es ist eine Vermischung von Weisheit und Thorheit, von Sinnlichen und Geistigen, wie sie der schwache Sterbliche brauchet, der sich begeistert glaubt. Ihre Unbequemlichkeiten sind im vorhergehenden angeführt worden.

Das System der alten nordischen Völker hat den Vortheil, daß es sich mit der Natur unserer Weltgegend besser verträgt, und in unsere, wenigstens alte Geschichte, mehr Einfluß hat. Allein von unserm Glauben, jetzigen Sitten, Meynungen und Lebens-

art ist es eben so entfernt als das Griechische. Es ist weniger bekannt, und erfordert von Seite des Dichters grössern Aufwand, um seine Leser in diese unbekannte Wälder zu locken. Zu dem haben diese alten Völker weder so glükliche Dichter, noch Artisten, noch Weltweise gehabt, die ihre Fabeln ausgebildet hätten. Sie sind unfreundlich, wie das Clima, und blosse rauhe Natur. Einem Gerstenberg und Klopstok ist es zum Theil gelungen, diese Schwierigkeiten zu besiegen; allein es müssen noch mehrere Dichter viel Genie verschwenden, wenn dieses Fabelsystem das poetische System der Nation werden soll.

Das orientalische Dichtungssystem hat hinwiederum seine Vorzüge. Es ist uns so bekannt, als das griechische, und findet mehrern Glauben, da es mit der Religion so nahe verwandt ist. Das herrschende System von der Natur der himmlischen Wesen, und von ihrem Einflusse und ihrer Mitwirkung auf Erden ist ganz von hebräischen Dichtern entlehnt, und von dem System der griechischen und römischen Dichter himmelweit entfernt. Allein in den schönen Künsten und Wissenschaften besitzen wir griechischen Geschmak; wir lieben attische Feinheit, Richtigkeit in der Anlage, Nettigkeit in den Bildern, Grazie im Ausdrucke, und es ist nicht jedermanns Sache, diese Eigenschaften mit dem Kühnen, Erhabenen und Prächtigen der asiatischen Dichtkunst so zu verbinden, daß der Contrast nicht beleidige. Ein großer Kunstrichter will Spuhren von dieser Unschicklichkeit sogar im Klopstok angetroffen haben.

Der Dichter der eins von diesen Systemen wählen muß, handelt weise, wenn er sein Genie und seine Geisteskräfte zu Rathe ziehet, und dasjenige wählet, welches mit diesen am meisten übereinstimmet. Solchergestalt wird er zwar nicht alle Unschicklichkeiten vermeiden können, denn dieses ist, nach unserer jetzigen Verfassung, beynahe unmöglich; allein er wird von den Schönheiten, die ihm das System darbietet, allen möglichen Vortheil ziehen, und die Unschicklichkeiten zu verringern, oder zu verbergen suchen.

Freylich kann es mit aller Fabellehre in unsern Tagen den völligen Ernst nicht haben, den der lyrische Dichter oft wünschet. Ein Neuerer, der in seiner Begeisterung von Apoll und Minerva dichtet, scheinet dem Leser nicht ernsthafter, als Lucrez, der die Venus um Beystand anruft, ein Gedicht zu schreiben, in welchen er ihr das Vermögen beyzustehen abspricht. Allein was ist es überhaupt mit dem Enthusiasmus in unsern vernünftlenden Zeiten? Ein blosses Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr. Die Zeiten sind vorbey, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren, und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer grossen Versammlung vorgesungen worden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienste versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum Ergötzen da, oder eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsere Begeisterung

ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich einander gar gut verstehen, die sich einander gern zu Gefallen vieles nachsehen, daher ist es die Pflicht des Kunstrichters, durch ein unzeitiges Gelächter diese angenehme Mischung nicht zu unterbrechen —

Zu diesem anmuthigen Spiele, das am Ende nichts destoweniger lehrreich wird, hat die griechische Mythologie alle mögliche Erforderniße. Sie enthält einen Schaz von lieblichen Bildern, Allegorien und Anspielungen, die das Gemüth auf die angenehmste Weise unterhalten; ihre Scherze grenzen an hohe Weisheit, und unterrichten den Menschen, wie er unterrichtet seyn will, ohne Vorsaz; und endlich (welches gewiß ihr geringstes Verdienst nicht ist) sie verschwistert die Dichtkunst mit den übrigen ergözenden Künsten, mit Bildhauerkunst, Malerey, Tanzkunst, Belustigung an Schaumünzen u. s. w. die von der Mythologie ihre ganze Nahrung haben. Nur durch die Verwandschaft und Verbindung mit diesen Künsten erlanget die Dichtkunst die wahre Grazie, die das Herz des Virtuosen mit süsser Zufriedenheit erfüllt. Ohne Beziehung auf bildende Künste kann die Dichtkunst feurig, erhaben, gedankenvoll u. s. w. seyn, aber keinen Reiz haben.

Auch über diese Grundsäze würden Leute von Geschmak und Einsicht einig seyn, wenn nicht öfters ein falsches Vernünfteln den Geschmak auf Irrwege verleitete. Seichte Philosophie ist ein wahres Verderben für den guten Geschmak. Nichts ist leichter, als die Empfindungen der Schönheit durch Scheingründe in Verwirrung zu bringen; nichts ist leichter, als

unsere

unsere Aufmerksamkeit auf Unschiklichkeiten zu lenken, die nach dem Erforderniſſe der Kunſt lieber unbemerkt bleiben sollen. Die Ueberschrift auf dem berlinischen Opernhause Fridericus Rex Apollini, et Musis hat allgemeinen Beyfall erhalten. Wie ungereimt! kann ein solcher Vernünftler sprechen! Friedrich und Apoll auf einem neuern Gebäude! dieses ist entweder heydnisch, oder wenigstens ein Anachronismus. Das Capital der Corinthischen Seule — wie unnatürlich! Muß nicht das schwere Gebälke die Akanthblätter zerquetschen? — Oben auf dem Palaste Bildseulen? — Alles wider die Natur! Wer wird da oben am Rande des Daches spatziern gehn? Mit einer ähnlichen Philosophie hat man den Gesang, die Reime, die ganze Versification von der Schaubühne vertreiben, und ein andermal die ganze Poesie lächerlich machen wollen. — Ein Rousseau giebt den Malern den Anschlag, so wie sie Körper auf Flächen nachahmen; so möchten sie ihr Genie anstrengen, Flächen auf Körper nachzuahmen. Auf solche Weise haben die Künstler und Poeten Recht, wenn sie alle Philosophie verbitten.

Die Philosophie mag in den schönen Künsten und Wissenschaften die Ursachen der Erscheinungen aufsuchen. — Dieses ist ihr Amt. Aber sie wage keine voreilige Machtsprüche, und noch weniger eine ungelegene Erinnerung an Dinge, die ich vergessen will, sonst stöhrt sie muthwillig das unschuldigste Vergnügen. Wenn ich einen Ramler lese; so will ich gern vergessen, daß die heydnische Götter fabelhafte Wesen sind; zu meinem Vergnügen haben sie Realität ge-

nung.

nug. Wenn ich ihn seine Gedichte singen höre; so folge ich ihm, wohin er mich versetzen will; bin, was er aus mir machen will, und lasse ihn über meinen poetischen Glauben schalten wie er es gut findet. Er mag seine fabelhafte Wesen zu Allegorien, zu Gleichnissen, zu Anspielungen brauchen, oder gar in jetzigen Begebenheiten mitwirken lassen. Ich geniesse das lauterste, unschuldigste Vergnügen, und meine Vernunft ist so gefällig, jezt der Empfindung die Oberherrschaft einzuräumen. „Ja! spricht ein Fehlersuchender Kunst„richter, er verführet seine Zuhörer durch seine vor„trefliche Deklamation.„ — Es kann seyn, möchte ich einem solchen antworten, wenn Ramler Ihre, und Sie seine Gedichte verläsen; so würden sie mir vielleicht beyde nicht gefallen. Aber es wissen mehr Leute zu deklamiren, als Ramler; aber Gedichte wollen deklamirt, und nicht mit den Bleystifte in der Hand gelesen seyn.

Allein wie viel sind der Leser, die alle Feinheiten der Ramlerschen Muse einsehen? — Wenige. Sein Publikum bestehet aus einer geringen Anzahl von empfindungsvollen Kennern, die hier und da, in Deutschland, in Dännemark, in der Schweiz, u. s. w. sehr dünne gesäet sind. Auf die Ehre ein Lieblingsdichter des Volks zu werden, muß er schon Verzicht thun, und sich begnügen, für die wenigen Edlen zu dichten,

— — — Edel im Buche der
Großen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des Censors.

diese

diese sind mit der Muse Ramlers so vertraut, daß sie ihre feinsten Allegorien und Anspielungen verstehen; sie wissen gar wohl, z. B. daß die zwölf Arbeiten Herkules, in der Ode an die Feinde des Königs, (S. 25.) eine sehr genaue Beziehung hatten, auf die Umstände im Jahre 1760, und daß keine Zeile ohne Bedeutung ist. Das kriechende Seethier

Das gieng und wieder kam,

ist ihnen unentbehrlich, um das Gemälde vollständig zu machen, und sie lächeln über den schwachen Kopf, der die fünfte, sechste, siebente und achte Strophe dieser wohlausgeführten Allegorie durchstreichen, und statt der vierten folgende elende Reime hineinschieben will:

Als Herkules den Löwen und die Schaaren
Der wilden Ungeheu'r bezwang,
Und mit der Panzerhaut, durch alle zwölf Gefahren
Bis an die lezte drang.

sie schreiben vielleicht auf den Rand des verbesserten Exemplars,

exemplum grave praebet ales
Pegasus terrenum equitem gravatus.

In der Ode an die Muse (S. 61.) wissen sie, daß die erste Strophe

Willst du den allerhöchsten Zevs erhöhen,
Der sein allmächtig Haupt bewegt,
Und den Olymp erschüttert? oder Athenäen,
In diesem Haupt gepflegt,

wissen

wissen sie, daß diese Nachahmung des Pindars und Horazes allhier auch eine allegorische Bedeutung hat, und daß die Zeile

In diesem Haupt gepflegt,

nicht müßig da stehe. — Vielleicht gefällt ihnen diese Ode, wegen ihres ängstlichen Ganges am wenigsten in der ganzen Sammlung; aber folgende Stelle werden sie sich ganz gewiß, als eines Pindars würdig, vorzüglich merken:

Als Jüngling schlief er ehmals in der Höhle
Aoniens, und war die Lust
Der Musen; itzt erhöheten sie seine Seele:
Mit unbewegter Brust
Hielt er der Söhne Teuts verschworne Heere u. s. w.

Ein feines Lob des Helden und der schönen Wissenschaften zugleich. Ihnen hat er die Größe seiner Seele zu verdanken.

In der Ode auf die Wiederkunft des Königs (S. 52.), die von aller Mythologie frey ist, bedauern sie das Herz, das bey der fünften und sechsten Strophe ungerührt bleiben kann:

Fall' an sein Herz, o Königin, mit Zähren
Der Freude! Fleuch an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust
Dich reden läßt! Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedselig Angesicht:
Willkommen, Schutzgeist deines Volkes! und saget wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Wer

Wer hier den Ausgang der fünften Strophe unglüklich schilt, wen nicht der Strom der Empfindungen mit unaufhaltsamer Gewalt in die folgende Strophe mit sich fortreißt, der sey mit Recht verdammt, in den *Blumen*,

Die der offnen Erd' entsteigen,

eine Unanständigkeit zu finden, und sie aufs künftige zu verbitten.

Wir sind weit davon entfernt, Ramler für den Dichter zu halten,

Der ohne Fehler blieb,

oder es übel zu nehmen, wenn man in seinen Gedichten Schwachheiten bemerkt. Wir lassen der Kritik alle ihre Rechte; nur muß sie nicht aus einem Eigensinne des Geschmackes, oder wer weis aus welcher unschiklichern Ursache, Schönheiten in Fehler verwandeln, und dem Publikum mit Hohngelächter Staub in die Augen werfen wollen. Im übrigen sind wir selbst nicht der Meynung, daß alles in dieser Sammlung gleiche Bewunderung verdiene. Hier und da sind Stellen, wider welche der Kunstrichter noch manches erinnern darf, und so strenge auch ein Ramler sich selbst beurtheilet, so ermüdet er auch verbessert, und so fein und richtig auch sein Gefühl ist; so ist der Geschmak der Menschen doch gar zu verschieden, als daß er glauben könnte, allen seinen Lesern alle Gnüge gethan zu haben. Wir wagen es vielmehr unsere Anmerkungen und Erinnerungen dem Leser mitzutheilen. Liebe zur Kunst, und Bescheidenheit soll uns die Feder führen, von Schmeicheley und Misgunst gleichweit entfernt. Irren wir; so hat wenigstens unser Herz keinen Antheil dar-

an. — Wir werden uns aber vorzüglich bey den Stücken aufhalten, die wir jezt zum erstenmale lesen, und die längst bekannte übergehen.

Die erste Ode an den König im choriambischen Silbenmaße hat den prächtigen Gang des Römers, wenn er nicht mit dem kühnsten Feuer, sondern in einem gemäßigten, und desto vollerm Tone singet, wie z. E. in seiner ersten Ode. Glaubt man nicht den Römer zu hören, wenn er anhebt:

> Friederich! du dem ein GOtt das für die Sterblichen
> Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
> Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos erfüllst.

Wer empfindet hier nicht das Horazische in dem so kühn und rund gesagten Beywort: das für die Sterblichen so gefährliche Loos eines Monarchen, in dem darauf folgenden unerwarteten Gegensatze: Und, o Wunder! der du u. s. w. Wer hört nicht den Römer, der sein Thema so ankündiget:

> Siehe! deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
> Zwanzigtausend entflohn.

Der vom Pindar sagen kann:

> — — Der dircäische
> Herold, dessen Gesang weiter als Phidias
> Marmor, oder Apelles athmende Farbe strebt.

Der endlich, nachdem die ganze Ode edel und fein gelobt hat, gleichsam Schlag auf Schlag, Lob auf Lob endigen kann:

Glük-

— — Glüklicher Barde, der
Nicht den Feldherrn allein, und den geschäftigen
Landesfürsten in dir; der auch den Vater des
Hauses, der auch den Freund, der auch den fröh-
lichen
Weisen, groß in der Kunst jeder Kamöne, singt!
Götter! wäre doch ich dieser beneidete
Barde! selber zu schwach, aber durch meinen Held,
Und die Sprache gestärkt, die wie Kalliopens
Tuba tönet — —

Welch ein feines und wahres Lob auf unsere Sprache, und wie edel und wahr ist die Zuversicht, mit der er schließt:

— Wie weit ließ ich euch hinter mir,
Sänger Heinrichs! Und dich, ganze Zunft Ludewigs!

Das waren einzelne Stellen, und wer das Ganze des Gesanges ohne Zerreissung liest, und ein Ohr hat, das den Tritt Horatzens hören kann, der wird ihn überall hören: ihn hören, wenn sich der Numerus auf ein mächtiges Wort, oft nur auf ein starkes Verbindungswort stützet; ihn hören, wenn sich die Perioden aneinander drängen, und durch Wiederholung eines Worts gleichsam Hand in Hand schliessen; ihn hören, wenn sich ein ganzer Sinn in ein einziges unerwartetes Beywort zu lagern scheinet; ihn hören, wenn sich die Bilder so in die Sprache hineinweben, daß sie bey der geringsten Trennung zu verschwinden scheinen. — — Allein wir können nicht umhin auch folgende Kleinigkeiten anzumerken, die man nur an einem Ramler tadeln darf.

Die zwanzigtausend Tage treffen zu genau mit dem Alter des Königs zusammen, und wenn dieses der

Muse auch von Ungefähr gelungen seyn sollte; so hätte sie die Zahl nicht so geradezu nennen sollen. Die lyrische Muse pflegt sich selten in so große Zahlen finden zu können.

— — Ihnen folgt alljubald
Jedes Denkmal von dir.

Den Tagen, welche entflohen sind, folgen die Denkmäler; dieser Ausdruk hat etwas unschikliches, und jedes Denkmal von dir ist zweydeutig. Es kann heissen, jedes von dir errichtete, und auch jedes dir gewidmete Denkmal.

— — Selbst der unsterbliche
Macedonier, wie lebt er? Bewundert und
Nicht geliebt; denn er fand keinen Dircäischen
Herold, dessen Gesang weiter, als Phidias
Marmor, oder Apelles athmende Farbe strebt —
Aber siehe! wie lebt Cesar Oktavius
Durch den Edlen in Rom?
— — ewig geliebt, ewig ein Muster der
Vater jegliches Volks!

Diese Wendung ist neu. Horaz sagt, ohne den Dichter bleibt der Held unberühmt. Ramler geht weiter. Mahlerey und Bildhauerkunst können auch den Helden verewigen, aber nicht den Vater des Volks, nicht den liebreichen Regenten. Sie stellen den Eroberer der Nachwelt zur Bewunderung dar; aber in dem Landesfürsten den Menschenfreund, den Weisen, als einen Gegenstand der Liebe, als ein Muster der Nachahmung darzustellen, ist der Dichtkunst allein vorbehalten, die

weiter, als Phidias
Marmor, oder Apelles athmende Farbe strebt.

Scha-

Schade! daß dieser Sinn in einer etwas getrennten Reihe von Sätzen ein wenig versteckt liegt, und sich dem Leser nicht sogleich anbietet. Die Betrachtung hätte ihrer Neuheit halber verdient in ein stärkeres Licht gesezt zu werden.

Die zweyte Ode an den Apoll, bey Eröfnung des Opernhauses in Berlin, in fünf dreyzeiligen Strophen, ist des Gottes würdig, an den sie gerichtet ist. Nach einer allegorischen Beschreibung der heroischen Oper, bittet der Dichter den Gott, dem der Tempel geweihet ist:

Vergönne doch auch der süssen Cythere
Den Zutritt, und o! dem freundlichen Amor,
Der leicht gerüstet vor ihr hüpft;

Den Grazien, die der Gürtel entbehren,
Der Suada, mit hold einladenden Lippen,
Und allem jungen Göttervolk!

Komm, Freude, du Kind der Hebe! komm, Lachen,
Die Hände gestemmt in keuchende Seiten!
Und du, schalkhafter kleiner Scherz!

Wem werden diese süssen Bilder nicht gefallen? Wer wird nicht das o!, das den freundlichen Amor ankündiget, wohl aufnehmen? Wer siehet nicht gern den angenehmen Zwist der Bilder, den das gerüstet und das freundliche Hüpfen macht? Wessen Auge wird nicht heiter, Grazien ohne Gürtel, die Suada mit ihren holdeinladenden Lippen, und alles junge Göttervolk im Gefolge der Venus kommen zu sehen? Wer klatschet nicht bey der anmuthigen Einladung: Komm, Freude! u. s. w. mit in die Hände,

und siehet zulezt den schalkhaften kleinen Scherz, der unschädlich ist, weil er nur klein ist, auch im Sylbenmaaße nachgaukeln? — Das Lachen

Die Hände gestemmt in keuchende Seiten,

hat den Kunstrichtern misfallen. Es ist wahr, die Venus liebt nur jenes süsse Lachen, das nach dem Bilde Alciphrons sanfter ist, als die stille See. Allein das zur Person umgebildete Lachen in abstracto, erfordert stärkere und charakteristerischere Züge, solche, die der Maler wählen würde, wenn er es zu schildern hätte. Ein anders ist das Lachen, als eine Eigenschaft der holdseeligen Göttin, ein anders der kleine muthwillige Knabe, der mit dem schalkhaften Scherze ihr nachgaukelt. — Zudem konnte der Dichter, der alle Gattungen der Opern allegorisch beschreibet, die komische Oper, die gewiß mehr als ein sanftes Lächeln ist, nicht ganz übergehen, und er hat ihr nur eine Zeile aufgeopfert. — Mit mehrerm Rechte findet man den Ausdruk:

Grazien, die der Gürtel entbehren,

etwas schwerfällig, und nicht so lieblich, als das Zonis Gratiae solutis.

Das dritte Stük: Amynt und Cloe, ein trefliches Gemählde in fortgehender Handlung, würde in einer Erzählung, wo die Bewegungen deutlicher in die Augen gefallen wären, mehr Leben bekommen haben. Die lyrische Gattung verträgt sich nicht mit der Erzählung, daher der Dichter die Handlung in ihren Abänderungen nicht hat beschreiben können. Der Leser muß sie errathen, und in Gedanken hinzuthun, wodurch die

Com-

Composition nicht einem jeden in ihrem vollen Lichte erscheinen dürfte. — Cloe im Bade gestöhrt, — sie erschrikt, eilet plätschernd heraus, und fliehet nakt — weh! durch ein Dornengebüsche — Amynt verfolgt sie nicht, aus zärtlicher Sorgsamkeit, er rufet ihr fliehend nach:

Ich bins, o Cloe, fleuch nicht mit naktem Fuß
Durch diese Dornen! fleuch nicht den frommen
Amynt!
Hier ist dein Kranz, hier ist dein Gürtel,
Komm, bade sicher, ich stöhre dich nicht.
Sieh her! ich eile zurük, und hänge den Raub
An diesen Weydenbaum auf.

Dieses thut er, und weichet wirklich zurük. — Das schüchterne Mädchen siehet sich um, erblicket niemanden, und kehret um, ihren Kranz und ihren Gürtel zu nehmen. — Jezt schlupft der Fromme aus seinem Hinterhalte hervor: —

Ach, stürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyclope dir nach! —

Er ereilet sie, und raubt ihr, was sie nicht geben wolte, — einen Kuß:

Dich schlankes, flüchtiges Reh, dich hab ich erhascht!
Nun widerstrebe nicht mehr! Nimm Gürtel und
Kranz,
Und reiche sie der strengen Göttinn,
An deren öden Altare du dienst.

Die folgenden beyden Stücke: Sehnsucht nach dem Winter, 1744. und auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, 1749. sind

vielleicht die vorzüglichsten nicht in dieser Sammlung; allein sie werden Kunstverständigen, ausser einzelnen Schönheiten, die darinn nicht sparsam vorkommen, auch deswegen schäzbar seyn, weil es jugendliche Arbeiten des Dichters sind, die sein Genie im Aufkeimen zeigen. Man siehet darin den sich bildenden Dichter, der sich eine Bahn bricht, aber noch auf derselben mit etwas unsichern Schritten fortwandelt. Das erste hebt mit einer stillen Malerey an:

> Die Stürme befahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken,
> Und jagen donnernde Ströme durchs Land.
> Die Wälder stehen entblößt; das Laub der geselligen Linde
> Wird weit umher in die Thäler geführt.
> Der Weinstok, ein dürres Gesträuch , , ,

Bey Erblickung des Weinstockes geräth die Muse in lyrisches Feuer, und fährt auf:

> Was klag ich den göttlichen Weinstok?
> Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut,
> Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleertem Füllhorn,
> Und ruft dem Winter im Tannenkranz her.

Aber sie kehret wieder zur Malerey zurük;

> Er dekt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde, u. s. w.

Am Ende der fünften Strophe befindet sich ein Bild, das allein eine ganze Ode werth ist:

> Dann baden die Knaben nicht mehr, und schwimmen unter den Fischen:
> Sie gehn auf harten Gewässern einher,

Und

Und haben Schuhe von Stal: der Mann der freundlichen Venus.
Verbarg des Blitzes Geschwindigkeit drein.

Die Ode auf den Granatapfel verbindet kühne Wendungen und Bilder, Nachdruk und den höchsten Wohllaut. Grünen Krone, und noch weniger goldnen Körner, können nicht anders, als einer fehlerhaften Aussprache nach, für übellautend gehalten werden. Wer sie tadeln wolte, müßte etwa krüne Krone und koldne Körner aussprechen. Im Jahr 1749. hatten wir im Deutschen vielleicht noch keine Ode von diesem Werthe; Allein mit den spätern Arbeiten des Dichters verglichen, scheinet diese Ode ein zu studiertes Ansehen zu haben. Die Theile falten sich so frey nicht auseinander, und bewegen sich in ihren Gelenken nicht ohne Zwang. Die Verbesserungen, welche Herr R. mit dieser aus den kritisch. Nachr. sonst schon bekannten Ode vorgenommen, sind, wie man sie von dem sichern Geschmacke eines solchen Kunstrichters und von der Fähigkeit eines solchen Dichters erwarten konnte, alle wohlgegründet und glüklich; aber sie betreffen nur das Detail. Die Anlage kan selten durch Verbesserungen gewinnen. Auch die Kunstrichter, welchen diese Ode vorzüglich gefallen, müssen mehr auf einzelne Schönheiten, als auf das Ganze gesehen haben. Die ganze vierte und fünfte Strophe z. B. sind vortreflich:

Urplötzlich sind der Felsen graue Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Kinder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beseelt.

In Wäldern wird er einsam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas,
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Besuche, den Tod mit Gleichmuth.

Der Triumph hat ein freyes Sylbenmaaß. Jede Zeile hat den vollkommensten Wohllaut, aber sie sind von ungleicher Länge. Das einzigemal vielleicht, das sich ein Ramler diese Freyheit erlaubt hat. An wahrer Poesie ist dieses Stük unsers Erachtens, eines der stärksten. Ein wohlgeordneter Plan verbindet alle Theile, lyrische Wendungen, hohe Gedanken, mächtige Sprüche, und pindarische Züge überall. Wir würden zu wenig Zutrauen zu dem Geschmacke unserer Leser verrathen, wenn wir ihnen alle diese Schönheiten einzeln zergliederten. Den Schluß allein wollen wir hersetzen, in welchem sich der Dichter von aller Beschuldigung der Schmeicheley gegen seinem Helden, mit der strengsten Wahrheit, (alle seine Zeitgenossen müssen ihm dieses Zeugniß geben) vor den Augen der Nachwelt rechtfertiget. — Welch eine Sentenz!

sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster. — Und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Diesen König besingen.
Drum schweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer, als der Ceische
Und der Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem Seinigen nicht.
Und ob er auch diesen Triumph verlenkt,

Und

Händeklatschen, des Volks ehrenbezeugendes
Aufstehn; dich um Gespräche mit
Grossen Königen nicht, noch um die schmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen.

— Und nun können wir einen großen Theil Oden überspringen, und uns mit Anführung ihrer Namen begnügen. Sie sind meistens während des vorigen Krieges erschienen: Liebhaber der Dichtkunst wissen sie schon auswendig. Sie heissen: An die Stadt Berlin: An die Feinde des Königs: Lied der Nymphe Persante: Auf ein Geschütz: An den Fabius: An seinen Arzt: An Krause: An die Göttin der Eintracht: Auf die Wiederkunft des Königs: An Hymen: An die Muse: Glaucus Wahrsagung: Ptolomäus und Berenice.

Mit unter läuft eine Ode an Lycidas, die wir zum erstenmal lesen, und die uns so ausserordentlich gefallen, daß wir sie gern ganz hersetzten; wir überlassen sie aber dem Liebhaber selbst zu lesen. Man höre die erste und die drey letzten Strophen:

Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfieng,
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan sich vom Busen loswand —

Ununterwiesen wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblume singen, und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,

Die wohlbewachte Scham, sich zur Führerin
Entbiethen. Ihm wird Pallas die Wolke von
Den Augen nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

In

„eine Rathsversammlung einer Stadt an, die aus „drey Gliedern besteht. Alle drey haben die höchste „Gewalt unter sich gemein; sie sind alle drey der Rath „und sind doch nicht drey Räthe, sondern ein Rath, „der aus drey Personen besteht.„ Und wo steht wohl in der Bibel, daß der Teufel, bey seiner Erlaubniß nach der Verstossung aus dem Himmel noch eine Zeitlang in der Welt umher zu streifen, die Menschen verführt hätte, um sich an Gott zu rächen und ihm seine Freude an den Menschen zu verderben? Der Verf. hätte die durch Jesum Christum gestiftete Erlösung des menschlichen Geschlechts und sein Verdienst, wie es uns offenbart ist, an und für sich nehmen und es bey den rührenden wahren Vorstellungen, die er davon macht, bewenden lassen sollen, ohne sich mit philosophischen Raisonnements, wie dies und das dabey seyn müßte, und was folgen würde, wenn es nicht so wäre, abzugeben. Es wird dabey immer gar zu viel willkührliches angenommen und a priori läßt sich nichts davon bestimmen.

Die Anmerkungen über das Krankenbette eines jungen Frauenzimmers im zweyten Stük lassen sich angenehm lesen. Aber sollten wohl solche kleine poetische Gemählde als S. 83. gemacht werden, da natürlich seyn und am rechten Orte stehen? Sie kommen uns als Nachahmungen der Geßnerischen Muse vor und würden vielleicht in einem Schäfergedicht gefallen, aber hier sind sie, wenn wir nicht sehr irren, unrecht angebracht. Natürlicher Weise mußte der V. mit einem wehmüthigen schweren Herzen von dem Krankenbette einer elenden Person zurükkommen und

er

er ist ganz arkadischer Dichter und kann sich in dem dichterischen Gefühl hinsetzen und seinen Lesern die schönen Frühlingstage voller balsamischen Düfte unter Blumen, Nachtigallen und schattigten Bäumen an rauschenden Bächen vor die Augen zaubern, welche für die junge Kranke verlohren wären. Und denn hätten wir freylich auch mit zärtlicher Bekümmerniß um die leidende Unschuld an die Unbegreiflichkeit der göttlichen Zulassungen gedacht, aber unmöglich würden uns die Gedanken haben einfallen können: Kann Gott sie nicht erlösen? Oder will er sie nicht erlösen? Oder weis er nichts von ihrem Leiden? — Was der Hr. V. über die faßliche und gründliche Lehrart, kleine Kinder in der Religion zu unterrichten im dritten Stük beybringt, verdient allen Beyfall. So ist es recht, wie er seine Kinder anführet, sie Gott aus seinen Werken und Wohlthaten kennen lehrt, sie zur Liebe gegen sie erwekt und den Saamen des Christenthums in ihre unverderbte Seelen hineinlegt. — Den vierten Aufsaz nennt er eine Aesthetik der Blumen, oder die Schönheit der Nelken und Grasblumen aus den ersten Gründen der Vollkommenheit und des Ebenmaßes hergeleitet. Er läßt sich darin weitläufig auf eine Kritik der Nelken ein, welche eigentlich für Blumisten und Kunstgärtner, die so viel von den holländischen Zeichnungen ihrer Pikotten, Bizarden und Concordien sprechen, aufgesezt zu seyn scheint, wiewohl sie auch andern gefallen wird. Gut wäre es, wenn alle unsere Blumenliebhaber auch täglich mit einem so vergnügten und dem grossen Schöpfer der Natur ergebenen Herzen

vor ihren Theatern vorübergiengen, als Hr. S. und bey dem abblühen ihrer Lieblinge sich so lebhaft ihrer eigenen Vergänglichkeit erinnerten als er. Den Schluß dieses Stüks haben wir mit Vergnügen gelesen. — Die fünfte Abhandlung, welche den Titel führt: Die christliche Sittenlehre, was das Verhalten gegen unsre Feinde betrift, erkläret und wider die Einwürfe der Freygeister vertheidigt, ist ganz gründlich und gut, doch hätte sie etwas kürzer abgefaßt werden können. Hr. S. hat über diese Materie keine Betrachtung vorbey gelassen, die hieher gehört und das meiste nach richtigen Einschränkungen und Bestimmungen vorgetragen; ausser zur Grosmuth gegen Feinde gehört noch was mehreres, als er S. 301. dazu rechnet, denn das erschöpft den Begrif der Grosmuth noch nicht. Nur die feinen treffenden Ausbildungen moralischer Charaktere für Leser von Geschmak sind nicht recht seine Sache. Ariste und Phormio empfehlen sich durch edle Züge und werden auch in der Schilderung des V. gefallen. Der Parlementsrath in Paris, die Marquisin von Villacerf, die großen Gesinnungen der alten Griechen und Römer welche von der guten Bekanntschaft des V. mit ihnen zeugen, sind wohl angebracht. Aber die Frau Amtmännin Orgon, die Hr. S. als eine böse sieben in den Bürgergehorsam bringen und mit Wasser und Brod speisen läßt, und den Herrn von Haudegen wünscht man weg. Das Ideal ist immer wahr und aus dem menschlichen Leben hergenommen, aber die Zeichnung ist dem Maler verunglükt. Das häsliche Bild des Matrosen, wie er Krüge, Tische und Bänke

in

wollen der gute Freund seyn, der dem Verfasser dieser kleinen Schrift aufrichtig sagt, was ihm noch fehlt, damit er sich darnach prüfe, ob er seinen zweyten Theil, den er *ankündigt*, so wie er ihn vielleicht fertig hat, herausgebe, oder noch mehr ausbessere. Der Titel, den er seinem Werkchen gegeben, läßt freylich Betrachtungen über das Landleben und die Annehmlichkeit der ländlichen Ruhe erwarten. Allein der Inhalt geht anderswohin und der Verf. hat bloß die Muße, welche ihm von seinen Amtsgeschäften auf dem Lande übrig geblieben ist, dazu anwenden wollen, dem Publikum einige theologische und moralische Betrachtungen zur Beförderung der Religion und Tugend vorzulegen.

Die erste Abhandlung, der erhabenste Gegenstand der Rede- und Dichtkunst, welche wir mit der Vorstellung, daß es etwas kritisches aus dem Felde der schönen Wissenschaften seyn würde, zu lesen anfingen, enthält, wie kaum zu vermuthen steht, einen kurzen Auszug der christlichen Glaubenslehre, wie man sie in *allen* dogmatischen Compendien findet. Der Herr Verf. philosophirt da über den Fall des Menschen, über das Geheimniß der Dreyeinigkeit, über die Erlösung und Menschwerdung des Sohnes Gottes u. s. w. welche leztere er als den erhabensten Gegenstand der Dichtkunst vorstellt. Wir wünschten nur, Herr S. möchte dabey mehr nach dem eigentl. Sinn der Schrift als in den gewöhnlichen Formeln des Systems gedacht haben. Daß man doch nicht aufhören will, solche unschikliche Vergleichungen zu machen, um die Vorstellung der Dreyeinigkeit zu erleichtern, als S. 24. von Hr. S. geschehen ist. „Man nehme,„ heißt es, „eine

„wissen, Menschenliebe und Gerechtigkeit mit dem
„Zorn, dem Haß, der Bosheit. Diese Bewegungen
„sind Anfangs im Herzen verschlossen, und gehen so
„wunderbar durch einander, als das Feuer in den Ein-
„geweiden des Aetna, oder eine Maße von Schwe-
„fel und Feilspänen, welche in die Erde vergraben wor-
„den, in welcher die streitenden Elemente heftig durch-
„einander gähren, bis sie ihr Gefängniß erbrechen und
„die Erde über sich zerreissen und Dampf und Flam-
„men von sich stossen. Die eingeschlossene Galle kocht
„in dem Herzen, und weil der Dampf davon nirgend
„seinen Ausgang findet, fällt er auf dasselbe zurük und
„erfüllet die Brust mit einem so dicken Schwall von
„giftigen Dünsten, daß sie davon bersten möchte.
„Endlich überwältigt die Bosheit und der Haß das
„Gewissen, u. s. w." Uebrigens läßt der V. durch-
gängig Gesinnungen einer offenen und freymüthigen
Seele blicken und unsre Landgemeinden würden sich
sehr gut dabey stehen, wenn mehrere ihrer Prediger
so viel Kentniß und Rechtschaffenheit hätten, als Hr.
S., ob sie gleich nicht alle Schriftsteller werden dürf-
ten. Allein seine Begriffe in der eigentlichen Theolo-
gie brauchen noch mehr Berichtigung, und seine Schreib-
art hat noch viel Politur nöthig. Leser von feinem Ge-
fühl des anständigen und unanständigen, und für solche
muß man doch nur schreiben, können die vierschröti-
gen Lümmel von achtzehn Jahren, die dummen
Tröpfe und Windbeutel, das mausigtmachen,
an den Hals schlagen, in ein Wespennest stechen,
einem die Mahlzeit übel versalzen, und dergleichen
gemeine niedrige Redensarten unmöglich ausstehen,

er ist ganz arkadischer Dichter und kann sich in dem dichterischen Gefühl hinsetzen und seinen Lesern die schönen Frühlingstage voller balsamischen Düfte unter Blumen, Nachtigallen und schattigten Bäumen an rauschenden Bächen vor die Augen zaubern, welche für die junge Kranke verlohren wären. Und denn hätten wir freylich auch mit zärtlicher Bekümmerniß um die leidende Unschuld an die Unbegreiflichkeit der göttlichen Zulassungen gedacht, aber unmöglich würden uns die Gedanken haben einfallen können: Kann Gott sie nicht erlösen? Oder will er sie nicht erlösen? Oder weis er nichts von ihrem Leiden? — Was der Hr. V. über die faßliche und gründliche Lehrart, kleine Kinder in der Religion zu unterrichten im dritten Stük beybringt, verdient allen Beyfall. So ist es recht, wie er seine Kinder anführt, sie Gott aus seinen Werken und Wohlthaten kennen lehrt, sie zur Liebe gegen sie erwekt und den Saamen des Christenthums in ihre unverderbte Seelen hineinlegt. — Den vierten Aufsaz nennt er eine Aesthetik der Blumen, oder die Schönheit der Nelken und Grasblumen aus den ersten Gründen der Vollkommenheit und des Ebenmaßes hergeleitet. Er läßt sich darin weitläufig auf eine Kritik der Nelken ein, welche eigentlich für Blumisten und Kunstgärtner, die so viel von den holländischen Zeichnungen ihrer Pikotten, Bizarden und Concordien sprechen, aufgesezt zu seyn scheint, wiewohl sie auch andern gefallen wird. Gut wäre es, wenn alle unsere Blumenliebhaber auch täglich mit einem so vergnügten und dem grossen Schöpfer der Natur ergebenen Herzen

Ob die peinliche Strafen, welche die Gesetze für gröbere Verbrechen bestimmen, mit diesen immer in einer richtigen Verhältnisse stehen und auf dem besten Wege ihre Absichten erreichen, ist eine Frage die schon die Erfahrung, und die Verschiedenheit der Provincialgesetze in Deutschland über einerley Unthaten verneinet, und in der That braucht es keiner sehr tiefsinnigen Untersuchungen, um die Gesetzgeber hier öfters nicht als Philosophen zu erblicken. Man ist darin einig, daß die Größe eines Verbrechens aus dessen Folgen für die bürgerliche Gesellschaft, und aus dieser die Strafe selbst bestimmt werden müsse. Nur bleibt die Schwierigkeit übrig, von einer übertriebenen Strenge und Gelindigkeit sich in der gehörigen Entfernung zu halten; und noch bedenklicher scheinet es uns eine Strafe, die gleichsam das Recht der Verjährung für sich hat, gegen eine andere ohne die wichtigsten Ursachen aufzuheben. Diese Ursachen würde Hr. Brenk für sich gehabt haben, wenn er seinem zum Eingange gethanen Versprechen gemäs, uns überführend gezeigt hätte, daß die gewöhnliche Diebsstrafen zu Erhaltung der Absicht nicht tauglich und hinlänglich und darzu dem gemeinen Wesen besonders schädlich seyn; durch seine ausgedachte Vorkehrungen hingegen Diebstal und Räuberey ganz ungewöhnlich werden, und zugleich dem gemeinen Wesen sonderbare Vortheile zuwachsen würden. Wir wollen die vorzüglichen Beweise dieser Sätze hören. Untaugliche Mittel, sagt der Verf. seyen die gewöhnliche Diebsstrafen, weil sie den Bewegungsgrund zum Stehlen nicht benähmen, welches doch bey allen Strafen erfordert

in Stücken schlägt, mit seinen Prügeleyen und Flüchen sollte gar nicht da stehen. Es gehört für den Pöbel, und der wird den Verf. so wenig lesen als er für ihn schreibt. Was soll es also für Leser von besserer Denkungsart? — Der sechste und lezte Aufsaz enthält einen Beweis der christlichen Religion aus dem Zeugniß der Märtyrer. Hr. S. hat hier nicht als ein bloßer Compilator Geschichte zusammen getragen, sondern auch selbst dabey gedacht und genau bestimt, in wieferne man dieselbe zur Unterstüzung der eigentlichen Beweisgründe für die göttliche Wahrheit des Christenthums brauchen könne. S. 342. merkt er ganz richtig an: „Ein Phantast hält seine Träume „so gut für Wahrheit, als ein Philosoph seine Schlüs„se; und die Annehmung und Beobachtung einer Leh„re richtet sich nicht sowohl nach der Gewisheit als dem „Leben der Erkenntniß. Man kann also aus dem Ei„fer der Bekenner die Wahrheit einer Lehre eben so „wenig schliessen, als aus einer Kaltsinnigkeit die Falsch„heit derselben.„

Vielleicht wird der Hr. V. unsere Erinnerungen nutzen. Ueberhaupt sieht man wohl, daß er gut denkt. Sein Styl hat auch eine gewisse natürliche Leichtigkeit, er ist fliessend und wirklich angenehm. Allein manchesmal wird er am unrechten Ort zu mahlerisch, und blühend, oder pretiös witzig, wo er mehr Einfalt haben solte, auch schreibt er meistens zu weitschweifig. Die Entstehungsart der Rache z. B. S. 251. f. ist ganz wahr, aber viel zu schwülstig und allegorisirt beschrieben. Werden unsere Leser die Vorstellung schön finden? „In der Brust eines Rachgierigen streiten Ge-

jeder Verbrecher sein eigenes Todesurtheil, so bald er die Strafgesetze eines Staates und der bürgerlichen Gesellschaft übertritt, zu deren Mitgliede mit allen davon abhangenden Vortheilen er sich angegeben hatte. Noch irriger ist der Verfasser, wenn er uns überreden will, eben die Todesstrafe verleite die Diebe, um nicht ergriffen zu werden, mit tödlichem Gewehre, und öfters mit Morden ihre Unthaten zu verüben. Er nennt uns die Länder wo nächtliche Einbrüche und mit Mordthaten vergesellschaftete Räubereyen deßwegen seltner seyn sollen, weil der Diebstal nicht mit dem Leben gebüsset wird. Italien gehöret gewiß nicht darunter; und das Gegentheil von seiner Meynung beweiset Engelland, wo die Galgen mit Spitzbuben prangen, die es in Betrachte der Grosmuth gegen die Beraubte allen Nationen in der Welt zuvorthun. Doch wir kommen mit Vorbeylassung unerheblicherer Gründe des Verfassers, zu seiner vorgeschlagenen neuen Diebesstrafe. „Der Dieb soll angehalten werden, den „Ersaz des begangenen Diebstals nebst der proportionirten Strafe zu bezahlen;„ (dieses geschiehet, so viel wir wissen, bey vermögenden Dieben allemal:) „und „wo er solches aus Armuth nicht thun kann, daß er „auf so lange an Privatpersonen zur Arbeit verkauft „werde, bis er den, von den Käufer bezahlten Werth „sowohl des entwendeten Guts, als auch der gehörigen Strafe mit einigem Interesse abverdienet habe. „Wenn demnach der Dieb 100 fl. gestohlen hat, so „soll er ausser sothanen Ersaz auch 100 fl. zur Strafe „bezahlen, oder 200 fl. abverdienen.„ Vermuthlich haben sich unsre Leser mit uns eine ganz andere Ent-

deckung

wenn sie da mit unterlauffen, wo die ehrwürdigen Wahrheiten der Religion einen durchgängig anständigen und edlen Ausdruk erfordern. Und denn muß ein guter Schriftsteller sich hüten, daß er aus seinen Abhandlungen ein Allerley mache, daß er den Lesern gar zu bekannte und alltägliche Betrachtungen vorlege, oder ihnen manche unbedeutende Kleinigkeiten sage, woran ihnen eben nicht gelegen seyn kann. Es intereßirt z. B. den Leser nicht, zu wissen, wie der V. zu seiner Nelkensamlung gekommen sey, ob er sie gekauft, oder von seinen Freunden aus Halberstadt oder Erfurt habe. Einen kleinen Sprachfehler wollen wir noch anmerken: es ist der deutschen Grammatik entgegen, wenn man statt der Artickel in der mehreren Zahl der und den, derer und denen braucht. Es muß wohl nicht heissen: die Hofnung derer Christen, sondern der Christen; nicht denen Rebellen Gnade ertheilen, sondern den Rebellen. Wir haben gefunden, daß Hr. S. hierinn durchgehends fehlt. Oder vielleicht hält er es mit vielen andern so für recht.

D.

III.

Die mögliche, nüzliche und gerechte Abänderung der gewöhnlichen Diebesstrafen zur Beurtheilung des Publici vorgestellet, von Joh. Wolfgang Brenk, Leg. Secret. 1766. 4 Bogen in 4.

Huben kaufen oder verkaufen will, wollen wir wol, für einen Anlaß zu seiner Schrift, nicht aber für eine Bürgschaft annehmen, daß sich dieser Handel jemals ins Große oder in die Länge erstrecken werde. Auch können wir des Verf. Auflösung eines Zweifels, den er sich gegen die Einführung seiner neuen Diebesstrafe gemacht hatte, nicht unbemerkt vorbey lassen, weil sie den Defensoren einen Grund zur Vertheidigung der Uebelthäter an die Hand giebt, den bisher unsere erleuchteste Criminalisten übersehen haben. Die P. H. G. O. heißt es, stehet meinem Projekte nicht entgegen; „denn die Strafen sind darin von dem „Verfasser nicht nach den Grundsätzen der Rechte „abgefaßt; sondern mehrmalen über die Proportion „erhöhet worden, und können daher der unwandelba- „ren Gerechtigkeit keinen Abbruch thun, weil solche „weder durch ein Gebot, noch durch die lange Zeit die „geringste Veränderung annimmt. Was demnach „durch einen Irthum den Anfang genommen, und „durch die Gewohnheit eingeführt und gebr[illegible]ch „worden ist, das soll deshalb nicht zur Nach[illegible]e- „nommen werden — —. Folglich kan di[illegible] H. „G. O. eine in Betreff des Diebstals vorzu[illegible]nde „bessere Verfügung um so weniger behindern, da durch „selbige die göttliche Gerechtigkeit in diesem Artickel „gar sehr verlezt wird. Warum aber just in diesem Artickel? das Leben ist überall eine edle mit nichts zuersetzende Sache, und der Verfasser kan es nach seinen Grundsätzen nicht übel nehmen, wenn die Vertheidiger künftiger Uebelthäter, einem so beschwerlichen Gesetze, als die peinliche Halsgerichtsordnung ist,

auch

dert werde. Alle Arten von Spitzbuben vergässen den Galgen. Der wollüstige Dieb aus Leichtsinn, der Geitzige aus Haabsucht, und der Hungrige aus Gefälligkeit für seinen Magen. Sodann lehre die Erfahrung daß die Absichten dieser Strafe nicht erreicht würden; sondern dem ohngeachtet aller Orten ohne Unterlaß gestohlen werde. — — Schlim genug. Geschicht aber dieses bey Diebstal und Räuberey allein? und wird wohl ein gelinderes Mittel diese Uebel heilen? Wir können uns so lange davon nicht überzeugen, als die Menschen bleiben werden, was sie sind, und ihnen der zeitliche Todt mit der ewigen Verdammniß auf einer, und eine gleich lange Seeligkeit auf der andern Seiten, täglich zu Gemüthe geführt, die Bewegungsgründe zum Bösen weder ganz benehmen, noch das bezweckte Gute bey ihnen allgemein bewürken werden. Zu dem wären ja diese Gründe des Verfassers, wenn sie Stich hielten, nicht sowohl für die Abänderung einer gewöhnlichen Strafe, als für ihre gänzliche Aufhebung selbst gemacht. Ferner soll die auf den Diebstal gesetzte Todesstrafe unbillig seyn und nach der Gerechtigkeit nicht können vollzogen werden, indem die Strafe der Uebelthat jedesmal gleich, mithin weder grösser noch geringer seyn müsse. Nun sey aber das Leben viel kostbarer als die zeitlichen Güter, und deren Verlust mit dem Verluste von jenem in keine Gleichheit zu setzen; folglich ꝛc. ꝛc. Dieser Schluß trift nicht, so lange es gewiß ist, daß die Bestrafungen mehr zu einem schreckenden Beyspiele für andere als für den Uebelthäter selbst gemacht sind. Und auch dieses bey Seite gesezt; so unterschreibt ein

izt nicht entscheiden. Der Verfasser hat die Möglich-
keit gefühlt den Grenzen eines Verbrechens ein Ziel zu
stecken, die sich durch die sorglose Gleichgültigkeit vieler
Obrigkeiten gegen die thunlichste Vorschläge merklich
erweitern. Wir wollen uns deutlicher erklären, und
vielleicht das einzige untrügliche Mittel angeben, wo-
durch den Diebstälen und Raubereyen kräftiger als
durch geminderte und erhöhete Strafen gesteuert wer-
den kan. Der Recensent hat ein Todtenregister von
mehr als sechzig aufgehenkten Dieben, aus einem Lande
von beträchtlichem Umfange vor sich, wovon nur ein
einziger ein Landskind, alle übrige aber Zigeuner, ge-
hegte Landstreicher und Bettelvolk gewesen sind. Wie
wenn ein Landsherr diesem lästigen Gesindel den Ein-
tritt in seine Länder gänzlich versagte, und dabey ver-
ordnete, daß jedes Amt, jede Stadt, und jede Ge-
meinde ihre Armen selbst verpflegte? Würde in die-
sem Falle nicht der wahrhaftig Dürftige des Almo-
sens sich alleine erfreuen können? der Unwürdige hin-
gegen, seiner Gemeinde bekannt, an statt des [illegible]g-
gangs und Bettlens zur Arbeit greifen müss[illegible]r
so unfehlbar finden wird, als gegründet di[illegible]gen
über den Mangel williger Arbeiter überall sin[illegible]e
Möglichkeit und den Vortheil einer solchen Anstalt be-
weiset dem Recensenten die Probe, welche der Herzog-
lich Würtenbergische Oberamtmann Faber in dem ihm
anvertrauten Oberamte Nürtingen vor einigen Jahren
gemacht hat, dessen Beyspiel alle Obrigkeiten zu einer
allgemeinen Nachfolge billig anreizen sollte. Die Rich-
tigkeit dieser Idee zeigen unter andern die Königl.
Preußl. und Churbrandenb. Lande, in welchen wegen
der

deckung als diese vorgestellt. Die Rekruten die in gewissen Ländern Jahr aus Jahr ein auf den Festungsbau, in die Raspelhäuser und auf die Galeeren geliefert werden, hätten billig unserm Verfasser sein Projekt schon verdächtig machen sollen, und wir wundern uns diesen sehr natürlichen Einfall gegen die Zulänglichkeit der neuen Strafe nicht unter den neuen Zweifeln zu finden, die er sich gegen seinen Vorschlag selbst gemacht, und wie leicht zu glauben ist, wieder hat heben können, auch würklich gehoben hat. Von diesen Zweifeln ist der lezte der beträchtlichste und vermuthlich aus dieser Ursache am schlechtesten, oder wie uns dünkt, gar nicht beantwortet. „Die verkauften Diebe werden ihren „Herren davon laufen!„ Ja freylich; und noch — einen Schritt weiter zurük: Es wird sie niemand kaufen. Vorausgesezt, wie der Verf. selbst behauptet, daß viele, recht sehr viele Menschen aus wahrem Mangel der Arbeit und Nahrung stehlen sollten; so würden gewiß diejenigen Leute, welche noch Arbeit geben können, sich keinen Spizbuben mit schweren Gelde dazu [illegible], welches durch jenes frühes Absterben oder Entweichung auf einmal verlohren gieng. Nicht zu gedenken, daß bey Arbeiten in freyen Felde, wozu der Verf. diese neue Art Sklaven, hauptsächlich bestimmt hat (weil er Vestungen und Zuchthäuser, seines Versprechens, das Stehlen unter die verlohrnen Künste zu bringen, ohnerachtet, doch für zu enge hält:) immer besondere Wächter beygegeben, oder solche Arbeit für sie ausgesucht werden müßte, die sich seltner als andere vorfindet. Die Aufforderung des Verf. an das Publikum, sich an ihn zu wenden, wer Spizbuben

CLXXXI. - CCCLX. Kopenhagen 1766. Nic. Möller.

Jezt haben wir die beyden ersten Bände eines Werks vollständig, das zuerst 1761. in einer deutschen Nachricht und in einem lateinischen und französischem Prospectus angekündigt ward und wovon seit 1762. jährlich ein Heft von 60. Kupfertafeln erschienen ist. Wir nehmen für unser deutsches Vaterland dies so vielfach wichtige Werk mit eben dem Rechte in Anspruch, als wir die Arbeiten eines Vatter, Wille, Winkelmann u. a. für Früchte deutschen Bodens achten, wenn sie gleich in fremdem Boden zur Vollkommenheit gediehen sind. Nicht nur deutsche Gegenden dißseits der Eider, an der Elbe und Weser haben ihren Beytrag zu den gezeichneten Pflanzen geliefert; nicht nur ist das Werk in deutscher, wie in dänischer und lateinischer Sprache erschienen; sondern es ist auch durchaus von deutscher Hand; es ist die Frucht der mühsamen Reisen eines Naturfo[illegible] der beyden Nationen Ehre macht, sowohl der, [illegible] gebildet, als der, die ihn unterstüzt und beloh[illegible]at; der Stich ist von Mich. Rößler dem Vater, und die Zeichnung von Mart. Rößler dem Sohne, der Hn. Oeder auf dessen Reisen begleitet und sie auf der Stelle von frischen Kräutern gemacht hat. Wir haben die umständliche Anzeige dieses vorzüglichen Werks verspahret, bis wir einen beträchtlichen Theil vor uns hätten, damit wir ein um so vielmehr sichereres Urtheil davon fällen und unsere Leser mit einer der wahrhaften Zierden unsers Jahrhundertes unterhalten könnten, die

— mit

— mit einigem Unwillen gestehen wir es — unter uns nicht allerwärts noch Würden bemerkt und mehr richtige Schätzung bey Ausländern, als daheim erhalten hat.

Daß in Kopenhagen mit Königl. Vorschuß saubere Stiche inländischer Pflanzen heraus kommen und den gelehrten Botanisten Europens dadurch ein angenehmes Geschenk geliefert werde, das endlich wissen noch wohl verschiedene: aber daß der Plan, von dem die Stiche nur ein Theil sind, in seiner Anlage ein merkwürdiges Wohlwollen und in seinem Umfange eine gewisse Größe enthalte, die beydes für die Menschen, für die Layen selbst, und für die Wissenschaft vortheilhaft werden soll, dies wissen wenige.

Niemand leicht wird es leugnen, daß die Natur noch unerkannte Schätze genung besitze, die dem Menschen nutzbar werden können; daß die Gewächse besonders noch nicht auf ihren Drittel in die Brauchbarkeit eingegangen sind, die ihnen der Schöpfer eingewoben, um [illegible] Fleiß durch ihre Entwickelung zu belohnen; da[illegible]t leicht eine Gegend so öde und so vergessen sey, daß [illegible]ht von dieser Art Gütern etwas überkommen, das man nur bemerken, prüfen und benutzen darf. Aber das Mittel! das Mittel, zur Forschung angeleitet und zu Erfahrungen ermuntert zu werden! Ignoti nulla cupido. Die Kunde ist der erste Schritt. Daß, ausser Heu und Korn, Gewächse da sind, die nutzbar werden können, muß uns erst sinnlich gemacht und wohl zu merken, namentlich gesagt werden, bevor wir unruhig werden und fragen: wozu solten sie denn wohl nutzen?

Die

Die Menschen, so das Gras auf dem Felde handhaben, sollen darum nicht Botanisten werden. Der Anschlag wäre gerade so thunlich, als der eines neulichen Gesezgebers aus französischen Blute, der eben diesen Statsmitgliedern die Evidenz seines Statssystems einleuchtend und annehmlich machen wollte. Zwischen dem Botanisten und Heumäher steht eine Art Menschen mitten inne, gelehrt und ungelehrt, Menschen von allerley Stande und allerley Kleidung, die weder mit den Händen arbeiten, noch über Systeme speculiren; die aber Muße haben zu lesen, Lust zu wissen, Fähigkeit zu denken; die ausser ihrem Privatnutzen von einem Nutzen gehört haben, der der allgemeine heißt und die noch wohl so viel gute Gesinnung hätten, in ihrer Sphäre und nach dem Maaße ihrer Kräfte denselben zu fördern. Sie sind der Theil einer Nation, der den Charakter des Nationaldenkens bestimmt, der, bey dem der Stof der Nationalkenntnisse eingelegt ist. Sie sind auf jeden Flek eines gegebnen Landes hier häufiger und dort sparsamer; aber doch allerwegen zerstreut, und daher sind sie auch allerwegen daheim und auf der Stelle, wo die Natur halbbekannte und unbekannte Güter aufbehalten hat. Ob keiner Ursache anders, als weil die gemeinnützigste Kenntniß nicht allemal die leichtste ist, wirft sich ihre Regsamkeit auf jeden andern weniger nützlichen Gegenstand und man dürfte nur eine Bekanntschaft mit ihnen und der Natur stiften; man dürfte nur ihren ersten Umgang erleichtern: so würde man mannigfaltige Freundschaften mit der Natur entstehen sehen, deren Folgen Aufschlüsse für die Menschen seyn würden.

Eini-

der genauen Aufsicht, die auf die Landstreicher gehalten wird, man selten etwas von Diebesbanden höret, und finden sie sich ja, so werden sie bald entdekt. Auf diesem Wege läßt sich ausser unzähligen Vortheilen auch der erlangen, daß die Unterbeamten, Schultheiße und Vorsteher einer Gemeinde in den Stand gesezt werden, durch eine mittelmäßige Wachsamkeit, ihre Untergebene in Ordnung und Fleiße zu erhalten und grossen und kleinen Dieberenen in mehr als einem Betrachte vorzubeugen. Arbeitshäuser, und Gefängnisse werden sich alsdann weniger anfüllen, und der Galgen denen allein eine zu starke Belohnung scheinen, die noch nicht wissen, daß die Geseze nur erworbene Fertigkeiten damit zu bezählen pflegen.

N.

IIII.

Abbildungen der Pflanzen, welche in den Königreichen Dännemark und Norwegen, in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst wild wachsen, zur Erläuterung des unter dem Titel Flora Danica auf Königl. Befehl veranstalteten Werks, herausgegeben von dem Verfasser des bemeldeten Werks, Georg Christ. Oeder, Doct. der Arzneyk. und Königl. Profess. der Botanik. Erster Band enthaltend das I. II. III. Heft, oder Tab. I. - CLXXX. Zweyter Band enthaltend das IV. V. VI. Heft, oder Tab. CLXXXI.

in der Ferne zeige, die den Geist des Forschens in Athem setzen.

Der ordentliche Weg, mit Kräutern Bekanntschaft zu machen, ist dem Anschein nach der anschauende in der Natur selbst und also der in der Nation durchaus zerstreute mündliche Unterricht. Aber die Veranstaltung desselben, wenn sie möglich wäre, wie sie nicht bald und nicht durchaus ist: so ist sie doch nicht für die jetzige Klasse jener Bürger; sie ist es etwa für das nächste Geschlecht, und wirkt also um eine ganze Generation später. Bevor auch die Nation Geschmak daran gewinnt, bevor sie sie zu ihren Nothwendigkeiten mit einschreibt und merkliche Schulrevolutionen entstehen: so ist die Anstalt derweile verödet. In troknen Kräutern findet man die Natur nicht immer wieder, und bisweilen ist sie ganz verunstaltet. Auch ist die Brauchbarkeit davon nur kurz. Beschreibungen — ja! sie sind jezt der gewöhnliche, sie sind der wohlfeilste; aber allein bey weiten nicht der bequemste Weg. Der wird seine Wissenschaft leicht dadurch erweitern, der schon Meister in der Kunst ist, der die schwer zu erlangende Leichtigkeit besizt, Zeichen der Gedanken schnell in ein Bild der Imagination zu verwandeln und die in den Beschreibungen zerlegten Theile einer Pflanze wieder in ein Ganzes zusammen zu setzen. Der Synonymie nicht zu vergessen. Blos die Sprache der Botanisten ohne Zeichnung zu lernen, ist schon fast unmöglich. Aber ein getreuer Stich mit einer genauen Beschreibung, dabey gewinnen beyde. Durch die Beschreibung bekommt der Stich Sprache und bringt seine kleinsten entwischten Theile unter die Aufmerksamkeit,

keit, und durch den Stich bekommt die Beschreibung Körper und vereinigt sich in ein Bild.

Der Recensent hat diesen Plan nach den Grundzügen geschildert, die er in Hn. Oeders Nachricht gefunden. Ausser den Stichen, bestehen also die botanischen Bedürfnisse 1) in einer Einleitung zur Naturkunde des Gewächsreichs überhaupt, die auch bereits 1764 und 1766. herausgekommen ist; 2) in einem systematischen Verzeichnisse der Kräuter mit genauen Beschreibungen; 3) in der angewandten Botanik oder in der Geschichte der Erfahrungen, die man bereits von dem Nutzen der Kräuter in der Arzney, in den Künsten und in der Haushaltung gemacht hat. Wir sehen aus einer anderweitigen Recension, daß der dritte Theil vielleicht dem zweyten noch vorgehen werde.

Der König, dem der so verschwenderisch ausgeworfene Titel eines Beförderers der Künste und Kenntnisse mit so vielem Rechte, so vorzugsweise gebühret, hat diesen Plan würdig gefunden, ihn zu wollen und das zu befördern, was offenbar über die Kräffte von Privatpersonen reichte. Der botanische Garten, die Bibliothek und die Sammlungen für die Naturhistorie, der Unterricht im botanischen und andern Theilen derselben, sind für die Hauptstadt. Aber dies Werk ist noch allgemeiner von Nutzen. Seit 1755. hat Hr. Oeder botanische Wallfahrten durch Norwegen, die dänischen Inseln, die Herzogthümer und die Grafschaften gemacht, und wird 1768. mit Jylland seine beständigen Sommerreisen enden. An ausländische und einheimische Würdige ist dies Werk als ein Zeichen der

Königl. Aufmerksamkeit geschikt: aber eben so viel thut auch wohl die Ruhmlüsternheit ohne Wohlwollen. Was wir vorzüglich schön gefunden haben, sind 55 in den dänischen Landen vertheilte und sichern Personen oder Liebhabern anvertraute Exemplare, wovon jeder Unterthan freyen Gebrauch machen und seinen einheimischen Reichthum lernen kann. Diese Art Geschenk hat so recht das Gepräge von Gemeinliebe, das jede That Friedrichs des 5ten bezeichnete.

Dem guten Fürsten, der so edel dachte — hier kommt ja wohl auch nicht ein Schatten von Schmeicheley in Verdacht — und dem Gelehrten, dessen Ausführung der schönen Absicht so völlig entspringt, werden unsere Leser Gerechtigkeit wiederfahren lassen: aber die meisten werden noch glauben, daß der Nutzen local und an gewisse Gegenden gebunden sey. Er ist es nicht: Die dänischen Lande machen einen langgestrekten Erdstrich von der Elbe bis zum Eismeere, vom 53sten bis zum 70sten Grad der Breite, dessen Boden unendlich verschieden ist, der durch die Menge von Alpengewächsen, von Strand- und Seepflanzen wichtig wird. Neu muß nicht alles seyn, weil es vollständig seyn soll. Neu kann nicht alles seyn, da auf allen Seiten fleißige Botanisten gesucht und gefunden haben, da besonders die größte Hälfte des Pflanzenreichs, die mit offenbaren Staubfäden und Staubwegen ziemlich genau beschrieben ist. Und doch haben wir schon in den zwey vor uns liegenden Bänden 68 Arten gezählet, die nicht in des Hn. von Linné Fl. Suec. stehen, und aus einem sichern Ueberschlage wissen wir, daß die dänische Flora vier Fünftel der englischen und fünf Sechstel der Pflanzen

zen des nördlichen Theils von Deutschland enthalten wird.

Hier fängt also die Anstalt an, sich weiter, als über die dänischen Staaten auszubreiten und ein grosser Theil des nördlichen Europa kann sich mit denselben den Localnutzen eigen machen. Wir müssen hier eine Stelle aus der schon angeführten Nachricht auszeichnen. Hr. Oeder redet von der Schwierigkeit, die der Aufwand auf die Kupfer zu machen scheint.

„Es ist nicht so wohl der natürliche Preiß guter Kupfer an sich selbst, was für einen Liebhaber der Botanik, auch bey mäßigen Umständen, eigentlich beschwerlich und in seinen Augen erheblich seyn kann:„ (und wer sich besonders die Hefte nach und nach kauft, den wird es wenig beschweren) „sondern der Umstand, daß keine einförmige und in ihrer Art vollständige Sammlung zu haben ist; sondern, daß der Liebhaber gezwungen ist, wenn er die Abbildungen nur der Kräuter, welche in dem Bezirk einer Meile um den Ort seines Aufenthalts wachsen mögen, zu besitzen wünschet, sich gleich mit einer ganzen Bibliothek zu beladen hat, wo er Abbildungen von gar ungleicher Güte und Beschaffenheit, unendliche Wiederhohlungen und dasjenige, was er eigentlich wünscht, unter einer viel größern Menge überflüßiger Dinge zerstreut findet. Dieser Umstand ist es, was den Liebhaber der Botanik, den Botanisten und die Wissenschaft selbst drükt und der Wunsch, daß dieser Unbequemlichkeit abgeholfen werden möchte, muß ein vergeblicher frommer Wunsch bleiben, wo nicht die Regenten der Länder ihren mächtigen Vorschub dieser Wissenschaft zu gönnen bewogen werden.

Wofern ein Potentat im Süden von Europa ein der Fl. Danica ähnliches Werk von den Pflanzen seiner Lande veranstalten lassen wollte: so würden erstlich diese Lande selbst den nächsten Nutzen davon haben, den nämlichen Nutzen, den wir uns von der Fl. Danica in diesen nordlichen Reichen versprechen: hernach hätten die Botanisten aller Länder und Orte zwey Werke, die den größten Theil der sämtlichen Gewächse des ganzen Europa enthielten, die sie zum Grunde legen und nur von Zeit zu Zeit zufügen könnten, was sich ihres Orts besonders findet und vielleicht würde durch die Verfügungen eines dritten oder vierten Potentaten in Osten oder Westen oder in der Mitte die Lucken um so viel geschwinder ausgefüllt. Auf diese Art würde eine vollständige Sammlung von Abbildungen der gesamten europäischen Gewächse ohne Unordnung, ohne Wiederhohlung erwachsen, ein allgemeiner Grund der ganzen Wissenschaft geleget und dieselbe dadurch unendlich erleichtert und ihre Ausbreitung befördert werden.

„Es ist ganz unstreitig,„ sagt er ein andermal sehr richtig, „daß man bey Verbindung der Kupfer mit dem Vortrage in Worten viel leichter und angenehmer und also viel geschwinder, als vermittelst des wörtlichen Vortrages allein, die Kräuter kennen lernet; und wenn seit Erfindung der Kunst, Schriften und Kupfer zu drucken, gleich anfänglich mehr Abbildungen und zwar brauchbare Abbildungen, statt mangelhaften Beschreibungen, geliefert worden wären: so würden die Botanisten der sauern Arbeit, welche sie auf die Synonymie wenden müssen, größtentheils überhoben worden seyn; der Anlaß zu den Klagen über die Menge

keit, und durch den Stich bekommt die Beschreibung Körper und vereinigt sich in ein Bild.

Der Recensent hat diesen Plan nach den Grundzügen geschildert, die er in Hn. Oeders Nachricht gefunden. Ausser den Stichen, bestehen also die botanischen Bedürfnisse 1) in einer Einleitung zur Naturkunde des Gewächsreichs überhaupt, die auch bereits 1764 und 1766. herausgekommen ist; 2) in einem systematischen Verzeichnisse der Kräuter mit genauen Beschreibungen; 3) in der angewandten Botanik oder in der Geschichte der Erfahrungen, die man bereits von dem Nutzen der Kräuter in der Arzney, in den Künsten und in der Haushaltung gemacht hat. Wir sehen aus einer anderweitigen Recension, daß der dritte Theil vielleicht dem zweyten noch vorgehen werde.

Der König, dem der so verschwenderisch ausgeworfene Titel eines Beförderers der Künste und Kenntnisse mit so vielem Rechte, so vorzugsweise gebühret, hat diesen Plan würdig gefunden, ihn zu wollen und das zu befördern, was offenbar über die Kräffte von Privatpersonen reichte. Der botanische Garten, die Bibliothek und die Sammlungen für die Naturhistorie, der Unterricht im botanischen und andern Theilen derselben, sind für die Hauptstadt. Aber dies Werk ist noch allgemeiner von Nutzen. Seit 1755. hat Hr. Oeder botanische Wallfahrten durch Norwegen, die dänischen Inseln, die Herzogthümer und die Grafschaften gemacht, und wird 1768. mit Jylland seine beständigen Sommerreisen enden. An ausländische und einheimische Würdige ist dies Werk als ein Zeichen der

Methoden. Hr. Oeder hat die bisher beste Methode geehrt, genuzt und verlassen. Ein wiziger Kenner meinte, um seiner Werke Glück zu machen, habe Hr. Oeder sich an dieselbe binden oder gegen sie ein Zetergeschrey erregen sollen. Aber zum Nachbeten scheint er uns nicht sclavisch genug zu denken und zum schimpfenden Tadel, den einige neuere Botanisten so sehr zu ihrem Tone gemacht, ungeachtet sie jeden Augenblik nach des Hrn. von Linné Krücke greifen, um sich aufrecht zu erhalten, dazu scheint er zu viel Achtung für das wahre Verdienst zu haben. Aber auf dieser Mitte stehend, thut er große Schritte zum Natursystem, näher, als irgend einer seiner Vorgänger. Was er weiter leisten werde, wird die Zeit lehren: aber wenn wir aufrichtig unsre Meynung sagen sollen: so scheint er uns mehr geschikt, der Natur ihre Philosophie, als ihren Catechismus zu schreiben. Den werden ihr indessen andre schon machen. Wenn er nur der Kunde Vortheil schaft; wenn er nur auf seinem Wege ein Genie seiner Nation mit aufwekt, ein anders ermuntert, einem dritten es erleichtert — und einige nordische Proben scheinen schon Bürge dafür zu werden: — so greift die Kenntniß allmälig um sich. Kenntnisse, die noch nicht national sind, sind wie ausländische Gewächse. Sie werden sorgsam und kümmerlich in Gärten gezogen und bedecken allendlich die Aecker.

Zu unsern Stichen — Sie sind durchaus sauber und erhalten sich bis dahin alle gleich. Blos eine Folge von 360 Platten, auch ohne Absicht auf ihren Nutzen, nur von dieser und von immer sich gleicher

Schön-

Schönheit, ist ein feiner Anblik für das Auge des Kenners. Sie sind nach einer nicht sehr gewöhnlichen Manier, mit einfachen Strichen, ohne Kreuzstriche schraffirt, damit sie sowol die Farben bey der Illumination vertragen, als auch entbehren können: und der schwarzen Abdrücke wegen, weil diese die größte Zahl ausmachen, ist der Stich ausschattirt und mit dem Stichel ausgearbeitet. Jede Pflanze hat ihre Platte, die kleinen Pflanzen aus der dillenischen Classe der Moose ausgenommen, von denen bisher nur einige wenige vorkommen; die meisten aber bis zu Ende verspart werden.

Die Gewächse, selbst die Alpenpflanzen, sind nach Exemplaren im frischen lebhaften Zustande gezeichnet. Ein seltner Vorzug! Es ist aber nöthig, wenn man die Natur nach der Natur ausdrücken will, daß man, wo sie sich selbst gelassen eine Pflanze erzeugt, den freyen Stand, die volle Gestalt, den Ausdruk der mannigfaltigen Theile und besonders der eigentlich specifischen Abzeichen ihres Products der Natur auf der Stelle abnimmt. Dies giebt eine freye vollgefüllte Zeichnung, die nicht blos den Umriß, sondern Körper, Stoff und Ueberzug ausdrükt. Nach troknen Kräutern fällt die Zeichnung mager und gezwungen aus, oder die Einbildung muß Fülle und Stand geben, die nicht immer aus der Natur sind. Eine Vergleichung zwischen solchen und Oederschen Stichen kann dies deutlicher machen, als viel Worte.

Große Pflanzen sind nach dem verjüngten Maasstabe, in ihrer ganzen Natur vorgestellt und ihre merkwürdigen Theile in Lebensgröße. An kleinen hat das

Vergrösserungsglas diese ausdrücken helfen müssen. Das Merkwürdige aber ist eigentlich nur das, was den specifischen Charakter erläutert. Wenn jemand in einigen wenigen Platten eben so sehr seine Gelehrsamkeit, als die Natur bekannt machen will; oder wenn jemand eine Methode durchzusetzen hat: so mag er noch wohl mit Anatomien der Pflanzen oder mit classischen und generischen Charakteren sich befassen: Aber ist man blos bey der Natur im Dienste und will einen beträchtlichen Theil derselben in seinen Plan einschliessen: so fällt die Nothwendigkeit weg und unvermeidliche Wiederhohlungen würden ermüden.

Die Platten sind blos numerirt und mit keinem Namen bemerkt. Ein jeder kann sie nach einer beliebigen Methode ordnen. Jedem Hefte ist indessen eine Nomenclatur beygefügt, welche zu jeder Platte in chronologischer Ordnung die Namen sezt, die man der Pflanze vom Geßner, Clusius, Bauhin u. a. an bis zum Haller oder Linné gegeben hat. In einer Erinnerung beym II. Hefte sehen wir, daß Herr Oeder blos die Nummer der Platte citirt haben will und keinen der in der Nomenclatur angeführten Namen besonders adoptirt. Nun wir seine Einleitung vor uns haben, muthmassen wir, daß er es sich in seinem systematischen Verzeichnisse der Kräuter vorbehält, Ordnung und Namen zu geben wie er es zum Behuf der natürlichen Methode dienlich erachtet.

Vor der Hand also folgen die Pflanzen ohne Plan aufeinander. Doch enthält Heft I. und II. meistens Pflanzen die Norwegen eigen sind, besonders Alpengewächse, wovon wir ausser Clusius Holzschnitten und

von

ge der Namen würde sich weniger gefunden haben; es würde die erste Kenntniß von den Vegetabilien weiter ausgebreitet; und in der Kenntniß vom Nutzen der Kräuter würde mehr geschehen seyn.„

Sollte Hr. Oeder in der Sache nicht Recht haben? Und die Idee von mehrern Floren — wenigstens vergnügt sie und gebiert Wünsche.

Von dem beschreibenden Theile, von dem wir in der Einleitung eine Probe haben, wird man es wohl noch leichter glauben, daß er auch ausser dem Orte seiner Bestimmung gemeinnützig werden könne; fast mehr, möchten wir behaupten, als er zum Localnutzen für Layen in der Botanik beytragen wird, wenn wir anders uns des allgemeinen Charakters davon recht bemeistert haben. Ohne mit vielen Kunstausdrücken vorzuläuten, ist so viel wahre Philosophie der Kunst hineingelegt; es ist so viel feine kritische Gelehrsamkeit eingestreut, und doch hat man die Natur angesehen, als ob sie noch nicht angesehen wäre; es ist so sehr aus der vollen, reifen und eigenthümlichen Betrachtung der Natur geschrieben; das Bemerkte ist so gedrungen und so angemessen in Worte, die nicht selten neu und immer glüklich sind, übergetragen, daß durchaus die allgemeine botanische Kunde dabey gewonnen hat. Die vielfachen Methoden sind bekannt, die herrschende ist es wenigstens, die mit so vielem Rechte die übrigen alle verdrängt hat. Sie ist aber noch nicht das System der Natur. Was der Hr. von Haller von den Hypothesen sagt, daß sie Brücken zur Wissenschaft; aber noch nicht die Wissenschaft selbst sind, das gilt auch mit einiger Veränderung von den willkührlichen

minor 128. hat man sonst noch keine erträgliche Vorstellung gehabt. 215. wird ein mit Lycopodium und Fontinalis verwandtes Moos vorgestellt, das H. Oeder neu vorkommt. Der Fucus 276. die Draba Pyrenaica 143. sind wenig bekannt, und neulich erst bekannt gewordene Pflanzen sind unter andern Atriplex pedunculata 304. und Cochlearia Anglica 329. Gänzlich neu sind noch Polytrichum ramosum 297. Gentiana 318. Orchis 332. Gentiana 343. Vlua sobolifera 356. Conferua squarrosa 357. Noch mehr Isländische Pflanzen, besonders Seegewächse 349 - 358, sind durch das Heft VI. zerstreut. Wir merken nur an, der isländische Ranunculus 331. ist vom Ranunculo Lapp. 344. verschieden und Ammanns Citation von diesem auf jenen zu verlegen; und die isländische Gentiana quinquefolia 344. ist dieselbe, die Kalm in Pensylvanien gefunden hat. Scirpus setaceus 311. Bidens minima 312. Statice Limonium 315. Ranunculus hederaceus 321. Gentiana filiformis 324. Cochlearia anglica 329. Campanula hederacea 330. Corrigiola litoralis 334. Lycopodium inundatum 336. Menyanthes nymphoides 339. Fumaria clauiculata 340. Cotula Coronopifolia 341. sind unter den holsteinischen und oldenburgischen Pflanzen unsers Wissens Zusätze zu einer Flora von Deutschland. Die letzte (Cotula), die sich sonst aus Aethiopien herschreibt, hatte schon Herr Möhring gefunden.

Die Naturkunde wird noch durch andere Bemerkungen bereichert. Rubus Chamaemorus 1. zeigt

sich,

sich, wie ein Dioicist, doch so, daß in der männlichen Blume eine Anlage zur Frucht und in der weiblichen etwas denen Staubfäden ähnliches vorhanden ist. Eine ähnliche Trennung der Geschlechtstheile ist von den Neuern an einer Art Erdbeeren, die zu derselben Classe mit dem Rubus gehören, bemerkt worden. Diese Bemerkung ist erheblich, weil sie in dieser Classe sonst ungewöhnlich und paradox ist, obwol sie keine eigentliche, wahre vollkommne Trennung ist. Der Charakter der Zostera marina wird 15. zuerst vollständig dargestellt. Am Antheryco calyculato 36. zeigt sich deutlich, daß die dreytheilige Einfassung unten um die Basis der Blumen kein Calix, sondern höchstens eine Bractea heissen könne. Vom Antherico gramine ossifrago 42. ist es fabelhaft befunden, was S. Pauli berichtet, daß es das Hornvieh lendenlahm mache. Buxbaumia 44. hat die Calyptram. An Peplis portula zeigen sich die vielen in Zweifel gezognen Blumen Blättchen deutlich, und sind vielleicht immer, wo die Pflanze einen freudigen Wuchs hat. Aconitum lycoctonum 123. oder der norweg. Sturmhut hat, wie der schwedische und rußische, immer blaue, nie gelbe Blumen und muß also vom Acon. lycoct. luteum C. B. wohl verschieden seyn. Draba hirta 142. hält Herr Oeder für die D. stellata in *Jacquin* Fl. Vindob. Cardamine hirsuta 148. hat hier 6 Staubfäden. Chara hispida 154. hat einen Staubbeutel ohne Faden zur Seite der weiblichen Fructification, und verdiente wohl von den Algis weg und zu den Monoiciis Monandriis bey *Zanichelli* zu kommen. Für nichts als für eine Plantago vniflora 170. hält Hr. Oeder die Subularia

repens

repens fol. conuexo-planis Dillen. Musc. 522. t. 81. und die vom Dillenius abgebildete cornicula für nichts, als Polypen. In der ansehnlichen Abbildung der schönen Saxifraga Cotyledon 241 bemerkt man, daß in den Endeblumen (terminales) jeder Parthey die Zahl 6 herrscht: in den Nebenblumen aber die gewöhnliche Zahl 5. Aus der Vergleichung von den Figuren des Sium latifolium 246 und nodiflorum 247. ergiebt sich ein bequemes Abzeichen am Stamme, der dort eckig und hier glattrund (aequalis) ist. Die Poa maritima, 251. ein gemeines und wo es wächst; äusserst häufiges Gras, wird auch hier für eine wahre eigentliche Art erkannt. In den Marschen ist es die Grasart, aus dessen Anwuchse auf dem Vorlande man sich Hofnung zu einer neuen Einteichung macht. T. 267. Helleborine fl. magnis paucis albisque Haller Helu. 276. Unter Serapias Helleborine L. stehen einige gewiß wahr verschiedene, als bloße Spielarten beysammen. Diese hat ein gutes Merkmal an des labelli callo basis tricuspidato. Bey 292. wird die Vermuthung des Hn. von Linné bestätigt, daß Erigeron Alpinum und uniflorum nicht verschieden seyn. Verbäsina minima 312. hat gestirnte Blumen, doch fehlt auch oft der Stern (radius). Es möchte doch wohl nur eine Spielart von Coreopsis Bidens seyn. Ranunculus hederaceus 321. hat zuverläßig weiße und keine gelbe Blumen. Die Gentiana filiformis 325. zeigt hier ein Stigma simplex capitatum, nicht bifidum. Die beyden Arten Lysimachia 326. und 347. die C. B. beyde siliquosa hirsuta die magno und diese paruo flore

unnant,

ununt, sind wirklich verschiedene Arten. Gentiana Amarella 328. hat oft eine viertheilige Blume, mit welcher sie auch hier vorgestellt wird. Sie unterscheidet sich auch von der Gent. Campestris durch die Blumendecke, die hier aus zween grössern und zween kleinern, bey der G. Amarella aber aus vier einander gleichen Lappen besteht. Stratiotes aloïdes 337. ist zuverlässig ein Dioicist, wenn gleich der Ritter von Linné, ungeachtet der Beschreibung und Abbildung des Hn. Zinn, es von den schwedischen Pflanzen nicht glauben will. Was man in der weiblichen Blume für Staubfäden angesehen hat, und weswegen man sie zu den Zwitterblumen rechnet, sind keine wahre, sondern Afterfäden, die man in der männlichen Blume, zugleich mit den ächten Staubfäden wieder findet. Man setze noch hinzu: die weiblichen Blumen kommen allemal einzeln aus ihrer Blumenhülle: (spatha) der männlichen aber sind allemal viele auf runden langen Stielen aus einer Hülle. Die Helleborine 345. hat als eine wahre verschiedne Art ein deutliches Unterscheidungszeichen an dem labello lanceolato plicatim sulcato.

Zum Beweise, daß die Wissenschaft bey diesem Werke gewinne, sind diese Proben genug. Dem Kenner ist es genug, daß er ausserdem getreue Abbildungen erhält, die der Zweydeutigkeit der Synonymen abhelfen, die dem Lernling durch die Verbindung des wörtlichen Vortrages mit dem Anschauen, die Kenntniß angenehmer machen, erleichtern, geschwinder eindrücken und tiefere Spuren im Gedächtnisse nachlassen. Und wenn denn noch die bedauernswerthe Frage, cui usui?

usui? aufgeworfen wird; wenn Oekonomen oder Aerzte sind, die, was zu ihren Absichten dient, wissen wollen, und denen es doch zu wenig scheint, sich deswegen mit einer so grossen Sammlung zu beladen: so muss man sie fragen; ob sie sich es nicht gefallen lassen müssen, in einem allgemeinen Wörterbuche andre, als zu ihrer Absicht dienende Worte, zu finden? so müssen sie sich bescheiden lernen, dass überall keine Wissenschaft nach dem geizigen Zuschnitte der Brodstudien sich gründlich vortragen läßt; so muss man ihnen die Eröfnung thun, dass alles, was jezt dort nuzbar und hier officinell ist, es nicht immer war und es nicht immer bleiben wird. Dass man in den ersten Hefte vorzüglich das zeichnen müssen, was man, als seltner, ja, wo es sich fand, aufraffen muste, ist leicht zu begreifen: aber auch dies, dass in der Folge dessen mehr seyn wird, was sie nuzbar nennen. Doch sind die Liebhaber von diesem Schlage auch nicht leer ausgegangen. Die Verwechselung der Sandbeere Vua Vrsi 33. und der Preisselbeere Vaccinium Vitis Idaea 40. ist auf Apotheken häufig. In diesen Stücken und namentlich an den Blättern, kann der Apotheker den Unterschied lernen. Bey der Zeichnung der Sandbeere erinnern wir uns eines Tadels zweener Botanisten, dass diese auf dem Boden kriechende Pflanze eine aufrechte Stellung erhalten habe. Uns dünkt es aber gar sichtlich zu seyn, dass hier ein abgeschnittener Zweig abgebildet ist, den der Maler freylich ganz natürlich in einer geraden Haltung vor sich gehabt und die weit umher schweifende Lage dieser kriechenden Pflanze läßt sich leichter sagen, als mahlen. Der

aus

sich, wie ein Dioicist, doch so, daß in der männlichen Blume eine Anlage zur Frucht und in der weiblichen etwas denen Staubfäden ähnliches vorhanden ist. Eine ähnliche Trennung der Geschlechtstheile ist von den Neuern an einer Art Erdbeeren, die zu derselben Classe mit dem Rubus gehören, bemerkt worden. Diese Bemerkung ist erheblich, weil sie in dieser Classe sonst ungewöhnlich und paradox ist, obwol sie keine eigentliche, wahre vollkommne Trennung ist. Der Charakter der Zostera marina wird 15. zuerst vollständig dargestellt. Am Antheryco calyculato 36. zeigt sich deutlich, daß die dreytheilige Einfassung unten um die Basis der Blumen kein Calix, sondern höchstens eine Bractea heissen könne. Vom Antherico gramine ossifrago 42. ist es fabelhaft befunden, was S. Pauli berichtet, daß es das Hornvieh lendenlahm mache. Buxbaumia 44. hat die Calyptram. An Peplis portula zeigen sich die vielen in Zweifel gezognen Blumen Blättchen deutlich, und sind vielleicht immer, wo die Pflanze einen freudigen Wuchs hat. Aconitum lycoctonum 123. oder der norweg. Sturmhut hat, wie der schwedische und rußische, immer blaue, nie gelbe Blumen und muß also vom Acon. lycoct. luteum C. B. wohl verschieden seyn. Draba hirta 142. hält Herr Oeder für die D. stellata in *Jacquin* Fl. Vindob. Cardamine hirsuta 148. hat hier 6 Staubfäden. Chara hispida 154. hat einen Staubbeutel ohne Faden zur Seite der weiblichen Fructification, und verdiente wohl von den Algis weg und zu den Monoeciis Monandriis bey *Zanichelli* zu kommen. Für nichts als für eine Plantago vniflora 170. hält Hr. Oeder die Subularia

repens

V.

Abriß des gegenwärtigen natürlichen und politischen Zustandes von Großbritannien. Ein vollständiges Handbuch für Reisende. Nebst einer umständlichen Nachricht von der Handlung, den Staatsverhältnissen und dem Interesse dieses Reichs. Aus dem Englischen des Herrn Hume, Verfassers der Geschichte von Großbritannien. Kopenhagen 1767. bey Joh. Gottlob Rothe; 404 Seiten in 8. ausser einem halben Bogen Titel, Vorrede und Inhalt.

Abermal eine Uebersetzung in unsern übersetzungsreichen Zeiten, und gewiß die allerelendeste, welche dieses Jahrhundert und vielleicht alle vorigen gesehen haben. Man fordert von einem Uebersetzer, und mit Rechte, daß er, die Sprachen, woraus und worin er übersezt, und die in dem Werke, das er übersezt, enthaltenen Sachen verstehen soll. Unser Uebersetzer hat von diesem allen nichts, weder Englisch, noch Deutsch, noch den Inhalt des Buchs verstanden. Es ist das unerträglichste Geschmiere, das er der Welt vorlegt, ein Mischmasch von Deutschem, Französischem und Englischem, worin viele Perioden sind, die gar keinen Sinn und Verstand haben. — — Uns fällt hiebey eine kleine Begebenheit ein, die sich vor etlichen Jahren in einer gewissen großen Stadt in Deutschland zugetragen hat. Ein junger Musensohn, der sich, ehe er die Universität verließ, zum Meister aller freyen Künste hatte schaffen lassen, kam zu einem be-

ununt, sind wirklich verschiedene Arten. Gentiana Amarella 328. hat oft eine viertheilige Blume, mit welcher sie auch hier vorgestellt wird. Sie unterscheidet sich auch von der Gent. Campestris durch die Blumendecke, die hier aus zween größern und zween kleinern, bey der G. Amarella aber aus vier einander gleichen Lappen besteht. Stratiotes aloïdes 337. ist zuverläßig ein Dioicist, wenn gleich der Ritter von Linné, ungeachtet der Beschreibung und Abbildung des Hn. Zinn, es von den schwedischen Pflanzen nicht glauben will. Was man in der weiblichen Blume für Staubfäden angesehen hat, und weswegen man sie zu den Zwitterblumen rechnet, sind keine wahre, sondern Afterfäden, die man in der männlichen Blume, zugleich mit den ächten Staubfäden wieder findet. Man setze noch hinzu: die weiblichen Blumen kommen allemal einzeln aus ihrer Blumenhülle: (spatha) der männlichen aber sind allemal viele auf runden langen Stielen aus einer Hülle. Die Helleborine 345. hat als eine wahre verschiedne Art ein deutliches Unterscheidungszeichen an dem labello lanceolato plicatim sulcato.

Zum Beweise, daß die Wissenschaft bey diesem Werke gewinne, sind diese Proben genug. Dem Kenner ist es genug, daß er ausserdem getreue Abbildungen erhält, die der Zweydeutigkeit der Synonymen abhelfen, die dem Lernling durch die Verbindung des wörtlichen Vortrages mit dem Anschauen, die Kenntniß angenehmer machen, erleichtern, geschwinder eindrücken und tiefere Spuren im Gedächtnisse nachlassen. Und wenn denn noch die bedauernswerthe Frage, cui usui?

de. — Mit seiner Erlaubniß halten wir diese ihm so wichtig scheinende Anmerkung für sehr unerheblich, denn wir verstehen unter dem Worte Gemeinen im Deutschen eben das, was die englischen Gesetze durch Commons anzeigen, nämlich alle diejenigen, die nicht zu dem hohen Adel gehören, und also ist darin eben keine Uebequemlichkeit. Da indessen der Uebersetzer die gute Absicht hat, das Publikum zu belehren; so ist es billig, daß dasselbe dafür erkenntlich sey, und wir wollen also im Namen desselben ihm freundschaftlich eröffnen, daß er sehr unglüklich und ungeschikt S. 13, und an vielen andern Stellen, Acres (Morgen Landes) durch Aecker; S. 16. Assizes (Landgerichte, die alle halbe Jahre gehalten werden) durch Landtage; S. 19. Horse-races (Pferderennen) durch Turniere; S. 73. Horse-shoe (Hufeisen) durch Pferdeschuh; S. 94. Hardware (Eisenwaaren) durch Hartwaare; S. 107. Noble pieces (of building) (herrliche Gebäude) durch edle Piecen; S. 118. Watermen (die Schiffleute zu Londen, welche Personen und Waaren in Booten über die Themse aus einer Gegend der Stadt in die andere fahren) durch Wassermänner; S. 170. Grent-Chamberlain (Großkämmerer) durch Lord Großkämmerlein; S. 226. Chief-Usher (Oberthürhüter) durch Oberster Gerichtsschweizer *); S. 252. Privatemen (gemeine Soldaten) durch Privatleute; S. 267. Pursuivants at arms (Gehülfen oder Zugeordnete der Herolde) durch Marschälle

*) S. 277. macht er noch die lächerliche Anmerkung, daß das Wort Usher überhaupt eine Art Schweizer anzeige.

schälle oder Häscher bey denen Wappen; S. 391. Deputy-Guvernour (Verweser des Statthalters oder Unterstatthalter) durch Deputations-Gouverneur; wir müssen es noch einmal sagen, sehr unglüklich und ungeschikt übersezt habe.

Wir haben meistens nur aus dem Zusammenhange die Worte des Originals, welches wir nicht besitzen, errathen müssen, und können also keine vollkommene Vergleichung der Uebersetzung mit demselben anstellen. Wir versichern jedoch, daß die angezeigten Fehler nur die kleinesten sind. Denn wenn wir sie alle anzeigen wollten, müßten wir das ganze Buch abschreiben. Indessen ist es Schade, daß das Werk in keine bessere Hände gerathen sey. Es enthält eine zwar kurze, aber sehr gute und meistens richtige Beschreibung des Staats von Großbritannien, und verdienete wohl eine Uebersetzung. Denn die gegenwärtige wird in kurzem das Schiksal haben, wozu die Ungeschiklichkeit ihres Urhebers sie bestimmt hat. Sie ist Maculatur, und wird Maculatur werden.

Z.

VI.

J. H. Kirchhofs Abhandlung von den Advocaten und ihren Pflichten, besonders in peinlichen Fällen, nebst einigen Schutzschriften der wichtigsten Vorfälle. Erster Theil. Mit einer Vorrede D. J. F. Manzels. Bützow und Wismar, bey Berger und Boedner. 1765. 1 Alphabet, 14 Bogen. J. H.

Kirchhofs Schutzreden in peinlichen Fällen. Zweyter Theil. Mit einer Vorrede D. J. F. Manzels. Bützow und Wismar, bey Berger und Boedner. 1766. 1. Alphabet, 10 Bogen.

Man kan dem Verf. viele Belesenheit in den juristischen und alten Klaßischen Schriftstellern, und einen rühmlichen Fleis bey der Vertheidigung seiner Inquisiten nicht absprechen. Er würde aber seine Leser sehr verpflichtet haben, wenn er die Manzelschen Vorreden und die Abhandlung selbst, die wenig Neues oder vorzüglich Brauchbares enthält, weggelassen und dagegen seinen Vertheidigungsschriften, (die er, man weis nicht warum, im zweyten Theile Schuzreden zu nennen anfängt,) einen kurzen Auszug der Kriminalakten beygefüget hätte. Alsdann würde man jene besser beurtheilen können. Denn man merket so schon leicht, daß seine Geschichtserzählungen nicht allemal auf Beweise gebauet, sondern oft nur aus dem Munde der Gefangenen niedergeschrieben sind.

Zwar wird Hr. Kanzelenrath Manzel uns unter die „unverschämten Spötter, schädliche Leutlein und Halunken„ rechnen, wenn wir seinen durcheinander geworfenen Gedanken von dem Satze: ob die Advocaten zur besten Welt gehören, von dem Namen Rabulist, von der Unbilligkeit des Sprichworts: Juristen böse Christen, von dem Ursprung des Bösen, von einer obligablen Creatur, von den Fehlern der alten Kriminalgerichte u. s. w. nicht das gehörige Lob bey-

rühmten französischen Gelehrten, und kündigte ihm an, daß er eines seiner Werke zu übersetzen gedächte. Weil der Gelehrte nicht Deutsch verstund, so wollte oder mußte der Herr Magister Französisch sprechen. Dies fiel ihm, weil er in dieser Sprache erst ein Anfänger war, schwehr, und er konnte die wenigen Worte, die er sprach, nicht ohne Mühe und Fehler hervorbringen. Der Gelehrte ward hierüber etwas ungeduldig. Er sagte zu ihm, daß er sich über seine Unternehmung verwundere, welche er unmöglich gut ausführen würde, weil er das Französische nicht genug verstünde. Als der Herr Magister dieses endlich, nachdem es ihm etlichemale langsam und deutlich wiederholet war, begriffen hatte; so antwortete er in gebrochenem Latein- und Französischem: Ja, das ist wohl wahr; aber ich habe zu Hause einen Freund und ein Wörterbuch. — Er glaubete also, daß diese ihm dasjenige sagen könnten, was er selbst nicht wußte. — Dem Uebersetzer des Werks, das wir vor uns haben, hat es, allem Ansehen nach, an beyden gefehlt. Denn der Freund würde ihm gewiß eine Arbeit, wozu er nicht die geringste Geschicklichkeit hatte, widerrathen, und sein Wörterbuch ihm wenigstens die ganz bekannten und gemeinen Wörter erkläret und ihn gehindert haben, so viele unvergebliche und lächerliche Fehler zu machen, als er gethan hat. Man sieht auf allen Seiten, daß er weder sein Original verstehe, noch von den darin abgehandelten Sachen den geringsten Begriff habe, dem ungeachtet nimmt er (S. 113.) eine sehr weise Mine an, und sagt, daß das Wort Commons sehr schlecht durch Gemein übersezt wer-

S. 14. wird ein entsezlicher Sprung im Schliessen gemacht:

„Es giebt sehr viele und mannigfaltige Geseze.„

„Darum sind die Advocaten in der bürgerlichen „Gesellschaft ohnentberlich.„

So richtig dieser lezte Saz nach unserer jezigen Verfassung ist, so wenig hat ihn der Verf. bewiesen. Denn bey ihm bleibt immer der Einwurf übrig: Ist es nicht genung, daß der Richter die Geseze versteht, und auf vorkommende Fälle anzuwenden weis? Können nicht die Partheyen selbst das, was zu ihrer Ohneinigkeit Anlaß gegeben hat, ohne Rechtswissenschaft vortragen? Und wozu gebraucht man Leute, die für diese das Wort führen, und jenen an die Rechte erinnern, die ihm ohnedem bekannt seyn müssen? Ja was kan man endlich von des Verfassers philosophischen Denkungsart urtheilen, wenn er S. 34. bis 40. die Frömmigkeit einiger alten Juristen aus ihren Leichengedichten, und das Ansehen der Advocaten aus dem Beyfalle eines gewissen ohnsinnigen Iuo beweiset, der ein Vergnügen daran gefunden, das corpus juris, so lange er es aushalten können, statt des Hutes auf dem Kopfe herum zu tragen?

S. 86. soll eine „schändliche Klage„ eine beschimpfende Klage heissen.

Der Beweis S. 124. bis 128. „daß billig derje„nige, so die Vertheidigung eines Verbrechers un„ternimmt, eine vollständige Abschrift der Krimi„nalakten haben müsse, und daß deren bloße Ein„sicht dazu nicht hinreichend sey, verdient nachgelesen zu werden. In dergleichen Fällen sollten die Un-

kosten

schälle oder Häscher bey denen Wappen; S. 391. Deputy-Guvernour (Verweser des Statthalters oder Unterstatthalter) durch Deputations-Gouverneur; wir müssen es noch einmal sagen, sehr unglüklich und ungeschikt übersezt habe.

Wir haben meistens nur aus dem Zusammenhange die Worte des Originals, welches wir nicht besitzen, errathen müssen, und können also keine vollkommene Vergleichung der Uebersetzung mit demselben anstellen. Wir versichern jedoch, daß die angezeigten Fehler nur die kleinesten sind. Denn wenn wir sie alle anzeigen wollten, müßten wir das ganze Buch abschreiben. Indessen ist es Schade, daß das Werk in keine bessere Hände gerathen sey. Es enthält eine zwar kurze, aber sehr gute und meistens richtige Beschreibung des Staats von Großbritannien, und verdienete wohl eine Uebersetzung. Denn die gegenwärtige wird in kurzem das Schiksal haben, wozu die Ungeschiklichkeit ihres Urhebers sie bestimmt hat. Sie ist Maculatur, und wird Maculatur werden.

Z.

VI.

J. H. Kirchhofs Abhandlung von den Advocaten und ihren Pflichten, besonders in peinlichen Fällen, nebst einigen Schutzschriften der wichtigsten Vorfälle. Erster Theil. Mit einer Vorrede D. J. F. Manzels. Bützow und Wismar, bey Berger und Boedner. 1765. 1 Alphabet, 14 Bogen. J. H.

VII.

Harlesii vitae Philologorum nostra aetate clarissimorum, Vol. primum, p. 264. Vol. secundum p. 162. in 8. impensis G. L. Foersteri, 1764. und 1767.

Herr Harles zeigt sich in dieser Biographie als einen Mann von gutem Verstande, von einem rechtschaffenen Wesen, und von nicht weniger Gelehrsamkeit. Allein so sehr diese Eigenschaften zu einer solchen Arbeit erforderlich sind: so wenig sind sie hinreichend, um glüklich darinn zu seyn. Eine Leichtigkeit den Menschen zu durchschauen, das Rühmliche und Fehlerhafte genau zu bemerken, nur das, was ihm in Ansehung der Denkungsart und des Charakters eigenthümlich ist, auszuwählen, und alles, was dazu dient, uns richtige Begriffe und Vorstellungen von jemanden zu verschaffen, so in Handlung zu setzen, daß wir den Mann, mit dessen Leben man uns bekannt macht, vor Augen zu haben scheinen, ist eine Gabe, ohne welche man es nie wagen muß, Biographien zu schreiben. Ein Mann von Genie und einem feinen Geschmak kann aber nur jene Gabe haben. Und ein solcher Mann ist Herr Harles nicht. Herr Kloß gab ihm nach der Herausgebung des ersten Bandes einige sehr gute Vorschriften. Man sieht es im zweyten Bande, daß er sich bemühet hat, selbige zu beobachten; allein man sieht auch, daß ihm seine Bemühung nicht gelungen ist. Wir waren bey Durchlesung dieser beyden Bänder besonders auf die Lebensbeschreibung des Herrn Kloß aufmerksam. Die besondere Bekannt-

schaft

beylegen. Allein wir können dennoch nicht unterlassen, „ hiemittelst „ zu wünschen, daß alle diese schönen Anmerkungen niemals „ aus den Zähnen der Motten „ mitgetheilet seyn möchten, „ bevorabsonderlich „ da solche gleich Anfangs für die Kirchhofische Arbeit selbst kein gutes Vorurtheil erregen, und wir hoffen von ihm um desto eher die Vergebung dieses Wunsches, da wir ihn in seinem eigenen hochalten Styl vorgetragen haben.

Die Abhandlung des Hn. K. selbst ist in ein philosophisches Kleid eingehüllet. Allein die Philosophie scheint so wenig wie die Beredsamkeit das rechte Feld des Verfassers zu seyn. Dieses beweisen seine oft sehr schlecht angebrachten rednerischen Wendungen z. E. wenn er versichert, daß von dem Leben eines Menschen und nicht von Haselnüssen die Rede sey, oder wenn er ein besoffenes Weib, das ihrem Kinde den Hals abschneidet, mit Alexander dem Großen vergleichet, und jenes seine Wahl in den Grundsätzen und Beweisen.

Gleich Anfangs steht §. 2. ein völlig ohnrichtiger Grundsaz:

„Alles Gute, alle Glükseligkeit, welche der „Mensch erlangen kan, muß ihm von andern Men„schen zugewendet werden.„

Geniesst dann der Mensch nicht durch die Luft, durch die Gewächse der ohngebaueten Erde, und durch ohnvernünftige Geschöpfe manche Arten der Glükseligkeit, die ihm nicht eben von andern Menschen zugewandt werden? Und wodurch ist es bewiesen, daß ein völlig einsamer Mensch gar keine Glükseligkeit erlangen könne?

deren Leben er beschreibt, vorangehen läßt. Man muß erst den Mann kennen, ehe uns die Titel seiner Schriften interressant werden. Der Sprache ist der Verf. sehr gut mächtig. Wenn er Prediger zuweilen durch sacerdos ausdrukt: so ist es ihm leicht zu vergeben, da es ihm, weil gar oft vom Prediger die Rede ist, unangenehm gewesen seyn muß, immer zu Umschreibungen seine Zuflucht zu nehmen. Dem seligen Hellmann wird vox temulenta beygelegt. Es ist dies ohne Zweifel ein Schreib- oder Drukfehler, und soll tremula heissen. Das Wort veritates hätten wir aber nicht in der Bedeutung erwartet, worin das deutsche Wahrheiten gebraucht wird. Aliquem honore gratulari hat sich Vol. I. pag. 109. sicher aus Uebereilung eingeschlichen. Aber nicht recht wohl ist es ihm zu vergeben, wenn er Vol. I. pag. 1. Schwarzen magnum ingenium belegt, und pag. 3. ihm selbiges wieder abspricht. Ueberhaupt geht der Verfasser mit diesem Ausdruk ein wenig leichtsinnig um. So wird auch in selbigem suavitas dicendi pag. 3. vermißt und pag. 4. an ihm gerühmt. Hier so wie an manchen andern Stellen, wo der Verf. seine Leser mit dem Charakter eines Mannes bekannt zu machen sucht, ist es uns vorgekommen, daß mehr ein Zufluß von gewissen Ausdrücken und Redensarten, welche ihm gefallen haben, als die lebhafte Vorstellung des Mannes ihm die Feder geführt habe. In Ansehung des Styls glauben wir es dem Verfasser abgemerkt zu haben, daß er selbigen nur im Lehrvortrage in seiner Macht habe. So bald er sich an etwas wagt, wo jener Vortrag nicht Statt findet: so wird der Styl fast

uner-

kosten freylich nicht gesparet werden, und man fodert von einem Advocaten ein mehr als menschliches Gedächtniß, wenn man will, daß er aus weitläuftigen Acten, die er in den äussern Gerichtsstuben durchlieset, und bey deren Durchlesung er beständig gestöret wird, alle wesentlichen Umstände behalten soll.

So sehr wir aber hier dem Verf. Beyfall geben, so wenig können wir seiner Meynung seyn, wenn er S. 128. bis 130. die Gegenwart des Richters bey der Unterredung des Advocaten mit dem Gefangenen für unbillig hält. Die Erforschung der Wahrheit ist der Hauptzweck einer jeden Inquisition. Was diese zum Vortheil des Inquisiten aufklären kan, das darf der Richter erfahren. Unwahrheiten und Umwege aber sind bey dem Vertheidiger so wenig als bey dem Gefangenen zu billigen.

Die Schuzschriften selbst enthalten verschiedene merkwürdige Vorfälle von Kindermord, und Diebstälen. Insonderheit finden sich bey der S. 178 bis 307 vorgetragenen Geschichte einer Dienstmagd, die von ihrem Herrn wegen eines Diebstahls von 2000 Mark angeklaget worden, und die zuerst die That gestanden, nachher aber das bey ihr gefundene Geld in Lotterien gewonnen zu haben, fürgegeben, und dieses Fürgeben durch verschiedene Umstände z. B. durch die vorige Armuth ihres Brodherrn überaus wahrscheinlich gemacht, so viele besondere Umstände, daß man die ganzen Acten zu lesen wünscht.

S.

Halbgötter, auf andere, dem Stande nach Geringere, herabsehen. Und wie böse Folgen hat das?

Wir haben noch zu sagen, welcher Leben in den gedachten beyden Bändern vorkommt. Es sind in dem ersten Bande, Christian Gottlieb Schwarz, Johann Paul Reinhard, der geheime Justizrath Gebauer, Johann August Bach, Johann Andreas Michael Nagel, Peter Burmann, der geheime Rath Klotz; Christophorus Sarius, Johahn Friedrich Gruner, Paul Daniel Longolius, Johann Friedrich Fischer, Johann Michael Heusinger. Des leztern Leben hat einen würdigen Schulmann, mit Namen Töpfer, zum Verfasser, und wir müssen gestehen, daß dieses dem Harlesischen weit vorzuziehen ist. Der zweyte Band ist verschiedener Hindernisse wegen erst einige Jahre nach dem ersten erschienen. Darinn finden wir erstlich den um die Jugend so verdienten Baumeister, dessen Leben von dem itzt zu Eisenach als Conrector stehenden Magister Briegleb herrührt. Darauf folgen: Joh. David Heilmann, Erhard Andreas Frommann, Johannes Ernestus Immanuel Walch, Nicolaus Schwebel, und Johannes Theophilus Biedermann. In der Vorrede zum zweyten Bande wundert Herr Härles sich, warum gewisse große Männer ihm nicht seinem Wunsch gemäß Nachrichten von sich gegeben hätten. Uns wundert dieses nicht. Wenn man sein Porträt nicht recht gut erhalten kann: so läßt man sich lieber gar nicht mahlen. Auch möchte wohl die Gesellschaft, worin jenes würde aufgestellet werden, nicht genug nach Wunsch gewählt seyn.

D.

VIII.

schaft und Freundschaft, in welcher Herr Harles mit selbigem gelebt hatte, ließ uns hoffen, daß darinn mehr, als in irgend einer andern geleistet seyn werde. Wir fanden auch in der That, daß seine Zuneigung zu diesem Manne, und sein genauer Umgang mit demselben ihm gleichsam etwas von jenen Gaben mitgetheilet hatten; allein auch hier fanden wir ihn dennoch sehr weit von der erforderlichen Vollkommenheit entfernet. In Ansehung der Unpartheylichkeit, womit er von demselben schreibt, müssen wir übrigens zu seinen Ruhme sagen, daß er darinn unsere Erwartung übertroffen hat. In dem zweyten Bande finden wir hin und wieder Betrachtungen und Reflexionen eingestreut; allein, wenn selbige auf ihrer Stelle wären: so müßten sie gleichsam aus der Materie selbst hervorspringen, und ungemeine Kürze, Stärke und Feinheit haben. Sie sind aber fast niemals natürlich angebracht, und selten wohlpassend. S. 64. und 65. redet er von der Wirkung des Beyspiels von Seiten der Lehrer. Die Sache ist bekannt, und es ist auch nichts besonders darüber gesagt. Hätte das Exempel eine ganz vorzügliche Wirkung auf Frommann, davon hier die Rede ist, gethan, und bey ihm ungewöhnliche Folgen gehabt: so wäre diese Betrachtung sonst natürlich veranlaßt; allein dies fehlet: und so ist sie gezwungen und trivial. Die Reflexion welche vor Walchens Leben steht, läßt uns erwarten, daß von sehr großen, wo nicht Lastern, doch Fehlern die Rede seyn werde. Es erfolget aber dergleichen nichts. In der äussern Einrichtung können wir es auch nicht loben, daß der V. der Veränderung wegen oft die Schriften der Männer, deren

deren Leben er beschreibt, vorangehen läßt. Man muß erst den Mann kennen, ehe uns die Titel seiner Schriften interressant werden. Der Sprache ist der Verf. sehr gut mächtig. Wenn er Prediger zuweilen durch sacerdos ausdrukt: so ist es ihm leicht zu vergeben, da es ihm, weil gar oft vom Prediger die Rede ist, unangenehm gewesen seyn muß, immer zu Umschreibungen seine Zuflucht zu nehmen. Dem seligen Heilmann wird vox temulenta beygelegt. Es ist dies ohne Zweifel ein Schreib- oder Drukfehler, und soll tremula heissen. Das Wort veritates hätten wir aber nicht in der Bedeutung erwartet, worin das deutsche Wahrheiten gebraucht wird. Aliquem honores gratulari hat sich Vol. I. pag. 109. sicher aus Uebereilung eingeschlichen. Aber nicht recht wohl ist es ihm zu vergeben, wenn er Vol. I. pag. 1. Schwarzen magnum ingenium belegt, und pag. 3. ihm selbiges wieder abspricht. Ueberhaupt geht der Verfasser mit diesem Ausdruk ein wenig leichtsinnig um. So wird auch in selbigem suauitas dicendi pag. 3. vermißt und pag. 4. an ihm gerühmt. Hier so wie an manchen andern Stellen, wo der Verf. seine Leser mit dem Charakter eines Mannes bekannt zu machen sucht, ist es uns vorgekommen, daß mehr ein Zufluß von gewissen Ausdrücken und Redensarten, welche ihm gefallen haben, als die lebhafte Vorstellung des Mannes ihm die Feder geführt habe. In Ansehung des Styls glauben wir es dem Verfasser abgemerkt zu haben, daß er selbigen nur im Lehrvortrage in seiner Macht habe. So bald er sich an etwas wagt, wo jener Vortrag nicht Statt findet: so wird der Styl fast

uner-

unerträglich: Die hier befindliche so wohl als die an den Hrn. Kloß gerichtete, seiner Introductio in historiam latinæ linguæ vorgesezte Zuschrift, ist vorzüglich ein Beweis davon. Hätten wir es nicht bedacht, daß gute Zuschriften vorzüglich Probiersteine eines guten und feinen Geschmaks sind und, daß mancher der darinn sehr unglüklich ist, dennoch ein nüzlicher Schriftsteller seyn könne: so wären wir in der That durch Lesung gedachter Zuschriften abgehalten worden weiter zu lesen. Diejenige, welche sich vor unserm gegenwärtigen Werke befindet, enthält bis zum Schwulst gehende Wendungen, weitschweifige Perioden und übertriebenes Lob. In leztern nähern sich auch Männer von vielen Einsichten und Geschmacke oft einer sie verunehrenden Schmeicheley. Unter Tausenden findet sich überhaupt kaum ein Mann, dem ein vorzüglich groſses Lob wegen seiner Thaten, seiner wahren Grösse und seiner Handlungen gebühret. Dieß gilt auch von den Groſsen dieser Erde. Besitzen sie Bescheidenheit und eine richtige Selbstkenntniß: so müssen wir Schriftsteller, indem wir sie sämtlich zu Engeln unter den Menschen erheben, ihnen nothwendig, als sehr kriechende Geschöpfe erscheinen, die nicht Stärke genug haben durch den äusserlichen Glanz des Standes bis auf den Menschen und dessen wahre Verdienste hindurch zu schauen. Auch können einem wahrhaftig verdienstvollem Manne keine Lobsprüche gefallen, welche vielmehr verschüttet als abgewogen sind. Sind sie aber nicht einsichtsvoll genug um das Uebertriebene zu bemerken: so werden sie sich ganz treuherzig die ihnen angerühmten Verdienste beylegen, und stolz, wie

Halb-

Der wahre Zustand und Staatsverfassung der vereinigten Niederlande, aus dem Holländischen übersezt, Leipzig 1751. 8. Hierinn ist der Staat der vereinigten Niederlande so gut und zuverläßig beschrieben, daß dadurch des Herrn H. Arbeit sehr überflüßig wird. — Er zeigt darauf den Plan seines Buchs an, erinnert aber vorher, daß nach der ihm von dem Herrn Verleger gesezten Anzahl der Bögen, woraus das Werk bestehen solte, er sich nicht auf alle und jede Begebenheiten der Republik, noch weniger auf die Geschichte jeder Provinz insbesondere habe einlassen können. — Diese Entschuldigung, welche er S. 326. noch einmal wiederholet, ist sehr unnöthig. Der Herr Verleger (weil nun doch der Herr Verleger durchaus etwas dabey zu sagen haben muß) hätte die Bogen gar wohl, noch auf eine geringere Anzahl, ohne Schaden des Werks, einschränken können. Die Geschichte der V. N. ist, so wie Herr H. sie abgehandelt hat, eher zu lang als zu kurz. Bey den häufigen Unrichtigkeiten, womit sie angefüllet ist, wäre die Kürze eine Tugend gewesen. Die Beylagen enthalten auch so viel bekanntes und unerhebliches, daß er sie größtentheils hätte weglassen können. Die Leser, für welche er geschrieben, würden derselben gerne entbehret haben. — Die politische Statistik der V. N. wie Herr H. sein Buch zu nennen beliebet, soll, dem Titel zufolge, eine gegründete Nachricht von den — in dieser Republik vorgefallenen merkwürdigen Staatsbegebenheiten und dem heutigen Zustande und Verfassung derselben seyn. Wir begnügen uns also einige wenige Anmerkungen darüber zu machen, aus welchen

die

VIII.

Friedrich Ludwig Anton Hörschelmanns, Herzogl. Sachsenweimar- und Eisenachischen Obervormundschaftl. Commißions-Secretarii :c. politische Statistik der vereinigten Niederlande, oder gegründete Nachricht von denen seit der Utrechter Union bis auf die gegenwärtigen Zeiten in dieser Republik vorgefallenen merkwürdigen Staatsbegebenheiten und dem heutigen Zustande und Verfassung derselben. Frankfurt und Leipzig, bey Carl Felßecker 1767. 1 Alphab. 4 Bogen gr. 8., nebst 17½ Bogen Beylagen, darinnen die vornehmsten Verträge der Republik, wie auch verschiedene wichtige Staatsschriften, Deductiones und Urkunden enthalten sind.

Dieses Werk besteht aus zween Theilen, wovon der erste die Geschichte der vereinigten Niederlande, der zweyte die Staatsverfassung derselben enthalten soll. Gegenwärtig erscheint jedoch nur der erste. In der Vorrede sagt Herr H. daß ihm eine solche Geschichte, oder eine solche Statistik der Republik der vereinigten Niederlande nicht bekannt sey, die insbesondere solchen Lesern nutzbar und bequem seyn könnte, die aus der Geschichte und Staatskunde eben nicht ihr Hauptwerk machen, und daß er aus dieser Ursache zur Herausgabe seines Werks sey bewogen worden. — Dem Verfasser hätten billig die Hauptbücher, die von seinem Gegenstande handeln, bekannt seyn sollen. Es ist darunter eines das den Titel führt:

Der

wieder abgetreten habe. — Auch dieses ist unrichtig: Der Staat bezahlte dem Könige 2, 728000. Gulden, welche 248000. Pfund Sterl. ausmachen. — S. 39. heißt es, daß nach der Zurükrufung des Gr. von Leicester (nach England) die Statthalterwürde über Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Oberyssel (Overyssel soll es heissen) dem Prinzen Moriz aufgetragen worden sey. — Dies ist wieder nicht völlig richtig. Moriz war schon zum Statthalter von Holland und Seeland ernannt worden, ehe der Gr. von Leicester nach den Niederlanden gekommen war. — S. 46. sagt der Verfasser, bey Gelegenheit des Jülich- und Clevischen Erbschaftsstreits (1609.) daß des Kaiser Ferdinands II. Absichten dahin gegangen wären, sich dieser Erbschaft unter dem Titel der Sequestration zu bemächtigen. — Der Kaiser Rudolph II. war es, der diese Absichten hatte. Ferdinand II. ist erst zehn Jahre hernach Kayser geworden. — S. 47. nennt er Oldenbarnevelden Rathspensionair (Rathpensionair, Conseiller Pensionaire, heißt es eigentlich). — Dieser Titel war damals noch nicht gewöhnlich, sondern Oldenbarneveld hieß Advocat von Holland. — S. 47. wird gemeldet, daß Oldenbarneveld in Verhaft genommen, vieler Verbrechen beschuldigt, sodann aber ohne weitere Umstände 1619. enthauptet worden sey. — Dies leztere ist falsch. Es ward ihm von den Generalstaaten ordentlich der Proceß gemacht. — Das Seetreffen, welches nach S. 52. der Admiral Tromp den Spaniern in dem Canal 1638. abgewonnen haben soll, ist erst 1639. geliefert worden. — Eben so ist der Statthalter, Prinz Friderich

die Leser sehen werden, in wie weit die Ausführung mit dem Titel übereinstimme S. 22. 23. erzählt Hr. H., daß der Herzog von Alba, den Prinzen von Oranien, als dieser 1568. in Brabant eingebrochen war, in seinem Lager überfallen, dessen Truppen theils massacriret, theils gefangen genommen, den Ueberreß aber fast ganz und gar zerstreuet habe. — — Von diesem Gefechte und der grossen Niederlage des Prinzen weis die Historie gar nichts. Sie meldet vielmehr, daß der Herzog von Alba sich in seinem Lager bey Mastricht verschanzet und sich in gar keine Schlacht mit dem Prinzen eingelassen, sondern ihn, ohne Schwerdtstreich, durch Abschneidung der Lebensmittel zum Rükzuge genöthiget habe. — S. 37. wird der Inhalt eines zwischen der Königin von England und den Staaten der V. N. 1585. geschlossenen Vertrages angeführt, kraft dessen die Königinn der Republik 5000. Mann zu Fuß und 1000. zu Pferde zu überlassen und 4. Millionen Thaler vorzuschiessen versprochen haben soll. — — Der Vertrag spricht nur von 4000. Mann zu Fuß und 400. zu Pferde: wiewohl die Königin sich nachher hat bewegen lassen den Beystand zu vermehren. Der zur Anwerbung, Ueberfahrt und nachherige Unterhaltung dieser Truppen gethane Vorschuß ist lange hernach, im Jahre 1598. durch einen neuen Vertrag, auf eine bestimmte Summe, nemlich 8 Millionen holländische Gulden gesezt worden. — Auf ders. S. Anmerkung (a) sagt Hr. H. daß der König Jacob I. die der Krone England für die gedachten Vorschüsse verpfändeten Städte Vlißingen, Ramkens und Briel der Republik für 100000. Pfund Sterling

Englische Admiral, der Trompen angriff, hieß Blake. — Gleich hernach sagt unser Verfasser. „Es „folgeten hierauf noch zwey Seetreffen. In dem lez„ten verlohren die Holländer ihre beyden Seehelden „Tromp und Jan von Galen.„ — Nach dem ersten Treffen sind noch sieben andere in diesem Kriege vorgefallen. In dem lezten am 10 Aug. 1653. ward Tromp erschossen. Aber von Galen, welchen Hr. H. in diesem Treffen zugleich mit Trompen sterben läßt, war schon vorher in einem Gefechte mit den Engländern auf der toscanischen Küste, am 14ten März geblieben. — S. 59 haben die Staaten der V. N. in dem Frieden mit England 1654 versprochen, die Statthalterwürde gänzlich zu supprimiren. — Dies ist wieder falsch. Die Staaten von Holland allein versprachen den Prinzen von Oranien nicht zum Statthalter zu ernennen, keinesweges aber die Statthalterschaft gänzlich aufzuheben, welches erst 1667 durch das Edictum perpetuum geschehen ist. — S. 61 wird erzählt, daß der König von Schweden, Carl Gustav, Willens gewesen seyn soll, den Sund zu versenken, und die Seen zusammen zu leiten. — Hier hat Herr H. wohl nicht gewußt, was er geschrieben hat. Denn wie hätten durch die Versenkung des Sundes die Seen zusammen geleitet werden können? Wenn er die Möglichkeit hievon einsehen kann, so wird sie doch der ganzen übrigen Welt unbegreiflich bleiben. — Etwas nicht weniger unbegreifliches ist es, daß Carl Gustav den Sund mit Ketten (welche die holländische Flotte mit einem Ruk entzwey gesegelt haben soll) habe versperren lassen. — Diese Ketten müssen also wenigstens

derich Henrich nicht im Jahre 1644, sondern 1647. gestorben. — — S. 53. wird gemeldet, daß nach dem Münsterischen Friedensschluß einige Provinzen auf eine Reduction der Truppen, die nicht geringer als 60000. Mann seyn sollte, gedrungen haben. — Die ganze Armee des Staats war damals nicht 60000. Mann stark, und die vorgeschlagene Reduction betraf ungefähr 21200 Mann. — S. 55. hat der Statthalter Wilhelm II. die Auslieferung des Bürgermeisters Bikker (Bikard sagt unser Verfasser unrichtig) von der Stadt Amsterdam verlangt. — Hieran ist nie gedacht worden. — Was S. 56. von den Haß und der Verachtung, worin der Prinz Wilhelm II. gerathen, und worüber er in eine Melancholie gefallen und darin gestorben sey, ist nicht weniger irrig. Er starb an den Blattern. — — — S. 57. haben die Staaten, im Jahre 1651. das Edictum perpetuum gemacht und darin festgesezt, daß die Würde eines Statthalters von einer oder mehreren Provinzen niemals wieder an jemanden, insbesondere aber niemals dem Hause Oranien verliehen werden sollte. — Das Edictum perpetuum ist erst 1667, und zwar allein von der Provinz Holland gemacht worden, des Hauses Oranien ist darin mit keinem Worte gedacht. S. 58. hat der berühmte Englische Admiral Drake (Drack nennt ihn unser Verfasser) im Jahre 1652. dem Niederländischen Vice-Admiral (Admiral-Lieutenant sollte es heissen) Tromp ein Treffen geliefert. — Der Admiral Drake war schon 1595. in Westindien gestorben, und konnte also 57. Jahre nach seinem Tode kein Treffen liefern. Der

merkwürdigen Staatsveränderungen des Rußischen Reichs.

Alle diese Schriften sind seiner politischen Statistik der V. N. vollkommen ähnlich, von welcher wir noch anmerken müssen, daß die Schreibart darin eben so seltsam sey, als seine Nachrichten ungegründet sind. Er bedient sich so poßierlicher, gemeiner und zuweilen so unanständiger und pöbelhafter Ausdrücke, welche nur Lesern von der niedrigsten Classe gefallen können. Wir wollen zum Beweise auch hiervon einige Beyspiele anführen. S. 20. heißt es: Dieser (von dem Herzoge von Alba angeordnete) Blutrath bestund aus 12 Aposteln, die — — — vollkommene Tyrannen waren. S. 78. Peter Grotius, von welchem vielleicht die Generalstaaten wußten, daß er gut lamentiren und das Miserere beweglich singen könne, wurde zu demjenigen Gesandten ernannt, der die Freundschaft und Gnade Ludewigs erbetteln solte. S. 79. Grotius — — erhielte bey demjenigen Könige Audienz, der von Leuten (den Generalstaaten der V. N.) beleidiget zu seyn glaubte, vor die er itzo nicht mehr Achtung hatte, als vor einem Käsekrämer. — — Alle das griechische, lateinische, womit Grotius durchspikt war, nebst seiner ganzen Oratorie, war nicht vermögend gewesen den erzürnten König zu begütigen. Denen Generalstaaten war nun nicht anders zu helfen, als daß sie, nach der Art der Wechselschuldner Gott zu Hülfe nahmen. — In dieser großen Verlegenheit klopften sie (bey) diesem und jenem Hofe an, und supplicirten um Beystand. Allein die Ohren waren anjetzo noch mit französischem Golde

an=

stens eine halbe Meile lang gewesen seyn. Denn diese Breite hat der Sund, wo er am engsten ist. So unerhörte Dinge erzählt Herr H. und mit einer so zuversichtlichen Mine, als wenn er selbst dabey gewesen wäre. — S. 82 sezt er Zütphen als eine besondere Provinz der V. N. da es doch, wie jedermann weis, ein Quartier von Geldern ist. — Dies sey genug zur Probe, wie gegründet die Nachricht unsers Verfassers von dem Staate der vereinigten Niederlande seyn müsse. Wenn wir alle Fehler darinn anmerken wollten, würden wir etliche Bogen damit anfüllen können. Aber es würde sowohl eine verdrießliche als unnöthige Arbeit seyn. Aus den angeführten Stellen wird man schon sehen, daß Herr H. von der Sache, wovon er seine Leser unterrichten will, selbst gar keine Kenntniß habe. Da er in diesem ersten Theile einen Geschichtschreiber hat vorstellen wollen; so wäre es seine Schuldigkeit gewesen, die Quellen, woraus er seine Nachrichten genommen hat, anzuzeigen, und zwar um so viel mehr, als sie den Erzählungen anderer, auch der besten Geschichtbücher, oft so sehr widersprechen. Allein dieses hat ihm nicht gefallen. Jedoch läßt er die Gelegenheit nicht vorbey, sich auf seine eigenen schon zuvor herausgegebenen Schrifften zu beziehen, und S. 376. (b) macht er sich das Vergnügen sie alle nach der Reihe anzuführen. Hier findet man sein Kriegs- und Friedens-Lexicon; seine Geschichte und Staatsverfassung der Crone Großbritannien; seine Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs des Großen; seine Staats- und Lebensgeschichte Theresien der Großen; seine Geschichte der merk-

und seiner Apostel eingeschläfert waren.' — S. 268. heißt es von den Officieren der alliirten Armee in den Niederlanden, in dem Feldzuge von 1745: Vielleicht waren die meisten dieser Martissöhne geschikter sich mit einem Frauenzimmer in ein Gefechte einzulassen, einer Weinbouteille ehender den Hals zu brechen, als einem feindlichen Soldaten. Vielleicht waren sie geschikter in der Spielcharte, als in der Landcharte zu studieren. — S. 277. Die Galle der Hochmögenden Herren fieng an rege zu werden. — S. 341. Man sahe Zöllner und Sünder, Ungerechte, Blutigel und privilegirte Betrüger (die Pächter der Accise in den V. N.) reich werden. Die Republik bekam hiernächst einen Statthalter, für den sich jene (die Pächter) allerdings fürchten müssen, ob man schon wußte, daß er sie nicht so gleich des Geschreys des Pöbels wegen auffressen würde. — S. 395. Sie (die Generalstaaten) machten einen gewaltigen Lermen (wegen ihres Gesandten, des Gr. von Wartensleben, der zu Cassel gefänglich angehalten war). Ihre Schriftsteller ergriffen die Federn, und überschwemmten das Publicum mit unnöthigem Gewäsche. — Wir brechen hier ab, und überlassen dem Publico aus den angeführten Proben zu urtheilen, ob unser Verfasser selbst nicht auch zu dieser Art von Schriftstellern gehöre.

Aus der Zueignungsschrift haben wir noch gesehen, daß das 2c., welches auf dem Titel, nach des Hn. H. Namen und Bedienung steht, Hofadvocat bedeutet. Er hätte wohl gethan, wenn er bey seinem Advocaten-

angefüllt, daß man also nicht hörte. — S. 105. Mit Erfüllung dieses Wunsches sahe es anjezt noch ziemlich windig aus. S. 158. Hätte das große Glük der französischen Armee denen Herren Staaten nicht nachhero — die Einigkeit, obwohl mit einem starken Purgiertranke eingeflößt; so wären vielleicht die Edlen und Großmögenden Herren einander selbst in die Haare gerathen. — S. 190. Diese Crone (Frankreich) hatte die schwedische Herren Reichsräthe, die den Werth des Wohlstandes ihres Vaterlandes nur nach dem Nutzen schätzen und behandeln, der in ihre Beutel fließt, und die auch jezt an den französischen Louisd'ors einen Geschmak gefunden hatten, wider Rußland — aufgehezt. S. 199. Die damalige Versammlung der Generalstaaten schien ein Collegium zu seyn, welches aus Männern bestund, die — zum Theil selbst nicht wußten, was sie vor großer Weisheit und bedachtsamen Berathschlagungen thun wollten. — S. 219. Es (Frankreich) erklärte den Generalstaaten, die anjezo ganz fein schlummerten, — ihnen — Dünkirchen einzuräumen. S. 226. sagt Herr H. von den Unterhandlungen zwischen dem Großbrit. Bothschafter, Gr. von Stair mit den Generalstaaten: Man hatte ganze Riese Papier verschrieben und eine Menge öffentlicher Conferenzen gehalten, bey welchen die Zungen so wenig als die Weinbouteillen geschonet wurden. — Eben das. und S. 227. Er (lord Carteret) hatte sich schon im voraus dazu bereitet, im Haag mit Männern zu thun zu bekommen, die von den süßen Liedern des Cardinals Fleury

 und

Clauſel überhaupt, ihren Sinn und Gültigkeit und die franz. Liſte derer darunter begriffenen Orte. Die Clauſel muß ſtreng nach dem Buchſtaben gegen die Cathol. Religionsverwandte erklärt werden, weil ſie die Verfaſſer davon ſind, und wie wir hinzuſetzen würden, eine Neuerung dadurch einführen wollen. Sie iſt daher blos von der Religionsübung, nicht aber von dem Beſitz der Kirchengüter, oder von geiſtlichen und Diöceſen-Rechten zu verſtehen. Daß aber der öffentliche Gottesdienſt den Cathol. nicht verbleiben ſolle, wenn ſie gleich ſolchen zur Zeit des Ryßwickl. Friedens gehabt, mag der Verf. beſſer beweiſen. §. 7. Die Orte ſo zur Zeit des Ryßw. Friedens nicht mehr in der Franzoſen Gewalt waren, gehören nicht unter die Clauſel, die aber, ſo die Franzoſen noch innen hatten, gehören nur zum Theil dazu: diejenigen nemlich, von denen es im Ryßw. Frieden heißt, daß ſie wieder in den Zuſtand des Weſtphäl. und Niemwegiſchen Friedens geſetzt werden ſollen, keinesweges aber die, bey denen nur des Weſtphäl. Friedens erwähnt wird, als bey Zweybrück und Mümpelgard. Die Orte der erſten Art ſind die im 4ten Artickel benannten ſic reſtituti. Bey dem ſophiſtiſchen Schluſſe des Gegners, den der Verf. in der Anmerkung zum §. 15. anführt, hätten wir dem 5ten Artickel des Ryßw. Friedens die Einſchränkung angehängt: Die nicht beſonders genannten Intereſſenten ſollen die Rechte der genannten haben, ſo weit nicht bey einigen der beſonders genannten etwas beſonderes, worinn ſie von der Regel abweichen, feſtgeſetzt worden. Sodenn hätten wir im Unterſatze zu dem Weſtphäl. Frieden noch den Niemweger geſetzt, und an-

anders den Untersaß nicht gelten lassen, oder wir hätten den Worten pari loco, beygefügt: quoad restitutionem generalem. Die Evangel. Religion, so nach dem Westphäl. Frieden die herrschende an einem Orte war, der zur Clausel gehört, bleibt auch der Clausel ohngeachtet die herrschende, wenn gleich die gehabte öffentliche Religionsübung den Catholischen vermöge der Clausel gelassen werden muß. Sonst wäre es vergebens, daß der Westphäl. Friede durch den Ryßwickischen zugleich mit bestättiget worden. Der Verf. will, daß Frankreich alles Recht aus dieser Clausel dadurch verlohren habe, weil nicht sogleich, wie versprochen worden, die nöthige Liste zum Vorschein gekommen. Allein das ist wol zu viel. Die nachher verfertigte Liste hatte freylich viele Fehler. Zu diesen gehört auch, daß Zweybrück darinn mit aufgeführet worden, ohnerachtet dieses Herzogthum blos in den Zustand des Westphäl. Friedens wieder einzusetzen war. Ueberdem ist auch der beym Ryßw. Frieden gewesene Religionszustand ganz falsch darinnen angegeben. Der Abdruk bey dem Cortrejus von dieser Liste kommt ganz genau mit dem Original überein. Pidoll vermehrt die Fehler derselben mit vielen neuen. Es ist lächerlich, daß er die Religion des Landesherrn und die herrschende Religion vor einerley hält. Im Herzogthum Zweybrück hatte der König von Frankreich nur ein einziges Bethaus erbauen lassen. Daher konnten der Königl. Erklärung zufolge, wenn auch die Clausel gelten sollte, die Catholischen nur hierauf Anspruch machen. Durch die bald nach dem Frieden erfolgte französische Erklärung, wegen der vom König gestiffteten

Got-

Gotteshäuser, hat die Clausel ihre Einschränkung erhalten, welche allerdings blos von Frankreich abhieng, da die Cathol. Stände sich daher keines Rechts anzumassen, versprochen hatten; Es ist demnach irrig, wenn Pidoll der deutschen Cathol. Kirche ein besonderes von dem Befugnis der französ. Krone unabhängiges Recht aus der Clausel erkünsteln will. Nach dem Badenschen Frieden fing man in den Gegenden des Rheins gar an, die Zeit dieses Friedensschlusses zum Entscheidungsziel anzunehmen. Im zweyten Buche erzählt der Verf. die Geschichte des Herzogthums Zweybrück, und bestimmt seine zur Zeit des Ryßw. Friedens gehabten Grenzen. In diesem Herzogthum wurde bald nach dem Ryßw. Frieden von der schwedischen Regierung alles wieder in den Zustand des Westph. Friedens versetzt, jedoch duldete man hin und wieder die Cathol. aus Gefälligkeit. Der in der Folge dahin geschikte schwedische Statthalter, Graf Oxenstiern, räumte den Cathol. seiner bey sich habenden Gesellschafterin zu Gefallen, noch mehr ein. Dies gab den Catholischen den Muth, daß sie endlich gar das Herzogthum unter die Clausel ziehen wollten. Die An. 1719. entstandene Catholische Regierung kam ihnen hierin sehr zu statten. Doch ergiengen auch unter dieser verschiedene Rescripte, daß alles wieder in den Zustand des Westphäl. Friedens kommen sollte. Bey abermaliger Regierungs-Aenderung, A. 1733., wurde zwar den Catholischen der öffentliche Gottesdienst nicht genommen, jedoch auch die Evangelischen nicht bedrängt. Der Verf. zeigt überall gute Geschiklichkeit und Kenntnis seines Vaterlandes.

†‡.

X.

andere den Untersaß nicht gelten lassen, oder wir hätten den Worten pari loco, beygefügt: quoad restitutionem generalem. Die Evangel. Religion, so nach dem Westphäl. Frieden die herrschende an einem Orte war, der zur Clausel gehört, bleibt auch der Clausel ohngeachtet die herrschende, wenn gleich die gehabte öffentliche Religionsübung den Catholischen vermöge der Clausel gelassen werden muß. Sonst wäre es vergebens, daß der Westphäl. Friede durch den Ryßwickischen zugleich mit bestättiget worden. Der Verf. will, daß Frankreich alles Recht aus dieser Clausel dadurch verlohren habe, weil nicht sogleich, wie versprochen worden, die nöthige Liste zum Vorschein gekommen. Allein das ist wol zu viel. Die nachher verfertigte Liste hatte freylich viele Fehler. Zu diesen gehört auch, daß Zweybrück darinn mit aufgeführet worden, ohnerachtet dieses Herzogthum blos in den Zustand des Westphäl. Friedens wieder einzusetzen war. Ueberdem ist auch der beym Ryßw. Frieden gewesene Religionszustand ganz falsch darinnen angegeben. Der Abdruk bey dem Cortrejus von dieser Liste kommt ganz genau mit dem Original überein. Pidoll vermehrt die Fehler derselben mit vielen neuen. Es ist lächerlich, daß er die Religion des Landesherrn und die herrschende Religion vor einerley hält. Im Herzogthum Zweybrück hatte der König von Frankreich nur ein einziges Bethaus erbauen lassen. Daher konnten der Königl. Erklärung zufolge, wenn auch die Clausel gelten sollte, die Catholischen nur hierauf Anspruch machen. Durch die bald nach dem Frieden erfolgte französische Erklärung, wegen der vom König gestiffteten

Got-

Auch für denkende Leute hat die Lesung solcher Entwürfe oft böse Wirkungen. Damit selbige zeigen, daß sie auch selbst etwas zur Verbesserung der Erziehungseinrichtungen beyzutragen im Stande sind: so halten sie sich berechtigt dem Schullehrer über tausenderley Dinge Erinnerungen zu geben. Jeder will, daß der Schullehrer selbige dankbar annehme und befolge. Rathen ihm seine eignen Einsichten das Gegentheil: so findet er so viele Tadler, als er Rathgeber gehabt habe; findet er aber auch die Bemerkungen des einen oder des andern einsichtsvoll und gegründet: so machts ers doch, da er mit allen seinen Schülern nur einen Weg betreten kann, allen übrigen nicht recht. Die Anzahl der Tadler und Misvergnügten ist also immer bey weitem die größte. Sind die Eltern nun noch so unbesonnen ihr Misvergnügen in Gegenwart ihrer Kinder zu äussern: so fehlt dem Schullehrer das wirksamste Mittel zum glüklichen Fortgang seiner Arbeiten, das Zutrauen der Schüler; und die Schule muß auf mehr als eine Art darunter leiden. Diese mannigfaltige Denkungsart würde nicht Statt finden, wenn die Vorschläge zur Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts nicht so sehr von einander abwichen; wenn Vorschriften, welche beym Privatunterricht und bey dem öffentlichen zu beobachten sind, nicht mit einander vermischt, und wenn uns keine Vorschriften gegeben würden, welche die Erfahrung nicht bewährt gefunden hätte. Wollte man diese Erfahrung erst um Rath fragen: so würde auch ein grosser Stoß von Erziehungsschriften, die nicht allein nicht nützlich, sondern höchst schädlich sind, wegfallen. Unsre ökonomischen

X.

Die Vorzüge der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterricht nebst einigen Anmerkungen über derselben Abnahme und Verbesserung, untersuchet von M. Jacob Martin Herold, Conrector der deutschen Schule in Stockholm. Leipzig und Rostock, in der Koppischen Buchhandlung. 1766. 168 S. in 8.

Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift sagt am Ende derselben, daß auch diejenigen, welche von der Verbesserung der Schulen schreiben, unschuldiger Weise oft zur Abnahme derselben vieles beytragen. Dieses könnte manchen seltsam vorkommen; allein es verhält sich in der That so. Es scheint itzt zur Mode zu gehören, daß man etwas über die Oekonomie oder über die Erziehung schreibe. In beyden Stücken werden wir mit einer gar großen Menge von Schrifften überhäuft, und in keinem kommen wir verhältnißweise sehr viel weiter in der Ausübung. Es ist dieses natürlich, so lange man sich die Freyheit erlaubt, seine theoretische Betrachtungen und Einfälle hin zu schreiben, ohne selbige sorgfältig durch eine anhaltende und vielfach angestellte Erfahrung geprüft zu haben. So wohl auch, ohne diese, unsre Plane durchgedacht seyn mögen: so oft geschieht es doch, daß uns die Erfahrung auf einen Umstand führt, der selbigen gänzlich unnütz macht. Und sind selbige sonst schön und reitzend entworfen: so fangen viele an nach diesen Planen zu arbeiten oder die Lehrer der Jugend arbeiten zu lassen, und sind unglücklich in der Ausführung.

Lehrers. Im zweyten beweiset er, daß man diese Eigenschaften öfter bey öffentlichen, als Privatlehrern, antreffe. Das dritte enthält eine Beantwortung der Einwürfe, welche man gegen die öffentlichen Schulen macht. Darauf vergleicht er im vierten Kapitel die Vortheile der öffentlichen und der Privatschule, und zeiget die Vorzüge, welche jene hat. Das fünfte enthält endlich einige allgemeine Anmerkungen über die Abnahme der öffentlichen Schulen und derselben Verbesserungen. Wir wollen diese Abschnitte nacheinander kürzlich durchgehen und anzeigen, was uns besonders lobens- oder tadelnswürdig geschienen habe. In dem ersten §. des ersten Kapitels giebt uns Herr H. eine allgemeine Beschreibung eines guten Lehrers. Dieser §. enthält ein schönes und sehr richtig gezeichnetes Gemälde desselben. Der Verfasser konnte, nachdem er selbiges geendigt hatte, mit Recht zweifeln, ob auch Personen gefunden würden, bey denen sich jene Eigenschaften zusammen fänden. Er hat indessen doch Recht, wenn er behauptet, daß ein solcher Lehrer nicht zu den Chimären zu rechnen sey. Wenn er aber glaubet, daß die Welt bey den wenigen Vortheilen, welche sie den Schullehrern in Ansehung der Ehre und Einkünfte bewilligt, ihn nur als eine höchst seltene Erscheinung sehen werde: so hat er leider, auch Recht. In den folgenden §§. dieses Hauptstüks wird von verschiedenen einem Schullehrer nöthigen Eigenschaften besonders gehandelt. Alle enthalten ungemein viel Gutes und vorzüglich der Fünfte, in welchem vortrefflich gezeigt wird, wie stark der Einfluß sey, den das Beyspiel des Lehrers auf die

Den-

schen Gesellschaften, welche in ihrem Fach ebenfalls den Schaden solcher bloß spekulativischen Schriften empfinden, fangen zum Theil an sich die Zusendung aller solcher Schrifften zu verbitten, die nicht lauter Erfahrungen in sich enthalten. Möchten doch alle die, welche Lust haben, etwas von der Erziehung und dem Schulwesen zu schreiben, es so wohl mit der Welt meynen, daß sie alles zurük behielten, was nicht auf eigne und sorgfältig angestellte Erfahrungen gegründet ist. Und in Ansehung derer, welchen Einsicht und Erfahrung einen Beruf giebt, von dieser Materie zu schreiben, können wir nicht umhin den Wunsch zu äussern, daß sie das, was vom Privatunterricht und dem öffentlichen gilt, genau unterscheiden. Denn man kann in beyden bey weitem nicht nach einerley Regeln handeln.

Der Herr Herold, dessen angezeigte Schrift uns zu diesen Gedanken veranlasset hat, gehört nicht mit zu den unberufnen Schriftstellern in dem Fach der Erziehung und des Unterrichts. Wir glauben, daß er noch weit mehr zum Vortheil seiner Materie hätte sagen können; er hat indessen die Vorzüge der öffentlichen Schulen mit so vielen starken und einleuchtenden Beweisen dargethan, daß wir uns versichert halten, es werden durch seine Schrift manche junge Leute der öffentlichen Schule zugeführet werden.

Nachdem der Verf. in der Einleitung von der Wichtigkeit der Erziehung überhaupt geredet, und einiges von dem Verhalten der Alten und der Neuern gesagt hat: so wendet er sich zu seiner Materie, welche er in fünf Kapiteln abhandelt. In dem ersten Kapitel handelt er von den Eigenschaften eines guten

Leh-

amts müßte gehörig angestellet, und das Schulamt selbst durch die damit verbundenen Vortheile annehmungswürdig gemacht werden. Wenn hierüber das nöthige gesagt, und dadurch den Feinden öffentlicher Schulen das Vermögen genommen wäre, die Vorrechnung vieler schlechter Schulleute gegen wenige gute, zu einer gültigen Widerlegung seines Beweises zu gebrauchen: so hätte er bey der Ausführung dieses Hauptstücks theils auf Naturgaben und theoretische Kenntnisse und theils auf praktische Geschiklichkeiten sein Augenmerk richten können. Dann wäre er, ohne Widerspruch fürchten zu dürfen, berechtigt gewesen anzunehmen, daß jene Erforderniße nur überhaupt bey wenigen gefunden würden. Hieraus folgte von selbst, daß diese wenige zwar hinreichten, die öffentlichen Schulen damit zu versorgen, aber für den Privatunterricht kaum einen und den andern übrig liessen. Wäre darauf alsdann die Rede von den praktischen Geschiklichkeiten: so erhellete es auch von selbst, daß selbige nur bey ungemein wenigen unter den Privatlehrern in einem mittelmäßigen Grade könnten gefunden werden. Indem wir indessen die Anordnung der Beweise bey dem Verf. tadeln: so bekennen wir auch mit Vergnügen, daß auch hier manche schöne und einsichtsvolle Bemerkungen vorkommen.

In des dritten Kapitels ersten §. wird sehr gründlich bewiesen, daß in den öffentlichen Schulen nicht die Sitten verdorben werden. Die Jugend wird weniger weichlich und weibisch in ihren ganzen Betragen. Sie lernt hier Geringere, welche Gaben, Fleiß und Tugend zeigen, hoch zu schätzen. Die Laster und

bösen Neigungen zeigen sich zwar oft eher in öffentlichen Schulen, als beym Privatunterricht; allein sie erhalten auch sogleich Widerstand, und die Jugend findet früh Gelegenheit dawider zu streiten. Der Ausbruch der Laster erfolgte ohnehin einst spät, und wäre alsdenn zu stark, als daß der sich überlassene und unerfahrne junge Mensch selbigem Einhalt thun sollte. Gemeiniglich bringt der Schüler aber alle Laster mit in die Schule, und die Eltern sind froh, daß sie, nachdem er in die Schule gesandt ist, alle seine Unarten und Bosheiten auf die Rechnung der Schule setzen können. Ferner wird gezeigt, daß die Jugend in den öffentlichen Schulen mit dem menschlichen Herzen und dessen mannichfaltigen Beschaffenheiten praktisch bekannt gemacht werde, und eine Menge von Irrwegen kennen und vermeiden lerne. Man erziehet, fügt er am Ende ungemein richtig hinzu, in der Schule für die Welt und im Privatunterricht für die Stube. Alles was die Untersuchung, ob man in öffentlichen Schulen weniger, als im Privatunterrichte lerne, S. 39. in sich enthält, ist wohl gedacht und wohl geschrieben. In einer Note S. 43. wird man auf die 1759. zu Rostok und Leipzig über die Einrichtung des Schulwesens herausgekommenen Briefe verwiesen. Hiebey ist zu erinnern, daß selbige mit gegenwärtiger Schrift bey weitem nicht gleichen Werth haben.

Im vierten Hauptstük wird S. 45 - 48. gezeiget, wie sehr das, was mit Vergnügen, und das, was mit Misvergnügen gelernt wird, in seinen Wirkungen unterschieden, und wie sehr hierinn der Vortheil auf Seiten der öffentlichen Schule ist. Es kommen hier man-

che Gedanken und Anmerkungen vor, welche tiefe Einsichten und vielen Scharfsinn anzeigen. S. 53 - 58. wird schön bewiesen, was die Nacheiferung in den öffentlichen Schulen für vortrefliche Früchte bringe. S. 58 - 67. finden wir das, was schon vorhin berührt war, daß nämlich die Sitten besser in den öffentlichen Schulen, als beym Privatunterichte gebildet werden, gründlich beweisen. Alles, was zum Beweis dieses Satzes dienen kann, ist dennoch nicht erschöpft. Daß die Jugend, wovon vorher nur ein paar Worte gesagt waren, in der Schule die verschiedenen Sitten der Menschen kennen zu lernen Gelegenheit finde, und daß der Schullehrer in Ausbildung der Sitten gerader durchgehen könne, als der Privatlehrer, sind zween Punkte, deren Ausführung hier ihre Stelle gefunden hätte. Auch hätte hier angemerkt werden können, daß ein junger Mensch in der öffentlichen Schule sowohl in der Erkenntniß als den Sitten eine gesundere Stärke bekomme. In der S. 71. befindlichen Apostrophe kommt bis zu Ende derselben vieles, auf eine gezwungene Art vorgetragenes und manches nicht gehörig bestimmtes vor. Ueberhaupt ist Herr H. in dem Gebrauch dieser Figur nicht glüklich. Sie ist fast nirgends ganz natürlich angebracht und nie fein genug bearbeitet. Auch fänden wir selbige entweder gar nicht gerne, oder wenigstens nur höchst selten in einem Lehrbuch angebracht. Sie schikt sich besser zu kurzen Aufsätzen und zu Schrifften, worinn der Witz und die Affecten herrschend sind. Besonders müssen wir ihn auf S. 71. und 82. aufmerksam machen, auf welcher letztern er mit seinen ihn begleitenden Vätern auf eine

ganz

bösen Neigungen zeigen sich zwar oft eher in öffentlichen Schulen, als beym Privatunterricht; allein sie erhalten auch sogleich Widerstand, und die Jugend findet früh Gelegenheit dawider zu streiten. Der Ausbruch der Laster erfolgte ohnehin einst spät, und wäre alsdann zu stark, als daß der sich überlassene und unerfahrne junge Mensch selbigem Einhalt thun sollte. Gemeiniglich bringt der Schüler aber alle Laster mit in die Schule, und die Eltern sind froh, daß sie, nachdem er in die Schule gesandt ist, alle seine Unarten und Bosheiten auf die Rechnung der Schule setzen können. Ferner wird gezeigt, daß die Jugend in den öffentlichen Schulen mit dem menschlichen Herzen und dessen mannichfaltigen Beschaffenheiten praktisch bekannt gemacht werde, und eine Menge von Irrwegen kennen und vermeiden lerne. Man erzieht, fügt er am Ende ungemein richtig hinzu, in der Schule für die Welt und im Privatunterricht für die Stube. Alles was die Untersuchung, ob man in öffentlichen Schulen weniger, als im Privatunterrichte lerne, S. 39. in sich enthält, ist wohl gedacht und wohl geschrieben. In einer Note S. 43. wird man auf die 1759. zu Rostok und Leipzig über die Einrichtung des Schulwesens herausgekommenen Briefe verwiesen. Hiebey ist zu erinnern, daß selbige mit gegenwärtiger Schrift bey weitem nicht gleichen Werth haben.

Im vierten Hauptstük wird S. 45 - 48. gezeiget, wie sehr das, was mit Vergnügen, und das, was mit Misvergnügen gelernt wird, in seinen Wirkungen unterschieden, und wie sehr hierinn der Vortheil auf Seiten der öffentlichen Schule ist. Es kommen hier man-

auf die Hauptquelle des Verfalls der Schulen, auf das geringe Ansehen und die schlechte Belohnung der Lehrer. Alle Bemühungen zur Verbesserung der Schulen sind allerdings vergeblich, so lange diesem Uebel nicht abgeholfen wird. Und dieses Uebel muß bey dem zum Nachtheil der Einkünfte von Jahr zu Jahr sich veränderndem Verhältniß des Geldes und der Lebensbedürfnisse noch immer größer werden. Nichts bringt in den Lauf der Dinge die gehörigen Wirkungen hervor, wenn es nicht in der von der Natur ihm angewiesenen Lage ist. Sieht man auf die innere Würde der Beschäftigungen eines Schullehrers, und auf die billige Schätzung seines Amts und seiner Arbeiten: so ist es nicht zu leugnen, daß ihm vorzügliche Hochachtung und Ansehen gebühre. Ueberhaupt müssen auch die Vortheile, welche sich die Menschen nach ihren verschiedenen Ständen und Lebensarten verschaffen, wenigstens ungefähr in einem Gleichgewichte stehen, wenn jeder das Geschäfte, welches ihm die Natur anweiset, übernehmen soll. Man wundre sich also nicht, wenn diejenigen, welche mit Gaben und Geschicklichkeiten zur Bildung und zum Unterricht der Jugend ausgerüstet sind, dieses Amt meiden, wenn sie nicht auch äusserlich für das geachtet werden, was sie sind, und wenn sie nicht die Belohnungen erhalten, welche ihnen zukommen. Der Enthusiasmus, nach welchem man aus den Schranken der Natur weicht, und wobey die Kräfte der Natur überspannt werden, ist ohne Unbilligkeit nicht bey vielen zu suchen und zu erwarten. Und findet sich dieser Enthusiasmus auch bey einem und dem andern: so müssen seine Arbeiten

ihm

ihm doch zwiefach so sauer und die Früchte seiner Bemühungen bis auf die Hälfte geringer seyn. Nur dann nimmt die Jugend die Lehren und den Unterricht ihres Lehrers mit Willigkeit und Eifer an, wenn sie durch das Ansehen desselben und durch die vorzügliche Hochachtung, womit ihm die Eltern und die Welt überhaupt begegnen, bewogen wird, Ehrfurcht für ihn zu haben und alles, was er sagt, für sehr wichtig zu halten. Möchte dieses doch von den Landesherrn, denen die Erziehung der Jugend nicht gleichgültig ist, ernstlich erwogen werden! Da es indessen auch durchaus nothwendig ist, daß der Schullehrer jenes Ansehen durch seine persönlichen Vollkommenheiten verdiene: so erhellt hieraus, wie nothwendig es sey, daß man bey der Wahl der Schulleute sich äusserst sorgfältig bemühe, verdienstvolle Personen zu treffen. S. 146 wird von den Uneinigkeiten der Schullehrer, als einer Ursache des Verfalls der Schulen geredet. Wir können es durchaus nicht billigen, wenn hier vorgeschlagen wird, daß man allen Lehrern mit dem Aufseher ein gleiches Ansehen geben solle. Das grössere Ansehen und der höhere Rang erleichtert einem jeden Vorgesetzten seine Amtsführung. Man gebe sich nur die äusserste Mühe einen zum Aufseher zu erhalten, der ein sehr geschikter und erfahrner Schulmann ist, und der seinen Gesinnungen nach, viele Menschenliebe, keinen Stolz, und einen starken Hang zur Verträglichkeit hat. In einer neuen Auflage wird der Verf. sicher folgendes (S. 150) ändern: „Unsre Sitten, unsre Lebensart, unsre Wissenschaften, unsre Bedienungen und fast unsre ganze Bestimmung

ist auf eine höchst strafbare Art verändert.„ So sehr wir unsre Vorfahren wegen der Redlichkeit und wegen der wenigen Bedürfnisse, die zu ihrer äusserlichen Glückseligkeit nöthig gewesen sind, verehren: so wichtig finden wir auch die Vortheile, welche wir selbst zum Theil in den hier angeführten Dingen vor ihnen voraus haben. Das, was Herr Herold nachher sagt, stimmt auch keinesweges mit jenem Ausspruch überein. Mit Recht behauptet aber der Verfasser, daß die Arbeiten, welche in den verschiedenen Classen vorgenommen werden, sich selten zu einander schicken, und daß die Schüler in den untern Classen fast nie gehörig zu den obern vorbereitet werden. Nur gar zu oft kommen dieselben, wenn sie eine Classe verlassen, theils in ein ganz fremdes Feld von Geschäften und vergessen das vorher Gelernte, theils müssen sie wegen der verschiedenen Methoden in dem, was sie schon getrieben haben, wieder von neuen anfangen. Die Mittel, welche der Verf. vorschlägt, finden wir auch nicht wohl gewählt. Er verlangt, daß in allen Classen einerley, und nach einerley Methode nur in verschiedenen Graden der Vollkommenheit getrieben werde. Dieß wäre schön, wenn auch schön und starkdenkende Leute in allem gleichförmig dächten, wenn alle Lehrer sich zu einerley Methoden gewöhnt hätten, und wenn die Einsichten der Lehrer, nach dem Maaß als sie höhern Classen vorgesezt sind, ein höheres Maas der Stärke hätten. Da dieses aber nicht statt findet; da ein jeder in einerley Art der Kenntniß sich gemeiniglich mit andern eine gleiche, wo nicht größere Stärke zutrauet; da ein jeder wenigstens bis auf einen gewissen Grad von der

Me-

ihm doch zwiefach so sauer und die Früchte seiner Bemühungen bis auf die Hälfte geringer seyn. Nur dann nimmt die Jugend die Lehren und den Unterricht ihres Lehrers mit Willigkeit und Eifer an, wenn sie durch das Ansehen desselben und durch die vorzügliche Hochachtung, womit ihm die Eltern und die Welt überhaupt begegnen, bewogen wird, Ehrfurcht für ihn zu haben und alles, was er sagt, für sehr wichtig zu halten. Möchte dieses doch von den Landesherrn, denen die Erziehung der Jugend nicht gleichgültig ist, ernstlich erwogen werden! Da es indessen auch durchaus nothwendig ist, daß der Schullehrer jenes Ansehen durch seine persönlichen Vollkommenheiten verdiene: so erhellt hieraus, wie nothwendig es sey, daß man bey der Wahl der Schulleute sich äusserst sorgfältig bemühe, verdienstvolle Personen zu treffen. S. 146 wird von den Uneinigkeiten der Schullehrer, als einer Ursache des Verfalls der Schulen geredet. Wir können es durchaus nicht billigen, wenn hier vorgeschlagen wird, daß man allen Lehrern mit dem Aufseher ein gleiches Ansehen geben solle. Das grössere Ansehen und der höhere Rang erleichtert einem jeden Vorgesetzten seine Amtsführung. Man gebe sich nur die äusserste Mühe einen zum Aufseher zu erhalten, der ein sehr geschikter und erfahrner Schulmann ist, und der seinen Gesinnungen nach, viele Menschenliebe, keinen Stolz, und einen starken Hang zur Verträglichkeit hat. In einer neuen Auflage wird der Verf. sicher folgendes (S. 150) ändern: „Unsre Sitten, unsre Lebensart, unsre Wissenschaften, unsre Bedienungen und fast unsre ganze Bestimmung

zeigt Herr H., daß die Denkungsart der mehresten Menschen die Abnahme der Schulen befördere. Was der Verf. über diese Materie sagt, verdient alle Aufmerksamkeit, und besonders das was S. 157. von den Worten an: „die Gewohnheit, daß „man alle Fehler der Kinder der Schule zur Last „leget„ bis S. 159. „weit mehr vermag, als die „vernünftigsten Gründe„ gesagt wird. Es wird darin ungemein wohl gezeigt, daß ein Lehrer oft bey der Abnahme seiner Schule ohne alle Schuld sey. Ein angesehener Mann tadelt oft etwas an dem Schullehrer; Widriggesinnte und Einfältige hören es; und werden sein Echo, er mag mit Grund oder Ungrund, etwas erhebliches oder unerhebliches getadelt haben. Das Geschwätz nimmt überhand; alle, deren Kinder ungezogen sind, und in einem halben Jahr noch nicht alle Artigkeit und Gelehrsamkeit erlangt haben, stimmen dem Tadel gerne bey: und der Lehrer, welcher mit aller ersinnlichen Treue arbeitet, um den Tadel Lügen zu strafen, unterliegt seinen Anstrengungen ohne seinen Endzwek erreichen zu können. Wenn ein Lehrer überhaupt mit Treue und Lust arbeitet, und in dem Fortkommen seiner Schüler seine Wollust findet: so sollten die Eltern nicht leicht über etwas ihr Misvergnügen bezeugen. Sie sollten, wenn auch in einem unerheblichen Stük etwas mit Grund zu tadeln wäre, dieses lieber übersehen, als durch Bezeugung ihres Misvergnügens ihn in der Wärme und in dem Vergnügen womit er arbeitet, zu stören wagen. Im Ganzen wird sein Werk ohnehin gut gerathen und sie werden, wenn

sie

sie billig urtheilen, immer Ursache genug haben ihm für seine Bemühungen vielen Dank zu wissen.

Da der Verfasser ein Schulmann ist: so haben wir bey Durchlesung seiner Schrift immer ein Auge auf die Schreibart und die Sprachlehre gerichtet. Nach Durchlesung derselben haben wir Hochachtung genug für Hn. H. bekommen, um ihm durch die Anzeige des darin bemerkten Guten und Fehlerhaften die Veranlassung zu geben auch darin nach dem möglichst hohen Grad der Vollkommenheit zu streben. Sein Stil ist überhaupt so beschaffen, daß er leicht völlig gut werden kann: Der S. 17 angehende §. hat uns in diesem Punct durch und durch wohl gefallen, und wenn der Verfasser anderwärts darin fehlt: so scheint es nur daher zu rühren, daß er über die zu einer jeden Materie und einer jeden Art des Vortrags sich passende Farbe des Stils nicht gehörig nachgedacht und darin seinen Geschmak zu einer gehörigen Festigkeit gebracht hat. Daher rühren die schon oben getadelten Apostrophen und etwas unnatürliche Erdichtungen, und daher rühret auch das Deklamatorische, das gar zu Blühende, das Gezwungene und selbst das Kostbare, worein er hin und wieder verfällt. S. 6. kömmt manches dieser Art vor. S. 10 sagt er: „Und will sein Zuhörer nicht eben so wie er, die muntere Stirne in melancholische Falten zwingen, und lauter hypochondrische Gedanken gedenken: so wird sein männlicher Zorn ihm so viele und überzeugende Beweise geben, bis er ihm in reichem Maaße die traurigen Opfer mit Thränen darbringt.„ Gezwungener Witz und pretiöse Ausdrücke füllen

füllen diesen ganzen Saz aus. Wenn S. 5 stehet: „Sie selbst können dieß nicht ausführen, dieß wer„den sie sehen, wenn sie weiter lesen wollen„, so ist es dunkel. Es ist zweifelhaft, ob es auf die Kinder gehe, oder auf die Eltern. Geht es auf Leztere, wie es scheint, so ist es unnatürlich, Personen, die man figürlich anredet, zum Weiterlesen zu nöthigen. S. 118 sagt der Verfasser, die Verstellung sey ein dünner Flor, wovon es zweifelhaft bleibt, ob man ihn vorgehangen unserm Auge etwas zu verbergen, oder, ob es geschehen, unsre Aufmerksamkeit nur desto heftiger zu reizen. Anstatt geschehen hätte stehen sollen: oder ob er dazu dient u. s. w. Keiner verstellt sich wohl bey seinen Fehlern in der Absicht die Aufmerksamkeit heftiger zu reizen. Eben daselbst liest man: die mehresten haben eine Lieblingsschwachheit, welche er und. s. w. wo anstatt der vielfachen die einfache Zahl stehet. Doch dieß ist bloß ein Fehler der Unachtsamkeit. Ein solcher findet sich auch S. 144, wo man liest: das äusserliche Ansehen wird ihn anstatt sie. Zu jenen Fehlern haben wir aber noch S. 92 folgendes zu rechnen. Es heißt: „Und noch jezo wird er wegen dieser Beobachtung allgemein geliebt.„ Es sollte heißen: wegen Beobachtung derselben (Tugenden). Wollte der Verf. aber damit sagen: er wurde geliebt, weil man an ihm einen Tugendfreund fand, und dieses an ihm beobachtete: so wäre es undeutsch. Wenn S. 43 Handlungen pflegen, anstatt Unterhandlungen S. 95 natürliches Haus anstatt väterliches: so sind dieß ohne Zweifel Drukfehler. Kleine grammatikalische Unrichtigkeiten sind aber folgende:

S. 46

sie billig urtheilen, immer Ursache genug haben ihm für seine Bemühungen vielen Dank zu wissen.

Da der Verfasser ein Schulmann ist: so haben wir bey Durchlesung seiner Schrift immer ein Auge auf die Schreibart und die Sprachlehre gerichtet. Nach Durchlesung derselben haben wir Hochachtung genug für Hn. H. bekommen, um ihm durch die Anzeige des darin bemerkten Guten und Fehlerhaften die Veranlassung zu geben auch darin nach dem möglichst hohen Grad der Vollkommenheit zu streben. Sein Stil ist überhaupt so beschaffen, daß er leicht völlig gut werden kann: Der S. 17 angehende §. hat uns in diesem Punct durch und durch wohl gefallen, und wenn der Verfasser anderwärts darin fehlt: so scheint es nur daher zu rühren, daß er über die zu einer jeden Materie und einer jeden Art des Vortrags sich passende Farbe des Stils nicht gehörig nachgedacht und darin seinen Geschmak zu einer gehörigen Festigkeit gebracht hat. Daher rühren die schon oben getadelten Apostrophen und etwas unnatürliche Erdichtungen, und daher rühret auch das Deklamatorische, das gar zu Blühende, das Gezwungene und selbst das Kostbare, worein er hin und wieder verfällt. S. 6. kömmt manches dieser Art vor. S. 10 sagt er: „Und will sein Zuhörer nicht eben so wie er, die muntere Stirne in melancholische Falten zwingen, und lauter hypochondrische Gedanken gedenken: so wird sein männlicher Zorn ihm so viele und überzeugende Beweise geben, bis er ihm in reichem Maaße die traurigen Opfer mit Thränen darbringt.“ Gezwungener Witz und pretiöse Ausdrücke füllen

che Gedanken und Anmerkungen vor, welche tiefe Einsichten und vielen Scharfsinn anzeigen. S. 53 - 58. wird schön bewiesen, was die Nacheiferung in den öffentlichen Schulen für vortrefliche Früchte bringe. S. 58 - 67. finden wir das, was schon vorhin berührt war, daß nämlich die Sitten besser in den öffentlichen Schulen, als beym Privatunterricht gebildet werden, gründlich beweisen. Alles, was zum Beweis dieses Satzes dienen kann, ist dennoch nicht erschöpft. Daß die Jugend, wovon vorher nur ein paar Worte gesagt waren, in der Schule die verschiedenen Sitten der Menschen kennen zu lernen Gelegenheit finde, und daß der Schullehrer in Ausbildung der Sitten gerader durchgehen könne, als der Privatlehrer, sind zween Punkte, deren Ausführung hier ihre Stelle gefunden hätte. Auch hätte hier angemerkt werden können, daß ein junger Mensch in der öffentlichen Schule sowohl für der Erkenntniß als den Sitten eine gesündere Stärke bekomme. In der S. 71. befindlichen Apostrophe kommt bis zu Ende derselben vieles, auf eine gezwungene Art vorgetragenes und manches nicht gehörig bestimmtes vor. Ueberhaupt ist Herr H. in dem Gebrauch dieser Figur nicht glüklich. Sie ist fast nirgends ganz natürlich angebracht und nie fein genug bearbeitet. Auch fänden wir selbige entweder gar nicht gerne, oder wenigstens nur höchst selten in einem Lehrbuch angebracht. Sie schikt sich besser zu kurzen Aufsätzen und zu Schrifften, worinn der Wiz und die Affecten herrschend sind. Besonders müssen wir ihn auf S. 71. und 82. aufmerksam machen, auf welcher leztern er mit seinen ihn begleitenden Vätern auf eine

ganz

ganz besondere Art herumkomplimentirt. Dieß müssen wir auch von den vielen erdichteten Erzählungen sagen, welche der V. anbringt. Exempel aus der Geschichte zierten eine solche Schrift mehr. In der Anmerkung vom Eigennutz S. 87. erwarteten wir, daß der V. sich bestimmter erklärt hätte. Es kann ihm nicht unbekannt seyn, was für und wider diese mächtige Triebfeder der menschlichen Handlungen gesagt wird, und wie leicht man dabey in unnützen Wortstreit fallen oder etwas falsches sagen kann. S. 96. hätte entweder „aus menschlicher Schwachheit„ weggelassen werden, oder anstatt „eine neue Einrichtung„ unnöthige Neuerung stehen sollen. Dieser ganze §., worinn Herr H. beweiset, daß die Jugend in den öffentlichen Schulen besser, als in den Privatschulen zu dem bürgerlichen Leben zubereitet werde, enthält übrigens so viele wichtige Bemerkungen, daß er vorzüglich verdient mit Aufmerksamkeit durchgelesen zu werden. Dieses verdient auch der folgende, worin gezeigt wird, daß in der öffentlichen Schule der Jüngling weder zu furchtsam noch zu verwegen werde. S. 102. hätte Charybdis wohl die erste und Scylla die zweyte Stelle haben sollen. S. 114 ist es unnatürlich erdichtet, daß Gryphin eine Stelle im Armenhause gekauft sey, ehe er noch Bankerot gemacht hat. S. 123 urtheilt der Verfasser über die Temperamente und deren Einfluß auf die Handlungen und den Charakter der Menschen nicht bestimmt und vorsichtig genug.

Im fünften Abschnitt, worinn allgemeine Anmerkungen über die Abnahme und Verbesserung öffentlicher Schulen enthalten sind, kömmt der Verf. S. 135

 auf

auf die Hauptquelle des Verfalls der Schulen, auf das geringe Ansehen und die schlechte Belohnung der Lehrer. Alle Bemühungen zur Verbesserung der Schulen sind allerdings vergeblich, so lange diesem Uebel nicht abgeholfen wird. Und dieses Uebel muß bey dem zum Nachtheil der Einkünfte von Jahr zu Jahr sich verändernden Verhältniß des Geldes und der Lebensbedürfnisse noch immer grösser werden. Nichts bringt in den Lauf der Dinge die gehörigen Wirkungen hervor, wenn es nicht in der von der Natur ihm angewiesenen Lage ist. Sieht man auf die innere Würde der Beschäftigungen eines Schullehrers, und auf die billige Schätzung seines Amts und seiner Arbeiten: so ist es nicht zu leugnen, daß ihm vorzügliche Hochachtung und Ansehen gebühre. Ueberhaupt müssen auch die Vortheile, welche sich die Menschen nach ihren verschiedenen Ständen und Lebensarten verschaffen, wenigstens ungefähr in einem Gleichgewichte stehen, wenn jeder das Geschäfte, welches ihm die Natur anweiset, übernehmen soll. Man wundre sich also nicht, wenn diejenigen, welche mit Gaben und Geschicklichkeiten zur Bildung und zum Unterricht der Jugend ausgerüstet sind, dieses Amt meiden, wenn sie nicht auch äusserlich für das geachtet werden, was sie sind, und wenn sie nicht die Belohnungen erhalten, welche ihnen zukommen. Der Enthusiasmus, nach welchem man aus den Schranken der Natur weicht, und wobey die Kräfte der Natur überspannt werden, ist ohne Unbilligkeit nicht bey vielen zu suchen und zu erwarten. Und findet sich dieser Enthusiasmus auch bey einem und dem andern; so müssen seine Arbeiten

ihm doch zwiefach so sauer und die Früchte seiner Bemühungen bis auf die Hälfte geringer seyn. Nur dann nimmt die Jugend die Lehren und den Unterricht ihres Lehrers mit Willigkeit und Eifer an, wenn sie durch das Ansehen desselben und durch die vorzügliche Hochachtung, womit ihm die Eltern und die Welt überhaupt begegnen, bewogen wird, Ehrfurcht für ihn zu haben und alles, was er sagt, für sehr wichtig zu halten. Möchte dieses doch von den Landesherrn, denen die Erziehung der Jugend nicht gleichgültig ist, ernstlich erwogen werden! Da es indessen auch durchaus nothwendig ist, daß der Schullehrer jenes Ansehen durch seine persönlichen Vollkommenheiten verdiene: so erhellt hieraus, wie nothwendig es sey, daß man bey der Wahl der Schulleute sich äusserst sorgfältig bemühe, verdienstvolle Personen zu treffen. S. 146 wird von den Uneinigkeiten der Schullehrer, als einer Ursache des Verfalls der Schulen geredet. Wir können es durchaus nicht billigen, wenn hier vorgeschlagen wird, daß man allen Lehrern mit dem Aufseher ein gleiches Ansehen geben solle. Das grössere Ansehen und der höhere Rang erleichtert einem jeden Vorgesetzten seine Amtsführung. Man gebe sich nur die äusserste Mühe einen zum Aufseher zu erhalten, der ein sehr geschikter und erfahrner Schulmann ist, und der seinen Gesinnungen nach, viele Menschenliebe, keinen Stolz, und einen starken Hang zur Verträglichkeit hat. In einer neuen Auflage wird der Verfasser folgendes (S. 150) ändern: „Unsre Sitten, unsre Lebensart, unsre Wissenschaften, unsre Bedienungen und fast unsre ganze Bestimmung

ist auf eine höchst strafbare Art verändert." So sehr wir unsre Vorfahren wegen der Redlichkeit und wegen der wenigen Bedürfnisse, die zu ihrer äusserlichen Glükseligkeit nöthig gewesen sind, verehren: so wichtig finden wir auch die Vortheile, welche wir selbst zum Theil in den hier angeführten Dingen vor ihnen voraus haben. Das, was Herr Herold nachher sagt, stimmt auch keinesweges mit jenem Ausspruch überein. Mit Recht behauptet aber der Verfasser, daß die Arbeiten, welche in den verschiedenen Classen vorgenommen werden, sich selten zu einander schicken, und daß die Schüler in den untern Classen fast nie gehörig zu den obern vorbereitet werden. Nur gar zu oft kommen dieselben, wenn sie eine Classe verlassen, theils in ein ganz fremdes Feld von Geschäften und vergessen das vorher Gelernte, theils müssen sie wegen der verschiedenen Methoden in dem, was sie schon getrieben haben, wieder von neuen anfangen. Die Mittel, welche der Verf. vorschlägt, finden wir auch nicht wohl gewählt. Er verlangt, daß in allen Classen einerley, und nach einerley Methode nur in verschiedenen Graden der Vollkommenheit getrieben werde. Dieß wäre schön, wenn auch schön und starkdenkende Leute in allem gleichförmig dächten, wenn alle Lehrer sich zu einerley Methoden gewöhnt hätten, und wenn die Einsichten der Lehrer, nach dem Maaß als sie höhern Classen vorgesezt sind, ein höheres Maas der Stärke hätten. Da dieses aber nicht statt findet; da ein jeder in einerley Art der Kenntniß sich gemeiniglich mit andern eine gleiche, wo nicht größere Stärke zutrauet; da ein jeder wenigstens bis auf einen gewissen Grad von der

Me-

Methode der andern abweicht, und da nach Ausnahme dessen, der alles anordnete, keiner alsdann mit Vergnügen arbeiten würde: so ist eine solche Einrichtung nicht anzurathen. Sie würde gewiß die Quelle der bittersten Streitigkeiten werden, und wären sie auch alle höchst verträglich: so könnte es einem denkenden Mann, dem immer die Freyheit nach eigenen Einsichten zu handeln, bis auf einen hohen Grad zugestanden werden sollte, nicht anders, als äusserst unangenehm seyn, gleichsam maschinenmäßig in den Plan seines Vorgesetzten hinein zu treten. Es ist sicher hierin kein besserer Weg zu treffen, als daß der Vorsteher der Schule jeden das treiben lasse, wozu er besonders Neigung und Geschiklichkeiten hat; daß er nur die Stunden vertheile, um Collisionen zu verhüten; daß er in Dingen, welche zur Methode gehören, nur rathe und nicht vorschreibe, daß er auf die Schüler in Ansehung der Wahl der Stunden die Aufsicht habe, und dahin sehe, daß keiner etwas treibe, das seinen Kräfften nicht angemessen ist, und daß er endlich darauf halte, daß ein jeder Lehrer in den Sprachen und Wissenschaften, worinn er nicht seine Hauptstärke hat, worinn er aber dennoch für Anfänger und Schüler der mittlern Classe in diesem Stük Unterricht ertheilen kann, sich möglichst nach der Methode desjenigen richte, welcher darinn Meister ist. Alsdann fällt alle Eifersucht zwischen den Lehrern weg, und jeder hat ein Feld, worinn er ungehindert seinen Einsichten folgen kann, und worinn er mit desto mehrerm Vergnügen arbeitet, da er diejenigen Schüler, welche am weitesten darinn sind, bis zum Ende der Schuljahre zur Unterweisung hat. S. 155 - 164

 zeigt

zeigt Herr H., daß die Denkungsart der mehresten Menschen die Abnahme der Schulen befördere. Was der Verf. über diese Materie sagt, verdient alle Aufmerksamkeit, und besonders das was S. 157. von den Worten an: „die Gewohnheit, daß „man alle Fehler der Kinder der Schule zur Last „leget,„ bis S. 159. „weit mehr vermag, als die „vernünftigsten Gründe„ gesagt wird. Es wird darin ungemein wohl gezeigt, daß ein Lehrer oft bey der Abnahme seiner Schule ohne alle Schuld sey. Ein angesehener Mann tadelt oft etwas an dem Schullehrer; Widriggesinnte und Einfältige hören es; und werden sein Echo, er mag mit Grund oder Ungrund, etwas erhebliches oder unerhebliches getadelt haben. Das Geschwätz nimmt überhand; alle, deren Kinder ungezogen sind, und in einem halben Jahr noch nicht alle Artigkeit und Gelehrsamkeit erlangt haben, stimmen dem Tadel gerne bey: und der Lehrer, welcher mit aller ersinnlichen Treue arbeitet, um den Tadel Lügen zu strafen, unterliegt seinen Anstrengungen ohne seinen Endzwek erreichen zu können. Wenn ein Lehrer überhaupt mit Treue und Lust arbeitet, und in dem Fortkommen seiner Schüler seine Wollust findet: so sollten die Eltern nicht leicht über etwas ihr Misvergnügen bezeugen. Sie sollten, wenn auch in einem unerheblichen Stük etwas mit Grund zu tadeln wäre, dieses lieber übersehen, als durch Bezeugung ihres Misvergnügens ihn in der Wärme und in dem Vergnügen womit er arbeitet, zu stören wagen. Im Ganzen wird sein Werk ohnehin gut gerathen und sie werden, wenn

sie billig urtheilen, immer Ursache genug haben ihm für seine Bemühungen vielen Dank zu wissen.

Da der Verfasser ein Schulmann ist: so haben wir bey Durchlesung seiner Schrift immer ein Auge auf die Schreibart und die Sprachlehre gerichtet. Nach Durchlesung derselben haben wir Hochachtung genug für Hn. H. bekommen, um ihm durch die Anzeige des darin bemerkten Guten und Fehlerhaften die Veranlassung zu geben auch darin nach dem möglichst hohen Grad der Vollkommenheit zu streben. Sein Stil ist überhaupt so beschaffen, daß er leicht völlig gut werden kann: Der S. 17 angehende §. hat uns in diesem Punct durch und durch wohl gefallen, und wenn der Verfasser anderwärts darin fehlt: so scheint es nur daher zu rühren, daß er über die zu einer jeden Materie und einer jeden Art des Vortrags sich passende Farbe des Stils nicht gehörig nachgedacht und darin seinen Geschmak zu einer gehörigen Festigkeit gebracht hat. Daher rühren die schon oben getadelten Apostrophen und etwas unnatürliche Erdichtungen, und daher rühret auch das Deklamatorische, das gar zu Blühende, das Gezwungene und selbst das Kostbare, worein er hin und wieder verfällt. S. 6. kömmt manches dieser Art vor. S. 10 sagt er: „Und will sein Zuhörer nicht eben so wie er, die muntere Stirne in melancholische Falten zwingen, und lauter hypochondrische Gedanken gedenken: so wird sein männlicher Zorn ihm so viele und überzeugende Beweise geben, bis er ihm in reichem Maaße die traurigen Opfer mit Thränen darbringt.„ Gezwungener Witz und preziöse Ausdrücke füllen

füllen diesen ganzen Saz aus. Wenn S. 5 steht: „Sie selbst können dieß nicht ausführen, dieß wer„den sie sehen, wenn sie weiter lesen wollen,„ so ist es dunkel. Es ist zweifelhaft, ob es auf die Kinder gehe, oder auf die Eltern. Geht es auf leztere, wie es scheint, so ist es unnatürlich, Personen, die man figürlich anredet, zum Weiterlesen zu nöthigen. S. 118 sagt der Verfasser, die Verstellung sey ein dünner Flor, wovon es zweifelhaft bleibt, ob man ihn vorgehangen unserm Auge etwas zu verbergen, oder, ob es geschehen, unsre Aufmerksamkeit nur desto heftiger zu reizen. Anstatt geschehen hätte stehen sollen: oder ob er dazu dient u. s. w. Keiner verstellt sich wohl bey seinen Fehlern in der Absicht die Aufmerksamkeit heftiger zu reizen. Eben daselbst liest man: die mehresten haben eine Lieblingsschwachheit, welche er und. s. w. wo anstatt der vielfachen die einfache Zahl steht. Doch dieß ist bloß ein Fehler der Unachtsamkeit. Ein solcher findet sich auch S. 144, wo man liest: das äusserliche Ansehen wird ihn anstatt sie. Zu jenen Fehlern haben wir aber noch S. 92 folgendes zu rechnen. Es heißt: „Und noch jezo wird er wegen dieser Beobachtung allgemein geliebt.„ Es sollte heißen: wegen Beobachtung derselben (Tugenden). Wollte der Verf. aber damit sagen: er wurde geliebt, weil man an ihm einen Tugendfreund fand, und dieses an ihm beobachtete: so wäre es undeutsch. Wenn S. 43 Handlungen pflegen, anstatt Unterhandlungen S. 95 natürliches Haus anstatt väterliches: so sind dieß ohne Zweifel Drukfehler. Kleine grammatikalische Unrichtigkeiten sind aber folgende:

S. 46 finden wir: Arbeiten wofür wir uns scheuen und S. 90 welche ihn für dem Geschmak seiner Geister bewahret. In beyden Fällen muß vor stehen, welches durchgängig von unsern besten Schriftstellern in allen Fällen, wo von Leidenschaften und unangenehmen Dingen die Rede ist, gebraucht wird. Man hat Ehrfurcht für Gott, man hat aber Furcht vor dem Teufel. In einigen alten Schriftstellern und Gesängen wird indessen das für in letztern Fall gebraucht. S. 68 heißt es: wenn er in die unbekannte Welt erscheinet, anstatt in der. So findet sich S. 119 sie erscheinen in das Getümmel. S. 78 liest man: dieser kaltsinnige und oft stolzer Umgang, anstatt stolze, S. 79 so lassen sie ihm befehlen anstatt ihn, ebendaselbst: keine vortheilhaften Begriffe anstatt vortheilhafte. Die Beywörter nehmen nur ein n an, wenn das Geschlechtswort vorher geht. S. 111 steht schmeicheln mit der vierten Endung anstatt der dritten. S. 51 steht wechselhaft anstatt wechselseitig. Wechselhaft hieße das, was dem Wechsel unterworfen und unbeständig ist, so wie fehlerhaft u. a. Das Wort dürre welches anstatt trocken häufig vorkommt, will uns in dieser Bedeutung nicht gefallen.

So haben wir über alles genau und umständlich unser Urtheil gefället. Die Wichtigkeit der Materie und die Güte dieser Schrift schienen es zu erfordern, daß wir über nichts hinwegschlüpften. Kenner die es wissen, wie viel bey Ausbildung und Bearbeitung der Sprachen an grammatischen Richtigkeiten, an einer sorgfältigen Wahl des Ausdruks, und an einer guten Anordnung der Perioden gelegen ist, und welche Vor-

theile

theile und Nachtheile im Volk in der Ausbildung des Verstandes und des Geschmaks daher erhalte, werden die dahin gehörigen Anmerkungen um desto weniger überflüßig finden, je mehrere Fehler die Deutschen und auch zum Theil ihre besten Schriftsteller darin begehen, und je mehr jene Anmerkungen bey der Recension der Schrift eines Schulmannes ihre Stelle finden.

Doch wir haben noch uns bey dem Schluß des Verfassers zu erinnern. Er sagt: „Doch vielleicht ist dieß, und vieles, was ich gesagt habe, eine Ausgeburt von einer unreifen Ueberlegung, die keiner Aufmerksamkeit würdig ist.„ Der Verf. wolle sich prüfen, ob er dieß im Ernst geglaubt habe. Dieß kann nicht seyn: und so ist eine solche Erklärung, eine übertriebene Bescheidenheit. Bis auf einen gewissen Grad, kann ein vernünftiger Mensch das Maaß seiner Einsichten und seines Werths immer bestimmen. Wahre Bescheidenheit erfodert nicht, daß man alles löbliche, welches man besitzet, sich abspreche oder in Zweifel ziehe; nein, nur dieß, daß man in Bestimmung des Maaßes lieber einige Grade zurück bleibe, als zu weit gehe.

D.

XI.

Vollständige Geschichte der Schiffarthen nach den noch grösstentheils unbekannten Südländern, aus dem Französischen des Herrn Präsidenten de Brosse übersezt, mit Anmerkungen

die Spanier ihm kaum bis an den Gürtel reichten. Sein Kleid bestund aus einer Thierhaut, die ihm über die Schultern hing, und um die Füsse hätte er Felle gewickelt, so daß er Pfoten, wie ein Thier zu haben schien: weswegen Magellan ihm (von dem Spanischen Worte Pata, Pfote) den Namen Patagon gab; welches hernach eine allgemeine Benennung der Wilden in dieser Gegend des Landes geworden ist. Die Tagebücher und Nachrichten, welche wir von den Reisen des Garcias de Loyosa, Pedro Sarmiento, Thomas Cavendish, Sebald de Wirt, Olivier van Noort, Georg Spilbergen, Garcius de Nodal haben, erwähnen alle der Riesen in Patagonien. Dahingegen haben die folgenden Seefahrer, als Narborough und Wood, Sharp, Cawley, Dampier, Waffer und de Gennes auf dieser Küste entweder gar keine Einwohner, oder auch nur Leute von mittelmäßiger Größe gesehen. Aber 1704. haben zween Französische Hauptleute Harnigron und Carman wieder viele gefunden, und Frezier, der 1712. an dieser Küste gewesen ist, hat, ob er gleich selbst keine gesehen, doch glaubwürdige Nachrichten von ihrer Wirklichkeit gehöret. Also lassen uns alte und neue Zeugnisse an ihrem Daseyn nicht zweifeln. Und wenn gleich viele die Patagons nur als Leute von gewöhnlicher Größe beschrieben haben; so folgt doch daraus weiter nichts, als daß jeder die Sache so erzählt, wie er sie befunden hat. Man muß also den Schluß machen, daß diese Art Menschen wirklich vorhanden sey. Und dieser Meynung ist auch Frezier. — Dieses wird auch, nach einer Anmerkung des Uebersetzers, durch das Zeugniß des Engli-

 schen

Geschichte der Marianischen oder Diebesinseln. Der Verf. hatte dieselbe aus des P. le Gobien Histoire des Isles Marianes genommen; aber statt ihrer hat der Uebersetzer die weit vollständigere Beschreibung dieser Inseln, die in der allgemeinen Welthistorie steht, eingerückt. Das fünfte Buch enthält die Naturgeschichte der Südländer, nebst einigen Vorschlägen daselbst Colonien zu errichten und verschiedenen andern Anmerkungen. Wir wollen, weil das Buch keines Auszuges im Zusammenhange fähig ist, hie und da etwas, das uns merkwürdig vorgekommen ist, auszeichnen.

S. 10. Unter den Südländern begreift unser Verf. alles, was jenseit der drey mittägigen Enden der bekannten Welt in Asia, Africa und America, d. i. jenseit des Vorgebirges der guten Hofnung, der Moluckischen und Celebischen Inseln und der Magellanischen Meerenge gelegen ist; welches 8 bis 10 Millionen Quadratmeilen (Französische vermuthlich) ausmachen kann, indem es mehr als ein Drittheil unserer Erdkugel ist. Der Nutzen der Entdeckung 12. 13. dieser Länder würde überhaupt sehr wichtig seyn. Sie würden uns eben so viele Seltenheiten und Vortheile als America liefern. Es lassen sich daselbst viele unter sich und von uns in der Gestalt, den Sitten, Gebräuchen, Begriffen und dem Gottesdienste verschiedene Völker, viele merkwürdige Thiere, Insecten, Fische, Pflanzen, Bäume, Früchte, Arzeneyen, Marmorarten, Edelgesteine, Fossilien und Metalle vermuthen. Wenn Frankreich in diesen Weltgegenden, wie der Verfasser S. 16, 26 patriotisch räth, Entdeckungen

noch

wachte und Pflanzstädte errichtete: so würden dieselben dem Königreiche zu grossen Vortheile gereichen. Sie könnten demselben viele Missethäter, die mit der Landesverweisung bestrafet werden müßten, abnehmen, und sie ihm nützlich machen, besonders die von dem weiblichen Geschlechte, welche die Fortpflanzung der Colonien befördern würden. Unnützes und herrenloses Gesindel, das dem Staate zur Last fällt, und die Findelkinder, die auf dessen Kosten erzogen worden, würden nützliche Glieder der Colonie, und dadurch ihres Vaterlandes werden.

S. 51. 52. Der Verfasser theilet die Südländer in drey Theile. Der erste liegt in dem Indianischen Meere, in Süden von Asien, und diesen nennt er Australasien. Der zweyte fängt in dem Nordmeere, von der südlichen Spitze des festen Landes von America an, und begreift alles, was sich bis zum Süden von Africa und noch weiterhin befinden kann. Dieser heißt bey ihm Magellanica, von dem ersten Entdecker desselben. Der dritte enthält alles, was in dem grossen stillen Meere liegt; und dieser wird, weil er viele Inseln in sich faßt, von ihm Polynesien genannt.

S. 57-64. Americus Vespucci wird für den ersten gehalten, der unbekannte Länder in Süden entdeckt hat. Er erzählt, daß er auf seiner Reise, die er im Jahre 1501, in Diensten des Königs von Portugal gethan, bis zum 52sten Gr. südl. Breite gesegelt sey, und daselbst ein Land gesehen, und rühmt sich auch daß er Brasilien entdeckt habe. — Aber dieses leztere ist falsch. Denn der Portugiesische Admiral Petrus Alva-

Alvares Cabral hatte die Entdeckung schon 1500 gemacht; worauf der König Emanuel ein Geschwader Schiffe, auf welchem Americus Vespucci sich befand, abschikte, um das Land in Besiz zu nehmen.

S. 65-75. Bald hernach hat ein Franzose, Binot Paulmyer de Gonneville eine neue Entdeckung in Süden gemacht. Er ging 1503 von Honfleur unter Segel, in der Absicht nach Ostindien zu schiffen. Er ward aber, als er um das Vorgebirge der guten Hofnung segelte, durch einen heftigen Sturm von seinem Wege getrieben, und gerieth darauf an ein südliches Land, welches er Süd-Indien nennte. In demselben fand er ein gutes und einfältiges Volk, über welches verschiedene Könige herrscheten. Einer derselben, Namens Arosca gab dem Herrn de Gonneville einen seiner jüngern Söhne, Essomericy mit, unter der Bedingung, daß er ihn in zwanzig Monden wieder zurük bringen sollte, welches Gonneville vor seiner Abreise mit einem Eide versprechen mußte. Er kam zwar glüklich nach Frankreich zurük, aber sein Versprechen wieder nach Süd-Indien zu kommen konnte er nicht erfüllen, weil er nicht vermögend war die Kosten zu dieser neuen Reise aufzubringen. Um nun den Essomericy, der schon auf der Reise die Taufe empfangen hatte, einiger Maaßen schadlos zu halten, da er ihn nicht in sein Vaterland zurükbringen konnte; so sezte er ihn zu seinem Erben ein, unter der Bedingung, daß er seinen Namen und sein Wapen annehmen sollte. Essomericy, der sich nun Binot Paulmyer nannte, verheirathete sich hernach mit einer reichen Verwandtin seines Erblassers, und pflanzete sein Geschlecht in

Frank-

Plazenza statt Plasencia (eine Stadt in Estremadura) gelesen. Doch diese verstellten Namen mögen vielleicht unter die Drukfehler gehören, deren nur gar zu viele durchgehends in dem Buche gefunden werden.

Z.

XII.

Io. Benedicti Carpzov Liber doctrinalis Theologiae purioris, ut illa in academia Helmstadiensi docetur. Brunswigae, sumtibus Orphanotroph. MDCCLXVII. 2 Alphabet weniger einen Bogen in 8.

Der Herr Abt Carpzov liefert hier einen getreuen Auszug der Lehren seiner Kirche, so wie sie von den ältern Lehrern und den symbolischen Büchern derselben erklärt und bestätiget worden. Er hat sowohl die allgemeine Ordnung, als auch die besondere in Zergliederung jedes einzelnen Abschnitts, aus den gewöhnlichen ältern Systemen beybehalten; so daß er nach der Definition und deren Beweise, die Ursach, die Eigenschaften, das Subject, Object, Zwek ꝛc. in Betrachtung zieht. Sein besonderes Verdienst dabey ist dieses, daß er die Begriffe und Lehrsätze, welche nicht selten von den ältern Gottesgelehrten verworren und unbestimt vorgetragen werden, plan und bestimt ausdrukt, in eine reine Latinität kleidet, und es dem Leser leichter macht, das Kirchensystem zu übersehn. Wir empfehlen es daher denjenigen zum Gebrauch, welche oft so sehr auf die Orthodoxie pochen, und deren Schriften es doch verrathen, daß sie das

System

„gelegt worden wären, indem er das Eigenthum die-
„ser entlegenen Länder durch die berühmte Grenzschei-
„dungslinie (Ligne de Demarcation) entschied, welche
„auf der Landcharte mit dem 318ten Meridian fast
„parallel gieng, und Brasilien zum Orient, Peru aber
„zum Occident legte.“ — Diese Erzählung ist nicht
völlig richtig. Der Pabst Alexander hat keine Streit-
igkeiten zwischen Spanien und Portugal entschieden,
sondern dieselben vielmehr veranlaßt, als er, nach Chri-
stoph Colons Zurückkunft von seiner ersten Reise nach
der neuen Welt, der Krone Spanien durch eine Bulle
vom 4. May 1493. alle von keinem Christlichen Für-
sten besessene Länder schenkte, die 100 Seemeilen west-
wärts von den Azoren und Caboverdischen Inseln lagen.
Der Portugiesen wird, in dieser berühmten Bulle, mit
keinem Worte gedacht. Der König von Portugal,
Johann II. wollte diese Schenkung nicht für gültig er-
kennen, und berief sich auf ältere seinen Vorfahren von
den vorigen Päbsten ertheilete Schenkungsbriefe.
Beyde Höfe suchten jedoch den Streit gütlich beyzule-
gen, und errichteten, im Jahre 1494, zu Tordesillas,
einen Vergleich, wodurch die von dem Pabste Alexan-
der VI. für Spanien gesetzte Grenze, zum Vortheile
der Krone Portugall weiter westwärts, nämlich statt
100, 370 Seemeilen von den Azorischen und Cabo-
verdischen Inseln hinaus gerückt wurde. Diese von
den zwoen Kronen selbst bestimmte Linie ist nachher von
ihnen als die Grenze ihrer beyderseitigen Eroberungen
in Osten und Westen angesehen worden; und diese
Grenzlinie findet man in einigen Landcharten gezeich-
net; aber sie wird darin sehr unrichtig Linea Demar-
cationis Alexandri VI. genannt. — S.

S. 114. Die Spanier sind lange allein in dem Besitze der Schiffarth durch die Magellanische Meerenge geblieben. Der Englische Hauptmann und nachheriger Admiral Franz Drake ist unter den andern Europäischen Nationen der erste gewesen, der seinen Weg durch dieselbe nahm. — Aus den folgenden Nachrichten können wir die allgemeine Anmerkung machen, daß die Schiffarth durch diese Meerenge den Europäischen handelnden Völkern, und besonders den Spaniern, Engländern und Holländern unzählich viele Schiffe und Menschen gekostet habe.

S. 216. 220. Man hat daher auch einen andern und weniger gefährlichen Weg gesucht, und der holländische Hauptmann Jacob le Maire hat denselben gefunden und nach seinem Namen die Straße le Maire genannt. Er und Wilhelm Schouten segelten auch dadurch 1616 am ersten um das südliche America, dessen äusserste Spitze sie das Cap Hoorn nannten, in die Südsee, da alle vorigen Seefahrer, fast hundert Jahre, durch die Magellanische Meerenge gegangen waren.

S. 258. Die Entdeckung der meisten großen Gegenden südwärts von den Moluckischen Inseln ist von den holländischen Flotten geschehen, welche zu verschiedenenmalen, mit Vorsaz, oder von ungefähr, wenn sie nach ihren Colonien in Ostindien segelten, dahin gekommen sind. Die Tagebücher dieser Seefahrer würden die besten Aufklärungen in der Erdbeschreibung und vielen andern merkwürdigen Umständen geben, wenn sie nicht geheim gehalten wären. Die Holländische Ostindische Gesellschaft hat besondere, vermuthlich aus dem Eigennutze herrührende Ursachen, die Nachrichten von die-

diesen unbekannten Ländern nicht bekannt werden zu lassen.

S. 322. Der englische Hauptmann Sharp ließ 1681. einen Muskito-Indianer, zufälliger Weise auf der Insel Juan Fernandes in der Südsee zurük, welcher daselbst ganz allein bis 1684. blieb, da ihn der Hauptmann Cook wieder abholete. S. 421. Die Begebenheiten dieses Muskiten und Alexander Selkirks, eines Schottländers, der im Jahre 1704. auf eben dieser Insel, von einem Englischen Schiffe gelassen, und daselbst 1708. von dem Hauptmann Woodes Rogers gefunden worden, haben den Stoff zu dem bekannten englischen Roman Robinson Crusoe gegeben, der vormals mit so großer Begierde gelesen worden ist.

S. 605. 606. In Magellanika giebt es viele Wallfische, die hier weit häufiger als in Norden sind, und auch größer als dort seyn sollen. Seelöwen sind hier gleichfalls in unzählicher Menge, und darunter sehr große, die vielen Thran geben würden. Der Verfasser will also den Wallfisch- und Seelöwenfang in diesen südlichen Gewässern anrathen; wobey es jedoch, wie er selbst erinnert, darauf ankommen würde, ob das Verhältniß zwischen dem Gewinn und den Kosten der Ausrüstung so seyn werde, als es seyn muß.

Er untersucht hernach die Frage: Ob in Patagonien Riesen vorhanden seyn; und wir wollen dasjenige kürzlich anmerken, was er zum Beweise ihres Daseyns anführet. S. 608. 613. Ferdinand Magellan hat nicht nur verschiedene Riesen gesehen, sondern auch einen auf seinem Schiffe gefangen behalten, der aber am Scharbocke starb. Einer derselben war so groß, daß

die

veranlaßt, oder problematisch und zweifelhaft, oder auch aus gelehrtem Vorwitz entstanden sind. Auf diese Art würden junge Geistliche das verschiedene Gewicht der Lehrsätze, und ihre zweckmäßige Bestimmung kennen lernen, und wissen, wie und wenn sie Gebrauch davon machen sollten; und nicht mehr so häufig blos einen mit theologischer Gelehrsamkeit angefüllten Kopf ins Lehramt bringen, dem sie nach und nach vor ihren Zuhörern und Pfarrkindern ausleeren; nicht mehr ihre Gemeinen, die nur den simpelsten Weg zur Seligkeit wissen können und sollen, mit solchen Lehrsätzen und Erläuterungen unterhalten, welche nur wider Arianer Socinianer rc. gerichtet sind, oder für philosophische Köpfe gehören; nicht mehr die armen Gemeinen durch einen unangemessenen Vortrag verwahrlosen: (denn das geschieht häufig genung, wenn der Lehrer unter den Sätzen, Erläuterungen und Beweisen des Systems nie eine Wahl zu treffen gelehret ist;) sondern sie würden darauf angewiesen seyn, das wesentliche vom minder wesentlichen, das allgemein faßliche von dem gelehrten, das leichte vom schweren, das zweckmäßige vom unzweckmäßigen, das wirksame von dem was local-unkräftig ist, zu unterscheiden, und fruchtbar zu gebrauchen. — Aber wie weise, wie unpartheyisch, wie bekannt mit dem Herzen und mit den Gebrechen unsers Geschlechts, wie herzhaft müßte derjenige seyn, der es unternehmen wollte, angehende Gottesgelehrten auf diese Art anzuführen. Wie sehr würden ihn aber auch diese und die folgenden Geschlechter der Christen segnen!

schen Hauptmanns Byron, und seiner Leute bestätiget, welche diese Riesen auf einer Insel in einer ziemlichen Entfernung von der Patagonischen Küste gesehen haben; wohin sie sich vielleicht aus Furcht vor den Europäern begeben haben mögen.

Eben so wie das Daseyn der Patagonischen Riesen behauptet der Verf. S. 640. auch die Wirklichkeit der geschwänzten Menschen auf der Insel Manila (oder Lucon, der vornehmsten der Philippinischen Inseln, auf welcher die Hauptstadt Manila liegt.) Einige Reisebeschreiber erwähnen hier ausdrüklich der schwarzen Menschen, die einen Schwanz haben, dergleichen die Mahler den Satyren geben. Die neueren Briefe der Missionarien auf den Philippinischen Inseln versichern die Sache als wahr; und der alte Erdbeschreiber Ptolemäus (B. VII. C. 2.) gedenkt derselben auch, wiewohl mit etwas zweifelhaften Worten. Die Nachrichten von der Insel Formosa thun auch der dortigen Schwarzen mit Schwänzen Erwähnung.

Von den Namen, die den neuentdekten Ländern zu geben sind, macht unser Verf. folgende Anmerkung. Nichts ist lächerlicher, sagt er S. 653-655. als die Spanische Heiligkeit, die längst den Afrikanischen und Amerikanischen Küsten die Namen der Heiligen aus unserm Kalender ausgebreitet hat. Das beste ist, fährt er fort, den neuentdekten Oertern ihre alten Namen zu lassen, wie es z. E. mit Mexico geschehen ist. Nur muß man sich hiebey vor einem Mißverstande hüten. Als die Spanier die Einwohner auf einer grossen Amerikanischen Halbinsel nach dem Namen derselben fragten, antworteten sie Iucatan, d. i. was sagt ihr? Dies

hiel-

sind; die von Rasen, sind noch die besten, aber keine können während der Belagerung wieder hergestellt werden, weil der Feind unaufhörlich auf die Werke feuert. Ueber Bank zu schiessen, ist für die Canonier zu gefährlich, sonst wäre dieses Feuer den Belagerten sehr vortheilhaft, wenn sie es lange fortsetzen könnten. Hr. B. hat bemerkt, daß die Belagerten nach den vollendeten Stellen der Laufgräben gefeuert, aber die Kugeln versenken sich in die Brustwehr ohne große Wirkung. Schießscharten die vor der Belagerung sind eingeschnitten worden, entdecken dem Feinde sogleich, wie viel er Geschüz braucht, dem Geschüz der Festung überlegen zu seyn, die maskirten Schießscharten entdeckt er durch Fernröhre und sucht sie zu zerstöhren. Durch das nächtliche Musketenfeuer auf die Laufgräben wird nur die Munition vergebens verthan, es tödtet dem Feinde die Nacht kaum einen Mann. Die Absicht ist, ihn zu hindern, daß er bey Nacht nicht wage unbedekt zu arbeiten, diese wird man aber glüklicher erreichen, wenn man das Feld vor den Glacis erleuchtet. Mehr dergleichen Erinnerungen, machen das 1. Cap. des ersten Th. aus. Im 2. Cap. trägt Hr. von B. unterschiedene neue Erfindungen zur Vertheidigung vor. Man mache eine eiserne hohle Kugel mit einer Röhre, an der man andere Röhren auf eine beliebige Länge anschrauben kann, die hohle Kugel mit Pulver gefüllt und vergraben, wird vermittelst der Röhren können gesprengt werden, und die Wirkung einer Fladdermiene thun. Merlons macht er aus übereinander gelegten Wollsäcken, die vor glüenden Kugeln mit Erde bedekt werden, auch sich leicht löschen lassen; hundert

solche Merlons, lassen sich von hundert Arbeitern in drey Stunden machen; man macht sie also nur auf den Werken, die angegriffen werden und erspart die Kosten, überall Merlons zu haben, die größtentheils nicht gebraucht werden. Auch Batterien macht er aus Brettern und Säcken; schießt davon über Bank, bis er sieht daß der Feind bald eine Batterie fertig hat, alsdenn schaft er das Geschüz von dieser hohen Batterie herunter, nimmt sie auseinander, und feuert nun durch Schießscharten. Ein Instrument, damit auch der ungeschikteste Canonier ein Stük richten kann, ist allerdings theoretisch zu seiner Absicht dienlich, es besteht aber aus so vielen Theilen, daß es der ungeschikte Canonier gewiß nicht wird machen, auch nicht allemal gehörig ans Stük bringen, und wenn etwas daran verbogen oder in Unordnung gebracht wäre, solches merken oder verbessern könne. Uebrigens belehrt Hr. von B. die blos praktischen Artilleristen, die das Stük mit viel Umständen zu richten, für überflüßig halten, sehr wohl, warum ein Stük bey einerley Richtung nicht immer an einen Ort treffe. Noch eine Menge solcher neuen Erfindungen anzuführen, verstattet der Plaz hier nicht. So enthält das 3. Cap. neue Vorschriften zur Vertheidigung; z. E. den Feind zu nöthigen, daß er die Laufgräben weiter als einen Canonenschuß von der Festung eröffnen muß, umgibt er den Plaz mit Redons die entferntesten achtzig Toisen von Fusse des Glacis. Sie werden mit Leuten besezt, die durch kleines Gewehr dem Feinde das Feld unsicher machen, und bey Nacht, Haufen von Faschinen und allerley Holzwerk vor den Redons anzünden, dadurch

Piacenza statt Plasencia (eine Stadt in Estremadura) gelesen. Doch diese verstellten Namen mögen vielleicht unter die Drukfehler gehören, deren nur gar zu viele durchgehends in dem Buche gefunden werden.

Z.

XII.

Jo. Benedicti Carpzov Liber doctrinalis Theologiae purioris, ut illa in academia Helmstadiensi docetur. Brunswigae, sumtibus Orphanotroph. MDCCLXVII. 2 Alphabet weniger einen Bogen in 8.

Der Herr Abt Carpzov liefert hier einen getreuen Auszug der Lehren seiner Kirche, so wie sie von den ältern Lehrern und den symbolischen Büchern derselben erklärt und bestätiget worden. Er hat sowohl die allgemeine Ordnung, als auch die besondere in Zergliederung jedes einzelnen Abschnitts, aus den gewöhnlichen ältern Systemen beybehalten; so daß er nach der Definition und deren Beweise, die Ursach, die Eigenschaften, das Subject, Object, Zwek rc. in Betrachtung zieht. Sein besonderes Verdienst dabey ist dieses, daß er die Begriffe und Lehrsätze, welche nicht selten von den ältern Gottesgelehrten verworren und unbestimt vorgetragen werden, plan und bestimt ausdrukt, in eine reine Latinität kleidet, und es dem Leser leichter macht, das Kirchensystem zu übersehn. Wir empfehlen es daher denjenigen zum Gebrauch, welche oft so sehr auf die Orthodoxie pochen, und deren Schriften es doch verrathen, daß sie das

System

System ihrer Kirche nicht genug kennen, und die falschen und unzuverläßigen Erklärungsarten ihrer academischen Lehrer für Theile des Lehrbegrifs halten, den sie beschworen haben. Eben diesen Leuten, und selbst der Wahrheit unsers Glaubens, thut Herr C. dadurch einen Dienst, daß er manche Beweiß- und Vorstellungsarten aus der Vernunft, welche dieser oder jener Gottesgelehrte für die einzigen, ja kirchlich-nothwendigen, hält, um die Richtigkeit mancher Lehrsätze ins Licht zu setzen, zu erhärten, oder gar zu demonstriren, zwar historisch erzählt, aber auch die Unwichtigkeit derselben fühlt, und ihnen also den Werth nicht beylegt, der sie zu Theilen des Kirchensystems heiligen könnte. Wir führen nur das Eine Exempel an, was er S. 264. f. von den Gründen und Vorstellungen sagt, wodurch verschiedene Systemverfasser Gottes Verfahren bey Zurechnung der Sünde Adams ins Licht setzen und rechtfertigen wollen. Seine ganze Art der Beurtheilung zeigt es, wie sehr er es einsehe, daß der Mensch nicht fähig sey, Gott zu seinem Verhalten Rechts- und Staatsgründe zu leihen; noch weniger andere Menschen zu verbinden, diese Gründe für die einzigen wahren zu halten, und menschliche Vorstellungsarten, als Religion, zu heiligen. Er bleibet hier, so wie in verschiedenen ähnlichen Lehrsätzen, bey der Schrift stehen. Und das ist schon recht. Es ist der erste Schritt zur wahren Besserung des Systems, dabey die Theologie viel gewinnen wird, wenn man die opiniunculas, (wie sie der Verf. nennt, wohin wir alle Vorstellungs und Beweißarten der theologischen Lehrsätze rechnen, dazu uns die Schrift nicht grade zu berechtiget,) erst sorgfältig

ten. Hiezu würde denn erfodert werden, daß der Inhalt eines solchen Buches für einen verständigen Mann wichtig, der Ausdruk aber und die Einkleidung einleuchtend, und die Schreibart überhaupt gedankenreich und angemessen sey. Wenn sie nicht alle diese seltenen Eigenschaften bey einem solchen Buche erfordert hätten, so würden sie sich an der unzähligen Menge von deutschen Wochenschriften haben können begnügen lassen, die tausend gute und nüzliche moralische Lehren in einem mehr als faßlichen, in einem wässrichen Style vortragen. Wofern also der V. dieser Schrift von der Klugheit des Bürgers nichts weiter vor sich hat, als die Güte der Aufschrift seines Buches, so ist er noch weit entfernt die Absicht dieser Kunstrichter erfüllet zu haben. Und so verhält sich die Sache wirklich, wie sich ein jeder durch den Augenschein überzeugen kann.

Zuförderst hat der Verf. im geringsten nicht gesorgt, seine Betrachtungen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, oder nach einem gewissen Plane zu vertheilen, welches doch die erste Bemühung eines Schriftstellers seyn sollte, der verständlich seyn, aber auch unterrichten will. Das Buch besteht aus sieben Abschnitten, die ziemlich zufälliger Weise neben einander stehen. Der dritte Abschnitt z. B. enthält eine Samlung einiger Regeln, welche in der Gesellschaft selbst zu beobachten sind, und der unmittelbar darauf folgende: Betrachtungen des geistlichen Standes, als desjenigen Standes, in welchem sich die Tugend eines allgemeinen Zutrauens am leichtesten ausüben läßt. Diesen sieben Abschnitten ist eine lange Einleitung vorgesezt, welche ausser vielen

Uebergangung und zur Verwahrung der Rechtgläubigkeit genung gethan habe. Das macht die Beweiskraft nicht stärker, daß er die Socinianer und Arminianer auf gut Burmannisch ausschilt, und die Personen, welche er unter diesem Namen zum Augenmerk hat, in einem solchen Ton behandelt, der beynahe in der Vorrede und an andern Stellen seines Werks Plautinisch klingt. Um des Verf. willen hätten wir wohl gewünscht, daß er zu der logischen Schwäche mancher Beweise nicht noch diese moralische Schwachheit hinzu gethan hätte. Man sieht es allzu deutlich, daß mehr Affekt als Liebe zur Wahrheit hierin die Feder geführt habe. Denn warum wird sein Geist entbrannt, so bald er der Socinianer und Arminianer erwähnt, da er doch von Atheisten, Naturalisten u. s. w. ruhiger sprechen kann? Verdienen diese nicht auch Zorn, wenn einmal Zorn wider Gegner gelten soll?

Wenn doch jemand bey der Menge theologischer Systemen und Compendien, die noch geschrieben werden, auch den heilsamen Gedanken fassen wollte, ein solches zu schreiben, dadurch angehende Gottesgelehrte angewiesen würden, das zum allgemeinen Unterricht der Christen brauchbare, von demjenigen, was aus andern Gründen ins System aufgenommen worden, sattsam zu unterscheiden. Es dürfte eben nicht hetero- dox seyn. Aber es müßte die Lehrsätze, die für alle Christen zu glauben nöthig und zur Uebung der Gottseligkeit heilsam sind, von denjenigen absondern, welche um des systematischen Zusammenhanges willen nothwendig, oder aus der herrschenden Philosophie hineingetragen, oder durch alte oder neue Streitigkeiten

verz.

„der die Regeln einer Sprache beybringt, sollte ihm „dabey sagen, wie gleichgültig jede Sprache für unsre „wahre Ruhe ist. (Sollte man nicht auch dem Landmann sagen, wie wenig seine Pflugschaar werth sey, weil man doch nicht Schafe damit scheren könne, oder dem Schafscheerer, daß seine Scheere nichts tauge, weil man sie doch nicht als ein Kleid anziehen könne?) — „Wer uns die Werke eines Xenophons und eines Ci„cero in die Hände giebt, sollte zuvor die Stellen unter„streichen, in welchen ein Socrates und ein Cicero „von dem geringen Nutzen der Wissenschaften, vor„nemlich der schönen Wissenschaften ein Zeugniß able„gen.„ Diese Stellen sind uns nicht bekannt, wohl aber diejenigen, wo Cicero die Wissenschaften ornamentum in rebus secundis et solamen in adversis nennt, und die verdienten doch auch wohl unterstrichen zu werden.

Man erwartete es gar nicht, daß H. A. sollte seine Meynung darüber sagen, ob man den philosophischen Unterricht mit der Vernunftlehre anfangen müßte, oder nicht. Da er sie aber nun einmal sagen wollte, so mußte er sie mit bessern Gründen unterstützen, als die, welche er gebraucht hat. Man soll um deswillen mit der Logik anfangen, sagt er, S. 117. „weil der Schü„ler, indem er dieses (die logikalischen Wahrheiten) „hört, sich überhaupt zur Geduld im Hören gewöhnet, „und mit den üblichsten Kunstwörtern der gelehrten „Sprache bekannt machet.„ Die Vernunftlehre kann unter drey Gesichtspunkten betrachtet werden, als ein Theil der Psychologie, als die Instrumentalwissenschaft der Erfinder, und als die Einleitungswissenschaft

in

XVII.

Nouvelle Maniere de defendre et de fortifier les places irregulieres, à l'usage de ceux qui ne sont pas geomètres; par *P. F. de Bellersheim*, Offic. des mineurs au Service d'Hollande. Frankfurt am Mayn bey Brönner; 1767. 196. Quartseiten, 8 Kupfertafeln.

Der Verf. dieses Buches hat es bey eben dem Verleger zugleich auch deutsch herausgegeben; Neue Methode irreguläre Festungen zu vertheidigen, zu verstärken und auf allen Seiten gleich stark zu befestigen. Er handelt in zween Theilen von der Vertheidigung eines Platzes überhaupt, und von der Befestigung irregulärer Plätze. Den Anfang macht er mit den Mängeln der gewöhnlichen Vertheidigung. Den Detachements welche der Belagerer bey Nacht, Entdeckungen zu machen, aussendet, ist das Feuer aus der Festung wenig nachtheilig, wenn sie sich nicht lange genug an einem Orte aufhalten daß man es nach ihnen richten kann, daher die Laufgräben selbst innerhalb der Weite eines Musketenschusses können geöffnet werden. Der Belagerte muß sein Feuer nach unterschiednen Gegenden vertheilen, da der Belagerer das seinige nur nach einem Orte richtet, auch in Richtung seines Geschützes bey Nacht, Vortheile hat. An den Schießscharten und Merlons setzt er folgendes aus: Merlons aus gefüllten Schanzkörben, werden von Schüssen und Bomben bald zerstört, macht man sie von Erde die mit Faschinen bekleidet wird, so fällt die Erde ab, so bald die Faschinen abgegangen

sind;

Et ce n'est point du tout la prendre pour modele.
Ma Soeur, que de cracher & de tousser comme elle.

U.

XV.

Phil. Gabr. Henslers, der Arzneygel. Doct. und Physici zu Segeberg, Travendahl und Adeslohe, Beytrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande. Altona und Lübek, bey David Iversen, Königl. privilegirten Buchhändler 1767. 56. Seiten in gr. 4. Nebst Tabellen.

Die mehresten Betrachtungen, die man über das Verhältniß der Sterblichkeit und Vermehrung der Menschen angestellet, gründen sich auf Beobachtungen in den Städten: da doch daselbst die Ordnung der Natur durch die Lebensart, durch politische Einrichtungen, durch den beständigen Zufluß und das Abziehen der Bewohner und andere Zufälle, gestört wird. Man hat daher diejenigen Berechnungen, welche sich auf Landgegenden erstrecken, vorzüglich zu schätzen: so wie uns verschiedene Schwedische Gelehrte in den Abhandlungen ihrer Akademie der Wissenschaften, Struyck und Süßmilch, solche geliefert haben. Und unser scharfsichtige Verf. hat eine sehr preiswürdige Sache unternommen, da er eben die Sorgfalt auf die Segebergische Gemeine gewandt hat.

Diese

solche Merlons, lassen sich von hundert Arbeitern in drey Stunden machen; man macht sie also nur auf den Werken, die angegriffen werden und erspart die Kosten, überall Merlons zu haben, die gröstentheils nicht gebraucht werden. Auch Batterien macht er aus Bretern und Säcken, schiesst davon über Bank, bis er sieht daß der Feind bald eine Batterie fertig hat, alsdenn schaft er das Geschüz von dieser hohen Batterie herunter, nimmt sie auseinander, und feuert nun durch Schießscharten. Ein Instrument, damit auch der ungeschikteste Canonier ein Stük richten kann, ist allerdings theoretisch zu seiner Absicht dienlich, es besteht aber aus so vielen Theilen, daß es der ungeschikte Canonier gewiß nicht wird machen, auch nicht allemal gehörig ans Stük bringen, und wenn etwas daran verbogen oder in Unordnung gebracht wäre, solches merken oder verbessern könne. Uebrigens belehrt Hr. von B. die blos praktischen Artilleristen, die das Stük mit viel Umständen zu richten, für überflüßig halten, sehr wohl, warum ein Stük bey einerley Richtung nicht immer an einen Ort treffe. Noch eine Menge solcher neuen Erfindungen anzuführen, verstattet der Plaz hier nicht. So enthält das 3. Cap. neue Vorschriften zur Vertheidigung; z. E. den Feind zu nöthigen, daß er die Laufgräben weiter als einen Canonenschuß von der Festung eröffnen muß, umgibt er den Plaz mit Redons die entferntesten achtzig Toisen von Fusse des Glacis. Sie werden mit Leuten besezt, die durch kleines Gewehr dem Feinde das Feld unsicher machen, und bey Nacht, Haufen von Faschinen und allerley Holzwerk vor den Redons anzünden, da-

durch

„der die Regeln einer Sprache beybringt, sollte ihm „dabey sagen, wie gleichgültig jede Sprache für unsre „wahre Ruhe ist. (Sollte man nicht auch dem Landmann sagen, wie wenig seine Pflugschaar werth sey, weil man doch nicht Schafe damit scheren könne, oder dem Schafscheerer, daß seine Scheere nichts tauge, weil man sie doch nicht als ein Kleid anziehen könne?) — „Wer uns die Werke eines Xenophons und eines Ci„cero in die Hände giebt, sollte zuvor die Stellen unter„streichen, in welchen ein Socrates und ein Cicero „von dem geringen Nutzen der Wissenschaften, vor„nemlich der schönen Wissenschaften ein Zeugniß able„gen.„ Diese Stellen sind uns nicht bekannt, wohl aber diejenigen, wo Cicero die Wissenschaften ornamentum in rebus secundis et solamen in adversis nennt, und die verdienten doch auch wohl unterstrichen zu werden.

Man erwartete es gar nicht, daß H. A. sollte seine Meynung darüber sagen, ob man den philosophischen Unterricht mit der Vernunftlehre anfangen müßte, oder nicht. Da er sie aber nun einmal sagen wollte, so mußte er sie mit bessern Gründen unterstützen, als die, welche er gebraucht hat. Man soll um deswillen mit der Logik anfangen, sagt er, S. 117. „weil der Schü„ler, indem er dieses (die logikalischen Wahrheiten) „hört, sich überhaupt zur Geduld im Hören gewöhnet, „und mit den üblichsten Kunstwörtern der gelehrten „Sprache bekannt machet.„ Die Vernunftlehre kann unter drey Gesichtspunkten betrachtet werden, als ein Theil der Psychologie, als die Instrumentalwissenschaft der Erfinder, und als die Einleitungswissenschaft

Hr. von B. zum Dienste derer schreiben können, die keine Geometrie verstehen, ist nicht abzusehen, denn seine Maschine Stücke zu richten wird niemand ohne Geometrie zuwege bringen, und zu den Werken die er bey seiner irregulären Fortification braucht, ist Geometrie mehr nöthig, als etwa zu Copirung eines Risses von der Vaubanischen Manier, denn das ist doch wohl offenbar, daß Linien in gewisser Richtung zu legen, Wälle von gewisser Dicke aufzuführen u. s. w. Geometrie nöthig ist, und destomehr, jemehr man sich dabey mit eignen Nachdenken in die Umstände schicken soll, ohne Vorschriften zu haben, denen man blindlings folgen durfte.

B.

XIV.

Johann Christoph Alber, Doctor der Weltweisheit, von der Klugheit des Bürgers. Leipzig und Helmstädt, bey Joh. Fr. Weygand 1766.

Wenn die Verfasser der Briefe über die neuste Litt. wie Hr. A. in seiner Vorrede anführt, gewünscht haben, daß man, statt so vieler witzigen Schriften und troknen tiefsinnigen Abhandlungen, desto mehr solche Schriften sehen möchte, woraus ein vernünftiger Mann, der zu seinem Vergnügen liest, zugleich Unterricht zur bürgerlichen Klugheit schöpfen könnte: so haben sie dabey zum voraus gesezt, daß solche Schriften nicht allein in einem faßlichen, sondern auch unterhaltenden Vortrage abgefaßt seyn müßten.

Et ce n'est point du tout la prendre pour modele.

Ma Soeur, que de cracher & de tousser comme elle.

U.

XV.

Phil. Gabr. Henslers, der Arzneygel. Doct. und Physici zu Segeberg, Travendahl und Adesloye, Beytrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande. Altona und Lübek, bey David Iversen, Königl. privilegirten Buchhändler 1767. 56. Seiten in gr. 4. Nebst Tabellen.

Die mehresten Betrachtungen, die man über das Verhältniß der Sterblichkeit und Vermehrung der Menschen angestellet, gründen sich auf Beobachtungen in den Städten: da doch daselbst die Ordnung der Natur durch die Lebensart, durch politische Einrichtungen, durch den beständigen Zufluß und das Abziehen der Bewohner und andere Zufälle, gestört wird. Man hat daher diejenigen Berechnungen, welche sich auf Landgegenden erstrecken, vorzüglich zu schätzen: so wie uns verschiedene Schwedische Gelehrte in den Abhandlungen ihrer Akademie der Wissenschaften, Struyck und Süßmilch, solche geliefert haben. Und unser scharfsichtige Verf. hat eine sehr preiswürdige Sache unternommen, da er eben die Sorgfalt auf die Segebergische Gemeine gewandt hat.

Diese

Vorwürfen, die den Gelehrten gemacht werden, einen langweiligen Beweis von der Nothwendigkeit solcher Schriften enthält, die von den bürgerlichen Pflichten in einem faßlichen Vortrage handeln. Allein bey dem Verf. muß verständlich schreiben, nothwendig wohl so viel heissen, als seinen Lesern in einer bis zum Eckel gedehnten, kraftlosen, schleichenden Schreibart die gemeinsten und oft nur halb verstandenen Wahrheiten vorleyern.

Indeß sollte man doch glauben, daß ein solcher Verf. der gemeinnützig zu seyn verspricht, und es auch von andern verlangt, seine eigne Vorschriften befolgen, und nur dergleichen Sachen vorbringen werde, die den Lesern, für die er schreiben will, wichtig und brauchbar seyn könnten. Wir wollen einen jeden durch ein paar Beyspiele in den Stand setzen, zu urtheilen, ob Hr. A. dieses geleistet. Er will uns sagen, was eigentlich die Klugheit sey, und da hebt er also an: „Was „ist die Klugheit? was sollen wir uns insonderheit „bey der bürgerlichen Klugheit denken? Wird diese „Frage, die manchem überflüßig vorkommen möchte, „dem Wortforscher, dem übertriebenen Liebhaber der „Sprache, dem ämsigen Untersucher der deutschen „Alterthümer vorgelegt: („aber wer wird sie auch „dem vorlegen?)„ so wird er sogleich seine Wörter„bücher und die denselben beygefügten Anmerkungen „nachschlagen. Welch einen unerwarteten Aufschluß „wird es ihm geben, wenn es ihm nach einer alpha„betischen Ordnung seiner Gedanken einfällt, daß der „Buchstab K, als der Anfangsbuchstab von dem Worte „Klugheit, nach seiner Gestalt und nach seinem Ge-

brauch

Zahl der Familien jährlich 185. Geburten rechnen. Nur die 49te Geburt ist im Segebergischen unehelich, welche Geburten aber nicht in die vorige Berechnung hingebracht werden. In jedem Tausend lebender finden sich auf dem Lande 9. Wittwer und 39. Wittwen. Die Ruhr und die Pocken haben viele hingerissen; an welchen leztern im Jahr 1764. von 119. Kindern 16. Knaben und 15. Mädgen, also noch mehr als 1. von 4, gestorben sind. Gegen 30. lebende kömmt jährlich 1. Sterbender. Von 1000. Gestorbenen sind 54. Todtgebohrne. Die Kinder sterben im Segebergischen häufig. Denn von 1000. einjährigen sterben nach der Mittelzahl 260; und in den ersten 10. Jahren des Lebens reißt der Todt nach der Mittelzahl 460. Kinder dahin. Hingegen hat das männliche Alter von 20. bis 60. Jahren weniger Todte als die Mittelzahl. Die Strapazen, die Unmäßigkeit, die Quacksalber nebst den Epidemien sind die Ursachen der bemerkten Tödtlichkeit, dennoch hat es nicht an alten Leuten gefehlt; denn von 1000. haben 11. das 90ste Jahr überschritten. In 96. Jahren sind 7342. Knaben und 6933. Mädgen, also bis 106. Knaben gegen 100. Mädgen zur Welt gekommen. Doch ist der von dem Ueberschuß der Knaben gehoffte Vortheil durch den Todt in den ersten 15. Jahren vereitelt worden. Der Herr D. bemerkt mit Vergnügen, daß die Volknummer beydes der scheinbaren und wahren Vermehrung nach seit 100. Jahren beträchtlich angewachsen ist, besorgt aber fürs künftige wegen der vielen Heyrathen mit Wittwen und Wittwern und des Mangels an wohnbaren Plätzen eine Halte. Der Merz und April ma-

chen

Schluß auf die Lehrform der herrschenden Parthey, die Widersprüche des schwächern Theils, das hin und her wanken angesehener Lehrer zwischen Begriffen und Redarten, von jedem selbst gemacht werden kan; — Er verändert den Arnoldischen despotischen Vortrag in dem Capitel von den Kirchenversammlungen dahin, daß er auch hier nicht sowohl selbst erzählt, als durch Auszüge aus den vorhandenen Acten die Sachen für sich sprechen läßt; fällt dann und wann mit einer Erinnerung an den Leser, oder seinem eignem Urtheil dazwischen, (welches in Häckgen eingeschlossen ist) oder giebt auch durch den verschiedenen Druk einen Wink aufs prüfungswerthe, wovon gleich S. 30. f. f. der ganz abgedrukte Brief des Plinius an den Kayser Trajan ein Beyspiel seyn kan. Er ist ferner für die durchgängige Gleichheit des Plans nicht zu ängstlich besorgt, so daß z. E. die Geschichte des 3ten Jahrhunderts in vier, des 4ten in fünf, des 5ten in sechs, des 6ten in fünf Capiteln abgehandelt wird; und das einemal das Verzeichniß von den Kirchenversamlungen der Nachricht von den Schriftstellern vorgeht, das andremal darauf folgt, ein drittesmal sogleich der Erzählung von den innern Streitigkeiten der Kirche beygefügt ist. — Den Beschluß macht endlich allezeit eine chronologische Tabelle, in welcher beyläufig noch einer und der andre merkwürdige Vorfall kurz angezeiget wird, und den Anfang, was die Geschichte der drey frühern Jahrhunderten anlangt, eine Anzeige der Quellen, welches allerdings bey den folgenden nicht gleichmäßig war, von welchen häufigere und weniger streitige Nachrichten vorhanden sind.

So

phischen Classen, ihrer Verwandschaft und verborgenen Ursachen, sondern den Begriffen des gemeinen Mannes zu Folge, nach den Theilen, dem Alter und Geschlechte, den äussern Kennzeichen, nahmhaft gemacht werden, wobey es doch auf eine völlige Präcision nicht ankömmt; daß keine Krankheiten angeführt werden, die nicht selbst, sondern erst durch andere den Tod veranlassen, worin doch ebenfalls auf die Meynung des gemeinen Manns zu sehen ist, der z. E. das Zahnen, die Krätze und Würmer für Ursachen des Todes hält; daß seltnere Krankheiten ausgelassen werden, wofern sie nicht endemischer oder epidemischer Natur sind. Hr. H. hat die Krankheiten überhaupt unter 10. Hauptrubricken gebracht, die ihre besondern Arten unter sich haben. Die Warnung, welche Platner jungen Aerzten gegeben, sich nicht in dem Lesen seltener Fälle zu sehr vertiefen, wendet Herr H. auf die jungen Hebärzte und Hebammen an, welche aus den Lehrsälen zurükgekehrt, voll von ihrer neuen Kunst, überall etwas widernatürliches finden wollen, da der Aufschub und eine mechanische Fertigkeit weit nüzlicher wären. Die Ursachen, warum, ob gleich mehr Knaben als Mädgen gebohren werden, dennoch von erstern mehrere sterben, sucht der Hr. V. in der grössern Härte und Brüchigkeit der männlichen Maschine. Die Witterungsgeschichten hält der Hr. V. nur in so ferne dem Arzte erheblich, wenn sie mit Bemerkungen der Phasen des Mondes, den Krankheiten der Gebohrnen und Gestorbenen, des Einflusses der Witterung auf das Gedeyen der Pflanzen u. s. w. verbunden wird. Hier war auch der Ort, die Frage aufzuwerfen, ob es rathsam sey,

Verfolgung (S. 106. f.); die gute und schwache Seite Constantins des grossen; — die schwankende Denkungsart des Marcellus von Ancyra (S. 158. 159 nemlich nach den Acten zu urtheilen; denn nach dem vorlautenden Ton und den hermenevtischen Einsichten des Marcells das Gutachten gefällt, wollten wir ihn ohne Bedenken zu den Photinianern verweisen) — die heimlichen Practiken des Römischen und Alexandrinischen Bischofs wider den Constantinopolitanischen, der dem ersten von den Zeiten des Nicenischen Conciliums an, ein Dorn im Auge war (S. 230. 244. f.f.); das eigentliche Gewicht der pelagianischen Streitigkeit, (S. 220. f. f. S. 383. f. f.), in Ansehung dessen wir völlig dem Hr. D. beystimmen müssen, wenn er aus den gerichtlichen Protocollen klar macht, daß es auf nichts weniger als die Vertheidigung einer regierenden und leitenden Gnade Gottes abgesehen, sondern den Bischöffen um ihre Ordenskraft, kirchliche Gnade zu thun gewesen! Ein jeder sollten wir meynen, müßte das mit uns fühlen, wann er hört — *gratia* non conferri potest a presbytero und dergleichen Sprüchelgen mehr. — Nun also, wie man sieht, mehr berichtiget ist der Plan und brauchen wir deshalb für einen Mann, von so bekannten Talenten, weiter keine Bürgschaft zu leisten.

Allein sollte er nicht mit der Zeit noch zu einer grössern Vollkommenheit können erhoben werden? Kein Zweifel, daß wer auf den Achseln eines Semlers steht, noch weiter um sich sehen kan, als er ohne ihn hätte thun können! In dieser immer verdienstlosen Lage,

zeit durch einen unruhigen und nur gar zu lebhaften Geist gehindert. Jenes Verdienst, das ihm Baumgarten grosmüthig zugestanden hat, erkannte Mosheim stillschweigend, nahm den Plan ohne Arnold zu nennen, und arbeitete ihn mit reiferm Urtheil, bey einem bedächtigern Gebrauch der Quellen und mit der ihm eignen einschleichenden Beredsamkeit aus — aber er nahm ihn auch mit allen noch übrigen Mängeln. Wie A. im zweyten Haupttheil der Geschichte jedes Jahrhunderts, in dem einem Abschnitt die vornehmsten Lehrer bekannt macht, und in einem andern den Lehrbegrif auszeichnet, so macht es M. gerade auch, welches doch wie uns dünkt, theils viele Wiederholungen, theils den Eingrif in das eigne Urtheil des Lesers unvermeidlich macht; zu geschweigen, daß dann immer noch etwas fehlt, um mit einmal den in jeder Hauptperiode herrschenden Geschmack in der theologischen Litteratur beurtheilen zu können. Liesse man es mit dem einen Capitel de doctoribus genug seyn, führte die ansehnlichsten an, fügte die Anzeige von ihren Schriften bey, lieferte einen und den andern merkwürdigen Auszug, so hätte man als Geschichtschreiber das Seine gethan: und der urtheilende Leser würde nun frey sich seines Rechts bedienen können. Darinn blieb also Mosheim dem Arnold zu treu und verließ ihn dagegen am unrechten Orte, was die abgesonderte Geschichte der Kirchen-Versamlungen betrift, die man bey ihm ganz vermißt. Was thut H. D. Semler? Er verbessert den angezeigten Hauptfehler in dem Plan der Erzählung und liefert in dem Capitel von den Schriftstellern, so ausgewählte Excerpte, daß der

Schluß auf die Lehrform der herrschenden Parthey; die Widersprüche des schwächern Theils, das hin und her wanken angesehener Lehrer zwischen Begriffen und Redarten, von jedem selbst gemacht werden kan; — Er verändert den Arnoldischen despotischen Vortrag in dem Capitel von den Kirchenversammlungen dahin, daß er auch hier nicht sowohl selbst erzählt, als durch Auszüge aus den vorhandenen Acten die Sachen für sich sprechen läßt; fällt dann und wann mit einer Erinnerung an den Leser, oder seinem eignen Urtheil dazwischen, (welches in Häckgen eingeschlossen ist) oder giebt auch durch den verschiedenen Druk einen Wink aufs prüfungswerthe, wovon gleich S. 30. f. f. der ganz abgedrukte Brief des Plinius an den Kayser Trajan ein Beyspiel seyn kan. Er ist ferner für die durchgängige Gleichheit des Plans nicht zu ängstlich besorgt, so daß z. E. die Geschichte des 3ten Jahrhunderts in vier, des 4ten in fünf, des 5ten in sechs, des 6ten in fünf Capiteln abgehandelt wird; und das einemal das Verzeichniß von den Kirchenversammlungen der Nachricht von den Schriftstellern vorgeht, das anderemal darauf folgt, ein drittesmal sogleich der Erzählung von den innern Streitigkeiten der Kirche beygefügt ist. — Den Beschluß macht endlich allezeit eine chronologische Tabelle, in welcher beyläufig noch einer und der andre merkwürdige Vorfall kurz angezeiget wird, und den Anfang, was die Geschichte der drey frühern Jahrhunderten anlangt, eine Anzeige der Quellen, welches allerdings bey den folgenden nicht gleichnöthig war, von welchen häufigere und weniger streitige Nachrichten vorhanden sind. ....

So

So weit sind wir also durch einen vom A. so ziemlich gut angelegten, aber in der Ausführung verwirrten, vom M. glüklicher befolgten und von Hr. D. S. mehr berichtigten Plan gebracht, daß wir, die wir nicht Zeit, oder Gelegenheit der Geduld genug haben die ältesten Nachrichten aufzuschlagen und durchzulesen, doch mit eignen Augen in der Kirchen-Geschichte sehen und prüfen können. Das wollten wir mit unserm Real-Register sagen, in welchem Freunde und Feinde ganz einträchtig, wie unter der Erden, beysammen wohnen, und kein Unterscheid unter Nationen und Kirchenpartheyen, Wittenbergischen und Helmstädtischen Professoren, Sächsischen und Brandenburgischen Gottesgelehrten weiter gemacht wird. —

Mehr berichtiget sagten wir, daß man mit eignen Augen sehen kan — die Gelehrsamkeit eines Philopon (S. 440. f.) eines Jobius (S. 416-421) Theodors von Mopsvest (S. 392-396.) die Denkungsart des Cyrill von Alexandrien (S. 284-296.) des Bischofs zu Constantinopel Proclus, des Fulgentius, des Facundus (S. 442-447. 451-456.); den Werth der 12. Bücher des lezten zur Vertheidigung der trium capitulorum, der Briefe Gregor des Großen (S. 357. f.); den wichtigen Inhalt des dem Primasius beygelegten Praedestinati (S. 457-460) und nun in eine andre Gegend einen Sprung zu thun, den kläglichen Verfall der Christen, vor der Verfolgung des Diocletians vom Eusebius selbst beschrieben; (S. 100. f. f.) den ganzen schon zu großer Ueppigkeit ausgearteten Kirchenstand im 4ten Jahrhundert (S. 129-150); die Härte der Diocletianischen

Classisch. Nach der Zeit, ich meine nach der Zeit, da die Cramers, Gellerts, Schlegels, Rabners, Gieseke, u. s. w. den Ton der schönern Sprache angaben: nach der Zeit hat der Styl sowohl der Poesie als der Prose weit mehr Kunst bekommen; Klopstok, Ramler, Gleim, Dusch, Gerstenberg, Wieland, haben die poetische Diktion und in der Prose hat Leßing, Abbt und verschiedene Kunstrichter den Ausdruk, damit ich so sage, angedrungener und nervichter gemacht; unsre Sprache hat sich durch Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen mehr Formen und Manieren des Styls gegeben, aber freylich damit oft auf Kosten ihrer selbst. Der Ausdruk ist oft bis zum zugespizten, zum gekünstelten, zum fremdem, zum überladenen übergetreten; und so werden noch immer die Schriften schäzbar bleiben, in denen zwar mindere Kunst, aber vielleicht eine schöne nachläßige Natur in der Schreibart hervorblikt; diese werden, ja sie müssen uns schäzbar bleiben, nicht blos als Werke aus der Morgenröthe des Geschmaks sondern vielleicht als Mittel zu demselben zurük zu kehren. Man lege Lehrlingen zu ihren ersten Vorbildern Stücke vor, in denen aber der Ausdruk auf den Gipfel der Kunst und auf den Höchsten ist — über das Höchste giebt es kein höheres, und wenn sie diesen Gipfel noch überfliegen wollen, wie es unserer Natur sehr gemäß ist; so werden sie nothwendig ins Gesuchte, ins Spielende in die Meteoren der Schreibart sich verirren müssen. Und unser Zeitalter, wie nahe scheinet es diesen Meteoren Geschmak zu seyn! Nun lege man ihnen aber lieber anfangs die Schriften vor, in denen die Schreibart wie

ein

ge, würde man noch das eigne Verdienst eines Lehrers der Kirche etwas deutlicher auszeichnen, durch ein ausgeführtes Gemälde seiner exegetischen oder moralischen, oder polemischen Arbeit, nachdem er nun in diesem oder jenem Felde vorzüglich gewesen, und das um entweder den Appetit nach der fleißigen Lesung desselben zu erwecken, oder den Hunger auf einmal zu stillen. Wir hätten daher gewünscht, daß uns der Hr. D. den exegetischen Ton des Clemens von Alexandrien etwas hätte hören lassen, und S. 284.) den dem Isidor vom Hr. D. Ernesti verweigerten und von ihm billig, wie uns scheint, gegebenen Beyfall mit einigen Beyspielen bescheiniget hätte. Auch ist es uns ganz gewiß, daß, wenn Origenes, mit dem Herrn Ernesti zu reden, der Vater der gesunden Auslegungskunst ist, Clemens als der Stamm-Vater der ganzen Familie geehrt zu werden verdient — ein wahrer Professor Theologiä auf der damaligen hohen Schule zu Halle oder Leipzig — wir wissen nicht, gleich, welche von Beyden es war. — In jener Lage, fahren wir nun fort, wird auch dereinst Einer aufstehen und bey jedem Jahrhundert, wo es nur immer möglich ist, in einem Capitel die in demselben oder kurz nachher verlohren gegangnen Schriften auszeichnen, daß man auch daraus den Geschmak desselben beurtheilen lerne! Und es wird ein Dritter kommen, der die Geschichte auch nicht so pünctlich nach den Jahrhunderten, sondern nach bald grössern, bald kleinern Epochen erzählt — und dieser wird sagen können, exegi monumentum. —

Wir schämen uns fast, daß wir ein Werk von so

ahmung von Psalmen, seine Oden auf Trauerfälle und andere Gelegenheiten. Alle hauchen den Geist der Religion, und manche sind mehr zur Erbauung, als viele Stücke, die uns blos auf dem Titel Erbauung predigen. Wir wollen davon nicht reden, daß dieser religiöse Ton seinem Herzen Ehre macht, sondern nur zu den Zweck unserer Recension anmerken, daß er freylich seinen Gedichten viele Würde und Einfalt gebe, insonderheit wenn er mit den Worten der Schrift spricht; daß er aber auch zuweilen die Sprache des Theologen und des Predigers zu sehr in die Sprache des Christen und Andächtigen bringet. Daher kommts, daß seine moralischen und noch mehr seine lyrischen Gedichte manchmal unvermerkt in das Orientalische in Bildern und Ausdrücken sich hinbiegen, das Kanzelsprache ist, und nichts mehr. Ferner, sein Herz war den Empfindungen der Freude offen, und die Freundschaft ists, der auch die meisten seiner Gedichte geopfert sind: ein Opfer auf ihren Altar, nicht blos dem Inhalt, sondern dem Ton nach. Ein Schreiben über die Zärtlichkeit, über den Einfluß des Geschmaks in die Freundschaft: viele Oden, das ganze Geschenk an die Daphne, die Briefe, kurz der größte Theil des Buchs ist der Freundschaft heilig. Sanfte Empfindungen wallen, wie die Silberwellen an einem stillen Abende, in der Seele des Dichters auf: und seine Gedanken, seine Worte, seine Verse fliessen wie Honig von einen Lippen herunter. Süsse Zärtlichkeit ist seine Muse, die ihn und den gleichgestimmten Leser begeistert: denn bey manchen seiner Gedichte, und insonderheit bey dem Geschenk an seine Daphne, wird der

empfin-

empfindungsvolle Jüngling wünschen: daß ich sogleich einen Freund, daß ich solch eine Dephne hätte! — Aber das wollen wir dabey nicht entsprechen, daß dieser jammernde und stille Ton der Freundschaft nicht etwas einförmiges und schläfriges, auf seine Gedichte ausbreiten, und eine Art von schlummernder Ruhe manchmal wirken sollte, insonderheit wenn man als Dichter liest. Und als solcher muß man doch lesen, und als solcher soll doch in poetischen Werken Gieseke unter andere gestellet werden? — Wohin nimmt nun die Sache den Ausschlag? — Ein großer Dichter ist Gieseke eben nicht: so rein, so klaßisch, so erbaulich, so moralisch, so freundschaftlich, so sanft empfindend wir ihn gezeiget haben: ein großer Dichter eben nicht!

1. Nicht in Moralischen Gedichten: in denen uns Haller und Witthoff schon mehr zu Philosophie, Hagedorn mehr zu Horazischer Charakter Schilderung: und Dusch beynahe zur Präzision eines Pope gewöhnet haben. Unser Dichter hat, wie gesagt, einen Fluß an Gedanken, Worten und Versen bis zum Neide: er kommt aber nur hie und da auf ausserordentliche große Gedanken, und hie und da auf Bilder bis zum Erstaunen; indessen auch von diesem hie und da stehen Beyspiele hier S. 4.

Einst wird in näherm Glanz, ihm (dem Menschen) deine Gnade erscheinen,
Und er nicht mehr von dir nach Vorurtheilen meynen:
Dann starrt sein Murren nicht der Welten Lobgesang!

Es

So dacht der Dichter zu Anfang seines Gedichts über die göttliche Vorsehung, aus dem ich aber auch nichts mehr, als diesen Gedanken anzuführen wüßte. Eben so wenig aus den Empfindungen eines Bußfertigen, die ein schönes Cento von biblischen Worten sind. Der Lobgesang nach Thomson ist bereits bekannt und gepriesen genug: und der Versuch vom Gebete in Hexametern ist abgebrochen und eben da abgebrochen, wo wir das meiste hoffen konnten. Der allgemeine Anfang von der Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit des Gebets, mußte nothwendig tief in die Philosophie hineingehen, und konnte also unserm Verf. nicht so gut gelingen, als ihm die speziellern, und daß ich so sage, menschlichere Betrachtungen gelungen waren. Indessen hat auch dieser Anfang schöne Stücke, wie z. E. S. 35. die Schilderung der Spinosistischen Gottheit.

Die dem Bernis in seiner einsamen Grotte
Schreklich erschien, als sie schnell ein blasses Feuer erfüllte
Und vor seinem bestürzten Auge die Welt zu vergehn schien.
Durch die Lüfte rollten die Stern' in vermischtem Getümmel
In der finsteren Nacht verirrt, durch einander. Vergebens
Hielten die Wirbel sie. Schon droht alles in Abgrund zu sinken.
Nur der Barde blieb ruhig in seiner Freystatt, und sah sich
Unerschrocken in ihr vom entsezlichen Chaos umfangen.
Gott, du schenktest ihm Muth, die schreckliche Nacht zu ertragen,

ein klarer Bach fließet, sollte gleich freylich für die Zunge eines neuern Geschmaks der Trank aus demselben wäßricht schmecken: man gewöhne sie zu der Simplicität im Ausdruk, zu der Runde des Perioden, die damals Mode war: sollte sie freylich bisweilen an das weitschweifige und zu deutliche gränzen — noch immer gut! Kürze, Gedrungenheit, Kunst, Zierrath kann nachher immer hereingebracht werden, wenn nur erst die Grundlage vest ist. Aber mit Kunstschreibart anfangen wollen, macht — Künsteley. Aus Gieseke, Cramers, Hagedorns und andern Schriften eine Auswahl, ist besser zu der ersten Farbe der Schreibart, als aus manchen neuern Schriftstellern. In ihnen ist reine Versifikation, Fluß der Sprache, Ausführung in Gedanken und Bildern, Deutlichkeit und Einfalt, die Grundsäulen eines guten Styls.

Dis ist ein vortheilhafter Gesichtspunkt zu Giesekens Schriften: und manchen wird der zweite noch vortheilhafter seyn. Die meisten seiner Stücke haben die Farbe der Religion. Er war ein Lehrer derselben, und vermuthlich war er so gerührt die Gegenstände in ihrem Licht zu betrachten, daß dis beynahe die herrschende Denkart seiner Gedichte wird. Hieher seine moralische Poesien, nach Materie einige, andere nach Form. Z. E. Gedanken von der göttlichen Regierung, Empfindung eines Bußfertigen, Uebersetzung von Thomsons Lobgesange, ein unvollendetes Lehrgedicht über das Gebet, Trostschreiben an einen Vater über den Verlust seines Sohns u. s. w. hieher seine drittehalb geistliche Lieder, über das Leiden Christi, Gebet eines Predigers, und Krankheitslied, hieher seine Nachahmung

ahmung von Psalmen, seine Oden auf Trauerfälle und andere Gelegenheiten. Alle hauchen den Geist der Religion, und manche sind mehr zur Erbauung, als viele Stücke, die uns blos auf dem Titel Erbauung predigen. Wir wollen davon nicht reden, daß dieser religiöse Ton seinem Herzen Ehre macht, sondern nur zu den Zwek unserer Recension anmerken, daß er freylich seinen Gedichten viele Würde und Einfalt gebe, insonderheit wenn er mit den Worten der Schrift spricht; daß er aber auch zuweilen die Sprache des Theologen und des Predigers zu sehr in die Sprache des Christen und Andächtigen bringet. Daher kommts, daß seine moralischen und noch mehr seine lyrischen Gedichte manchmal unvermerkt in das Orientalische in Bildern und Ausdrücken sich hinbiegen, das Kanzelsprache ist, und nichts mehr. Ferner, sein Herz war den Empfindungen der Freude offen, und die Freundschaft ists, der auch die meisten seiner Gedichte geopfert sind: ein Opfer auf ihren Altar, nicht blos dem Inhalt, sondern dem Ton nach. Ein Schreiben über die Zärtlichkeit, über den Einfluß des Geschmaks in die Freundschaft: viele Oden, das ganze Geschenk an die Daphne, die Briefe, kurz der gröste Theil des Buchs ist der Freundschaft heilig. Sanfte Empfindungen wallen, wie die Silberwellen an einem stillen Abende, in der Seele des Dichters auf: und seine Gedanken, seine Worte, seine Verse fliessen wie Honig von einen Lippen herunter. Süsse Zärtlichkeit ist seine Muse, die ihn und den gleichgestimmten Leser begeistert: denn bey manchen seiner Gedichte, und insonderheit bey dem Geschenk an seine Daphne, wird der

empfindungsvolle Jüngling wünschen: daß ich sogleich einen Freund, daß ich solch eine Daphne hätte! — Aber das wollen wir dabey nicht entsprechen, daß dieser jammernde und stille Ton der Freundschaft nicht etwas einförmiges und schläfriges, auf seine Gedichte ausbreiten, und eine Art von schlummernder Ruhe manchmal wirken sollte, insonderheit wenn man als Dichter liefet. Und als solcher muß man doch lesen, und als solcher soll doch in poetischen Werken Gieseke unter andere gestellet werden? — Wohin nimmt nun die Sache den Ausschlag? — Ein großer Dichter ist Gieseke eben nicht; so rein, so klaßisch, so erbaulich, so moralisch, so freundschaftlich, so sanft empfindend wir ihn gezeiget haben: ein großer Dichter eben nicht!

1. Nicht in Moralischen Gedichten: in denen uns Haller und Witthoff schon mehr zu Philosophie, Hagedorn mehr zu Horazischer Charakter Schilderung: und Dusch beynahe zur Präzision eines Pope gewöhnet haben. Unser Dichter hat, wie gesagt, einen Fluß an Gedanken, Worten und Versen bis zum Neide: er kommt aber nur hie und da auf ausserordentliche große Gedanken, und hie und da auf Bilder bis zum Erstaunen; indessen auch von diesem hie und da stehen Beyspiele hier S. 4.

Einst wird in näherm Glanz, ihm (dem Menschen) deine Gnade erscheinen,
Und er nicht mehr von dir nach Vorurtheilen meynen:
Dann starrt sein Murren nicht der Welten Lobgesang!

Es

ungemein verändert werden. Man nehme einzelne Bogen aus unserm Dichter: wer wird in den Stücken von 1745. und in denen von 1763. 64. einen Verf. erkennen? da, wie gesagt, Gieseke in keiner Dichtungsart eigenen Ton, Originalmanier zu haben scheint: da er sich überall in den Ton eines andern, aber sehr glüklich hineingedichtet hat: so läßt sich bey ihm als einen Nachahmer von der ersten Classe dieser veränderte Zeitgeschmak in der Diktion vielleicht offenbarer bemerken, als in der originalen selbst: wenigstens wird bey Giesefen der Contrast der Farbe sichtbarer, weil doch die Grundfarbe immer Giesekens Denk- und Sprachart bleibet: Noch müssen wir anführen, daß unter den Oden und Liedern einige Uebersetzungen aus dem Horaz sind, die als Paraphrasen ihren Werth haben.

Y.

XX.

F. A. Hommels kurze Anleitung, Gerichts-Acta geschikt zu extrahiren, zu referiren und eine Sentenz darüber abzufassen, zum Gebrauch seiner Zuhörer entworfen. Vierte Auflage. Halle, bey Carl Christian Kümmel. 1767. 1 Alph. 3½ Bogen.

Dies Lehrbuch verdient den bisher erhaltenen Beyfall. Der Verfasser verbindet zwo Eigenschaften, die nur gar zu selten zusammen gefunden werden, eine gesunde und richtige Denkungsart und viele praktische Kenntniß.

Wir

Wir wollen hier nur einige vorzüglich nüzliche und oft versäumte Regeln anführen.

§. 13. Man muß beym Referiren so viel möglich die Worte der Partheyen behalten, um deren Verstand nicht zu ändern.

§. 14. Man verfährt ordentlicher und vermeidet leichter die Wiederholungen, wenn man in einer Relation bey jedem Puncte alles das zusammen nimmt, was von beyden Theilen in den ganzen Acten vorgetragen worden, als wenn man die Schriften, so wie sie liegen, und eine Seite nach der andern extrahiret.

Diese lezte Methode würde der Verfasser wohl nicht „einen bey den Anfängern gewöhnlichen Fehler„ genannt haben, wenn er gewust hätte, daß sie bey einigen der höchsten Gerichte als ein Gesez eingeführet sey.

§. 24. Wo mehrere Consorten vorkommen, sind selbige im Urtel genau zu bezeichnen.

§. 69. Wenn über einerley Puncte vom Bekl. ein zugeschobener Eid abgeschworen ist, und vom Kl. schriftliche Beweise übergeben sind, so gehet der Eid als eine Art des Vergleiches denen andern Beweisen vor.

§. 79. Der Urtelsverfasser bemerket billig nicht blos das Daseyn, sondern auch die Würkung des Ungehorsams mit deutlichen Worten.

§. 87. Da das Endurtel sich nach dem Libelle richtet, so muß Bekl. entweder verurtheilet oder losgesprochen werden.

Mehr als lezteres kan er in der Hauptsache nicht verlangen, und darf z. E. nicht erwarten, daß ihm

das Eigenthum der streitigen Sache zuerkannt werde.

§. 92. Wenn Bekl. die Einwendung, die er der Klage entgegen sezt, aus einem besondern Rechte herleitet, und diese Einwendung verworfen wird; so stehet ihm dennoch die Ausführung des Rechts in einer besondern Klage frey.

§. 119. Weil die Advokaten gemeiniglich bey der Rechtfertigung eines eingewandten Rechtsmittels die Beschwerden möglichst vervielfältigen, so hat man nicht nöthig, jeder aufgestelten Beschwerde eine besondere Untersuchung zu widmen, sondern kan diejenigen zusammen nehmen, welche auf einmal entschieden werden können.

Folgende Stellen scheinen uns beym Durchlesen theils einigem Zweifel unterworfen zu seyn, theils einer fernern Erläuterung zu bedürfen.

§. 28. Räth der Verfasser mit Recht, besonders im Urtel, lateinische Ausdrücke möglichst zu vermeiden, doch muß man dieses nicht anders thun, als wenn man ein eben so bequemes, der Natur der deutschen Sprache gemäßes und nicht völlig unbekanntes Wort an dessen Stelle setzen kan, weil man sonst den wahren Zwek, die Deutlichkeit verfehlet. Die mehresten Bauren wissen, was Acten und Appelliren rc. bedeutet. Kein einziger aber versteht, was „die Händel ersten „Rechtsganges, die Berufung an einen höhern Ort, „und ein Erstigkeitsurtel heissen soll.

§. 59. Scheint der Verfasser zu behaupten, daß in dem ersten Urtel allemal auf Beweiß und Gegenbeweiß erkannt werden müsse.

Allein

Allein wenn nun beydes ohne Urtel bereits ordentlich geführet ist, wie sehr oft geschieht, so muß ja nothwendig entscheidend gesprochen werden.

§. 70. Hält er dafür: „es werde bey Beweisartikeln nicht so genau genommen, ob sie pertinent seyn „oder nicht, weil niemand ein sonderliches Interesse „dabey habe, ob die Zeugen auf Producentens Kosten „über impertinente Artikel abgehöret werden.„ Allein wenn nun alle Artikel impertinent sind, erfodert es da nicht die Schuldigkeit eines Richters, überflüßige und unnütze Eide zu vermeiden?

Bey §. 100, c) und §. 102, Nr. 4. 5.) bemerken wir, daß in manchen Gerichten eine Parthey, die zu einer offenbar ungerechten Klage Anlaß giebt, wenn sie schon ein responsum und ein oder mehrere Urtheile vor sich hat, dennoch zur Erstattung der Kosten verurtheilet werde, und daß uns eine solche Gewohnheit nicht unbillig scheine.

Nach dem 141sten Paragraph soll das possessorium ordinarium sehr selten angestellet werden. Dies zeigt sich bey manchen Gerichten ganz anders. In verschiedenen weitläuftigen Registraturen sind unter hundert Processen wenigstens sechzig, die das possessorium ordinarium zum Vorwurf haben.

Uebrigens versteht es sich, daß dies ganze Buch sich hauptsächlich auf den sächsischen Proceß beziehe. Zwar enthält es manche Anmerkungen, die allenthalben brauchbar werden, und zeigt oft die Abweichungen des Processes ausser Sachsen an. Jedoch da lezteres nicht an allen Orten geschehen, so muß freylich ein jeder, um dieses Buch recht zu nüzen, bey dessen Anwendung auf die Rechte und Gewohnheiten des Orts,

wo er sich aufhält, ein vorzügliches Augenmerk richten.

G.

XX.

Verzeichniß der vornehmsten Schriften von der Rindvieh-Seuche gesammlet von D. Joh. Georg Krünitz; nebst dessen Nachricht von seiner Medicinisch-Physikalisch-Oekonomisch-Technischen Real-Bibliothek. 8. Leipzig bey Christian Gottlob Hilschern. 1767. 4 Bögen.

Der Herr D. Krünitz ist ein Gelehrter von seltener Geduld. Seine Bibliotheca realis medico-physico-oeconomico-technica, oder sein nach einer alphabetischen Real-Ordnung eingerichtetes Verzeichniß der Schriften welche zur Arzneygelahrheit, Naturlehre, Policey- und Cameral-Wissenschaften, Manufacturen, Fabriquen, Handwerkern, und Künsten gehören, ist ein großer sichtbarer Beweis davon. Wir haben Gelegenheit gehabt dies ungeheure Manuscript, welches eine ganze Registratur vorstellet, zu sehen, und es übersiel uns ein kalter Schauer bey dem Gedanken etwan zum Durchlesen desselben verdammt zu seyn. Der Herr Verf. hat also nicht Unrecht wenn er S. 4. sagt: „Diese Arbeit ist dermassen „angewachsen, daß ein ganzes Menschenalter dazu zu „gehören scheinet, dieses Werk in seiner gehörigen Ord„nung und Brauchbarkeit zum Druk zu liefern.„ Dieses ist um so mehr wahr, weil wir angemerket haben, daß die Handschrift mit sehr kleinen Charakteren so en-

ge

ge in einander geschrieben ist, daß der Abschreiber eine ganze Sammlung von Brillen gebrauchen dürfte, um nicht blind zu werden. Allen diesen Unbequemlichkeiten wird indessen durch den Plan, welchen sich der Herr Verf. gemacht hat, vollkommen abgeholfen. Wir wollen ihn also mit seinen eigenen Worten hier anführen. Der Herr D. sagt davon S. 4. „Da ich nunmehro wenig Hofnung habe, dieses in seiner Art gewißlich einzige Werk ganz im Drucke zu sehen, weil „wahrscheinlicher Weise die größte Hälfte meiner Lebensjahre vorbey ist: so habe ich mir auf Anrathen „verdienstvoller Freunde und Gönner vorgenommen, „nicht nur ferner, wie bisher geschehen ist, meine Uebersetzungen lateinischer, englischer und französischer „Schriften, mit litterarischen Anmerkungen zu begleiten, und dadurch einigermassen nüzlicher zu machen: „sondern auch die allerwichtigsten Artikel von den gemeinnüzigsten so wohl als auch seltensten Materien, „welche zur Medicin, Physik, Oekonomie und der „Kunstgeschichte gehören, herauszuziehen, und die litterarischen Nachrichten davon den periodischen Schriften einzuverleiben; so wie ich gegenwärtig mit dem „Verzeichnisse der mir bekannt gewordenen Schriften „von der Rindvieh-Seuche den Anfang mache.

Was nun dieses Verzeichniß selbst anbetrift, so ist nicht zu leugnen, daß es die besten Schriften und Abhandlungen von dieser verderblichen Landplage enthält. Indessen ist es doch nicht vollständig, und wir vermissen unter andern die schöne Abhandlung des Ellius, welche den Titel führet: „Investigationum luis bo„villae atque experimentorum circa eam —

„Specimen primum &c. davon der Leser in unserer Bibliothek Band 2. S. 289. ein vortheilhaftes Urtheil findet.

Zugleich giebt der Herr Verf. S. 3. von seiner Bibliotheca reali biographico-iconologico-numismatica Nachricht, und meldet bey dieser Gelegenheit, daß der geschikte Herr Doktor Moehsen in Berlin eine ausführliche Beschreibung der Münzen herausgeben wird, welche zu Ehren berühmter Aerzte sind gepräget worden. Eine Nachricht die dem gelehrten Publikum um so weniger gleichgültig seyn muß, weil man von einem Mann von einer so ausgebreiteten Gelehrsamkeit und der bey der seltensten Sammlung solcher Münzen und einer vortreflichen Bibliothek alle Hülfsmittel in Händen hat, etwas vollständiges zu liefern.

T.

XXI.

Erste Abhandlung — aus dem österreichischen Staatsrechte, von den Freyheitsbriefen des Durchl. Erzhauses von Oesterreich — von **Franz Ferdinand Schrötter.** Wien 1762. 16. Bog. in 8.

Zwote Abhandlung — von den Titteln und Reichserzämtern des Durchl. Erzhauses Oesterreich, 1762. 1 Alph.

Dritte Abhandlung — von den Erbhuldigungen und Kleinodien, der Erzherzoge von Oesterreich. 1763. 16. Bog.

Vierte

Vierte Abhandlung — von den vorzüglichen Rechten, welche den Durchl. Erzherzogen mit und neben der Landeshoheit gebühren. 1765. 22 Bogen.

Fünfte Abhandlung — von der Erbfolgs-Ordnung, wie auch Vormundschaft der Durchl. Erzherzoge. 1766. 1 Alphab. 13 Bog.

Ein patriotischer Trieb und der große Mangel an guten Ausarbeitungen, worinnen das Staatsrecht eines Hauses erläutert worden, welches seit so vielen Jahrhunderten eines der merkwürdigsten in Deutschland ist, und von dessen Staatsrecht einzele Theile bisher so oft und so heftig angefochten worden, bewogen dem Verf. sich in ein Feld zu wagen, wo er so wenig Vorgänger vor sich sahe. Der Beyfall, mit welchem dieses Werk bald nach dessen Anfange von dessen durchlauchtigsten Souveraine beehret worden, ist allein schon im Stande, ein gutes Vorurtheil für dasselbe zu erwecken. Aus den Aufschriften der fünf Abhandlungen, welche wir gegenwärtig vor uns haben, erhellet sogleich, daß der Hr. Verf. nicht Willens gewesen, das Staatsrecht des erzherzoglichen Hauses systematisch abzuhandeln; ob er uns gleich Hofnung macht, die vornehmsten Theile desselben nach und nach in besondern Abhandlungen auszuarbeiten. Indessen hätten wir doch gewünscht, daß es ihm gefallen hätte, den ersten, obgleich mühsamern und ungebahntern Weg zu wählen, und uns dadurch ein Muster eines brauchbaren Staatsrechts eines besondern Hauses, wozu derselbe alle nöthige Eigenschaften zu besitzen scheinet, zu liefern; denn die kleinern moserischen

Arbeiten verdienen hier nicht in Betrachtung gezogen zu werden. Jeder Abhandlung sind die wichtigsten Urkunden, auf welche sich der Hr. Verf. jedesmal berufen, beygefüget worden; damit man mit der Zeit gleichsam ein kleines Corpus Iuris publici Austriaci in die Hände bekommen, und der Mühe überhoben seyn möchte, die nöthigen Urkunden erst in großen und seltenen Werken aufzusuchen.

Die erste Abhandlung betrift die Freyheitsbriefe des Hauses Oesterreich, nachdem sich der Hr. Verf. durch eine kurze Geschichte dieses Hauses im ersten und durch einige Nachrichten von dem österreichischen Reichskreise im zweyten Abschnitte den Weg dazu gebahnet hat. Der erste ächte Freyheitsbrief, der hier angeführet und erläutert wird, ist Kayser Heinrichs IV. Urkunde, vom Jahre 1058, welche zugleich wider verschiedene, freylich nicht sehr erhebliche Angriffe vertheidiget wird; welches auch in Ansehung des Freyheitsbriefes Friedrichs I. von 1156. geschiehet, wider welchen die darin geschehene Meldung der Electorum Principum wohl unstreitig der scheinbarste Einwurf ist, der aber doch allein für sich nichts entscheiden kann; zumal da das noch jezt in dem kayserlich königlichen Archive befindliche Original alle Merkmale der ächten Richtigkeit an sich haben soll. Bey den folgenden Freyheitsbriefen, unter welchen die von Kayser Carl VI. 1729. geschehene Bestätigung aller Vorrechte seines Hauses, der lezte ist, ist Hr. Schrötter desto kürzer, da die weitläuftigere Erläuterung der mehresten einzelen Freyheiten in den folgenden Abhandlungen besonders vorkommt. Indessen vermissen wir in dieser ganzen

Ab-

Abhandlung die Entwickelung der Triebfedern und Bewegungsgründe zur Eintheilung der angeführten Freyheitsbriefe, wodurch deren mehrmals angefochtene Rechtmäßigkeit in ein helleres Licht hätte gesetzet werden können. Der zu dieser Abhandlung gehörigen Beylagen sind 38.

Die zwote Abhandlung hat zuförderst den erzherzoglichen Titel zum Gegenstande, dessen Ursprung Hr. Schrötter, nach Widerlegung der gegenseitigen Meynungen, freylich erst unter dem Ruhmbegierigen Rudolph IV. findet, der sich solchen, so wie andere Titel, 1359. eigenmächtig beylegte, aber noch nicht immer einförmig in demselben war, wie aus den verschiedenen angeführten Titulaturen dieses Fürsten und seiner Brüder von den Jahren 1359. bis 1365. erhellet. Die von dem Hrn. Verf. angeführte Ursache, warum er sich diesen Titel beygeleget, ist wohl unstreitig die wahrscheinlichste, die man in einer so dunklen Sache nur angeben kann, Kayser Friedrich III. bestätigte endlich 1453. diesen erzherzoglichen Titel, worauf er den österreichischen Landesherren auch von den andern Reichsständen unweigerlich ertheilet wurde, welches bisher noch nicht geschehen war. Nachdem dies von dem erzherzoglichen Titel voraus gesezt worden, werden der Ursprung und die Rechtsgründe der übrigen Titel und Länderbenennungen, so wie solche in der größern Titulatur der jetzigen Kaiserin Königin Maj. vorkommen, kurz aber doch deutlich entworfen. Vielleicht wäre es aber von einem ausgebreitetern Nutzen gewesen, wenn statt dessen ein kritisches Verzeichniß der von einem jeden regierenden Herren gebrauchten

Titel,

Titel, nach Maasgebung der Urkunden und anderer Denkmäler wäre geliefert worden; auf welche Art sich die Veranlassungen und Rechtsgründe derselben noch deutlicher würden haben einsehen lassen. Von diesen Titeln gehet der Verf. zu den Reichs-Obrist- oder Erzämtern des Hauses Oesterreich fort, wobey er sich vornemlich bey dem Reichs-Obrist-Jägermeisteramt aufhält, welches dem Herrn Verf. zu Folge, auf das Herzogthum Kärnthen gehaftet. Allein wenn man auch nach den, obgleich ziemlich späten Zeugnissen zugeben muß, daß auf dieses Herzogthum von Alters her ein Reichs-Jägeramt gehaftet: so finden wir doch keinen Grund, woraus sich schliessen liesse, daß dieses Amt ein Erzamt seyn müssen, denen alle übrige besondere Reichs-Jägermeister, deren Amt sich nur auf einige ihnen ausgezeichnete Landschaften erstrecket, unterworfen gewesen. So viel ist gewiß, daß Rudolph IV. der alles hervorsuchte, was seine Titel vergrößern konnte, sich zuerst einen Obristjägermeister des H. R. R. genannt; wovon aber die Ursache und der Rechtsgrund eben so dunkel ist, als von vielen seiner übrigen und oft seltsamen Titulaturen; ob gleich Hr. Schrötter solche ziemlich wahrscheinlich entwickelt hat. Der Anhang zu dieser Abhandlung enthält 20. Urkunden.

Die dritte Abhandlung von den Erbhuldigungen und Kleinodien, ist besonders in Ansehung der leztern sehr vollständig. In dem ersten Abschnitte werden die Eigenschaften und Wirkungen einer Erb- oder Landeshuldigung überhaupt, aber doch jederzeit in Beziehung auf das in dem gesamten Erzherzogthum Oesterreich übliche Herkommen untersuchet, und verschiedene dabey

vor-

Vierte Abhandlung — von den vorzüglichen Rechten, welche den Durchl. Erzherzogen mit und neben der Landeshoheit gebühren. 1765. 22 Bogen.

Fünfte Abhandlung — von der Erbfolgs-Ordnung, wie auch Vormundschaft der Durchl. Erzherzoge. 1766. 1 Alphab. 13 Bog.

Ein patriotischer Trieb und der große Mangel an guten Ausarbeitungen, worinnen das Staatsrecht eines Hauses erläutert worden, welches seit so vielen Jahrhunderten eines der merkwürdigsten in Deutschland ist, und von dessen Staatsrecht einzele Theile bisher so oft und so heftig angefochten worden, bewogen dem Verf. sich in ein Feld zu wagen, wo er so wenig Vorgänger vor sich sahe. Der Beyfall, mit welchem dieses Werk bald nach dessen Anfange von dessen durchlauchtigsten Souveraine beehret worden, ist allein schon im Stande, ein gutes Vorurtheil für dasselbe zu erwecken. Aus den Aufschriften der fünf Abhandlungen, welche wir gegenwärtig vor uns haben, erhellet sogleich, daß der Hr. Verf. nicht Willens gewesen, das Staatsrecht des erzherzoglichen Hauses systematisch abzuhandeln; ob er uns gleich Hofnung macht, die vornehmsten Theile desselben nach und nach in besondern Abhandlungen auszuarbeiten. Indessen hätten wir doch gewünscht, daß es ihm gefallen hätte, den ersten, obgleich mühsamern und ungebahntern Weg zu wählen, und uns dadurch ein Muster eines brauchbaren Staatsrechts eines besondern Hauses, wozu derselbe alle nöthige Eigenschaften zu besitzen scheinet, zu liefern; denn die kleinern moserischen

haupt, als der Erzherzoge von Oesterreich insonderheit. Zuförderst bestreitet der Hr. V. die bekannte Meynung des ehemaligen Kanzlers von Ludewig, so aber heut zu Tage, wohl von wenig Lehrern des Staatsrechtes mehr angenommen werden wird. In den folgenden Abschnitten werden die besondere Theile der Landeshoheit, oder die sogenannten Regalien in Ansehung Oesterreichs untersucht, und zugleich gezeiget, daß solche insgesammt keine andere Quelle, als die kayserliche ausdrükliche oder stillschweigende Gnade erkennen. Von den sogenannten Regalien, werden hier abgehandelt 1. das Recht Gesetze zu geben; 2. Civil- und Criminalgerichte auszuüben; 3. die landesherrschaftliche Gewalt über die Judenschaft; 4. das Recht den Adel zu ertheilen und wieder abzunehmen; 5. unehelich Gebohrne zu legitimiren; 6. öffentliche Jahr- und Wochenmärkte zu erlauben; 7. eigene Posten in den Erblanden zu halten; 8. hohe Schulen aufzurichten; 9. das Recht über die Bergwerke; 10. Münzen zu schlagen; 11. der Förste, Flüsse und Jagden; 12. der öffentlichen Landstrassen und des sichern Geleits; 13. der Zölle, Mauten und Steuern; 14. das Recht des Krieges; 15. Soldaten anzuwerben; 16. Festungen und Schlösser zu bauen; 17. Bündnisse zu schliessen; 18. der Gesandschaften und 19. des Friedens. Alle diese Theile der Landeshoheit, werden hier kurz, aber größtentheils gründlich, abgehandelt. Von dem Rechte in geistlichen Dingen findet man hier noch nichts, weil der Herr Verf. demselben ein besonderes Buch bestimmet hat. Die Beylagen fassen diesmal 10. Urkunden in sich.

Die

Abhandlung die Entwickelung der Triebfedern und Bewegungsgründe zur Eintheilung der angeführten Freyheitsbriefe, wodurch deren mehrmals angefochtene Rechtmäßigkeit in ein helleres Licht hätte gesetzet werden können. Der zu dieser Abhandlung gehörigen Beylagen sind 38.

Die zwote Abhandlung hat zuförderst den erzherzoglichen Titel zum Gegenstande, dessen Ursprung Hr. Schrötter, nach Widerlegung der gegenseitigen Meynungen, freylich erst unter dem Ruhmbegierigen Rudolph IV. findet, der sich solchen, so wie andere Titel, 1359. eigenmächtig beylegte, aber noch nicht immer einförmig in demselben war, wie aus den verschiedenen angeführten Titulaturen dieses Fürsten und seiner Brüder von den Jahren 1359. bis 1365. erhellet. Die von dem Hrn. Verf. angeführte Ursache, warum er sich diesen Titel beygeleget, ist wohl unstreitig die wahrscheinlichste, die man in einer so dunklen Sache nur angeben kann, Kayser Friedrich III. bestätigte endlich 1453. diesen erzherzoglichen Titel, worauf er den österreichischen Landesherren auch von den andern Reichsständen unweigerlich ertheilet wurde, welches bisher noch nicht geschehen war. Nachdem dies von dem erzherzoglichen Titel voraus gesezt worden, werden der Ursprung und die Rechtsgründe der übrigen Titel und Länderbenennungen, so wie solche in der größern Titulatur der jetzigen Kaiserin Königin Maj. vorkommen, kurz aber doch deutlich entworfen. Vielleicht wäre es aber von einem ausgebreitetern Nutzen gewesen, wenn statt dessen ein kritisches Verzeichniß der von einem jeden regierenden Herren gebrauchten

Titel,

Abschnitt ein; worauf im sechsten einige Fragen von den adoptirten und aus ungleicher Ehe erzeugten Prinzen beantwortet werden. In dem letzten Abschnitte, der die Vormundschaft eines Erzherzogs zum Gegenstand hat, wird besonders untersucht, in welchem Alter ein Erzherzog die Vogtbarkeit erlange. Hr. Schrötter bestimmet wider fast alle bisher zum Vorschein gekommene Meynungen, das 16te Jahr, und man wird den von ihm angeführten Gründen wohl nicht leicht seinen Beyfall versagen können. Die vielen ungedrukten Urkunden, welche hier aus dem kaiserlich-königlichen Hausarchive, obwohl nur Auszugsweise mitgetheilet worden, werden diese ganze mit besonderm Fleiße verfertigte Abhandlung auch denenjenigen schäzbar machen, welche an dem Dienste, den der Herr Verfasser durch diese Ausarbeitung dem österreichischen Hofe leisten wollen, keinen Theil nehmen. Neun Urkunden machen endlich den Beschluß dieses Theils.

N.

XXII.

Abhandlung von den Odeen der Alten. Leipzig in der Dykischen Buchhandlung, 1767. 188. Seiten in 8.

Diese Abhandlung zeugt nicht allein von ihres Verf. Belesenheit und Gelehrsamkeit, sondern auch von der Geschiklichkeit, welche man so selten bey den Antiquarien findet, das Gelesene zu prüfen, die gesammelten Nachrichten zu verbinden und aus ihnen ein Ganzes zusammen zu sezen. Wir freuen

uns noch besonders, daß sie in einer Sprache abgefaßt worden, welche man vor nicht allzulanger Zeit, selbst um den Ruhm der Gelehrsamkeit nicht zu verliehren, zu dergleichen Schriften nie würde gebraucht haben. Des Verf. Schreibart ist auch rein und der Ton, in welchem er spricht, dem Inhalte seines Buchs sehr angemessen. Wenn wir einige kleine Ausschweifungen ausnehmen, die zu seiner Materie nicht gehören, z. E. S. 58. die Geschichte des griechischen Theaters, und worunter besonders die Abhandlung S. 109 - 140. von der Hochachtung der Griechen gegen die Tonkunst und ihrem Gebrauche bey der Erziehung allzu weitläuftig gerathen ist; wenn wir also diese Ausschweiffungen, die aber sonst gründlich abgefaßt sind, ausnehmen, so sind wir mit dem übrigen vollkommen zufrieden. — Wir wollen dem Verf. Schritt für Schritt folgen und den Inhalt seiner Abhandlung im Zusammenhange vorlegen.

S. 1. Eines der prächtigsten Gebäude zu Athen, Odeum, (ᾠδεῖον) ist nicht so bekannt, als es seyn sollte. Die alten Schriftsteller gedenken desselben nur beyläufig, und unter den neuern haben sich die meisten ganz falsche Vorstellungen von demselben gemacht. — S. 6. Wenn man die Stellen der griechischen Schriftsteller prüft, so sieht man, daß man unter einem Odeum ein besonderes öffentliches Gebäude in einer Stadt verstehen müsse, welches ursprünglich und hauptsächlich zu Anhörung und Beurtheilung musikalischer und poetischer Aufsätze bestimmt war. Wie die Griechen ganz unfehlbar die ersten Angeber solcher Gebäude waren, also gaben sie ihnen auch den Namen. Ode, (ᾠδὴ) hieß bey ihnen ein Gedicht, welches sich nach einer gewissen

Tonart absingen ließ, und man kann das Gebäude ein Singhaus oder einen Musiksaal nennen. — S. 8. Die Plätze, welche Lesch (λεσχαι) genennt wurden, sind gar nicht mit diesen Odeen zu vermengen, von welchen sie ihrer Natur und Absicht nach unterschieden waren. — S. 10. Das erste Odeum in Griechenland war das zu Athen, aber die Erbauung desselben ist in den ersten Zeiten und unter den Königen nicht zu suchen. — S. 15. Pericles ist der Angeber und Erbauer desselben, so wie er überhaupt die schönsten und meisten Gewerke, die der Stadt zur Zierde gereichten, erbaute. S. 16. 18. In einigen Handschriften des Vitruvs (Archit. L. V. c. 9. S. 92.) wird zwar der Erbauer Thestikles statt Perikles genennt, woraus man auf den Themistokles schliessen könnte, allein diese Lesart ist ohne Zweifel nur ein Irrthum des Abschreibers. — S. 21. Was gab dem Perikles Gelegenheit zu Anlegung eines solchen Gebäudes? Fast zugleich mit der Erfindung des Trauerspiels ward in Athen der Gebrauch eingeführt, daß die tragischen Dichter bey verschiedenen öffentlichen Versammlungen mit neuen Aufsätzen gegen einander kämpften und das Volk angenehm unterhielten. Nicht weniger waren in Athen von Zeit zu Zeit musikalische Wettstreite üblich gewesen. Beyde Arten kannte man schon vor Athens Einäscherung durch die Perser. Perikles erneuerte sie nach der Wiederkunft der Athenienser in ihr Vaterland, und da der vormalige Kampfplaz unstreitig mit im Rauche aufgegangen war, so legte er ein neues Gebäude zu diesen Vorhaben an. — S. 24. Das Jahr der Erbauung kann nicht zuver-

läßig angegeben werden: doch ist es wahrscheinlich, daß das Gebäude wenigstens 12. bis 16. Jahre vor der 80. Olympiade im fertigen Stande müsse gewesen seyn. — S. 27. Das Odeum ward in den Ringmauern der Stadt Athen, nicht ferne vom Tempel des Theseus auf einer kleinen Anhöhe erbaut, so daß es zwischen dem Piräeus, dem Areopagus, dem Schlosse oder der Burg und dem Tempel des Bacchus innen lag. le Roy hat die Ueberbleibsel desselben aufgenommen. — S. 29. Diese Lage machte, daß das Odeum für eine Art von Festung gehalten werden konnte. Die Geschichte lehrt auch, daß es im Fall der Noth statt eines festen Platzes dienen konnte. — S. 31. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ganze umliegende Gegend, gleichen Namen, Odeum, erhalten habe. — S. 32. Die wahre Größe und der Umfang dieses Musiksaales läßt sich nicht gewiß bestimmen. — S. 33. Das Gebäude selbst war theatermäßig und fast eyformig angelegt. — Der Verf. nuzt hier die Anmerkungen, die le Roy gemacht, vergleicht sie mit den Stellen alter Schriftsteller und sezt alles, was die Gestalt des Odeums anbelangt, mit vieler Behutsamkeit und Einsicht auseinander. Es ist aber dieses alles für einen Auszug zu weitläuftig. — S. 42. In diesem Gebäude fanden Dichter und Tonkünstler Plaz, ihre Talente zu zeigen. — S. 43. Musikalische und poetische Wettstreite wurden in denselben vorgestellt. — S. 44. In dem Odeum waren besondere Athlotheten und Richter, welche über die gute Ordnung halten und zusehen mußten, daß die gehörigen Uebungen an den gesezten Tagen und auf die verordnete Weise vorgenommen

wurden. — S. 47. Diese Wettstreite wurden an den Festen, besonders den Dionysien, Lenäen, Panathenäen und Chytren gehalten. — S. 52. tragische und comische Dichter liessen sich in diesen Wettstreit ein. — S. 55. Nach einer kurzen Zeit wurden die alten Gesetze und Verordnungen des Perikles und der ersten Athlotheten in Beziehung auf die musikalischen Kämpfe nicht mehr beobachtet. — S. 57. Das Odeum hatte auch einen mannigfaltigen Nebengebrauch. Es vertrat die Stelle einer öffentlichen Schaubühne: gewisse Richter waren angewiesen, daselbst Partheyen zu verhören und Recht zu sprechen: auch ward bey entstandener Theurung den ärmern Bürgern ein gewisser Vorrath an Mehl im Singehause zugemessen. — S. 73. Lykurg soll das Odeum verschönert haben. — S. 75. Nach der Zeit weis man nichts von seinen Schiksaalen. Aber gegen das Ende der 172. Olympiade ward Athen vom L. Cornelius Sulla mit unmenschlicher Grausamkeit, die den Römischen Kriegsherren eigen zu seyn schien, eingenommen, und das Odeum in die Asche gelegt. — S. 78. Ariobarzanes, einer aus den kappadocischen Königen, stellte dieses Gebäude wieder her. Ein alter Denkstein, der vor einiger Zeit in Athen gefunden worden, giebt von diesem sehr dunkeln Vorfalle Nachricht. — S. 83. Der bekannte Rhetor, Herodes Attikus verschönerte das Odeum, bis es vermuthlich in der Zerstöhrung Athens durch den Alarich, König der Gothen, ein ähnliches Schiksaal, mit so vielen andern herrlichen Gebäuden, erfahren hat. Dieses ist der Inhalt des ersten Abschnittes dieser Abhandlung. Der zweyte beschreibt die andern Odeen Griechenlandes.

S. 92.

uns noch besonders, daß sie in einer Sprache abgefaßt worden, welche man vor nicht allzulanger Zeit, selbst um den Ruhm der Gelehrsamkeit nicht zu verliehren, zu dergleichen Schriften nie würde gebraucht haben. Des Verf. Schreibart ist auch rein und der Ton, in welchem er spricht, dem Inhalte seines Buchs sehr angemessen. Wenn wir einige kleine Ausschweifungen ausnehmen, die zu seiner Materie nicht gehören, z. E. S. 58. die Geschichte des griechischen Theaters, und worunter besonders die Abhandlung S. 109 - 140. von der Hochachtung der Griechen gegen die Tonkunst und ihrem Gebrauche bey der Erziehung allzu weitläuftig gerathen ist; wenn wir also diese Ausschweiffungen, die aber sonst gründlich abgefaßt sind, ausnehmen, so sind wir mit dem übrigen vollkommen zufrieden. — Wir wollen dem Verf. Schritt für Schritt folgen und den Inhalt seiner Abhandlung im Zusammenhange vorlegen.

S. 1. Eines der prächtigsten Gebäude zu Athen, Odeum, (ᾠδεῖον) ist nicht so bekannt, als es seyn sollte. Die alten Schriftsteller gedenken desselben nur beyläufig, und unter den neuern haben sich die meisten ganz falsche Vorstellungen von demselben gemacht. — S. 6. Wenn man die Stellen der griechischen Schriftsteller prüft, so sieht man, daß man unter einem Odeum ein besonderes öffentliches Gebäude in einer Stadt verstehen müsse, welches ursprünglich und hauptsächlich zu Anhörung und Beurtheilung musikalischer und poetischer Aufsätze bestimmt war. Wie die Griechen ganz unfehlbar die ersten Angeber solcher Gebäude waren, also gaben sie ihnen auch den Namen. Ode, (ᾠδὴ) hieß bey ihnen ein Gedicht, welches sich nach einer gewissen

sen, nichts zuverlässiges melden. — S. 158. Auch Carthago hat einmal ein Odeum in seinen Mauern gehabt. Diese Nachricht ist man dem Tertullian schuldig, (de resurrect. Carn. c. 42.) dessen Worte mit kritischem Scharfsinn geprüft und untersucht werden. So viel von der Abhandlung selbst.

Als ein Anhang ist von dem Verf. eine Abhandlung des Abbt Belley aus den Memoires de l'Academie des Inscriptions et Belles-lettres beygefügt worden. Sie führt die Aufschrift: Erklärung einer alten Aufschrift, welche die Wiederherstellung des Odeums zu Athen durch einen König in Kappadocien betrift, und ihr Inhalt hängt mit des Verf. eigener Abhandlung genau zusammen. Die Aufschrift ist auf einem Marmorstein eingehauen, der wahrscheinlich das Fußgestell einer Bildsäule gewesen ist. Der Verf. hat sie also übersezt: „(Dieses Denk„mal errichten) Cajus und Marcus, beyde Söhne des „Cajus Stallius, und Menalippus ihrem Wohlthäter, „dem Könige Ariobarzanes, Philopator, Prinzen des „Königes Ariobarzanes Philoromäus, und der Kö„nigin Athenäis Philostorgos, weil er ihnen die Erbauung „des Odeums aufgetragen hat.„

E.

XXIII.

Nachrichten an das Publikum in Absicht der Hypochondrie, oder Sammlung verschiedener, und nicht so wohl für die Aerzte, als dies-

vielmehr für das ganze Publicum gehörige, die Hypochondrie, ihre Ursachen und Folgen betreffende medicinische Schriftstellen, und daraus gezogener Beweis, daß die Hypochondrie heutiges Tages eine fast allgemeine Krankheit ist, und daß sie eine Ursache der Entvölkerung abgeben kan; von Johann Ulrich Bilguer; der Weltw. Arzeneykunst und Wundarzneyk. Doctor, Sr. K. Maj. von Preußen Generalchirurgus, der Röm. Kays. Acad. der Naturforscher, der Kön. Großbrit. Göttingischen und der Churmaynzis. Soc. der Wissenschaften Mitglied und Correspondent. Kopenhagen, bey Joh. Gottlob Rothe. 1767. 2 Alph. 13½ Bogen, in groß Octav, ohne die Vorrede von 4½ Bogen.

Herr Bilguer ist schon wegen andrer mit verdientem Beyfalle aufgenommener nüzlicher Schriften in und ausserhalb Deutschland rühmlich bekannt, und eben der edle Trieb der Menschenliebe, welcher ihn ehemals bewog die Feder zu ergreiffen, hat ihn zu der beschwerlichen Arbeit ermuntert, ein Werk wie das gegenwärtige ist, zusammen zu setzen. Er sahe, daß die Hypochondrie in unsern Zeiten eine sehr allgemeine Krankheit war; er fand daß ein großes Heer veranlassender Ursachen durch die eingerissene üble Lebensart, durch die verderbten Sitten und hunderterley Mißbräuche, Ausschweifungen und Thorheiten auf uns gebracht werde; ihn rührte die sorglose Sicherheit, mit welcher der gröste Hauffen der so genannten gesittetern Menschen, aus Unwissenheit ihrer Gefahr, in

dieses Verderben hinein gieng. Man hatte bisher die Hypochondrie für eine fast nur den Gelehrten eigene Krankheit gehalten, und wer konnte sich wohl sonderlich vor ihr fürchten, wenn es, um sie zu vermeiden, auf nichts mehr ankam, als nicht zu fleißig und nicht gelehrt zu seyn? Wie sehr diese Meynung eingerissen gewesen, erhellet schon aus Addißons Bemerkung, daß zu seiner Zeit die Dummen die Hypochondrie affektirten, um sich ein Ansehen von Gelehrsamkeit zu geben. Die fleissigen Beobachtungen der neuern Aerzte haben dieses schädliche Vorurtheil vernichtet. Sie machen ihren Hypochondristen nicht mehr, wie sonst, das Compliment, daß sie zu fleißig wären: sondern sie fragen nach viel mehreren Dingen, die ihnen nicht so viel Ehre machen: seyd ihr gefräßig? sauft ihr? seyd ihr wollüstig? Geht ihr müßig? Spielt ihr? Seyd ihr oft in Gesellschaften? Durchschwärmt ihr die Nächte? Habt ihr Schulden? Hauskreuz? Nehmt ihr viel Arzneyen? u. s. w. Die Schriften der neuern Aerzte sind voll von Beweisen, daß dieses alles und noch mehrere dergleichen Dinge die Hypochondrie veranlassen, und daß also diese Krankheit unter dem feinern Theile der Menschen weit allgemeiner, als man es bisher geglaubt hatte, und um desto verderblicher sey, je weniger die Unglüklichen erkannten, wer sie waren, und welche Ursachen ihres Elendes sie in Verdacht nehmen solten. Herr B. glaubte mit Recht, daß er dem menschlichen Geschlechte einen großen Dienst erweisen könnte, wenn er es hierinn besser, und zwar auf eine überzeugende Weise unterrichtete. Der Weg, den er hierzu erwählte, war der geschikteste. Wenn es

dar-

S. 92. Ohnstreitig haben die mehresten Städte Griechenlandes nach dem Beyspiele von Athen öffentliche Singehäuser erbaut. Pausanias nennt zwey Städte mit Nahmen, wo sich Odeen befanden, und von andern berichtet er überhaupt, daß dergleichen Gebäude daselbst anzutreffen wären. — S. 93. Korinth hatte ein solches Odeum in seinen Ringmauern. — S. 98. Paträ war die andere griechische Stadt, wovon Pausanias mit klaren Worten berichtet, daß er ein sehr schönes Odeum daselbst angetroffen habe. — S. 105. Abdera und Sicyon hatten vermuthlich auch dergleichen Singhäuser. — S. 106. In Kleinasien hat Pocok an verschiedenen Orten, z. E. in der Stadt Tejos, Ephesus, Laodicea, u. a. Orten Spuhren ehemaliger Odeen angetroffen.

Der dritte Abschnitt handelt von den Odeen der Römer. — S. 142. Jüngere Römische Schriftsteller sprachen erst von Römischen Odeen, als von bekannten Sachen. Neuere Gelehrte haben behauptet, Rom habe vier Odeen gehabt. Ihre Meynungen werden geprüft. — S. 145. Fabriz glaubt fälschlich, daß Rom in den Tagen des Cicero schon ein solches Gebäude gehabt habe. — S. 147. Das zweyte Odeum, das Fabriz im Seneca findet, verschwindet gleichfalls, wenn man die Worte des Schriftstellers genau prüft. — S. 149. Ein Odeum hatte Domitian erbauen lassen. — S. 154. Noch ein anderes ist vom Trajan erbaut worden. Dio Caßius, der dieses aufgezeichnet, läßt uns über verschiedene Umstände in Ungewißheit. Ueberhaupt können wir von den meisten Dingen, die die römischen Odeen betref-

auf die Ohnmacht der Arzneykunst, und Niemand hätte sie doch weniger nöthig, als er. Man wird aus dieser Schrift sehen, worauf alles ankomme, und daß es weit weniger einem Mangel der Arzneykunst, als einem Mangel der guten Lebensart zuzuschreiben sey, daß dieses Elend unter uns so gemein wird. Vielleicht wird es manchen zu viel gesagt zu seyn scheinen, die Hypochondrie eine fast allgemeine Krankheit, und eine Ursache der Entvölkerung zu nennen. Man muß sie aber erst aus diesem Werke näher kennen lernen, so wird man über den großen Umfang ihrer Ursachen und Folgen erstaunen. Zudem ist es nicht undienlich eine neue und so unangenehme Lehre im Anfange ein wenig zu übertreiben. Viele Warheiten werden nicht eher, als nachdem dieses geschehen ist, in ihr rechtes Licht gesezt, und diese bedarf es um desto mehr, je unangenehmer die Ueberzeugung den meisten seyn wird.

Der Plan, nach welchem Herr B. sein Vorhaben ausgeführt hat, ist dieser. Nach einer kurzen Beschreibung der Hypochondrie handelt er erstlich von den Hauptquellen derselben und deren Folgen, hiernächst von den ihr eigenthümlichen Zufällen, von ihren Nebenzufällen und ihrer Verschiedenheit bey verschiedenen Personen; nachher von den nähern Ursachen derselben und andern Krankheiten, die mit ihr eine Aehnlichkeit haben, und endlich von der Cur dieser Krankheit. In der Erörterung aller dieser Punkte entlehnet der Verfasser die Beschreibungen, Beobachtungen, Beweise, Herleitungen und Regeln größtentheils aus den Schriften der neuern Aerzte, die er über jeden Punct selbst reden läßt, wogegen sein eigner Vortrag

gemeiniglich nur diese gesammleten Stücke in ihre Verbindung sezt, und den Leser stets auf die Absicht, weswegen sie angeführet sind, und auf das, was sie beweisen sollen, zurückweiset. Diese Einrichtung verursacht öftere Wiederholungen, und eine sehr unangenehme Ungleichheit des Styls, welches man beydes um der Nüzlichkeit willen, die sie sonst für den Leser hat, übersehen muß. Denn ohne zu gedenken, welcher Dienst hierdurch denen, die keine medicinische Schriften lesen können, geleistet werde, so ist es Aerzten, und jedem der alle hier angeführte Schriften selbst besäße, dennoch ein erleichterter und besonders sehr überzeugender Unterricht, wenn sie über jeden Punct einer so wichtigen Krankheit die Einsichten der neuesten und zum Theil größten Aerzte beyeinander finden und sie gleichsam mit einem Blicke übersehen können. Hierzu kommt, daß der Verfasser keinesweges als ein blosser Copist oder Sammler, wie er sich selbst in der Vorrede zu bescheiden, nennet, sondern als ein Kenner der Sache, der selbst ein angesehener Arzt ist, gewählt, gesammlet, das angeführte entweder bestätigt, oder genauer bestimmt, oft weiter ausgeführt und immer auf seinen Hauptzwek angewendet hat, nämlich die Hypochondrie als eine sehr allgemeine Krankheit, als eine Folge sehr vieler bisher nicht genug dafür erkannter Ursachen, und als einen Grund der Entvölkerung und des Verfalls der Länder, vorzustellen. Dieses sezt manche Stellen andrer Schriftsteller in einen neuen Gesichtspunct, worinn sie noch etwas mehr zeigen, als man an ihrem ursprünglichen Orte an ihnen wahrgenommen hat.

Den

Der Verf. hat mit vieler Mühe eine ziemliche Anzahl Schriften bey seinem Werke zu Rathe gezogen. Die Namen eines van Swieten, Friedrich Hofmanns, Tissot, Zimmermann, Schaarschmidt, Krüger, Delius, Unzer, Whytt, Lösecke u. a. stehen häufig fast auf allen Bogen, und die angeführten Stellen sind größtentheils wohlgewählt, passend und lehrreich.

Ohne den eigentlichen Innhalt des Werks zu berühren, welcher die Theorie und Curart der Hypochondrie nach den Einsichten der neuern Aerzte enthält, und in der Beurtheilung dieser Schrift eben so wenig in Betrachtung kommt, als der Inhalt der Sätze in dem Urtheile über die Einrichtung eines Registers, wollen wir nur sagen, daß sich Herr B. viel Mühe gegeben habe, die verschiedenen Zufälle der Hypochondrie sowol aus ihrer allgemeinen Ursache, als auch auseinander selbst herzuleiten, und diesen Zusammenhang aufs deutlichste zu erörtern. Hier ist es, wo er am meisten nach seinen eignen Einsichten gearbeitet hat. Was die von ihm vorgeschriebene Curart der Hypochondrie und ihrer Zufälle betrift, so werden die meisten Leser dieselbe ganz anders eingerichtet finden, als sie vermuthet hatten. Herr B. nimmt eine jede von den Ursachen, die diese Krankheit hervorbringen können, und hiernächst auch jeden ihrer Zufälle nach der Reihe vor, betrachtet jede als eine besondere Krankheit, unterscheidet ihre Arten, und führt aus der Materia Medica das ganze Verzeichniß aller Arzneyen an, welche dagegen gebraucht werden können. Dieser Plan erfoderte Weitläuftigkeit, und in der That ist der dritte

Theil des Werks blos dieser Ausführung gewidmet. Es wird wenig aus der Materia Medica übrig seyn, das nicht hier seinen Platz gefunden hätte, und eben so umständlich findet man hier Curarten von Krankheiten beschrieben, die wenige Leser in dieser Schrift erwarten werden, z. E. von den Fehlern der monatlichen Reinigung, von den Fiebern, vom Gliederreissen, von den Convulsionen, Ohnmachten, Schlagflüssen, vom Alpe, vom blöden Gesichte, Schnupfen u. s. w. Wenn man aber die Schrift vom Anfange an gelesen hat, so wird man bald finden, mit welchem Rechte der Verfasser seinem Plane einen so weiten Umfang gegeben habe, und übrigens sind diese Aufsätze so reich an guten Beobachtungen und praktischen Anmerkungen, daß man es dem Verf. gern verzeyhen würde, wenn sie gleich für den Ort, wo sie hier stehen, entweder zu fremd oder zu ausführlich wären. Was die angeführte Menge von Arzneyen aus der Materia Medica betrift, so hat Herr B. seine dabey gehegte Absicht im 93 §. so hinlänglich erklärt, daß nichts dagegen einzuwenden ist.

Gott wolle nicht, daß Herr B. einen einzigen Leser von so schwacher Vernunft habe, daß er sich einbilden könnte, man müßte, um sich von dieser Krankheit zu befreyen, entweder alle die Zufälle, die hier zur Hypochondrie gerechnet werden, curiren, oder wider alle hier angeführte Ursachen medicinirен, oder auch wider diese und jene von allen, nur alle die Arzneyen einnehmen, welche in der Liste stehen. Wir vermuthen dieses zwar nicht, wol aber daß man dem Verfasser einen Einwurf von dieser Art machen könnte, um eine elende Spötterey zu sagen.

Wir

Wir wünschten, daß wir einen gegründetern Vorwurf der diesem Werke gemacht werden kann, eben so leicht aus dem Wege räumen könnten. Zum Glücke betrift er nur den Vortrag, und die grammaticalische Unrichtigkeit in den lateinischen medicinischen Formeln. Der Verf. hat sie selbst eingesehen, und eben die Unparteylichkeit, welche uns verbindet, dieser Fehler hier Erwähnung zu thun, erfordert es auch, daß wir anzeigen, wie er sie entschuldiget.

„Ich, sagt er am Ende der Vorrede, bin in die„sem Buche meistentheils für nichts mehr, als für ei„nen bloßen Copisten und Sammler anzusehen. Doch „deswegen halte ich mich der darinnen vorkommenden „ewig langen Perioden und Paragraphen, der oft vor„kommenden ausserordentlich falschen Wortfügungen, „der öftern Wiederholung einer und eben derselben „Sache, und der grammaticalischen Fehler wegen, „nicht für entschuldiget; es sind Fehler, und sind meine „Fehler; und die eigentlich nicht die meinigen seyn „könnten, sind es geworden, weil ich sie habe stehen „lassen. Die einzige Entschuldigung gegen alles die„ses wäre; daß ich diese Sammlung schon vor zwey „Jahren angefangen, denn aber verschiedener Ursachen „wegen, sie unbesehen in den Händen eines andern „liegen lassen, sie nicht eher fortgesezt, als bis der Dru„cker die vorräthigen Bogen, ohne mein Wissen und „Nachlesen, immer abdrucken ließ, die meisten Bogen „noch erst schreiben mußte, während dem, daß die „vorhergehenden schon abgedrukt wurden, und mit „dem Ende dieser Sammlung und der Vorrede in der

„letz

„letzten Woche vor der Messe noch nicht fertig war, zu „welcher doch das ganze Buch fertig seyn solte.„

Diese lange Vorrede, welche Herr B. seinem Werke vorgesezt hat, ist ein lesenswürdiger Aufsaz, über den grossen Einfluß der Arzneykunst in die Religion, Sitten, Justiz, Policey, Gewohnheiten und Gemüthskräffte der Menschen, und in den Zustand eines Staats überhaupt. Da eine seiner Hauptabsichten bey dieser Schrift darinn bestund, zu beweisen, daß die heut zu Tage so allgemein gewordene Hypochondrie eine Ursache der Entvölkerung der Staaten abgeben könne, so gehörte ein Aufsaz von dieser Art völlig zur Sache. Uebrigens hat der Verf. auch hier, wie im Werke selbst, seine Säze aus angeführten Stellen anderer Schriftsteller erwiesen.

C.

XXIV.

Tägliche Betrachtungen eines Christen: 1 Mos. 15, 11 = 17. Leipzig und Züllichau, in der Waisenhaus und Frommanischen Handlung 1767. 8. 6 Bogen.

Betrachtungen von dieser Art, wenn sich so die Empfindungen einer religiösen Seele überall darinn ausdrücken, wie in den gegenwärtigen, deren Verf. sich in der Zuschrift an den Hn. Stiftsrath Zahn in Wurzen, v. T. unterschreibt, sind jederzeit sehr viel werth, und es ist das gröste Lob für einen solchen Autor, daß er bey andern die edlen Gesinnungen

der

der Rechtschaffenheit und Tugend zu erwecken sucht, die das Christenthum in den menschlichen Gemüthern hervorbringen soll, und von denen sein eigenes Herz voll ist. Die drey ersten Betrachtungen, und besonders die Rechenschaft des Tages, die Gedanken über die Flüchtigkeit und den Gebrauch des Lebens, das Morgen- und Abendgebet, haben wir vorzüglich in dem natürlichen Gefühl der Andacht aufgesezt gefunden, womit eine gerührte denkende Seele zu ihrem Schöpfer hinaufgezogen wird. Zwar erheben sich die Gedanken wie der Styl gleichfals zu einer gewissen Höhe, aber die Vorstellungen bleiben doch immer simpel und klar, gerade so, wie sie seyn müssen, wenn sie für andere unmittelbar in die Empfindung des Herzens übergehen sollen. Was kann rührender seyn, als wenn der Verf. S. 36, 37. betet: „Vor dir muß ich mein „Antlitz verbergen, (o mein Gott) denn ich bin nicht „werth, was du an mir gethan hast. Wie viele Mor„gen zähle ich schon, seitdem du mich in diese Welt sez„test; da mich deine Güte, wie deine Sonne erfreut „hat. Wieviele Bekümmernisse des Abends hat der „kommende Tag zerstreut; wie viele Freuden hat er „mir wieder geschenkt. Täglich öfnest du mir von „neuen die Pfade zum Himmel. Wie bald strauchelt „der, welcher ohne dich wandelt! die schwache Ver„nunft ist sein ungewisser Führer. Erleuchte du die „meinige, und laß mich erwägen, daß sie mir nur ge„geben sey, damit ich deine Wege durch sie erkenne „und wähle. Die Leidenschaften ruffen oft mein Herz „von diesen Wegen ab. Ach! erinnere du mich täg„lich, daß sie nur Triebfedern zur Tugend, die Ver-

„schö-

Theil des Werks blos dieser Ausführung gewidmet. Es wird wenig aus der Materia Medica übrig seyn, das nicht hier seinen Platz gefunden hätte, und eben so umständlich findet man hier Curarten von Krankheiten beschrieben, die wenige Leser in dieser Schrift erwarten werden, z. E. von den Fehlern der monatlichen Reinigung, von den Fiebern, vom Gliederreissen, von den Convulsionen, Ohnmachten, Schlagflüssen, vom Alpe, vom blöden Gesichte, Schnupfen u. s. w. Wenn man aber die Schrift vom Anfange an gelesen hat, so wird man bald finden, mit welchem Rechte der Verfasser seinem Plane einen so weiten Umfang gegeben habe, und übrigens sind diese Aufsätze so reich an guten Beobachtungen und praktischen Anmerkungen, daß man es dem Verf. gern verzeyhen würde, wenn sie gleich für den Ort, wo sie hier stehen, entweder zu fremd oder zu ausführlich wären. Was die angeführte Menge von Arzneyen aus der Materia Medica betrift, so hat Herr B. seine dabey gehegte Absicht im 93 §. so hinlänglich erklärt, daß nichts dagegen einzuwenden ist.

Gott wolle nicht, daß Herr B. einen einzigen Leser von so schwacher Vernunft habe, daß er sich einbilden könnte, man müßte, um sich von dieser Krankheit zu befreyen, entweder alle die Zufälle, die hier zur Hypochondrie gerechnet werden, curiren, oder wider alle hier angeführte Ursachen medicinirен, oder auch wider diese und jene von allen, nur alle die Arzneyen einnehmen, welche in der Liste stehen. Wir vermuthen dieses zwar nicht, wol aber daß man dem Verfasser einen Einwurf von dieser Art machen könnte, um eine elende Spötterey zu sagen.

Wir

„loben? Nein, du müssest seine erhabenen Eigen„schaften durch dein Leben verherrlichen. Aus deinem „frommen Eifer erlerne der Freygeist, wie ehrwürdig „der Gott sey, den er verachtet. Aus deiner innern, al„les beseligenden Ruhe erlerne der Sünder, wie freund„lich der Gott sey, vor dem er zittert. Sey du dies „für deine Brüder, was er für dich ist. Siehe nicht „auf diese Welt voll Undank allein; siehe weiter hin„aus auf den Tag der Vergeltung. Steige noch wei„ter; preise ihn, wie die Engel, daß er dich zur Un„sterblichkeit fähig gemacht.„ So viel Worte, so viel wahre edle Empfindungen eines frommen Herzens, die wieder zum Herzen gehen.

Dagegen entfernt sich der Hr. Verf. besonders unter den vier übrigen Betrachtungen in denen, welche die Nacht am Oelberge, ein Gemälde; den Todestag des Erlösers; Beobachtungen des gestirnten Himmels, zum Inhalt haben, weit mehr von der ungekünstelten Einfalt der Vorstellungen, die uns in den vorhergehenden Stücken, und zum Theil auch in diesen, bey vielen Stellen in die würdigste Rührung sezten. Es ist wahr, er hat hier, wie dort zuweilen, Poet seyn wollen, aber würde er nicht für den betrachtenden Christen immer erbaulicher gewesen seyn, wenn er es nicht hätte seyn wollen? Wo es auf praktische Religionsermunterungen ankommt, da sollte man, wie uns dünkt, nie der Wahrheit ein zu glänzendes Kleid anziehen, durch dessen Schimmer mehr die Einbildungskraft in Bewegung, als der Geist in Thätigkeit gesezt wird. Sind denn die Erlösung und die Leiden Jesu etwa Gegenstände, deren Größe und Wichtigkeit

„letzten Woche vor der Messe noch nicht fertig war, z
„welcher doch das ganze Buch fertig seyn solte.„

Diese lange Vorrede, welche Herr B. seine
Werke vorgesezt hat, ist ein lesenswürdiger Aufsa
über den grossen Einfluß der Arzneykunst in die Rel
gion, Sitten, Justiz, Policey, Gewohnheiten un
Gemüthskräffte der Menschen, und in den Zustan
eines Staats überhaupt. Da eine seiner Hauptab
sichten bey dieser Schrift darinn bestund, zu beweisen
daß die heut zu Tage so allgemein gewordene Hypo
chondrie eine Ursache der Entvölkerung der Staate
abgeben könne, so gehörte ein Aufsaz von dieser A
völlig zur Sache. Uebrigens hat der Verf. auch hie
wie im Werke selbst, seine Säze aus angeführten Ste
len anderer Schriftsteller erwiesen.

C.

XXIV.

Tägliche Betrachtungen eines Christen. 1 Mo
15, 11 = 17. Leipzig und Züllichau, in de
Waisenhaus und Frommanischen Handlun
1767. 8. 6 Bogen.

Betrachtungen von dieser Art, wenn sich so di
Empfindungen einer religiösen Seele überal
darinn ausdrücken, wie in den gegenwärtigen
deren Verf. sich in der Zuschrift an den Hn. Stiftsrat
Zahn in Wurzen, v. T. unterschreibt, sind jederzei
sehr viel werth, und es ist das gröste Lob für einen sol
chen Autor, daß er bey andern die edlen Gesinnunge

de

führt) oder ins poetische fällt, so ganz nach den Proben, die wir aus dem Buche selbst angeführt haben, möchten wir den Hn. V. ermuntern, zur Beförderung einer reinen christlichen Andacht mehr ähnliche Betrachtungen zu schreiben. Sie würden ohnfehlbar mit grossem Nutzen gebraucht werden können.

D.

XXV.

Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni *Winkelmann*, Prefetto delle Antichita di Roma. Volume primo e secondo. Roma 1767. a spese dell Autore. In Folio 5 Alphabet und 4 Bogen, nebst 210 Kupferstichen auf ganzen und halben Bogen und 18 eingedrukten Vignetten.

Herr Winkelmann hat endlich sein Versprechen erfüllet, und durch Herausgabe dieses Werkes auch bey den Italienischen Gelehrten den Ruhm befestigt, den er in seinem Vaterlande schon besaß. Die Ankündigung und Recension dieses italienischen Buches, wird uns, vermuthlich da der Verf. ein Deutscher und den Deutschen so viele Ehre macht, erlaubt seyn. Wir hoffen auch für die Weitläufigkeit dieses Auszuges deswegen Entschuldigung zu finden, weil dasselbe noch in wenigen Händen ist, und der Sprache wegen, in der es geschrieben ist, in unserm Vaterland vielen unbekannt bleiben dürfte. Es ist dies Werk dem großen Kenner des Alterthums, dem Hrn. Cardinal Albani, zugeeignet, und der Verf. bekennet,

ne, von diesem erfahrnen und reichen Besitzer vieler Alterthümer nicht wenig gelernet zu haben.

Die Vorrede erkläret die Bewegungsgründe der Herausgabe; Boisard, Bellori und Montfaucon haben zwar eine große Anzahl Alterthümer bekannt gemacht, aber die leichtesten nur erkläret und die schwehren mehr zur Pracht als zur Erweiterung der Kenntniß angeführet; ja Montfaucon hat bey seinem Zusammenraffen das Schöne mit dem Mittelmäßigen vermischet, und ist öfters über das Schwehre so wie über das Leichte nur obenhin gegangen. Der zweyte Bewegungsgrund ist stärker, da nemlich, durch die Erläuterung der Werke alter Kunst, viel dunkele Stellen der alten Schriftsteller können erkläret und verbessert werden.

Die allhier bekannt gemachten und erläuterten Denkmale sind entweder Statuen, oder halberhobene Bilder (Bassirilievi) von Marmor oder Thon, geschnittene Steine und alte Malereyen; die mehresten sind noch niemals bekannt gewesen, und die wenigen schon bekannten hat man entweder noch gar nicht oder falsch erkläret, auch öfters nicht richtig gezeichnet.

In Absicht auf die Kunst in der Zeichnung enthält dieses Werk eine Menge von Versuchen der Völker, so sie darinn nach und nach gemachet haben; durch deren Betrachtung man ihre Werke unterscheiden lernet. Ja die griechischen Kunstwerke zeigen sich hier bis zum Verfall der Kunst, deren letztes aus einem zu Zeiten des Caracalla dem Fechter Bato aufgerichteten Todtendenkmale bestehet. Aus dieser reichen Sammlung und durch die nachforschende Beschauung mannigfalti-

ser Denkmale ist die vorläufige Abhandlung von der Kunst der Egypter, Hetrurier und Griechen entstanden, worinn zugleich der Weg gezeiget wird, wie man eine systematische Kenntniß der Künste dieser Völker erlangen könne.

Zween angenommene Lehrsätze haben dem Verf. bey Erklärung alter Denkmale hauptsächlich Nutzen verschaffet: Einmal, nicht zu glauben, daß die Alten leere und erdichtete Vorstellungen auf ihren Werken; sondern hauptsächlich Sachen, so die Mythologie erörtern, angebracht haben; und dann aus derselben und in der Fabel diese Bilder zu suchen, und zu errathen trachten, zu welchem Theile sie gehören möchten, oder was sie vorstellen könnten; a) Homer sey also der Leitfaden und in diesem suche man alles, was zum Mythischen Circul gehöret; Homer, welcher in Rom fast unkenntlich geworden, weil man vieles aus der wahren Geschichte erkläret, so vielmehr aus ihm hätte sollen erläutert werden; diesem füge man noch die Geschichte Alexanders des Großen bey, der ein Abkömmling des Achilles zu seyn b) sich rühmete. Es fehleten also diejenigen, so auf erhobnen Arbeiten den Raub der Töchter des Leucippus durch die Dioscuren, und die Zwistigkeit des Achilles mit dem Agamemnon wegen der Briseis zum Sabiner-Raube, oder die befreyete Hesione durch den Herkules zur Cleopatra, die vom Antonius in ein Schif zu steigen angeführet wird, oder die Thetis durch die Liebe

gegen

a) S. Anmerkungen über die Geschichte der Kunst; Vorrede, p. 7. x.

b) S. Versuch einer Allegorie p. 9. seq.

digkeit sich nicht auf eine rührende Weise vorstellen läßt, ohne die Bilder der Imagination und den Schmuk der poetischen Mahlerey zu Hülfe zu nehmen? Oder möchte man das Colorit, das man damit der Sache geben will, nicht lieber ganz wegwünschen? Der betrachtende Christ kan wohl in den Stunden der Selbstermunterung unmöglich als ein Klopstockischer Dichter denken. Wenn der Verf. den Christen S. 40, 41. sagen läßt: „Wer bin ich, daß ich mein Angesicht vor „dir, o Gott, erheben dürfte? Ein Sterblicher, den „täglich noch das Gefühl seiner Schwachheit erinnert, „daß er vor dir nicht bestehen könne, wenn du richtest; „Aber auch ein Gerechtfertigter, den die Gnade seines „Mittlers wieder stark macht, zu dir zu treten, und „dich mit dem kindlich frohem Vertrauen, das auf seine „Versöhnung sich gründet, um Gnade und Vergebung, „und um Beystand zu einem heiligern Leben zu bitten,„ so geben wir dieser wahren und natürlich ausgedrukten Empfindung einer christlichen Seele einen grossen Vorzug vor so manchen hyperbolisch dichterischen Vorstellungen, die sich S. 49.60. am häufigsten finden, aber zum Theil mehr einen mystischen als klaren Sinn haben. So ist z. B. etwas dunkeles und räthselhaftes in dem, vielleicht nicht unschiklich zu nennenden, Herveyschen Gedanken S. 57. Bey dem Kreutze Jesu das Haupt schüttelnd vorbey gehen und zu Opfern eigener Gerechtigkeit sich vorbereiten. Mit Vermeidung alles dessen, was entweder nicht geradezu verständlich ist (und bey dem Leiden Christi giebt es insonderheit so viel angenommene menschliche Vorstellungen, darauf uns die H. Schrift gar nicht

 führt)

führt) oder ins poëtische fällt, so ganz nach den Proben, die wir aus dem Buche selbst angeführt haben, möchten wir den Hn. V. ermuntern, zur Beförderung einer reinen christlichen Andacht mehr ähnliche Betrachtungen zu schreiben. Sie würden ohnfehlbar mit grossem Nutzen gebraucht werden können.

D.

XXV.

Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni *Winkelmann*, Prefetto delle Antichita di Roma. Volume primo e secondo. Roma 1767. a spese dell Autore. In Folio 5 Alphabet und 4 Bogen, nebst 210 Kupferstichen auf ganzen und halben Bogen und 18 eingedrukten Vignetten.

Herr Winkelmann hat endlich sein Versprechen erfüllet, und durch Herausgabe dieses Werkes auch bey den Italienischen Gelehrten den Ruhm befestigt, den er in seinem Vaterlande schon besaß. Die Ankündigung und Recension dieses italienischen Buches, wird uns, vermuthlich da der Verf. ein Deutscher und den Deutschen so viele Ehre macht, erlaubt seyn. Wir hoffen auch für die Weitläufigkeit dieses Auszuges deswegen Entschuldigung zu finden, weil dasselbe noch in wenigen Händen ist, und der Sprache wegen, in der es geschrieben ist, in unserm Vaterland vielen unbekannt bleiben dürfte. Es ist dies Werk dem grossen Kenner des Alterthums, dem Hrn. Cardinal Albani, zugeeignet, und der Verf. bekennet,

ent, von diesem erfahrnen und reichen Besitzer vieler Alterthümer nicht wenig gelernet zu haben.

Die Vorrede erkläret die Bewegungsgründe der Herausgabe; Boissard, Bellori und Montfaucon haben zwar eine große Anzahl Alterthümer bekannt gemacht, aber die leichtesten nur erkläret und die schwehren mehr zur Pracht als zur Erweiterung der Kenntniß angeführet; ja Montfaucon hat bey seinem Zusammenraffen das Schöne mit dem Mittelmäßigen vermischet, und ist öfters über das Schwehre so wie über das Leichte nur obenhin gegangen. Der zweyte Bewegungsgrund ist stärker, da nemlich, durch die Erläuterung der Werke alter Kunst, viel dunkele Stellen der alten Schriftsteller können erkläret und verbessert werden.

Die allhier bekannt gemachten und erläuterten Denkmale sind entweder Statuen, oder halberhobene Bilder (Bassirilievi) von Marmor oder Thon, geschnittene Steine und alte Malereyen; die mehresten sind noch niemals bekannt gewesen, und die wenigen schon bekannten hat man entweder noch gar nicht oder falsch erkläret, auch öfters nicht richtig gezeichnet.

In Absicht auf die Kunst in der Zeichnung enthält dieses Werk eine Menge von Versuchen der Völker, so sie darinn nach und nach gemachet haben; durch deren Betrachtung man ihre Werke unterscheiden lernet. Ja die griechischen Kunstwerke zeigen sich hier bis zum Verfall der Kunst, deren letztes aus einem zu Zeiten des Caracalla dem Fechter Bato aufgerichteten Todtendenkmale bestehet. Aus dieser reichen Sammlung und durch die nachforschende Beschauung mannigfalti-

Jeder Theil wird in gehörige Abschnitte und Capitel abgesondert.

Der erste Abschnitt des ersten Theiles handelt von den Gottheiten überhaupt.

S. 1-3. Im ersten Kapitel werden die geflügelten Götter und Göttinnen aus vielen Stellen der Alten angeführet, und der geflügelte Jupiter auf zwo alten Pasten der Stoschischen, (izt Sr. Kön. Maj. in Preußen,) Steinsammlung im Monum. 1. und 2. bekannt gemachet.

S. 3-4. Das 2. K. handelt von den Gottheiten, die den Bliz geführet, und das 3te Mon. zeiget uns auf einem Scarabäus des Herrn Dehne einen Neptun; so wie wir auf dem 4ten Monum. in einer alten Stoschischen Paste den Mars mit dem Bliz erblicken.

S. 4-6 Im 3ten K. werden die obern zwölf Götter nach einem alten Hetrurischen runden Werke im Campidoglio (Mon. 5.) angeführet und beschrieben: Vulcan ist hier ohne Bart jugendlich vorgestellet, und hält in beyden Händen die zwoseitige Axt: Die bekleidete Venus hält Blumen in den Händen: Mercur führet den Bock neben sich bey den Hörnern; und die Vesta träget, als Schwester des Jupiters, einen langen Zepter vor sich her; eben mit einem ähnlichen siehet man solche auf dem Altar in der Villa des H. Cardinal Albani (Monum. 6.) der Diana nachgehen.

Das 4te Kap. handelt von den Geniis der Götter.

Der Genius des Jupiters ist in Boißardi Werke (P. 2. p. 68.) und des Bacchus Ampelus genannt auf einer halberhobenen Arbeit in der Villa Albani (Mon. 7.) mit dem Thyrsus und einem kurzen Schwänzgen zu sehen.

§. 7. Der zweete Abschnitt von den Gottheiten ins besondere.

Im 1. Kap. wird nach einem Monument im Campidoglio f) (Mon. 8.) g) das Bild der Cybele beschrieben.

§. 9. Das 2. K. Jupiter; auf dessen Zepter der Adler saß; sein Cranz war von Lorbeer und die Schuhe mit vielen Riemen geschnüret.

§. 10. Der aus der Steinsammlung des Hn. von Crozat (p. 49.) übel angeführte K. Augustus unter der Gestalt des Jupiters von Mariette, ist der Jupiter Axur selbst (Mon. 9.)

§. 11. Das 10. Mon. h) ist eine Gemme, auf welcher Jupiter zu sehen, wie er die Riesen mit dem Blitze tödtet; auf einem dreyseitigen Altar der Villa Borghese (Mon. 11.) ist Jupiter als ein Jäger auf dem Centaur Chiron reutend; und Mon. 12 = 13. §. 13. sind zwo Gemmen, welche das Gesicht des Jupiter muscarius anzeigen. i)

§. 14. Im 3ten K. von der Juno, ist Mon. 14. eine Statue derselben, welche im päbstlichen Garten

f) S. Alleg. p. 47.

g) Steht in des Collogiera opuscole Tom. XVIII. S. 169.

h) Findet sich schon in der Gesch. der Kunst auf dem Titel des 2ten Theils.

i) S. Gesch. der Kunst p. 86. Alleg. p. 100.

ten auf dem Quirinal-Berge stehet, da diese Pferde dem kleinen Hercules Milch schenket. (Anthol. l. 4. c. 12.) auf einer Seite des dreyeckigten Altars in der Villa Borghese, nach Hetrurischem Stil, (Mon. 15.) erblicket man die Juno stehend eine Scheere halten. k)

S. 15. Im 4. K. von der Hebe wird eine erhabene Arbeit (Mon. 16.) erläutert, auf welcher die arme Hebe um Verzeihung bittet, weil Ganymedes aber schon angekommen, ihren Dienst nicht wieder erlanget. (Diese Erklärung des Denkmals der Hebe ist zwar sinnreich, aber nicht überzeugend. Die erhobene Arbeit ist nicht mehr ganz und der Juno fehlen die Kennzeichen.) Spence (Polym. Tab. 34.) hat dieses übel gezeichnet bekannt gemacht.

S. 18. Im 5. K. von der Pallas, wird die sehr schäzbare Statue derselben in der Villa Albani, (Mon. 17.) sowohl wegen des alleráltesten Stils der Griechischen Bildhauerkunst und der vollkommenen Arbeit an derselben, als wegen dem Aegis und dem Gürtel angeführet. l)

Die Pallas Musica welche zwo Flöten hält, ist auf einem alten Gemälde aus den Bädern des K. Titus, vom Bellori in der Vaticanischen Bibliothek, gezeichnet, auf (Mon. 18.) zu sehen.

S. 22. K. 6. Ceres; hatte eine breite Müze: m) Auf zwo halberhobenen Arbeiten, deren eine im Palast Albani, die andere in der Villa Albani befindlich, (Mon.

k) Gesch. p. 90. Alleg. p 48. Anm. p 72.
l) Anm. p. 33. Alleg. p. 48. 49.
m) Anmerk. p. 27.

chen Bildungsschlüsse beschrieben. Deutsche Liebhaber dieser Wissenschaft werden uns erlauben, diese vorläufige Abhandlung zu übergehen, da wir sie diesfalls zuverlässig trösten können, daß alles Wichtige schon in des Hn. W. Geschichte der Kunst und Anmerkungen darüber enthalten ist, diese Abhandlung aber überhaupt nur einen Auszug aus jenen Schriften in sich enthalte, aus welcher wir künftig bey Recensirung nur erwähnter deutscher Schriften das wenige darum Neu befindliche anzeigen wollen.

Wir wollen, da wir vermuthen müssen, daß dieses kostbare Werk in wenig Hände kommen werde, einen Auszug daraus geben. Wir werden wenige Anmerkungen hinzuthun, die von der Aufmerksamkeit zeugen, mit der wir dieses Werk durchgegangen. Wir werden dabey, wo es nöthig ist, beständig auf die deutsche Schriften des Verfassers verweisen, auch anzeigen, wo man verschiedene Monumenti entweder in Hn. W. deutschen Schriften, oder in andern Werken schon gestochen findet.

Die Erläuterungen der bisher noch nicht bekannt gemachten Denkmale des Alterthums sind in vier Haupttheile abgefasset. Der erste und zweyte enthalten die Mythologie der Götter, die Helden- und Fabelgeschichte, und besonders die vornehmsten Vorfälle der Ilias und Odyssea, auch was den Griechischen Helden nach dem Trojanischen Kriege, und dem Ulysses bis zur Ankunft in Ithaca begegnet ist. Der dritte gehöret zur Griechischen und Römischen Geschichte; und der vierte ist mit Erläuterungen alter Gebräuche, Gewohnheiten und Künste angefüllet.

zu einem bloßen Beobachtungsloche kann gedient haben. Castor und Pollux, welche sich an den beyden Seiten der ganzen Vorstellung befinden, können nur alsdann das Zeichen der Zwillinge im Thierkreise bedeuten, wenn sie mit einander vereinigt sind. Hier aber da man sie in einer entgegengesezten Stellung, nemlich den einen zur Rechten und den andern zur linken des Sonnenwagens erblicket, bedeuten sie wohl vielmehr den Aufgang und Untergang der Sonne.)

S. 27. Diana wurde auch ganz bekleidet vorgestellet; so siehet man selbige, (Mon. 23.) auf einer erhobenen Arbeit in der Villa Albani, mit einer Fackel, (die danebenstehende geflügelte Person welche opfert, ist Ceres) und auf einer Gemme (Mon. 24.) wo Narcissus im Brunnen sich spiegelt, ist was Gori (in Mus. Flor. To. 2. t. 36. n. 2.) für den Schild angesehen, vielmehr S. 29. dessen Huth.

K. 8. Die einzige Vorstellung der nicht geflügelten Nemesis ist die in der Villa Alb. befindliche S. 30. 31. Statue, Mon. 25.) q)

K. 9. Die Schamhaftigkeit wird auf einer nicht mehr in Rom befindlichen erhobenen Arbeit S. 32. (Mon. 26.) geflügelt vorgestellet; sie wendet sich hinweg, das ihr angebothene mit Früchten und vielleicht mit einem Priapus angefüllte Körbgen nicht betrachten zu wollen. (Woran soll sich aber der Leser halten, wenn dieses Denkmal sowohl die Keuschheit als Unkeuschheit vorstellet? Hier hätte man noch wohl sagen sollen, daß ein Priap nicht allemal die Wollüste vorstelle; weil

q) Anm. p. 90 Alleg. p. 54.

weil man ihn hier unter den Früchten des Ueberflußes siehet; oder er zeige vielmehr die Fruchtbarkeit selbst an.)

K. 10. Mars pflegete mit Fesseln gebildet zu werden. r)

S. 33. Zwo erhobene Arbeiten (Mon. 27. 28.) deren leztere in der Villa Albani, zeigen die vom Vulcan entdekte Liebhaberey desselben mit der Venus;

Auf ersteren werden sie bey dem Jupiter in Gegenwart vieler Götter angeklaget; das arme Liebes-Paar schämet sich und auf der leztern siehet man auch S. 35. die Cybele dieser richterlichen Handlung sitzend beywohnen.

K. 11. Bellona; sie hält unter dem rechten Arme den Schild, und in der linken den Spieß, auf einem Albanischen Fragment eines Sarcophagus (Mon. 29.) nach dem Statius. Sonst führet sie eine Peitsche. Die vom Beger (in Thes. Brand. T. 1. p. 340. T. 2. p. 621.) angegebenen Bilder derselben, sind Victorien.

S. 37. K. 12. Venus, mit einer Blume in der Hand, stehet also auf dem Barberinischen Leuchter, s) (Mon. 30.)

Die Cnidische war bekleidet, (Plin. 36. 5.) Bey den Römern war sie auch eine Garten-Göttin, und ihr Fest heisset Vinalia rustica. S. 38. Den Spieß und das Diadem führeten die himmlische und die Cyprische Venus. t)

Seite 39. K. 13. Amor: Auf einer Gemme (Mon. 32.) werden der Venus die Haare aufgeputzet.

r) Alleg. p. 42. ꝛc. s) Alleg. p. 51.
t) Alleg. p. 52. Gesch. p. 198.

het. Montfaucon (A. E. I. pl. 113. 6.) hat eine Harke für eine umgekehrte Fackel irrig gesehen. Mit Schlüßeln sagt H. W. (Allein die Schlüßel, die eben nicht von der ältesten Form hier abgebildet sind, hat auf dieser Gemme jemand nicht gesehen) siehet man die Liebe auf einer Stoschischen Gemme. u) (Mon. 32.)

S. 40. Die Gemme des Lord Hope (Mon. 33.) enthält ein allegorisch Bild der verliebten Leidenschaft, welche, weil sie mit ungleichem Triebe empfangen worden, in Verzweiselung gesetzet, noch durch einen Schein der Hofnung getröstet wird. Der verzweifelnde Cupido (welcher ohne Flügel), erhebet die linke Hand, und wird von einem andern im linken Arm lehnend geführet, S. 41. in dessen Rechten siehet man eine aufgehobene brennende Fackel.

Vor diesen beyden gehet ein dritter voran, halb bekleidet, gebücket und in der Rechten träget er eine Laterne.

K. 14. Psyche. Ihre Bilder sind allegorisch. Eine Anspielung von ganz besondrer Art findet man auf der Gemme (Mon. 34.) S. 42. allwo man dieselbe ihren Kopf auf einer Radehaue lehnen siehet, (bidente) die sie auf etwas Felsen mit der linken stemmet. Hier ist das Bild der ruhenden Seele bey dem Ackerbaue vorgestellet. (Diese artige allegorische Auslegung hat den Hrn. Pichler zum Erfinder, der selbige dem Lord Hope beym Verkauf mittheilte.)

Kap. 15. Seegötter und Wunderthiere. 1) Der Kopf des Triton in der Villa Medices, (Mon. 35.) stellet das Gesicht eines bärtigen Alten vor;

u) Alleg. p. 47.

vor; hier sind statt der Augenbraunen Schuppen; eine doppelte Reihe solcher Schuppen siehet man auch mitten über der Nase, Backen, und am Ende des Kinns. S. 43. 2) Mon. (36.) eine erhobene Arbeit in der Villa Albani zeiget das Bild des Polyphems, des Neptuns Sohns mit dem dritten Auge über der Stirn; Er sitzet auf Felsen, hält in der Rechten das Plektrum, in der Linken die Leyer, und neben ihm lieget die Keule. 3) Scylla auf einer erhobenen Arbeit in der Villa Madama, (Mon. 37.) ist von oben weiblich, unten in einen Fisch geendet; an der Seite am Leibe des Fisches sind auf beyden Seiten zwey Meermonstra, wie Seehunde befestiget, welche Kinder im Rachen haben.

S. 44. K. 16. Mercur, der bärtige, stehet auf dem hetrurischen Altar im Campidoglio. v) Mon. (38.) w)

Mercur spielend mit einem jungen Mädgen bis findet sich im Garten hinter dem Farnesischen Pallast. x)

Mercurius Camillos y), und mit dem Widder z) sind bekannt.

Der grosse Borghesische Altar war dem Mercurius geheiliget.

Mercurius gehend, mit einer Schildkröte auf der rechten Achsel, S. 45. trägt in der Linken das Bild der Proserpina, als wolle er solche der Ceres wiederbrin-

v) Gesch. p. 81.

w) Daselbst findet sich auch schon dieses Mon. in Kupfer gestochen.

x) Anm. p. 45. bis 46.

y) Alleg. p. 40.

z) Loc. cit.

bringen; Mon. (39.) auf einem Stoschischen Scarabäus; einen gleichen Helm a) hatte Perseus im Streit wider die Gorgonen auf dem Kopfe.

K. 17. Apollo: Sauroctonon zeiget die Borghesische Statue, (Mon. 40.) b)

Boupais heisset der jugendliche Apollo; als Schäfer aber Nomios. c) Chrysokomos heisset der Blonde; S. 47. eine Münze des Königs Antigonus worauf Apollo, d) (Mon. 41.) e) besitzet der Verf. selbst. S. 49. Schön ist die Vorstellung einer erhobenen Arbeit in der Villa Borghese, Mon. (42.) worauf der Urtheilsspruch des Midas und die Bestrafung des Marsyas zu sehen ist. Hier erscheinen die meisten Götter, und die Musen haben ihren Federputz auf den Köpfen.

S. 50. Die berühmte Florentinische Statue, der sogenannte Schleifer, ist vielmehr derjenige Scythe, der auf Befehl des Apollo den Marsyas zu schinden, sein Messer schleifet.

Auf der 72. Wildischen Münze ist der Apollo als Ueberwinder des Marsyas.

S. 51. An einer andern Borghesischen erhobenen Arbeit Mon. (43.) ist der Fall des Phaeton, die Verwandlung der Schwestern und des Cygnus sehr deutlich abgebildet.

S. 54. Die Lais ist nicht mit einer hölzernen Schildkröte, sondern mit Fußschemeln todtgeschlagen worden: Das griechische Wort Chelone bedeutet beydes.

Eine

a) Loc. cit.
b) Gesch. p. 343.
c) Anm. p. 44.
d) Ibid. p. 99. 100.
e) Steht auf dem Titel der Anmerk. und in verschiedenen Münzbüchern.

Eine vor einem Dreyfuß sitzend, schlafend oder weinende Frauensperson ist keine Präfica, sondern die Pythia, oder vielmehr die Göttin Themis auf einer alten Etruschischen Vase. Mon. (44.) S. 55. Eine ähnliche Vorstellung ist in Begers (Thes. Brand. T. I. p. 140.) Die Sphinxe über dem Dreyfuß deuten auf die Dunkelheit der Orakelsprüche; und auf der Vase des Dreyfusses sind die drey Horä, die Töchter der Themis zu sehen.

K. 18. Die Musen. Die tragische Melpomene führet die Käule und Larve, und hat ein Schwerd an der Seite, Mon. (45.) auf einer Gemme zum Zeichen heroischer Handlungen, welche sie besang.

S. 56. Artig ist Mon. (46.) von einer Ghezzischen Zeichnung in der Vaticanischen Bibliothek genommen, auf welchem eine Muse der Syrene Federn aus den Flügeln rupfet. f)

S. 57. K. 19. Die Horä und Hygeia Mon. (47. und 48.) eine dreyseitige Base, vermuthlich eines Leuchters, zeiget die Vorstellungen dieser drey Jahrszeiten. In kurzen Kleidern träget die erste eine Schüssel voll Früchte, die andere greifet mit der linken an ihren Haarputz und die dritte ist mit erhobenen Armen. Vor der ersten liegen auf einem Felsen Früchte; vor der andern stehet ein Zweig mit besondern Blättern, und vor der dritten ein kleiner aus Steinen zusammengesetzter rauchender Altar. Auf den Münzen von Apollonia (Golz. Graec. tab. 27. no. 19.) sind eben diese Horä: Denn die Grazien wurden nur in den allerältesten Zeiten in Kleidung abgebildet. S. 58.

f) Alleg. p. 38.

Es waren erst zwo, alsdann drey, und endlich vier Horä. Die Cränze derselben waren von Palmenblättern. S. 59. Das Ficoronische Buch von den Larven der Alten hat P. Contucci verfertiget.

S. 62. Hygeia auf einer Gemme, Mon. (49.) g) hält in der Rechten die Schlange, in der Linken die Schüssel, sie zu füttern, und stehet vor einem Baume an welchem oben ein bärtiger Kopf aufgestecket und unten der Schild, worauf der Helm lieget, angelehnet ist. Dieser Kopf ist kein Bild eines Todten; und hier wird die Gelübde eines Kriegers vorgestellet.

K. 20. Orpheus; er sitzet und spielet die Leyer, auf einer erhobenen Arbeit in der Villa Pamphili S. 63. Mon. (50.) neben ihm stehet ein Panterthier; vor ihm zwo weibliche Figuren, deren die erste einen gehenkelten Kessel, die andre eine Schüssel vorwärts halten: Dieses sind zwo Danaiden. Eben eine solche ist eine Statue in dem Campidoglio. S. 64. (S. Mus. Capitol. T. 3. t. 23.)

S. 65. K. 21. Bacchus. Zwo erhobene Arbeiten in der Villa Albani, Mon. (51. 52.) stellen die Geburt, oder Erziehung desselben vor; nur ist die Anzahl der Nymphen verschieden. Auf einer erhobenen Arbeit von gebrannter Erde Mon. (53.) S. 66. siehet man den jungen Bacchus von einem jungen Satyr und einer Bacchante in einer Wanne oder Korbe getragen.

S. 67. Der bewafnete Bacchus h) ist auch auf Maroneischen Münzen zu sehen; und der mit einem

Cran-

g) Ibid. p. 39. h) Alleg. p. 42.

Kränze von Lorbeer ist bekannt. i) περιτρύγμοι beym Pollux sind Vorsteher der Weinlese.

S. 68. K. 22. Leukothea. Die einzige erhaltene Statue stehet in der Villa Albani, Mon. (54.) k). Auf Golzischen Münzen (Graec. tab. II. n. 21. 26. et Insl. tab. II. n. 13. 24. et in Spanheim. I. p. 553.) S. 69. siehet man die Köpfe derselben und nicht des Bacchus. Ihr schönster Kopf von Marmor stehet im Campidoglio, S. 70. Mon. (55.) mit schönen Augenliedern; l) und sitzend mit dem jungen Bacchus auf den Schoos erscheinet solche auf der alleräl testen erhobenen hetrurischen Arbeit in der Villa Albani. S. 71. Mon. (56.) m) Bey dieser Beschreibung der neuen Leukothea scheinen uns die Wörter benda, fascia, diadema, ohne gehörigen Unterschied angenommen zu seyn. Ist es an dem, daß Ulysses sich dies Band unter die Brust gebunden; So ist das hier um der Leukothea Kopf seiner Kürze wegen dazu unfähig gewesen, denn es ist nicht zweymal um den Kopf gewunden. Wir können uns auch nicht so leicht überreden, zu glauben, daß das Stirnband dieser angeblichen Leukothea ein Diadem sey. Auf den Münzen zeiget sich ein an dem Diadem befindlicher schmaler Saum, der von Medall war; von dem weissen Diadem weis man, daß es noch länger seyn mußte; denn Alexander verband damit die Wunde des Seleucus: Folglich konnte die Gestalt und Größe des angeblichen Diadems der Leukothea zu dergleichen Behuf nicht dienen; und es erhellet daraus, daß das κρήδεμνον die-

i) Loc. cit.

k) Alleg. p. 55.

l) Anm. p. 53. 54.

m) Anm. p. 23.

ser hier angegebenen nicht zukomme: Es würden sich allzuviel Leukotheen finden, wenn man den Namen des Diadems allen Binden beylegen wollte, die man an so vielen Köpfen, und sonderlich der Bacchantinnen antrift. Endlich aber glauben wir, daß der Aufpuz des Kopfes dieser Statue dergleichen Binde erforderte, um die Haare in solcher Lage zu erhalten; ja eben diese Binde ist auf die Haare und nicht über die Stirn um den Wuchs der Haare gebunden.

Hier an der in erhobner Arbeit angeblichen Leukothea wollen wir annehmen, daß ein Diadem zu sehen sey, und nur anmerken, daß da die Binde an der erstern von diesem ganz verschieden ist, eine oder die andre etwas anders vorstellen mag. Hiernächst scheinet auch die kleine Figur, die solche auf den Knien hat, gewiß weiblichen Geschlechts zu seyn.)

K. 23. Satyre und Faune. Eine zerbrochene erhobene Arbeit aus des Verf. eigenen Sammlung S. 72. Mon. (57.) stellet den Bacchus vor, sich etwas gegen einen stehenden Satyr lehnend: lezterer hält in der Linken einen Schild; desselben Ohren sind hier wie die so man bey einem furchtsamen Esel wahrnimt. Der Schild kann entweder auf den Streit der Titanen, oder auf des Bacchus Indische Feldzüge gedeutet werden.

Ein geschnittener Carneol des Herrn Jennkins S. 73. Mon. 58. von Aulos geschnitten, zeiget das Bildniß eines jungen Satyrs; zwey Gewächse zum Ansaz der Hörner auf der Stirne und die krausen straubigten Haare sind bey jungen, so wie bey alten Satyrs die Haare, welche den Bokshaaren ähnlich, die Kennzeichen derselben

den n). (Dieses Monument ist übrigens der Größe nach, sechs Zoll, und hat weder in Ansehung der Schönheit noch des Stils etwas vorzügliches. Hier kritisiret der Verf. den Vatelet ohne ihn zu nennen; in der Geschichte der Kunst aber hat er ihn genennet. Sollte der Verf. nicht auch aus diesem Grunde auf die Französische Uebersetzung derselben böse seyn?)

Mon. (59.) Ein Kopf eines jugendlichen Faunen aus des Hn. Verf. Sammlung; hier stehen die Hörner ebenfals an schon angezeigtem Orte. o)

Mon. (60.) Ist eine erhobene Arbeit in der Villa Albani. Hier träget ein Satyr (in völliger menschlicher Gestalt) der an dem Kopfe drey Hörner und Eselsohren, auch hinten ein Schwänzgen hat, in Gesellschaft einer Mänade springend, in der Rechten ein Gefäß, und in der linken einen Stab, an dessen obern Spitze gegen dieselbe vier von unten hinauf kleiner werdende Epheukränze herumhangen. S. 74. Vermuthlich sind diese Cränze Zeichen der Miliz des Bacchus, und in des Buonarotti (Osserv. sopra gli Medaglioni rc. p. 437.) ist an eines ähnlichen Satyrs-Stabe die Zeichnung dieser Kronen im Kupferstich vergessen und nicht berühret worden.

K. 24. Castor und Pollux. Eine erhobene Arbeit auf einem Sarcophagus in der Villa Medicea, Mon. (61.) Auf diesem haben Castor und Pollux die Töchter des Königs Leucippus zum Wegtragen am Leibe angefasset. p)

S. 75. Chlamys war ein Mantel, der über die Brust zugeknüpfet, die Schulter hinabhängte und be-

n) Anm. p. 56.
o) Ebend. p. 46. 47.
p) Alleg. p. 46.

ſer hier angegebenen nicht zukomme: Es würden ſich allzuviel Leukotheen finden, wenn man den Namen des Diadems allen Binden beylegen wollte, die man an ſo vielen Köpfen, und ſonderlich der Baccchantinnen antrift. Endlich aber glauben wir, daß der Aufpuz des Kopfes dieſer Statue dergleichen Binde erforderte, um die Haare in ſolcher Lage zu erhalten; ja eben dieſe Binde iſt auf die Haare und nicht über die Stirn um den Wuchs der Haare gebunden.

Hier an der in erhobner Arbeit angeblichen Leukothea wollen wir annehmen, daß ein Diadem zu ſehen ſey, und nur anmerken, daß da die Binde an der erſtern von dieſem ganz verſchieden iſt, eine oder die andre etwas anders vorſtellen mag. Hiernächſt ſcheinet auch die kleine Figur, die ſolche auf den Knien hat, gewiß weiblichen Geſchlechts zu ſeyn.)

K. 23. Satyre und Faune. Eine zerbrochene erhobene Arbeit aus des Verf. eigenen Sammlung S. 72. Mon. (57.) ſtellet den Bacchus vor, ſich etwas gegen einen ſtehenden Satyr lehnend: lezterer hält in der Linken einen Schild; deſſelben Ohren ſind hier wie die ſo man bey einem furchtſamen Eſel wahrnimt. Der Schild kann entweder auf den Streit der Titanen, oder auf des Bacchus Indiſche Feldzüge gedeutet werden.

Ein geſchnittener Carneol des Herrn Jennkins S. 73. Mon. 58. von Aulos geſchnitten, zeiget das Bildniß eines jungen Satyrs; zwey Gewächſe zum Anſaz der Hörner auf der Stirne und die krauſen ſtraubigten Haare ſind bey jungen, ſo wie bey alten Satyrs die Haare, welche den Bokshaaren ähnlich, die Kennzeichen derſelben

ben n). (Dieses Monument ist übrigens der Größe nach, sechs Zoll, und hat weder in Ansehung der Schönheit noch des Stils etwas vorzügliches. Hier kritisiret der Verf. den Watelet ohne ihn zu nennen; in der Geschichte der Kunst aber hat er ihn genennet. Sollte der Verf. nicht auch aus diesem Grunde auf die Französische Uebersetzung derselben böse seyn?)

Mon. (59.) Ein Kopf eines jugendlichen Faunen aus des Hn. Verf. Sammlung; hier stehen die Hörner ebenfals an schon angezeigtem Orte. o)

Mon. (60.) Ist eine erhobene Arbeit in der Villa Albani. Hier träget ein Satyr (in völliger menschlicher Gestalt) der an dem Kopfe drey Hörner und Eselsohren, auch hinten ein Schwänzgen hat, in Gesellschaft einer Mänade springend, in der Rechten ein Gefäß, und in der linken einen Stab, an dessen obern Spitze gegen dieselbe vier von unten hinauf kleiner werdende Epheukränze herumhangen. S. 74. Vermuthlich sind diese Cränze Zeichen der Miliz des Bacchus, und in des Buonarotti (Osserv. sopra gli Medaglioni ꝛc. p. 437.) ist an eines ähnlichen Satyrs-Stabe die Zeichnung dieser Kronen im Kupferstich vergessen und nicht berühret worden.

K. 24. Castor und Pollux. Eine erhobene Arbeit auf einem Sarcophagus in der Villa Medicea, Mon. (61.) Auf diesem haben Castor und Pollux die Töchter des Königs Leucippus zum Wegtragen am Leibe angefasset. p)

S. 75. Chlamys war ein Mantel, der über die Brust zugeknüpfet, die Schulter hinabhängte und be-

n) Anm. p. 56.
o) Ebend. p. 46. 47.
p) Alleg. p. 46.

bedeckte. (Diese erhobene Arbeit halten wir von dem besten Hetrurischen Stil. Was die Ohren betrift, so sind solche weder zerrissen noch stumpf noch gequetscht. Wir finden solche ein wenig bestoßen, platt und von runder fast gar nicht charakterisirter Gestalt, dem Stil der damaligen Zeiten gemäß. Uebrigens sind wir geneigt, ihre Plattigkeit der damaligen Gewohnheit, Helme zu tragen, zuzuschreiben. Denn anfangs suchten die Künstler bloß die Natur nachzuahmen, und nachgehends fingen sie erst an zu wählen.)

Mon. (62.) Eine erhobene Arbeit in der Villa Albani, zeiget beyde Helden in Lebensgröße. Pollux sitzet auf einem Steine; und hinter dem stehenden Castor erblicket man dessen Pferd. Am Pollux wird hier die besondre Form der Pancratiasten-Ohren wahrgenommen. q) Auf dem 63sten Kupfer ist die Vorstellung eines solchen Ohres.

S. 80. K. 25. Herkules. Mon. (64.) stellet die große Vase von weissem Marmor in der Villa Albani, so, wie Mon. (65.) die darauf befindliche erhobene Arbeit mit den merkwürdigen Thaten des Herkules vor. Die erste weibliche auf einem Felsen den Fuß stützende Figur mit einem Palmzweige in der Linken, ist die Tapferkeit. Neben dieser stehet der bärtige Herkules den Cytherischen Löwen erstickend. Die zwote That enthält desselben Befreyung, des Theseus vom Cerberus bewachet. Hierauf sitzet der König Euristheus mit der Toga und Chlamys bekleidet auf einem Felsen. (Da diese Figur unbärtig ist, so scheint sie uns nicht, wie der Hr. Verf. dafür hält, der Euristheus

q) Vorred. z. Alleg. p. V-VII.

rystheus zu seyn. Wenn Eurystheus wegen seines Alters noch keinen Bart hat, warum soll denn Hercules einen führen? Wir glauben vielmehr der Künstler hat hier die Geschichte des Hercules blos durch die Veränderung der Mannigfaltigkeit der weiblichen Figuren unterscheiden wollen. Auch hätten wir diesem Künstler mehr Kenntniß in der Zeichnung, die voll Fehler, und einen bessern Stil, der überaus schlecht ist, gewünscht, und trauen ihm daher bey einer so großen Unwissenheit in seiner Kunst, eben keine beobachtete große Richtigkeit in der Geschichte zu.)

Dann siehet man den Herkules die Pferde des Diomedes bändigen; ferner den Herkules, wie er die Lernäische Schlange umbringet.

Der dabeystehende Palmbaum deutet auf dem Lernäischen Sumpf, und die vor selbigen sitzende Nymphe das Wasser amimon. S. 83. Hiernächst befindet sich eine weibliche Figur mit dem Hut, auf dem Kopfe, S. 85. welche die Pallas, als Beysteherin des Herkules, oder als Jägerin, oder die Nymphe Taigete vorstellen kann; Und die nunmehr folgende That entdecket die bekannte Geschichte mit dem Hirsche. Anbey siehet man diesen die Stymphalischen Vögel todtschießen, und die dahinterstehende weibliche Gestalt scheinet die Stymphalis selbst, so wie hinter dem Herkules die dabey sitzende Zuschauerin die Dejanira zu seyn. Weiter beobachten wir den Herkules die Erymanthische Sau tragend; alsdann wie er den Cretischen Ochsen zur Hinführung nach Argos bändiget. Die nun folgende jugendliche halbnacket sitzende Figur, die einen großen Schild auf dem Knie vor sich

gestemmet hält, ist Admeta, die Tochter des Eru-
stheus. Nächst dieser Vorstellung wird die durch den
Herkules geschehene Austroknung des Thals zu Tempe
angezeiget. S. 87. Wie man denn ferner den Her-
kules wahrnimmt, da er den dreyköpfigten Geryon
bestreitet; auch sizet dabey S. 88. die mit Schild
und Helm bewafnete Pallas. Nicht weniger be-
merket man hierauf den Herkules, wie er die um
den Baum gewundene und die Hesperischen Aepfel
bewachende Schlange umbringet. Die hier stehende
den Baum berührende weibliche Figur kann eine der
Hesperiden seyn; und die nächst ihr befindlichen Zie-
gen scheinen auf die andre Meinung dieser Fabel zu
deuten: Denn μῆλα bedeutet sowohl Vieh als Aepfel.
Die lezte auf diesem Monument vorgestellte That des
Herkules ist der Streit mit dem Centaurus Oryon.

Beyläufig werden bey einem andern bekannten Al-
banischen Denkmale, die so genannte Versöhnung des
Herkules, r) zwey zeither auf der vierten Zeile gelesenen
Wörter EPΞATO in ETHNH verbessert. In des
Eusebius Chronik kann also für ἔτηΛΗ ἔτηNH
gelesen werden.

S. 87. Die Griechische Beyschrift: Der ru-
hende Herkules, ist bereits verbessert. s) Auf die-
sem Marmor hält Herkules einen wahren Crater;
S. 89. Auch ist der Name der Hebe anzugeben ver-
gessen worden; und die Siegesgöttin siehet man ihr
Gefäß in eine Schüßel ausgießen.

Auf

r) Anmerk. p. 100.

s) Anm. p. 101.

Auf einer der feinsten mosaischen Arbeiten in der Villa Albani Mon. (66.) S. 91. siehet man den Herkules die Hesione von dem Meerwunder befreyen.
In dem Rachen des Monstrum stecket bereits ein Pfeil; Hesione steiget den Berg herab; und Telamon reichet ihr die Hand. S. 92. Zur Rechten des Felsens brennet ein Hauß, welches auf den Krieg des Herkules vor Troja zielen mag.

Herkules Sylvanus oder Dendrophorus wird auf einer erhobenen Arbeit im Pallast Rondinini Mon. (67.) wahrgenommen. Er sitzet auf einem Steine und hält in seiner Linken einen großen Baumast. Die dabey befindlichen Rinder gehörten dem Geryon und der Hund Orthrus war deren Wächter. Die zur Linken stehende Herma kann des Priapus oder Sylvanus seyn; und der rauchende Altar zeiget die Erhebung des Herkules über das menschliche Geschlecht. (Der Hr. Verf. siehet es zwar am Ende selbst ein, daß dieses kein Herkules seyn könne. Er stellet sich aber als ob er es glaubte und läßt endlich den Leser so ungewiß als vorher. Sollte der Hercules Dendrophorus nicht vielmehr der Geryon selbst seyn können?)

S. 93. Der Stoschische Stein Mon. (68.) lässet den Diomedes sehen, welcher seinen Pferden den jungen Abderus zum Fressen vorleget.

S. 94. Die alte Paste des Herrn Dehn Mon. (69.) stellet den Todtschlag des Diomedes vor, nebst der Entführung seiner Pferde durch den Herkules.

S. 95. Der Stoschische Scarabäus Mon. (70.) lernet uns den Herkules Pistor kennen. Daselbst siehet man in gebogener Stellung einen jungen Menschen

gestemmet hält, ist Admeta, die Tochter des Eristheus. Nächst dieser Vorstellung wird die durch den Herkules geschehene Austroknung des Thals zu Tempe angezeiget. S. 87. Wie man denn ferner den Herkules wahrnimmt, da er den dreyköpfigten Geryon bestreitet; auch sitzet dabey S. 88. die mit Schild und Helm bewafnete Pallas. Nicht weniger bemerket man hierauf den Herkules, wie er die um den Baum gewundene und die Hesperischen Aepfel bewachende Schlange umbringet. Die hier stehende den Baum berührende weibliche Figur kann eine der Hesperiden seyn; und die nächst ihr befindlichen Ziegen scheinen auf die andre Meinung dieser Fabel zu deuten.: Denn μῆλα bedeutet sowohl Vieh als Aepfel. Die lezte auf diesem Monument vorgestellte That des Herkules ist der Streit mit dem Centaurus Oryon.

Beyläufig werden bey einem andern bekannten Albanischen Denkmale, die so genannte Versöhnung des Herkules, r) zwey zeither auf der vierten Zeile gelesenen Wörter EPΞATO in ETHNH verbessert. In des Eusebius Chronik kann also für ἔτη ΛΗ ἔτη NH gelesen werden.

S. 87. Die Griechische Beyschrift: Der ruhende Herkules, ist bereits verbessert. s) Auf diesem Marmor hält Herkules einen wahren Crater; S. 89. Auch ist der Name der Hebe anzugeben vergessen worden; und die Siegesgöttin siehet man ihr Gefäß in eine Schüßel ausgießen.

Auf

r) Anmerk. p. 109.

s) Anm. p. 101.

Auf einer der feinsten mosaischen Arbeiten in der Villa Albani Mon. (66.) S. 91. siehet man den Herkules die Hesione von dem Meerwunder befreyen. In dem Rachen des Monstrum stecket bereits ein Pfeil; Hesione steiget den Berg herab; und Telamon reichet ihr die Hand. S. 92. Zur Rechten des Felsens brennet ein Hauß, welches auf den Krieg des Herkules vor Troja zielen mag.

Herkules Sylvanus oder Dendrophorus wird auf einer erhobenen Arbeit im Pallast Rondinini Mon. (67.) wahrgenommen. Er sitzet auf einem Steine und hält in seiner Linken einen großen Baumast. Die dabey befindlichen Rinder gehörten dem Geryon und der Hund Orthrus war deren Wächter. Die zur Linken stehende Herma kann des Priapus oder Sylvanus seyn; und der rauchende Altar zeiget die Erhebung des Herkules über das menschliche Geschlecht. (Der Hr. Verf. siehet es zwar am Ende selbst ein, daß dieses kein Herkules seyn könne. Er stellet sich aber als ob er es glaubte und läßt endlich den Leser so ungewiß als vorher. Sollte der Hercules Dendrophorus nicht vielmehr der Geryon selbst seyn können?)

S. 93. Der Stoschische Stein Mon. (68.) lässet den Diomedes sehen, welcher seinen Pferden den jungen Abderus zum Fressen vorleget.

S. 94. Die alte Paste des Herrn Dehn Mon. (69.) stellet den Todtschlag des Diomedes vor, nebst der Entführung seiner Pferde durch den Herkules.

S. 95. Der Stoschische Scarabäus Mon. (70.) lernet uns den Herkules Pistor kennen. Daselbst siehet man in gebogener Stellung einen jungen Menschen

schen mit beyden Händen etwas länglichrundes über einer Vase bearbeiten; neben dessen rechten Fuße lieget die Keule.

S. 96. K. 26. Telephus, der Auge in Windeln dargereichet, stellet eine erhobene Arbeit in der Villa Borghese vor. (Mon. 71.) t) Eben derselbe von seiner Mutter Auge erkannt, S. 97. erscheinet in einer der schönsten erhobenen Arbeiten im Pallaste Ruspoli. u) (Mon. 72.)

S. 99. K. 27. Aegyptische Gottheiten. Die No. 73. 74. 76. 78. 79. hier angeführten Denkmale sind vom ältesten Stil, so wie No. 75. und 77. Nachahmungen.

S. 100. Auf Mon. (73. und 74.) siehet man das Brustbild der Isis, und auf dem Kopfe so wohl die Numidische Henne als die Hörner deutlich abgebildet. x) Auf den 75. Mon. y) siehet man die Gottheiten mit Flügeln bedecket; eine Gewohnheit welche von dem ersten Menschen kann seyn hergenommen worden, ihre Blöße zu decken. z) S. 101. Ein Kopf des Harpocrates mit der bekannten Haarlocke und Bulla am Halse wird Mon. (77.) aus einer Stoschischen Gemme angeführet.

Auf einem marmornen Fragment im Collegio Romano siehet man Mon. (76.) ein Bild mit dem Kopfe des Vogels Acaviac. S. 102.

Mon.

t) Anmerk. p. 46. u) Ibid. p. 50.
x) Gesch. p. 45. und 71. und Anm. p. 12.
y) Findet sich in der Gesch. der K. S. 80. und in Montfaucons A. E. T. 2. Tab. 120.
z) Gesch. p. 58.

Mon. (78.) a) liefert die Vorstellung einer Sphinx mit vordern menschlichen Händen. b) Ein gleicher Sphinx sollte auf den Velischen Münzen beym Goltz (in Graec. tab. 22. 7.) gezeichnet seyn.

S. 103. Auf einer Tafel von rothem Granit im Pallast Barberini Mon. (79.) c) siehet man eine sitzende Figur mit der Mütze Kaukal d) einen Stab in der Hand halten. e) S. 105.

S. 106. Das besondere auf diesem Monument ist die Vorstellung eines Centaurus mit Pferdefüßen; und es ist daher sicher zu schlüssen, daß diese Art Vorstellung S. 107. älter sey, als jene mit forderen Menschenfüßen. Zur Zierrath wird Mon. (80.) auf einer Gemme eine weibliche Centaurin ihren Jungen säugend angebracht. Uns scheinet diese Gemme von neuerer Hand zu seyn.

S. 109. Der zweete Theil handelt die historische Mythologie ab; Im ersten Abschnitt desselben wird alles, was vor dem Trojanischen Kriege geschehen, erläutert.

S. 110. K. 1. Prometheus; desselben, oder auch wohl des Nilus bärtiges altes Brustbild, auf welchem vier Knaben herumklettern, und auf dessen obern Theile etwas, vielleicht einem Scheffel ähnliches, und an dessen Brust zwey Kreuzweis über einander liegende Füllhörner zu sehen sind, findet man auf einer Gemme des Herrn Adam, mit der griechischen Aufschrift,

a) Stehet in der Gesch. der K. S. 31.
b) Ibid. p. 47.
c) Gesch. p. 46. steht schon in Pococks Reisen.
d) Anmerk. p. 12. 13.
e) Ibid. 13. 14.

schrift, welche so viel als die Vorsicht Gottes sagen will. Mon. (81.) Hier wird gelegentlich die Münze des Kaysers Pescennius mit gleicher Aufschrift erörtert. Der darauf befindliche Adler kann das Bild des Nil, welcher erst Oceau hieß, vorstellen. Diesen wollte Prometheus in gehörige Grenzen bringen; und da ihm solches mißlung, grämete er sich zu Tode; Nach dieser Auslegung müßte die nur gedachte Münze in Aegypten, und nicht in Phönicien geschlagen seyn.

S. 111. Prometheus, der den Menschen, oder Vulkan, der die Pandora bildet, sind auf einer erhobenen Arbeit, so izt sehr zerstümmelt ist, in der Villa Borghese, Mon. (82.) zu sehen.

S. 112. K. 2. Cadmus. Die erhobene Arbeit im Pallast Spada, Mon. (83.) viele Gemmen auch im Boisard (T. 2. Tab. 78.) weisen solchen, wie er die Schlange, den Wächter des Flußes Dirce, mit Pfeilen erleget.

K. 3. Perseus. Ein Stoschischer Scarabäus Mon. (84.) mit seinem hetrurischen Namen, zeiget solchen den Kopf der Medusa, in der linken das Sichelförmige Schwerdt haltend.

S. 113. K. 4. Amphion und Zethus. Auf einer in der Villa Borghese befindlichen erhobenen Arbeit, mit ihren eingehauenen lateinischen Namen, Mon. (85.) scheinen diese ihre Mutter Antiope zu trösten; Zethus ist am Huth kenntlich. f) Antiope ist geschleyert; und der gehelmte Amphion, der nach dem Schall der Leyer Theben erbauet, hält solche auch hier in

f) Gesch. p. 307.

in der Kuken. g) Der Herzog von Noya ist Besitzer eines ganz ähnlichen Denkmals; nur sind statt jener, auf diesem mit Griechischer Aufschrift Eurydice, Orpheus und Hermes zu lesen. Hier ist also Orpheus, der seine Eurydice durch Hülfe des Merkur aus der Hölle zurük bringet; und dabey ist zu schliessen, daß schon die Alten in Benennungen verschiedentlich dachten.

S. 116. K. 5. Alcestis. Eine erhobene Arbeit in der Villa Albani, Mon. (86.) worauf derselben Tod, ist vom Beger zwar schon bekannt gemacht; allein durch die falsche Vorstellung der Alcestis in Mannskleidern verstellet worden.

S. 117. K. 6. Meleager. Eine erhobene Arbeit in nur erwähnter Villa, Mon. (87.) stellet denselben unschlüssig seine Stadt zu vertheydigen und gegen seine Mutter und Brüder hartnäckigt vor. Nur das demüthige Bitten der liebsten Cleopatra kann endlich dessen Sinn ändern.

S. 118. Auf einer andern erhobenen Arbeit, Mon. (88.) siehet man dessen Untergang und Begräbniß. Im Bellori (Admir. n. 71.) ist die nemliche Vorstellung; und die zehnte darauf befindliche Figur, die sich selbst tödtende Cleopatra. S. 119.

S. 120. K. 7. Niobe. Die bekannte Fabel derselben siehet man auch auf einer erhobenen Arbeit in der Villa Borghese. Mon. (89.) h)

S. 121. K. 8. Medea. Auf zwo erhobenen Arbeiten, deren eine im Pallast Caducci, Mon. (90.) die

g) Anmerk. p. 113.
h) Gesch. p. 336. seq. Anmerk. p. 92.

die andre im Vorhof Lancellotti, Mon. (91.) siehet man ihre Rache gegen die Untreu des Jason. Die nehmliche Fabel nimmt man auch im Montfaucon wahr, S. 122. (A. E. I. 40. 2.) aber nicht erkläret.

S. 123. N. 9. Alope. Eine erhobene Arbeit in der Villa Pamphili, Mon. (92.) stellet die fast unbekannte Fabel, welche Hyginus (Fab. 187.) am besten beschrieben, vor. Die gefangene Alope, welche zum Fenster heraus siehet, wird von dem Pferde erkennet. Man bringet einen gefangenen Schäfer vor den auf dem Trone sitzenden König, Cercyon; und die dabey stehende Schäferin zeiget dem Könige das Kind, welches gleichsam um Gnade für seine Mutter bittet. Auf der linken Seite des Marmors soll die Verwandlung der Alope in eine Quelle angedeutet seyn.

n. Beger (in Spicil. ant. p. 143.) und Gronov (in Thes. Vol. I. Aaa) haben ein paar Stük von diesem Marmor bekannt gemachet, aber falsch gezeichnet und erkläret.

S. 127. N. 10. Dädalus und Pasiphae. Eine erhobene Arbeit im Pallast Spada Mon. (94.) zeiget den vom Neptun verfertigten Ochsen, welchen die in ihn verliebte Pasiphae dem dabey sitzenden Dädalus zur Modellnehmung der von ihr verlangten hölzernen Kuh herbeygeführet hat. Pasiphae ist geschleyert; Dädalus hält in seiner linken eine Säge und greifet mit der Rechten an des Ochsens Maul, ihm zu schmeicheln.

S. 128. Eine andere erhobene Arbeit an der Hauptseite des Pallasts der Villa Borghese befestiget, Mon. (93.) weiset diesen Dädalus mit der Verfertigung

tigung der Kuh beschäfftiget. Hier arbeitet er an ihr stehend und ein Knabe sitzend mit der Ascia; daneben stehet solche fertig, auf einer Tafel mit Rädern befestiget, und die Treppe zum Hineinkriechen der Pasiphae ist angelehnet. Den Dädalus sitzend seinem dabey stehenden Icarus die Flügel verfertigend, stellet eine erhobene Arbeit in der Villa Albani S. 129. Mon. (95.) vor.

S. 130. K. 12. Theseus. Eine andre erhobene Arbeit in nur erwähnter Villa Mon. (96.) zeiget ihn seine Waffen unter dem aufgehobenen Steine finden. Ein geschnittener Stein, worauf Theseus die erschlagene Läia betrachtet, Mon. (97.) ist bekannt. i)

S. 131. Eben dieser der mit dem Pirithous den Sinnis züchtigte k) ist auf einer Vase von gebrannter Erde in der Vaticanischen Bibliothek, S. 132. Mon. (98.) abgebildet.

Eine andre irrdene Vase des Herrn Jamineau S. 133. Mon. (99.) weiset den Theseus, welcher in der Rechten den von der dabeystehenden Ariadne erhaltenen Knaul vor sich zeiget.

Auf einer dritten Vase des Herrn Mengs S. 134. Mon. (100.) siehet man den Theseus den Minotaurus tödten; und hier ist dieser Minotaurus dem Apollodor, Hyginus, und Herkulanischen Gemählden gemäß, nehmlich in menschlicher Gestalt mit einem Ochsenkopfe vorgestellet.

Ein Carniol Scarabäus des Herrn Baron Riedesel Mon. (101.) zeiget diesen Theseus in Gedanken sitzend

i) Gesch. p. 126.
k) Alleg. p. 28.

stehend; und hier ist dessen Name in alten Zügen der Buchstaben.

S. 135. Die ehebrecherische Liebe der Phädra gegen ihren Sohn Hyppolitus ist auf einer erhobenen Arbeit eines Sarcophagus in der Villa Albani Mon. (102.) befindlich.

Im Bellori (pict. tab. 6.) ist diese ähnliche Vorstellung, aber falsch erkläret.

S. 137. K. 13. Oedipus. Auf dem Fragment einer Urne im Pallast Rondinini, Mon. (103.) siehet man den blinden König von zween Jünglingen geführet.

Ein andres nicht ganzes Denkmal, das durch eine Zeichnung erhalten worden, S. 138. Mon. (104.) scheinet den Hauptinhalt der Tragoedie des Sophokles, Oedipus, vorzustellen. Hier sitzet der abgedankte verjagte König verhüllet und lässet das Opfer im heiligen Walde vor der Stadt Athen verrichten.

S. 140. K. 14. Die Helden vor Theben l) der Stoschische Scarabäus Mon. (105.) auf welchem fünfe dieser Helden, ist bekannt. m)

S. 141. Der verwundete Tydeus ist auf einer Stoschischen Gemme, Mon. (106.) n) zu sehen. Eben derselbe knieend in der Linken den Schild haltend, ist also auf einer Dehnischen Gemme, Mon. (107.) o) dieser Schild scheint aber wohl vielmehr eine Strigilis zu seyn.

S. 142.

l) Gesch. der K. auf dem ersten Titel, und in Gori difesa del Alfabeto Etrusco.

m) Gesch. p. 100.

n) Ebend. S. 114.

o) Gesch. p. 100.

S. 142. Ein Stük erhobene Arbeit von gebrannter Erde, nach den Zeichnungen des Ritters Ghezzi, im hohen Stil, Mon. (108.) soll das Brustbild der Eryphile und ihres Gemahls, des behelmten und bärtigen Amphiaräus anzeigen. Eryphile siehet begierig vor sich und hält in ihrer linken drey Pfeile. Die Erklärung dieses 8 Zoll langen Mon. ist wohl nichts mehr als eine Muthmaßung.

S. 143. Eine erhobene Arbeit, in der Villa Albani Mon. (109.) soll den vom Donner beym Sturmlaufen zu Theben erschlagenen Capaneus abbilden. Hier wird ein bärtiger Held mit dem Diadem, auf dem rechten Fuß knieend, die Rechte in den Nacken geleget, mit der linken den Schild haltend vorgestellet.

Zweter Abschnit. Vom Trojanischen Kriege

S. 145. K. 1. Peleus und Thetis. Eine erhobene Arbeit im Pallast Mattei; Mon. (110.) zeiget die von Liebe gegen den Peleus brennende Thetis. Eine gleiche Vorstellung stehet im Bellori (Admir. Num. 22. und Montf. A. E. I. pl. 48.) allwo fälschlich die Zusammenkunft des Mars mit der Venus erkläret worden.

Die Heyrath derselben ist so wohl auf einem Sarcophagus Mon. (111.) S. 150. in der Villa Albani, als auf dem alten Gemälde die Aldobrandinische Hochzeit genannt. Der Fußschemel (scabellum) ist eigentlich ein Kennzeichen der Götter oder deren erkannten Kinder nach dem Homer.

S. 152. Die einzige Statue der Thetis p) ist halbnacket und hält einen Schifs-Anker auf ein See-

p. Alleg. p. 114.

monstrum gestemmet; und die Vase, worauf solche stehet, ist mit einem Schifs-Schnabel gezieret. S. 154.

S. 155. K. 2. Paris und Helena. Das Brustbild des Paris auf einer Natterschen Gemme Mon. (112.) kennet man.

Eine vom Bartoli in der Vatican. Bibliothek hinterlaßene Zeichnung von einer alten Malerey, Mon. (113.) S. 156. zeiget die Pallas, welche dem dasitzenden Paris die Herrschaft der halben Welt verspricht; indem sie ihm ein Diadem von Purpurfarbe anbiethet. Eine andre vom nehmlichen Meister gezeichnete, daselbst befindliche alte Malerey S. 157. Mon. (114.) zeiget die angehende Liebe des Paris und der Helena.

Die bekleidet sitzende Helena mit einer Perlenkrone auf dem Haupte empfänget in ihrer Rechten den vom dabeystehenden Cupido gereichten Bogen. Neben dem leztern stehet Paris in Phrygischer Kleidung und nimmt von eben diesem den Bogen an. Hinter der Helena stehet eine bekleidete Frauensperson, so sich auf die Lehne ihres Stuhls anlehnet, vermuthlich die Ueberredung. Eine gleiche Vorstellung ist auf der erhobenen Arbeit des Herzogs von Noja Mon. (115.) mit eingehauenen Griechischen Namen der darauf befindlichen Figuren; die bekleideten Helena und Venus sitzen neben einander. Erstere stemmet ihre Füße auf einen Stein, leztere auf einen Fußschemel, und sie scheinen sich mit einander zu unterreden. Hinter diesen sitzet auf einer Säule die geschleyerte, bekleidete, auf dem Kopf etwas einem Scheffel ähnlich habende Göttin der Ueberredung; Neben deren aufgestemmten

Rech-

Rechten sitzet ein Vogel, und mit ihrer linken scheinet sie den Schleyer zu erheben, um zureden zu können.

Diesen Figuren gegen über stehet Paris, (hier Alexander genannt) in bloßen Kopf mit einem über die Schulter hinunterhangenden Mantel und seinem an der linken Seite hängenden Seitengewehr; sich mit einem dabeystehenden geflügelten Cupido, so sich auf dessen linken Achsel gelehnet, unterredend. Wie Paris und Helena am Ufer des Meeres im Begriff sind, sich einzuschiffen, findet man auf einer erhobenen Arbeit im Pallast Spada, Mon. (116.) und auf einer andern in der Villa Ludovisi. Hier siehet man den Fluß Evrotas in männlicher Gestalt liegen. S. 159. Den Raub der Helena vom Paris auf einem vierspännigten Wagen zeiget eine erhobene Arbeit von gebraunter Erde im Musäo Colleg. Roman. Mon. (117.) hier so wohl, als an dem Triumphwagen des Marcus Aurelius im Campidoglio beym Bellori, (auch Montf. A. E, I. p. 45.) siehet man die Wagendeichsel deutlich. K. 3. Philoctetes. Der von der Schlange verwundet vor dem Altar des Jason stehet und sich bücket, auf der Stoschischen Gemme Mon. (118.) wird auf einer andern Stoschischen Gemme S. 165. Mon. (119.) gehend mit verbundenem linken Beine gesehen. (Auf dem geschnittenen Steine gehet Philoctetes mit verbundenem linken Bein; und auf der erhobenen Arbeit soll selbiger auf dem Rechten hinken. Letztere ist sehr klein, und die Figuren sind etwas höher als eine Spanne; es ist ganz abgerieben, so daß man kaum die Gestalten der äussersten Theile entdecken kann; es ist eine alte Copie eines uralten Originals,

ginals, es sind noch verschiedene von dieser Art in Rom anzutreffen; In den Schienbeinen sehen wir den ganz natürlichen Contrast eines Menschens; und erinnern daß dieses Denkmal ein Geschenk des grösten Malers unsrer Zeiten des Herrn Mengs ist.)

Eine erhobene Arbeit des Herrn Verf. Mon. (120) soll diesen bärtigen Philoctet, welcher im Helm und kriegrischer Kleidung auch nakten Füßen, in der Rechten seinen Spieß auf der Schulter haltend vor eben diesem Altar am rechten Beine verwundet, seinen Schmerz Heldenmäßig ertragend vorstellen. Der Altar ist in Form einer Säule, worauf oben die bewafnete Statue der Minerva stehet, S. 161. und um welche eine sich herumgewundene Schlange, von einer dabeystehenden bekleidet und geflügelten weiblichen Figur, so in der linken einen Palmzweig, in der Rechten die Schüßel derselben darreichet, gefüttert wird; unten ist an dieser Säule das Helden-Schild angelehnet. Die geflügelte Figur soll die Göttin der Gesundheit und des Sieges zugleich andeuten.

K. 4. Nereus. Auf einer Stoschischen Paste, S. 62. Mon. (121.) besiehet die todte Hiera; (Auf diesem Denkmal des Nereus befindet sich der angebliche Rabe auf eine sehr unnatürliche Weise in der freyen Luft; da er doch auf einem Felsen sitzend hätte sollen gezeichnet werden.) Eine andre alte Stoschische Paste, Mon. (122.) zeiget den am linken Schenkel verwundeten Telephus von seinem Verwunder, dem dastehenden Achilles heilen. Er schneidet hier mit einer Schere, statt daß es eine Lanze seyn sollte. S. 163.

S. 164.

S. 164. R. 5. Protesilaus. Die Fabel desselben und der Laodamia hat sich auf einer erhobenen Arbeit an einer Urne im Palast Barberini Mon. (123.) erhalten. Bellori (in Admir. tab. 75. 76.) hat solche übel erkläret, auch einige Bilder falsch copiret, und Beger unter dem Namen der Alcestis bekannt gemachet. Dieser Marmor enthält sechs Vorstellungen; erst siehet man die Griechen am Trojanischen Ufer aufsteigen; Polydamas trit zuerst ans Land und erhält hierdurch den Namen Protesilaus, lieget auch todt daneben, weil er sogleich getödtet wurde. Merkur nimmt daher seine eingehüllt vorgestellete Seele zum Hinbringen in jene Welt. Die dritte Vorstellung zeiget diesen Protesilaus vom Merkur aus den Elysäischen Feldern zur Laodamia gebracht. Die Unterredung beyder ist die vierte Vorstellung. In der fünften siehet man die sehr betrübte Laodamia da liegen und die kurze Unterredung bedauern. S. 165. Endlich die sechste hat die Zurükführung desselben nach den Elysäischen Feldern. Es ist dieser Liebenden also nichts als ein Schatten vor ihrem Bette, und das Bild ihres Mannes von Holz an der Wand befestiget übrig blieben.

S. 166. R. 6. Die Verdrießlichkeit zwischen dem Achilles und Agamemnon ist auf einer erhobenen Arbeit in der Villa Borghese Mon. (124.) sowohl, als fast ähnlich auf der zeither fälschlich genannten Urne des Kayser Severus (Bartoli Sepolcr. ant. no. 81.) abgebildet.

S. 167. K. 7. Peleus, Mon. (125) q) welcher sich die Haare am Fluß Sperchion wäschet, ist aus der Dehnischen Gemme bekannt. r)

K. 8. Der unmuthige Achilles, welcher seine Waffen wegzulegen scheinet, sitzet also auf einem Stein vom Teucer geschnitten. Mon. (126.) s)

S. 169. K. 9. Der verwundete Machaon mit dem Nestor. Auf einer Zeichnung von einer zerbrochenen erhobenen Arbeit Mon. (127.) giebt Nestor dem Machaon zu trinken.

K. 10. Der Streit um den Körper des Patroclus, ein geschnittener Stein des Herzogs von Pombino Mon. (128.) zeiget diesen Patroklus sitzend verwundet; Er wird von Hippothous mit einem Seile an das linke Bein angebunden aus dem Treffen gezogen, und man siehet hier zween Streiter gegen drey.

S. 170. K. 11. Achilles der den Todt des Patroklus beweinet. Eine Kammer der Gräfin Cheroffini, Mon. (129.) und eine erhobene Arbeit im Pallast Mattei S. 171. Mon. (130.) stellen ihn weinend sitzend vor.

K. 12. Thetis bringet dem Achilles neue Waffen. Dieses zeiget eine der schönsten Vasen von gebrannter Erde in der Vaticanischen Bibliothek Mon. (131.) Sie wird von einem Meerpferde getragen.

S. 173. Hier soll Achilles, sowohl als sein Schildträger und die Thetis, Ohrgehenke haben. (Der V. sagt, es wären zween Wurfpfeile unter dem Schilde; wir aber glauben, daß es zwey Bänder oder Rieme sind, so das Schild an den Arm zu befestigen dieneten.)

K. 13.

q) Gestochen in der Gesch. der K. S. 140.

r) Gesch. p. 101. s) Anm. p. 177.

K. 13. Achilles sich zum Streit wider den Hector rüstend. Ein knieender Jüngling leget dem stehenden Helden einen Beinharnisch ans rechte Bein, auf einer erhobenen Arbeit der Villa Borghese, Mon. (132.)

S. 174. K. 14. Das abgewogene Schiksal des Achilles und Hectors. Auf einer hetrurischen Schüssel des Herrn Jennkinns Mon. (133.) sitzet Merkur, welcher in erhabener Rechten eine Wage aufrecht hält; in deren Schalen siehet man zwey stehende Bilder, und die dabey befindlichen Namen sollen den Achilles und Hector andeuten: S. 175. Apollo sitzet dabey.

K. 15. Die Zurükforderung des Körpers des Hector erblicket man sowohl in der fälschlich genannten Urne des Severus, als auf einer erhobenen Arbeit in der Villa Borghese, Mon. (134.) hier bittet der knieende Priamus den sitzenden Achilles. t)

S. 176. K. 16. Der Körper des Hector nach Troja zurükgeführet. Begleitet von vielen Trojanern und Trojanerinnen stellet diese Zurükführung eine andre erhobene Arbeit aus nur erwähnter Villa dar. S. 177. Mon. (135.)

S. 178. K. 17. Das Begräbniß des Hectors. Ein abgebrochenes Stük von erhobener Arbeit am Portal des Palasts des Abts des Klosters der Grotta Ferrata, Mon. (136.) soll dieses vorstellen. Man siehet hier aber nur ein Bein tragen.

K. 18. Andromache, die den Hektor beweinet. Diese sitzet hier auf einer erhobenen Arbeit

t) Anm. p. 125.

Mon. (138.) S. 182. weinend und hält eine Urne auf ihren Schoos. Hier sind einige Amazonen zu sehen. u)

S. 184. K. 19. Die Ankunft der Amazonen den Trojanern zu Hülfe. Die Königin Penthesilea vom Priamus empfangen in Begleitung vieler Amazonen siehet man auf einer erhobenen Arbeit in Villa Borghese, S. 186. Mon. (137.) Beyläufig wird hier der bekannte Pozzuolanische Marmor verbessert. x)

K. 20. Der Todt der Penthesilea. Achilles der den Körper dieser seiner Geliebten und von ihm getödteten aufhebet, wird S. 187. auf der erhobnen Arbeit einer Urne in der Villa des Pabsts Julius Mon. (139.) gesehen.

K. 21. Die Einnahme von Troja. Auf einer zerbrochenen Gemme Mon. (140.) S. 188. steigen die Griechen aus dem Bauch des dastehenden Pferdes sowohl auf einer Leiter als an Seilen herabgelassen herunter. (Wir merken nur noch an, daß Domenico Lanti, benannt Casciarino, Besitzer dieser alten zerbrochenen Paste, und nicht Gemme ist.)

K. 22. Cassandra und Ajax. Ein Ueberbleibsel einer erhobenen Arbeit aus Hrn. Winkelmanns Sammlung S. 189. Mon. (141.) scheinet des Ajax wollüstige Absichten gegen die Cassandra vorzustellen.

S. 190. K. 23. Ajax Oileus sitzet gehelmt und nacket auf einem Felsen, in der Linken den Schild und Spieß haltend, auf einer alten Stoschischen Paste, Mon.

u) Anm. p. 50.
x) Alleg. p. 120.

Mon. (142.) Eben dieser Ajax streitend wird in des Golzius (Graec. tab. 18.) gesehen.

N. 24. Andromache und Astyanax. Eine Vase von gebrannter Erde in der Vaticanischen Bibliothek mit dem Namen des griechischen Verfertigers Alsimos, Mon. (143.) soll dieselbe zeigen, da sie sitzend ihren kleinen Sohn auf der Schoos hält. Der bewafnete vor ihr stehende Held kann Menelaus seyn, der ihr das zukünftige Schiksal ihres Sohnes erkläret. Die zwo über ihr hangenden Beinrüstungen und ein Schild sollen andeuten, daß selbe hier sich schon in dem Zelte des Pyrrhus befindet; und die am obern Theil der Vase in einer Quadriga fahrende Victorie, welcher Merkur so zu sagen den Weg weiset, kann auf die glükliche Zurükkunft der Griechen eine Anspielung seyn. Die Form der Deichsel an diesem Wagen ist bey den Köpfen der Pferde Mondsförmig erhoben.

S. 191. N. 25. Polyxena vom Pyrrhus über dem Grabe seines Vaters ermordet. Diese Handlung haben andre Gelehrten für die bekannte Geschichte der Lucretia ausgeleget. Die Stoschische Gemme Mon. (144.) haben Gravelle (to. 2. pag. 62) schlecht gezeichnet, und Scarfo (in Lettere p. 61.) übel erkläret, bereits bekannt gemachet.

S. 192. N. 26. Hecuba. Eine verlohrne halb-erhobene Arbeit, Mon. (145.) weiset einen Jüngling, der auf Befehl der Hecuba den abgehauenen Kopf des Sohnes vom Polymestor zeiget. Der dabey stehende König voll böses Gewissens wendet sein Gesicht von diesem schröklichen Anblik hinweg. Sollte aber dieser der König von Thracien nicht seyn: so könnte man anneh-

nehmen, daß hier der Sohn des Herkules Hyllus den abgehauenen Kopf des Euristheus seiner Mutter Alcmena vorzeigete.

S. 193. N. 27. Der Todt Agamemnons: Vom Aegysthus auf Anstiften der Clytemnestra ermordet. Drey erhobne Arbeiten, deren eine im Palast Giustiniani, die andre im Palast Barberini Mon. (148.) und die dritte in der Villa Borghese befindlich; stellen diese Sache fast gleich vor. Bellori (in admir. tab. 52. und Montf. A. E. suppl. T. 4. pl. 31.) haben die Vorstellung geliefert aber nicht erklären können. S. 194. Der da liegende rüklings gestürzte Alte ist Agamemnon. Sein Mörder Aegysthus und einer dessen Mitverschwornen stehen dabey; einer mit dem Degen, der andre das Gewand aufhebend, und ein dritter herzulaufend ebenfals mit dem Degen. S. 195. Die andre da liegende weibliche Person ist die getödtete Cassandra, die noch von einem vierten der Mörder den lezten tödlichen Stoß auf ihren Hirnschädel, durch einen hölzernen Klok (ceppo) bekömmt. Am andern Ende des Marmors scheinet diejenige Frauensperson, welche da liegend sich auf ein Amazonenbeil stemmet, keine Hauptfigur vorzustellen. Das Beil ist vielleicht von dem vorhergegangenen Opfer da geblieben. S. 196. Der auf einem Stein sizend und schlafende Jüngling scheinet Orestes, und die dabeystehende erschrockene Alte dessen Amme zu seyn, welche ihm das Leben rettete. Die Clytemnestra kann keine andre als die Erste so von einer ihrer Dienerinnen begleitet, welche auch den Mördern mit der Fackel leuchtet, stehend neben zween Terminus, seyn. Ein über

diese

diese Termen geworfener Vorhang soll das übliche in den ältesten Zeiten andeuten, nemlich daß die Weiber durch einen Vorhang von den Männern abgesondert waren. Die am andern Ende des Marmors neben dem aufgestellten Dreyfuß mit umgekehrter Fackel dastehende soll Electra seyn; und die an der Clytemnestra am linken Arm gewundenen Schlangen können die Furie und Drache der Clytemnestra andeuten. S. 197. Daß hier ein Opfer vorhergegangen, scheinet gewiß; der Dreyfuß und der dabeystehende Lorberbaum zeigen, daß solches dem Apollo gehalten.

N. 28. Orestes und Pylades. Auf einer Vase von gebrannter Erde des Herrn Mengs Mon. (146.) stehen Orestes und sein Freund Pylades bey dem Grabe des Agamemnon, eine Libation zu machen.

S. 198. Gori irret sich, da er zween Jünglinge bey dem Grabe des Achilles hier siehet. y)

S. 199. N. 29. Clytemnestra und Electra. Eine übel erhaltene und zerbrochne erhobene Arbeit in der Villa Medicea Mon. (147.) zeiget die hier stehende traurige Electra, welche die Clytemnestra tanzen und das Fest der Mordthat des Agamemnons begehen siehet.

S. 200. N. 30. Orestes im Chersonesus Tauricus. Eine erhobene Arbeit auf einem Sarcophagus, im Pallast Accoramboni, Mon. (149.) stellet vor die Ankunft des Orestes mit seinem Pylades in diesem Chersones, das Bild der Diana Taurica zu entführen. (Wenn hier, wie es sehr wahrscheinlich, das ächte Bild der Diana Taurica zu sehen ist, wie kann

y) Gesch. p. 120.

kann forne in der Vorrede die unter dem Bilde der Ephesischen Diana auf dem Medaillon des K. Decius angeführte Ebendieselbe seyn? Wir wollen lieber des Vaillant Erklärung annehmen, und die längst angenommene Bedeutung des Wortes OMONOIA beyzubehalten, rathen.) Hier wird Orestes von einer Furie geplaget, und Pylades stehet ihm bey. Diese Diana stehet bekleidet auf einem runden Cippus; sie greifet mit der Rechten an das erste und kürzeste Oberkleid. In der herabgelassenen Linken hält sie einen herabhängenden Degen in der Scheide, und ihre Haare sind kurz aufgebunden. Vor ihr stehet ein kleiner Dreyfuß, oder rauchendes Altar, hinter ihr zween Bäume, woran oben zween Menschenköpfe hangen. Zwischen den Bäumen stecket noch ein Degen in der Scheide, und neben diesem hanget ein Ochsenkopf. Orestes und Pylades werden gebunden zum Opfer gebracht, und die vorhergehende Priesterin ist des Ersteren Schwester, die Iphigenia selbst. Endlich ist auf diesem Marmor noch der Streit zu sehen, wie sie sich um den Eingang in das Schiff streiten, S. 202. da Iphigenia schon darinn stehet und zusiehet. z)

K. 31. Der wüthende Orestes. Derselbe sitzet entkräfftet, und scheinet hinfallen zu wollen, wird aber von einem dahinterstehenden erhalten. In einer beschädigten erhobenen Arbeit des Marchese Rondinini, Mon. (150.)

S. 203. K. 32. Der Urtheilsspruch wider den Orestes im Areopagus zu Athen, soll auf einer silbernen Vase bey dem Cardinal Neri Corsini Mon. (151.) vorgestellet seyn. Hier stehet Minerva vor einem Tische,

z) Alleg. p. 96.

sche, worauf die Urne zum losen zu sehen ist, und thut ein Loos hinein, den Orestes los zu helfen; Ihr gegen über stehet eine weibliche Figur, welches die Furie Tysiphone seyn soll. Diese hält in der Rechten eine zusammengerollete Schrift, worauf die Klage wider den Orestes, und in der Linken eine brennende Fackel auf der Schulter. Hinter ihr stehet Orestes betrübt sein Schiksal abwartend: Hinter der Minerva sitzet eine weibliche Figur die Erygone, die Tochter des Aegysthus, und hinter dieser stehen zwo Figuren, ein nakter Jüngling und eine bekleidete Frauensperson, vermuthlich Pylades und Electra, welche genau einen auf einer Säule stehenden Sonnenweiser betrachten, um den dem Beklagten gesezten Termin an der Zeit zu wissen.

S. 206. Das Beyspiel der Phryne (Athen. Deipnos. l. 13. c. 22.) begegnet dem Einwurf, daß das Gerichte bey Nacht gehalten worden. a)

S. 208. K. 33. Ulysses und Telemachus. Die Köpfe des Ulysses und Diomedes siehet man auf einem Stoschischen Stein, Mon. (153.) b) Auf einem Stük von erhobener Arbeit ist ein nakter Fuß zu sehen. Mon. (152.) S. 210. Den Ulysses mit phrygischer Müze in kurzer Kleidung, wie er mit beyden Händen ein Gefäß darreichet, den Polyphem in Wein zu betrinken, stellet eine kleine Statue in der Villa Pamphili vor. Mon. (154.) Ulysses unter einem Bok hängend, wie er sich also aus der Höle des Polyphems entfernet, zeigen zwo ähnliche Statuen in der Villa Pamphili und Albani. Mon. (155.) Eben diese Vorstellung auf einer Schüssel, Mon. (156.) wollte Gori bekannt machen.

S. 211. Die Unterredung des Ulysses in den Elysäischen Feldern mit dem Tyresias zeiget eine erhobene

a) Anmerk. p. 106.

b) Ueber der Zueignungsschr. der Gesch. der K.

ne Arbeit in der Villa Albani, Mon. (157.) Hier unterredet sich derselbe mit dem sitzenden Tyresias. Im Campidoglio (Mus. Capitol. T. 1. tab. 7.) ist der Kopf dieses Tyresias zu sehen. S. 212. Ein Schiffer der einen Schlauch hält, welchen Aeolus voll Wind dem Ulysses gegeben, ist auf einer Stoschischen Gemme Mon. (158.) Ulysses von der Pallas in einen alten runzlichten krummen und zitternden Mann verwandelt, ist also auf einer irrdenen Vase, worauf vermuthlich unleserliche Schrift stehet, in der Sammlung des Hrn. Mengs, Mon. (159.) abgebildet: Hier schenket die Pallas etwas in ein Gefäß ein. S. 214. Telemach, der sitzend das Nepenthe empfängt, in Gesellschaft des Pisistratus, eines Sohnes des Nestor, der Helena und zwoer ihrer Dienerinnen, findet sich auf einer alten Malerey nach des Bartoli Zeichnungen in der Vatic. Bibliot. Mon. (160.) zwo Frauens reichen dieses Nepenthe in Gefässen oder Tassen.

S. 215. Beyläufig wird hier das Mosaico von Palästrina erkläret. c)

Die Wiederkunft des Ulysses in Ithaca stellet ein Monument von gebrannter Erde im Musäo Colleg. Romani, Mon. (161.) vor. S. 217. Hier erkennet ihn seine Amme, die Euriclea, bey dem Fußwaschen, und der sitzende Ulysses hält ihr den Mund zu. Hinter ihm stehet sein Schäfer Eumäus, und neben ihm schläfet sein Hund.

K. 34. Ein unbekanntes Denkmal. Ein Fragment aus des Ghezzi Zeichnung, Seite 218. Mon. (162) ist in des Ficcoroni Schrift von Larven schon herausgegeben. Nur hat man das Diadem an dem alten bärtigen Kopfe vergessen.

c) Anm. p. 103. 104.

Die Fortsetzung folgt zu Anfang des 7ten Bandes 2ten Stüks.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Kompendium der theologischen Moral. Zum Gebrauch seiner Zuhörer, von Gottfried Leß, Doktor und Prof. Ordin. der Theol. und Universitäts-Predigern. Göttingen, verlegts Victorin Boßiegel. 1767. 18 Bog. in 8.

Der simple Vortrag der gemeinmäßigsten Wahrheiten und die natürliche Methode des Verf. empfehlen dieses Compendium; und der Geist gesunder Beurtheilung, der darin herrscht, in Erklärung und Bestimmung der christlichen Pflichten immer der Natur des Menschen nachzugehn, geben ihm in unsern Augen einen vorzüglichen Werth. Zum Beweise hievon lese man nur, was der Verf. S. 48. von der Reue, S. 57. f. und §. 62. von der Liebe zu Gott, S. 157. von den Vorzügen der christl. vor der natürlichen Menschenliebe, S. 234. von der Toleranz sagt; anderer richtigen Anmerkungen nicht zu gedenken. Nur Schade, daß er das Resultat seiner Beweise und Bestimmungen in verschiedenen Fällen nicht ausgedrukt, sondern für sich und seine Zuhörer in blosse Erinnerungszeichen verwandelt hat; für sich, worüber er sich im mündlichen Vortrage weiter erklären wolle; und für die Zuhörer, auf welche Fragen sie alsdann Antworten zu erwarten haben. Durch diese Defekte wird das Buch fürs Publikum minder brauchbar, welches ihm sehr nützlich hätte seyn können, wenn allen Lehrsätzen

und Pflichten eben so wie einigen, ihre Gründe, Bestimmungen und Entscheidungen in akroamatischer Kürze beygefügt worden wären. Die große Absicht, einen Theil der Christen in den wichtigsten Wahrheiten mit richtigerer Einsicht zu versehen, als sie gewöhnlich zu seyn pflegt, und fanatischen Ideen von der Gottseligkeit vorzubeugen, kann den Verf. wohl vermögen, seinem Buche diese Vollständigkeit zu geben. Und dann wird er vermuthlich auch einiges nicht sattsam bestimmte genauer bestimmen.

F.

J. N. Milows, öffentlichen Professors auf der hohen Schule zu Kiel, Sendschreiben an einen Freund in Hamburg, von der Salzsäule in welche Loths Weib nach 1 B. Mos. XIX, 26. verwandelt worden: Hamburg, gedruckt bey Johann Lucas Conrad König, 1766. gros 4.

Eben desselben, zweytes Sendschreiben — — eben daselbst XX.

Auch war sein Weib zurükgekehrt, und in den Salzpfuhl gestürzet, — dies ist die Uebersetzung und Erklärung, die der Verf. seinem Freund anräth, und mit sehr vieler Sprachgelehrsamkeit wahrscheinlich zu machen sucht. Sollte sich auch noch eins und das andre dagegen einwenden lassen, so ist doch das Ganze als ein Beweis der Einsicht des Verf. in die gesunde Erklärungsart des A. T. und seiner nicht gemeinen Bekanntschaft mit den orientalischen Sprachen ungemein schäzbar, und glaubten wir diese kurze Anzeige dem Publikum schuldig zu seyn, zur Bescheinigung, daß auch

in Kiel und von da aus eine gereinigte Hermenevtik sich immer mehr verbreite.

N.

Val. Ern. Loescheri S. Theol. Doctoris etc. Breuiarium Theologiae propheticae, breuem institutionem monitaque saluberrima ad illius studium rite sobrieque instituendum continens, luci publicae exposuit et praefatus est *Ioan. Dietericus Winklerus*, S. Theol. Doctor, Pastor ad D. Nicolai et Scholarcha Hamburgensis: Hamburgi typis Nic. Conr. Woermeri, MDCCLXVI. 8. 4. Bogen.

Wer gern auf einmal wissen möchte, wie der nach dem Geschmak und den Bedürfnissen seiner Zeit sehr gelehrte und sehr verdiente Löscher gegen das Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts auf der Universität Wittenberg die prophetische Theologie gelehrt habe, wie bey seinem Ansehen seine Denkungsart die nächsten 30 Jahr in einem großen Theil Deutschlands sich verbreitet, und was man ohngefähr innerhalb dieser Zeitperiode in Sachsen öffentlich davon hat denken und schreiben müssen, dem empfehlen wir die wenigen Bogen zum Durchlesen. — Auch denen werden sie vielleicht nicht unwillkommen seyn, der jede Erfahrung von der oft so schleunigen Revolution menschlicher Kenntnisse an einem Ort dankbar annimmt, um den höhern Rath Gottes in einsamer Stille zu ehren. — Aber wer nun belehrt seyn möchte, wie er das göttliche der neuerlich so oft angefochtenen Weissagungen für sich überzeugend erkennen und bey Andern gründlich vertheidigen solle (und das gehört doch wohl vor allen Dingen in einen noch so sehr abgekürzten Entwurf der Theologiae propheticae!); wer ein reifes und

unpartheyisches Urtheil über eine und die andre, bisher nach sehr zweifelhaften Gründen behauptete litterelle Weißagung von Christo, und den auch ohne sie feststehenden Grund der christlichen Religion zu lesen wünschte; wem daran gelegen wäre, auf einen Weg geleitet zu seyn, der in gerader Linie zur vertraulichen Bekanntschaft mit der Sprache der Propheten führte, und wer endlich einen verständlichen Wink erwartet, was er mit der Offenbarung Johannis machen solle, der wird lesen und sich ärgern, daß er von dem allen nichts höret. Aber darum war es auch dem Hn. D. freylich nicht zu thun. Hr. D. Crusius in Leipzig sollte auf eine feine Weise schamroth werden, daß er das lehre, was noch in diesem Jahrhundert in Sachsen — von einem Haupte der Kirchenlehrer — verdammt worden — das ist doch hämisch!

W.

Gnade und Wahrheit nach Anleitung der Sonn- und Festtagsepisteln vorgestellet von D. J. Heinr. Dan. Moldenhauer, Pastore an der Domkirche. Hamburg bey Nicolaus Conrad Wörmer. 1766. 8. 286. Seiten Jmgl.

Betrachtungen über die Heilswahrheiten vorgestellet von ebendemselben. Erster und zweiter Theil. Hamburg, bey N. C. Wörmer. 1766. 8. 160. Seiten.

Wenn wird doch die christliche Kirche einmal so glücklich seyn, daß alle ihre Prediger sich durchgängig bemühen werden, die göttliche Lehre des Evangeliums vernunftmäßig zu predigen, zur Beförderung

ihres moralischen Einflußes auf die menschlichen Gemüther mehr gesunden Verstand (bon sens) in ihre Kanzelvorträge zu bringen, und solche Vorstellungen, als wir zum Theil zu unserer nicht geringen Verwunderung in diesen Entwürfen eines sonst bekannten Gelehrten gefunden haben, daraus zu verbannen, welche zuverläßig mit Schuld daran sind, daß so viele Predigten nicht mehr Wirkung auf die Zuhörer thun und Gelegenheit zu Spöttereyen und zur Geringschätzung des göttlichen Wortes geben. Denn was soll ein Mensch von einigen Nachdenken und guten Geschmack dazu sagen, wenn er in die Kirche kommt und denn solche Sachen hört, wie diese zum Beyspiel sind. „Die „bösen Engel sind einem Kettenhunde gleich, welcher „nicht weiter gehen kan, als wie die Kette reicht. — „Satan kan nicht weiter gehen, als Gott es zuläßt. „Wird wohl ein Vater einen Kettenhund von der Ket„te losmachen und ihn auf sein geliebtes Kind los„laßen? — Wir müssen nach geschehener Bekehrung „nicht sicher werden. Wer Geld bey sich hat und mit „Spitzbuben umgeben ist, der ist auf seiner Hut. — „Adam hat den Herrn Jesum abgebildet auch in Ab„sicht auf seine Ehe. Denn die Eva wurde gemacht „aus einer Ribbe, welche Gott von dem Adam genom„men hatte, und gleichermaßen hat das Weib des „Herrn Jesu, oder seine Gemeine ihren Ursprung „der geöfneten Seite des Herrn Jesu zu verdan„ken. Denn wir werden durch das aus der geöf„neten Seite des Herrn JEsu geflossene Blut, „oder durch seine blutige Genugthuung neue Kreatu„ren und gelangen zu einer solchen Vereinigung mit „Jesu, als die ist, in welcher ein Weib mit ihrem „Manne steht rc.„ Wir haben unsern eigenen Augen kaum trauen können, da wir es lasen. Was soll wohl diejenigen, die den öffentlichen Gottesdienst vernach-

läßigen, bewegen, unsern Versammlungen beyzuwohnen, wenn sie nichts klägeres zu hören bekommen? Muß der Eindruk, den das übrige gute und wahre, was von der Kanzel gesagt wird, machen könnte, durch dergleichen theils grundfalsche, theils widrige Vorstellungen nicht bey manchen Zuhörer wieder ausgelöscht werden?

D. Wilhelm Abraham Tellers Beyträge zur christlichen Rechtschaffenheit in vier und sechzig abgekürzten Kanzelvorträgen. Helmstädt, auf Kosten und zum Besten des dasigen Fürstl. Waisenhauses. 256 Seiten 8.

Der Herr Verf. hat diesen kurzen Entwürfen seiner Sonntägigen Predigten des 1767sten Jahres einen Zusammenhang gegeben, ohne sie doch bis zu einer Predigt mit allen Erweiterungen der Erklärungen, Beweise und Anwendungen auszuarbeiten. Er sagt: „Wie es billig das einzige Geschäft eines Predigers beym öffentlichen Unterricht der Gemeinen Jesu bleibt, die christliche Rechtschaffenheit in ihrem so weitläufigen Umfange einleuchtend für den Verstand, wie für das Herz eindringend vorzutragen — wie es keinen andern Weg giebt, Gott zu gefallen, als daß man immer vollkomner werde; und wie endlich auf unsern Kanzeln gesunde Freunde vor uns haben, die von uns wiederum zu ihren Geschäften, mannigfaltigen Obliegenheiten, Zerstreuungen, Zeitvertreiben übergehen, und in diesen allen als Christen handeln sollen: so habe ich auch durchaus dieses Ziel vor Augen zu behalten gesucht.„ Wir müssen ihm dessen Zeugniß geben, und könnten es mit Proben, wenn es nöthig wäre, darthun. Gute Wahl gemeinnütziger Materien; natürliche Ordnung des Vortrages, dessen Haupt-

Haupttheile in feine unzählige Unterabtheilungen, die zu nichts nutzen und kaum ein menschliches Gedächtniß behalten kann, zerschnitten sind; Reichthum der Gedanken, Klarheit der Begriffe und Vorstellungsarten, bündige Beweisgründe, nebst einer gewissen Neuheit in den Wendungen, bey einem guten faßlichen Ausdruk, der sowohl der Würde des Glaubens, als den gemeinen Fähigkeiten der mehresten Zuhörer entspricht, geben diesen Entwürfen einen wirklichen Vorzug vor vielen andern, die weiter kein Verdienst haben, als daß ihre Verf. die gewöhnliche homiletische Kanzelsprache zu reden, und ihre Predigten nach der gangbaren Methode einzurichten wissen. Der Anfänger kann sich sicher die Tellerschen zum Muster nehmen.

Homiletische Vorrathskammer, oder fortgesezte Sammlung von Predigten und andern Reden, aus berühmten und geschikten Federn heutiger Gottesgelehrten. Sechs und dreißigster, sieben und dreißigster Theil, 1766. und acht und dreißigster Theil 1767. Langensalze, in Joh. Christian Martini Verlage. Jmgl.

Martin Jockisch, Past. Sommerfeld Expedite Prediger, das ist, ausführliche Dispositiones über die allerherrlichsten Sprüche der heiligen Schrift, auf alle Casual-Fälle, welche ordentlich, deutlich, erbaulich, gründlich und überzeugend abgefaßt und zur Ehre Gottes fortgesezt von C. F. Soß. Past. Prim. zu Sommerfeld, XXVII. und XXVIII. Theil. von M. Michael Siegmund Heym, Pred. zu Göhlen und Heinzendorf. XXVIIII.

Theil, von C. F. Boß. XXX. Th. Leipzig und Sorau, bey Gottlob Hebold. 1766. 8. 3 Alph. 4 Bog.

Wenn andere Leute die Verf. nicht loben können, so loben sie sich doch wenigstens selbst. Wir dächten diese Sachen müsten an allen den Orten ohnfehlbar verlegne Waare werden, wo sie nicht einer und der andere Prediger kauft, der auch ohne die armseligsten Helfer mit seinen Predigten nicht fertig werden kan.

Friedrich Eberhard Rambachs Entwürfe der Sonn- und Festtäglichen Vormittagspredigten in der Hauptkirche zur Frauen in Halle auf das 1766ste Jahr Christi. Halle, verlegts Carl Hermann Hemmerde 1767. in 8.

Johann Just. Ebelings, Sup. zu Lüneburg heilige Wahrheiten des Glaubens zur Beförderung eines heiligen Lebens. In Grundrissen der Predigten über die Sonn und Festtäglichen Episteln von Ostern 1765 bis Ostern 1766. Des achten Jahrganges erster und zweyter Theil. Bützow und Wismar, bey Berger und Bödner in 8.

Es wird genug seyn, den Liebhabern zu sagen, daß diese Entwürfe, die den vorigen völlig ähnlich sind, in den Buchläden verkauft werden. Wir erinnern hiebey, daß da es uns an Plaz gebricht, wir künftig alle Grundrisse von Predigten, die in so ungeheurer Menge herauskommen, ganz unangezeigt lassen werden.

Herrn

Herrn D. Christian August Crusius, der Theologie ersten ordentlichen Prof., des Hochstifts Meissen Prälaten und Domherrn :c. gründliche Belehrung von der christlichen Kirche, ehemals in einzelnen akademischen Abhandlungen vorgetragen, itzo zu gemeiner Erbauung hier gesammelt und aus dem lateinischen übersetzt von Johann Valentin Kornrumpf. 5 B. Mos. 32, 36. Der Herr wird sein Volk richten, und seinen Knechten wird er gnädig seyn. Leipzig, bey Ulrich Christian Saalbach 1767. 20 Bog. in gr. 8.

Die Schüler des Hrn. D. C. scheinen keine grössere Beschäftigung zu kennen, als die Programmata Sr. Hochwürden, ihres theuersten Lehrers und Wohlthäters, zu übersetzen, sonst hätte es ja wohl bey der lateinigen Urschrift bleiben können, denn zur Erbauung ungelehrter Leser sind sie wohl eben nicht eingerichtet. Der Abhandlungen sind sechs und ihr Inhalt ist folgender. I. Von dem Zirkel im Beweisen, welcher in der Lehre der Römischcatholischen von der christlichen Kirche befindlich und unvermeidlich ist. II. Daß man die, welche nur die Kirche vorstellen, d. i. die Repräsentanten der Kirche nicht mit der Kirche, im biblischen Verstande verwechseln soll. III. Einige ausgesuchte Anmerkungen von der streitenden Kirche. IV. Wie man sich vor dem verfänglichen in Acht nehmen soll, wenn gefragt wird, welches die Grundartickel des christlichen Glaubens sind, und ob die verschiedenen Religionspartheyen unter den Christen in denselben einstimmig sind. V. Beweis, daß die Belehrung durch ein göttliches Wort, der menschlichen Natur, wesentlich ist.

VI. Die Christen, das Salz der Erden. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Abhandlungen viel gründliches gegen die römische Kirche enthalten, welche sich noch immer als die einzige wahre, rechtgläubige und untrügliche Kirche ansiehet. Es wäre nur zu wünschen, daß man sich hierin unter den Protestanten nicht so manchesmal den Papisten gleich stellen möchte. Man widerlegt ihre falschen Principien in Ansehung dieses Punktes mit den stärksten Gründen; man gestehet die Fehlbarkeit einer sichtbaren Kirche allgemein zu; man nimmt keinen andern Erkenntnißgrund in den Lehrsätzen des Christenthums an, als die heil. Schrift allein; und auf der andern Seite entscheidet man doch bey uns Wahrheit und Irthum, Rechtgläubigkeit und Ketzerey so oft nach dem, was die eine oder die andere kirchliche Parthey seit der Reformation über diesen und jenen Punkt festgesetzt hat. Das sollen alles Irrlehren, Verdrehungen der heil. Schrift, gefährliche Meynungen, ja wohl gar Gotteslästerlichkeiten seyn, was mit dem herrschenden Lehrbegrif der evangelischen Kirche zu Hamburg oder Genev nicht übereinstimmt. Wie soll man sich in den Widerspruch finden, gegen die Päbstler zu behaupten, es gäbe keine allgemeine Untrüglichkeit einer sichtbaren Kirche und doch in manchen Fällen so zu handeln, als ob man die seinige für untrüglich hielte? — In der vierten Abhandlung erklärt sich der Hr. D. auch sehr billig und bis auf kleine Nebenpunkte ganz richtig. Von den Bemühungen, die verschiedenen christlichen Partheyen zu vereinigen, fället er das gegründete Urtheil: „Gewissenhafte und verständige Leute mögen nur fleißig das ihrige thun: Sie mögen nur schreiben, ihre Meynung andern deutlich vortragen und klar beweisen. Können sie ihre Lehren in der That deutlich ins Licht setzen, so werden sie auch Leser finden und die ihnen Beyfall geben; als

denn

denn wird gar bald die Sache weit und breit bekannt werden, und die Uneinigkeit wird von freyen Stücken aufhören. Hat doch auf diese Weise bey unserm Gedenken die Mishelligkeit über mancherley Dinge, worüber ehedem gestritten worden, nachgelassen, und der Streit ist wenigstens so ruhig beygelegt, daß die Leute, die verschieden denken, einander dulden. „ — Die fünfte Abhandlung von der Belehrung durch ein göttliches Wort, wozu der Verf. billigermaßen ausser der schriftlichen Offenbarung allen näheren göttlichen Unterricht rechnet, daß solche nach der Absicht Gottes zu den wesentlichen Bedürfnissen der menschlichen Natur gehöre, wird in der Hauptsache uneingenommenen Lesern ebenfalls Genugthuung geben. Gewisse besondere Meynungen der Crusiusischen Schule werden freylich allenthalben mit eingeflochten, aber die muß man stehen lassen, als wenn sie einen nichts angiengen, so wird z. B. die vernünftige Lehre von der besten Welt bey dieser Gelegenheit auch wieder als ein die Religion umstürzender Irrthum verworfen.

Von den Cherubinen und der in der biblischen Poesie angenommenen Bilderlehre der alten Hebräer. Braunschweig in der Hochfürstl. Waisenhausbuchhandl. 1764. 8. 2½ Bog.

Wenn der Gegner, zu dessen Belehrung Hr. Velthusen, itziger Pred. in Hameln, diese paar Bogen aufgesezt hat, die biblische Bildersprache besser verstanden hätte und mit der Poesie der alten Hebräer bekannter gewesen wäre, so würde er ihn nie darüber so heftig angegriffen haben, daß derselbe in dem 58sten Stük des Hannöverschen Magazins vom Jahr 1763. die Cherubinen, deren in der H. Schrift gedacht wird, Geschöpfe der Einbildungskraft genannt hatte. Er

und

und seines gleichen mögen sich also diese Blätter zu dem näheren Unterricht, dazu sie geschrieben sind, dienen lassen. Dem Herrn Verf. gereicht es zum Ruhm, daß er mit Uebergehung alles dessen, was von jenem beleidigendes vorgebracht worden, bloß bey der Sache bleibt und es in sein gehöriges Licht setzet, daß unter Cherubinen keine wirklichen Engel und Geister zu verstehen sind, sondern daß sie als bloß sinnbildliche Vorstellungen des Gewitters, in welchem das höchste Wesen einherfährt, oder des Donnerwagens Gottes betrachtet werden müssen, die darum nicht in die Klasse abergläubiger Lügen und Hirngespinste gehören, sondern ihre poetische Wahrheit haben, weil sie sich auf etwas wahres in der Natur beziehen. Die angenehme Schreibart und der Inhalt selbst wird verständigen Lesern gleich wohl gefallen. Daß es doch noch immer so schwer hält, manche Gottesgelehrten zu überzeugen, die biblischen Verf. hätten sich bey unzähligen Vorstellungen der, bey dem jüdischen Volke eingeführten morgenländischen Bildersprache bedient, gerade als ob das göttliche Ansehn der H. Schrift dadurch etwas verliehren müste. Sinnbildlich erklärt, sind gewisse Vorstellungen der Bibel ungemein erhaben, zum eigentlichen Verstande genommen, würden sie uns oft sehr unanständige Begriffe von der unsichtbaren Gottheit beybringen, welches der Verf. an einigen Beyspielen gezeigt hat.

W.

D. Io. Petri Milleri, Prof. Theol. P. O. in Regia Georgia Augusta, de Christi Regis Providentia Commentatio. Lipsiae, in libraria Weygandiana. MDCCLXVI. 4. 4 Bog.

Kann ebenfalls von der gründlichen Einsicht in theologische Wahrheiten zeugen, die man an dem Verf. gewohnt ist. In den gewöhnlichen Lehrsatz können wir nicht mit einstimmen, daß alle Menschen, wo nicht auf eine directe, doch indirecte Weise durch die christliche Offenbarung zur Seligkeit berufen worden. Diese Meinung, man mag dabey Gründe hervorsuchen, wie man will, hat schlechterdings die historische Wahrheit wider sich. Aber daß Christus, unser Herr, dessen Reich ewig währen wird, noch in einer andern Oeconomie diejenigen durch seine Erkenntniß zur Glükseeligkeit zu führen, veranstalten werde, denen in der gegenwärtigen Verbindung der Dinge das Licht des Evangeliums ohne Vervielfältigung der Wunderwerke nicht aufgehen konnte, darinn geben wir dem Herrn D. von ganzen Herzen Beyfall, und denken nicht, daß gründliche Gottesgelehrten etwas dagegen werden einzuwenden haben.

Theologia definitiva, hoc est Definitiones ad theologiam spectantes ex scriptis recentiorum collectae partim brevius aut luculentius propositae digestaeque secundum ordinem alphabeti a *M. El. Fr. Schmersahl*, Pastore Præsidii Cellensis, Societatum diversarum Collega. Editio nova. Hannoveræ, impensis Joh. Wilh. Schmidii. MDCCLXVI. 8. 9 Bogen.

Kann seinen Nutzen haben für Candidaten, wenn sie eine vergessene Erklärung nachschlagen wollen.

Die Empfindungen eines Herzens in geistlichen Gesängen von dem äusserlich und innerlichem Gottesdienste, aus den Sonn- und Festtags-

Evan-

Evangelien, mitgetheilt von M. Johann Michael Uhlich, Pfarrer und Superintendent zu Bitterfeld. Halle bey Joh. Justinus Gebauer, 1766. gr. 8. 20 Bogen.

Manche von diesen Liedern besitzen einige Eigenschaften eines brauchbaren Kirchengesanges, haben eine richtige Versification, und sind in einzelnen Strophen voller sanften Empfindungen eines frommen Herzens. Dahin gehören z. B. die Lieder No. 101. 181. 228. 229. und andere mehr. Aber oftmals ist denn auch die Versification ungelenkig, z. E.

Du willst zu unserer Hände Werk
Gedeien herabneigen ꝛc. Oder:
Wer milder Stiftung wegen
Sich zu etwas versteht ꝛc.

Wie denn überhaupt doch der gröste Theil dieser Gesänge ohne Geist und Leben ist. Man findet solcher elenden und schleppenden Verse sehr viele, als die folgenden sind:

Denke, wen du vor dir hast,
Wenn du betest, lobst und singest;
Wie machst du dich sonst gefaßt,
Wenn du eine Bitte bringest,
Die nur einem Herrn auf Erden
Soll von dir gesaget werden?
Nimmst in diesem Fall du nicht
Deine Kräfte ganz zusammen?
Dahingegen was geschicht,
Wo die reinsten Andachts-Flammen
Sollten dein Gebet ausmachen?
Hier denkst du an fremde Sachen.

Man würde es dem schlechtesten Prosaschreiber nicht vergeben, wenn er einen Gedanken mit so viel Worten aus-

[illegible], wie viel weniger kann man es dem Dichter verzeihen.

Die gute Sache der in der H. Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, der heil. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der Königsberg. Universität, wie auch Pastor der Kneiphöfischen Thumkirche. Zwölfter Theil. Königsberg, 1766. Druck und Verlag, sel. J. J. Hartungs Erben, 8. 1 Alph. 6 Bogen.

Da ein jeder dieses Werk hinlänglich kennt, und schon in des 1 B. 1 St. der Bibl. davon geurtheilt worden, so wird es genug seyn, unsern Lesern zu sagen, was sie in diesem zwölften Theil für Sachen finden. In dem 22 Cap. wird die Wahrheit und Zuverläßigkeit der Geschichte der H. Schrift alten Test. überhaupt bewiesen, und im 23 Cap. beschäftiget sich der Hr. D. mit Auflösung der Zweifelsknoten der ältesten Weltgeschichte. Er ist hier wieder so weitläufig als in den vorhergehenden, glaubt aber, daß es um mancher Leser willen nothwendig sey, und darinn kann er in so weit Recht haben, als es sowohl Leser als Schriftsteller giebt, die die unnöthige Umständlichkeit lieben. Gewiß ist es, daß der Hr. V. im 22 Cap. alles gesammlet habe, was sonst schon in dieser Sache überzeugendes gesagt worden. Und da er mit aller Bescheidenheit eines billigen Gottesgelehrten gelegentliche Muthmassungen in Ansehung der Umstände mancher biblischen Begegenheiten der eigenen Prüfung seiner Leser überläßt, sie niemanden aufdringt, sondern

selbst eingesteht, daß unser Wissen und Weissagen in solchen Nebendingen immer Stükwerk bleibe, so werden auch diejenigen, welche die Sache am schärfsten und richtigsten beurtheilen, den Hn. D. loben müssen, wenn ihnen seine gemachten Auflösungen dieser und jener besonderen Zweifel gleich nicht allemal Genüge thun sollen. Es ist ja auch nicht nöthig, daß wir alles wissen und auf alles antworten. Wer kann es einem also zur Ungelehrsamkeit auslegen, oder was kann die Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichte, die sich auf sichere Gründe stüzt, darunter verliehren, wenn man von diesem und jenen Dingen daraus aufrichtig gesteht, man wisse nicht eigentlich, was es mit der Sache für eine Bewandniß habe?

D.

M. Joh. Anton Trinius, erste Zugabe zu seinem Freidenker-Lexicon. Leipzig und Bernburg, verlegts Christoph Gottfried Cörner. 1765. 8. 144 Seiten.

Was man überhaupt von dem Freidenker-Lexicon des Hn. Verf. sagen muß, daß es ein Verzeichniß sey, theils von öffentlich erklärten Ungläubigen, denen das Urtheil, das von ihnen gefällt worden, mit Recht gebührt, theils von solchen, die nur in dem Geschrey des Unglaubens stehen, ohne dessen wirklich schuldig zu seyn, das muß man auch von dieser Zugabe sagen. Wer, wie Hr. T. Hutcheson, Premontval, v. Loen u. d. gleichen Männer unter die Freidenker im üblen Verstande rechnen; wer von Toussaint sagen kann, daß er sich durch sein Buch les moeurs in die Verachtung aller rechtschaffenen gesezt habe (wiewohl er ihm wegen seiner eclaircissemens sur les moeurs eine Ehrenerklärung thut, welches Urtheil wir beynahe umkehren möchten) und Fostern,

den

her doch das Christenthum gegen den Tindal so gut vertheidigt hat, zum bloßen Naturalisten macht; auf dessen Urtheil kann man sich wohl wenig verlassen. Eine ganz kleine Heterodoxie macht einen Gelehrten in Hn. T. Augen reif, ihm auf der Freigeisterbank seinen Plaz anzuweisen. Und was das übelste ist, so richtet der Verf. seinen Mann großentheils nach dem, was ihm andere für eine Sentenz gesprochen und beruft sich auf diese und jene Zeitungsurtheile, die er auf Treue und Glauben annimmt, welches wir nicht gut finden. Wer daher einen und den andern des Deismus wirklich schuldigen oder nur beschuldigten Schriftsteller selbst mit dem Auge eines Kenners und unpartheyischen Forschers der Wahrheit gelesen hat, der wird des Freidenkerlexicons samt dieser Zugabe entbehren können; wer sie aber nicht selbst gelesen hat, der wird sich von einigen nach des Hn. T. Urtheil einen sehr unrichtigen Begrif machen und übler von ihnen denken, als sie es verdienen. Ausser der Zugabe von Nachrichten und Anecdoten zu den in dem Lexicon selbst befindlichen Artikeln führt der Verf. am Ende folgende Namen auf: 11 Ungenannte, worunter auch Herr Crugott ist, hernach Peter Annet, Baron Eduard Fielding, Helvetius, D. Ralph, J. J. Rousseau und Treiber.

Neue Sammlung gründlicher und erbaulicher Kanzelandachten über die Evangelien und Episteln des ganzen Jahrs, auch andere wichtige Stellen der heil. Schrift, der Gemeinde Christi zur Erbauung, nebst einer Abhandlung Sr. Hochwürden Herrn Siegmund Basch, der heil. Schrift Doktor, Hochfürstl. Weimarscher Oberhofprediger 2c. von Predigten

für das Herz, ans Licht gestellet von Johann Adam Löw, des Herzogthums Gotha Gen. Sup. ꝛc. Dreyzehnter Theil, nebst den gewöhnlichen Registern. Gotha und Leipzig, bey Christian Mevius sel. Erben. 1766. 8. 1 Alph. 15 Bogen. Vierzehnter Theil 1767. 1 Alph. 18 Bogen.

Wenn man manche von diesen Vorträgen liest, so muß man glauben, daß noch ein volles Jahrhundert dazu gehören werde, bevor man alle Affektation und alles geistlose, das Herz so wenig rührende als den Verstand gründlich überzeugende Gerede von den Lehrstühlen der Kirche verbannen wird. Und denn wundern sich doch die Herrn Verf. zum Theil, daß ihre Vorträge nicht mehr Eindruk machen und ihre Kirchen so leer von Zuhörern sind. Sie sollten nur besser predigen und die Wahrheiten der Religion aus ihren Gründen ohne lermen und schelten gut vortragen, so würden die Leute schon kommen und sie mit Nutzen hören. Das lezte hilft doch zu nichts, und wenn jene nicht überzeugen, so schaft der Lehrer mit noch so vielem andächtigem Geräusch keine wirkliche Besserung. H. Streuber, Pfarrer zu Büddesheim z. B. mag nur anfangen seine Gemeinde auf eine edle und rührende Art den Zusammenhang der moralischen Regierung Gottes mit den Begebenheiten und Veränderungen in der Natur, die Vortheile des öffentlichen Gottesdienstes, und den Gott gefälligen Werth einer christlichen Mildthätigkeit zu lehren; er mag durch liebreiche, nachdrükliche und rührende Vorstellungen aus den gehörigen Gründen des Christenthums zur Mäßigkeit, zur Keuschheit, zum nüzlichen Gebrauch der Zeit, zur Dankbarkeit gegen die Segnungen Gottes auch im leiblichen u. s. w. ermahnen, so stehen wir ihm davor, es

wird ihm nicht an Zuhörern fehlen. Die göttliche Wahrheit wird schon auf dieses und jenes Gemüth ihre unausbleibliche Wirkung thun und sein Vortrag mit der Hülfe Gottes zur Verbesserung der Sitten in seiner Gemeinde nicht wenig beytragen. Aber wenn er die lüderlichsten Versammlungsörter des Pöbels so oft auf der Kanzel mit Namen nennt, und daraus, daß die Leute nicht genug in die Kirche gehen und in die Almosenbüchse einlegen, alljährlich schlechtere Erndtezeiten prophezeiht, weil er etwa in dem Propheten Micha Stellen findet, die sich dahin zwingen lassen, ob sie gleich nicht auf die Büddesheimsche Gemeinde anzuwenden sind; so scheucht er natürlicher Weise Personen von guten Sitten und bessern Einsichten aus der Kirche weg und macht die göttliche Wahrheit kraftlos. Indessen sind denn doch dergleichen Männer diejenigen, deren Predigten Hr. Löw hier wieder zu den gründlichen und erbaulichen Kanzelvorträgen rechnet. Wir haben gegen verschiedene andere, die wirklich gut und erbaulich sind, nichts einzuwenden. Aber der Herausgeber wird allemal Tadel verdienen, so lange er keine bessere Wahl trift.

R.

Erbauliche Gedanken auf alle Tage des Jahrs, nebst einigen Liedern verfasset von J. Kirkerup, Past. der St. Laurentii Gemeine auf der Insul Föhr. Flensburg, gedrukt mit Serringhausischen Schriften und zu bekommen in J. C. Kortens Buchladen 1766. 8. 20 Bogen. Zwote Ausgabe. 1768.

In kurzen Betrachtungen zur Privaterbauung, worinn die Lehren des Christenthums mit einer edlen Simplicität deutlich und rührend auf die Gesinnungen

und das Leben der Menschen aus allen Ständen angewendet wären, fehlt es uns würklich noch und würden von grossem Nutzen seyn. Aber diese vermeinten erbauliche Gedanken sind das nicht, was sie seyn sollten und über dem viel zu abgebrochen. Hr. K. hat sich begnügt, einen biblischen Spruch auf jeden Tag hinzusetzen, den darinn enthaltenen Gedanken mit etlichen synonymischen Redensarten auf sechs bis acht Perioden schülermäßig zu amplificiren, einen Vers aus einem Liede daran zu hängen und damit gut. Was dabey erbauliches seyn kann sehen wir nicht. Ein jedes frommes Mütterchen, das lesen und schreiben kann, hätte das allenfalls eben so gut machen können. Die 13. von ihm verfertigten Lieder sind in der Bildersprache und dem Geist der Methodisten abgefaßt, z. B.

Sein purpurrothes Blut macht schneeweis alle Flecken,
Sein Seitenhöle kan der Sünder Menge decken,
Sein weißes Kleid, daß er dem Sünder ziehet an,
Macht, daß die Blöße nicht gesehen werden kan.

Die Vorbilder der Kirche neuen Testaments in dem alten Testament als der zweyte Theil seines Systems, zur Verehrung der mannigfaltigen Weisheit Gottes an seine Gemeinde abgehandelt von M. Philipp Friedrich Hiller. Erstes Stük. Tübingen bey Johann George Cotta 1766. 10½ Bogen in 8.

Diejenigen, welche Christum im A. T. allenthalben zu finden meynen, werden mit Schuld daran, daß andere ihn gar nicht finden wollen, wo er wirklich ist. Wer sollte sich wohl einfallen lassen, daß der V. noch in unsern Zeiten die Eva, Sarah, Rebecca, Rahel

Rachel und andere zu Vorbildern der Kirche Christi N. Testaments macht? Das ganze Buch ist auf der einen Seite voller tändelnden und läppischen, auf der andern voller offenbar ungereimten und unwahren Vorstellungen. Haben denn dergleichen Skribenten, die das Christenthum doch bauen wollen, nicht so viel Verstand, daß sie einsehen, wie sie es eben dadurch in den Augen der Ungläubigen lächerlich machen? Wir bitten den Verf. um alles in der Welt, daß er den vernünftigen Glauben der Christen nicht ferner prostituire.

Johann Philipp Fresenius, Sieg der Wahrheit über den Unglauben, den die Barmherzigkeit Gottes offenbar werden lassen an dem Hrn. Baron von Wunsch, Hrn. General von Dyhern, einem in Zweifeln verwirrten Beamten, und an verführten Bauern. Welchem des sel. Autors eigene Lebensumstände beygefügt worden. Frankfurt am Mayn, bey Joh. Gottlieb Garbe. 1766. 16 Bog. 8.

Nachrichten, die aus des V. Pastoralsammlungen lange bekannt sind. Wir wünschen, daß allen Predigern die Ueberzeugung der Deisten von unserm christlichen Glauben so leicht werden mag, als sie dem sel. F. bey dem B. von W. geworden ist. Das Gewissen und die Todesfurcht des Patienten haben ihm wohl sehr geholfen, da er bey gesunden Tagen gegen diese und jene Beweisgründe und Vorstellungsarten ihm vielleicht mehr Einwendungen würde gemacht haben. An dem Rande des Grabes kommen manche von seinen dogmatischen und spekulativischen Untersuchungen für die mit der Erwartung des zukünftigen zu sehr beschäftigte Seele, auch wirklich zu spät. Sie

gehören für das frühzeitige Nachdenken eines Menschen in gesunden Tagen. Die Lebensbeschreibung des sel. B. ist voller Kleinigkeiten und in einer kümmerlichen Schreibart abgefaßt.

Ioh. Friderici Burgii, S. Theol. Doct. S. R. Maj. Boruss. a consiliis consistorii, ecclesiarum et scholarum a. c. Inspectoris, vtriusque Gymnasii Vratislav. S. Th. Prof. Prim. institutiones theologiae theticae, iusto ordine verbis ipsis Sc. S. contextae, cum libr. Symbol. perpetuis, antiquitatis ecclesiasticae selectis allegationibus, hypomnematibus practicis ad Fidei pietatisque excitationem simul instructae. In usum praelectionum theologicarum Gymnasiorum Vratislauiensium. Editio tertia, ab ipso auctore cum cura tertium recognita, emendata et pluribus locis aucta. Vratislauiae, impensis Guiliel. Theoph. Kornii. MDCCLXVI. 8. 2 Alph. 4 Bogen.

Es haben wohl wenige Gottesgelehrte die Kirchenväter so ausnehmend durchstudirt als der sel. B. Und weil er mit ihren Vorstellungs- Erklärungs- und Beweisarten unserer christlichen Glaubenslehren so sehr genau bekannt war, so mochte es wohl eben daher kommen, daß er vielfältig nicht allein in Schriften, sondern auch auf der Kanzel in ihren Begriffen dachte und in ihren Ausdrücken redete. Man findet davon auch häufige Spuren in diesem Dogmatischem Compendio, worinn übrigens alles dem herrschenden Lehrbegrif der lutherischen Kirche völlig zustimmt.

Ben-

Benjamin Schmolkens, ehemal. Past. Prim. und Inspect. der evangelischen Kirchen und Schulen zu Schweidnitz Gottgeheiligte Betrachtungen am Sabbath, zur Erweckung der Andacht in der Stille zu Zion, wahren Freunden Gottes mitgetheilt von M. Johann Gottlob König, evangel. Pred. zu Großwaldiz und Giersdorf. Vierte Auflage. Chemnitz, 1766. bey Johann Christoph Stößel. 8. 3 Alph. 16 Bogen.

Ein bekanntes Andachtsbuch, das freylich in keiner einzigen Absicht so, als man es dem gemeinen Christen zu seiner erbaulichen Lektür wünschen mögte, geschrieben aber doch gangbar ist.

Neues theologisches Magazin, worinn allerhand nützliche, sonderlich aber für einen Gottesgelehrten brauchbare Abhandlungen geliefert werden. Erstes und zweites Stük. Altona und Lübeck, verlegts Dav. Iversen, Königl. privil. Buchh. in Holstein. 1766. 8. 27 Bogen.

Herr Pratje läßt gar zu gerne drucken, und wenn seine eigenen kleinen Aufsätze keinen Band ausmachen, so schreibt er an gute Freunde und Bekannten eine Lieferung aus, sammelt deren Arbeiten zu Bibliotheken und Magazinen zusammen und schikt sie denn mit einer Vorrede in die Welt. Man ließe das allenfalls gelten und gönnte ihm diese Leichtigkeit seiner Autorschaften gern, wenn er nur nicht alles, was eingeschikt wird, es mag von guten, mittelmäßigem oder schlech-

[illegible] Gehalt seyn, und von dem letztern ist [illegible] das mehreste, darein aufnähme.

D. Christian Albrecht Döderleins kurz entworfene Vorbereitungsgründe der geoffenbarten Theologie zum Gebrauch seiner Zuhörer. 1766. 88 Seiten in 8.

Man kann es nicht anders als billigen, daß der Herr D. seinen akademischen Zuhörern ein besonderes Collegium über solche Sätze liest, von deren Wahrheit man vorher aus vernünftigen Gründen überzeugt seyn muß, ehe man die christliche Lehre als eine Wissenschaft aus der heiligen Schrift herleitet; und in diesem Collegio sollen ihnen die angezeigten Vorbereitungsgründe, die er mit aller philosophischen Genauigkeit und Richtigkeit unter den drey Hauptstücken von Gott und der menschlichen Seele, von der Offenbarung überhaupt und der heiligen Schrift, und dann von der geoffenbarten Religion und Theologie überhaupt, abhandelt, zum Leitfaden dienen. Wir müssen gestehn, daß uns diese wenigen Bogen alle Befriedigung gegeben haben, und der Hr. Verf. hat unserer Meynung nach gerade den Weg getroffen, den man gehen muß, um sich und andere von der Wahrheit der christlichen Religion gründlich zu überzeugen. Wird sich Hr. D. bey dem größern Werke, das er nach diesem Plan ausführen will und bey der Theologie, die er noch einmal zu schreiben gedenkt, eben so sorgfältig, als mehrentheils in diesem Grundriß geschehen ist, vor Trugschlüssen hüten; mit Vorsichtigkeit die Annehmung des geringsten willkührlichen und unbestimmten Satzes, wenn er auch in dem System hergebracht und gewöhnlich ist, vermeiden; und bey der Vorstellung von den christlichen Lehrwahrheiten sich le-

lediglich von den richtig erklärten Aussprüchen der heil. Schrift, ohne Rücksicht auf kirchliche Theologie der einen oder der andern Parthey, leiten lassen, so wird das recht was gutes werden. Folgende Fragen auf Veranlassung einiger Sätze des Verf. die an sich sehr richtig sind, werden hier nicht am unrechten Orte stehen. S. 34. „Der Weg zur Glükseligkeit der Menschen „nach der blossen Natur besteht darin, moralisch voll„kommen zu werden. Die moralische Unvollkommen„heit und Sklaverey macht unglükselig.„ Gut und richtig geurtheilt. Aber leidet dieser Grundsaz nach der geoffenbarten Lehre die geringste Einschränkung, da uns Gott durch die Erlösung des Mitlers zu der höchsten moralischen Vollkommenheit führen will? Wir sagen nein, er kann sie nicht leiden — S. 37. zu was für Misverstand und Irrthum können also, wie Hr. D. meint, die Ausdrücke Gelegenheit geben, daß der Innhalt des göttlichen Gesetzes darauf ankomme, unsre eigene Vollkommenheit zu befördern? und daß das höchste Gut und unsre Glükseligkeit in einem ununterbrochenen Fortgange zu grösserer Vollkommenheit bestehe? — S. 61. Wenn es zur Stärke der aus der Erfahrung eines jeden wahren Christen fliessenden Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge der heil. Schrift an und für sich selbst nicht nothwendig ist, zu wissen, ob die durch den Unterricht der heil. Schrift entstandene moralische Veränderung eine übernatürliche Wirkung sey; kann man denn diese leztere nicht dahin gestellt seyn lassen, da sie weder empfunden noch begriffen wird? Und kann man denjenigen einen gefährlichen Irrthum daraus machen, welche die Besserung der Menschen durch die Wahrheit des göttlichen Worts für eine ordentliche Wirkung dieser ehedem ausserordentlich geoffenbarten Wahrheit halten, und die übernatürlichen Wirkungen des heil. Geistes, davon

 die

die Bibel redet, nur auf die Apostel und die ersten Christen deuten? — S. 58. Sind der Vorbilder von der Meßianischen Religion, wie Hr. D. sich ausdrükt, in den Schriften des A. Test. nicht überaus wenige? und würde die christliche Religion dabey das geringste von ihrer Göttlichkeit verliehren, wenn sie da auch nicht wären, wo viele Gottesgelehrten sie so zuverläßig zu finden glauben? — S. 66. wenn die heil. Schrift der einzige und vollständige Erkenntnißgrund der geoffenbarten Religion ist, kann denn überall symbolischen Büchern, deren Verf. ja in der Auslegung irren konnten, noch ein Entscheidungsrecht über streitige Punkte zu kommen? oder muß bey freyer Untersuchung der Wahrheit auf diese gar keine Rücksicht genommen werden? — Endlich, wenn, wie der V. sehr richtig erinnert, nichts, was auf das praktische im Christenthum entweder unmittelbar oder mittelbar gar keine nothwendige Beziehung hat, für ein Grundartickel ausgegeben werden kann; warum zählen wir denn doch noch immer so manche Lehrsätze dazu, von denen es evident ist, daß sie keinen Einfluß in das thätige Christenthum haben und streiten uns darüber? Ist der Streit nicht de lana caprina? Der Hr. D. urtheile und schreibe darüber einst in seinem grössern Werke so freymüthig und mit so vieler Richtigkeit als er in diesen Bogen gethan hat. Aber an eins müssen wir ihn noch erinnern. Er vernachläßiget die grammatikalische Richtigkeit der deutschen Sprache unbeschreiblich. Maasgab für Maasgebung, findeten für fänden, ohne der Versöhnung anstatt ohne die Versöhnung, gegen einem Vortrage statt gegen einen Vortrag, zu Klassen statt in Klassen bringen; beleidigt ein deutsches Ohr, weil es offenbar undeutsch und wider die Grammatik ist. Man findet es bey so vielen Gelehrten unserer Nation, daß sie darauf nicht achten, und ausser dem

auch

auch ihre Provinzialausdrücke sehr häufig gebrauchen. Solche Sprachfehler sollten doch aber billig in öffentlichen Schriften vermieden werden.

W.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Gerhardi Oelrichs, I. V. D. Glossarium ad Statuta Bremensia antiqua. 176. Seiten in 8.

Diß ist ein für die Kenner der alten deutschen Rechte sehr wichtiges Buch, das auch deutschen Sprachlehrern manches nüzliche Hülfsmittel darbiethen kann. Es ist ein alphabetisches Verzeichniß, der in dem bremischen Stadtrecht befindlichen merkwürdigen Worte, nebst sehr gelehrten und nüzlichen Erklärungen. „Der älteste Codex des bremischen Stadtrechts ist im bremischen Stadtarchive befindlich, diesen, bey diesem Werke gebrauchten Codex beschreibt der Verf. in der Vorrede, und verspricht künftig ihn herauszugeben.

S.

D. *Gottfried Daniel Hoffmann*, de aetate et numero causarum reuisionis cameralium, 1767. 6. Bog. 4.

Eine zweite Auflage einer vor wenigen Monaten gehaltenen Streitschrift. Der Hr. Verf. sezet den Ursprung des Revisionsgeschäftes in das Jahr 1533. zurück, in welchem dasselbe mit der Visitation verknüpfet, und denen Visitatoren mittelst des R. A. besagten Jahres §. 17. aufgetragen wurde. Da bereits seit dem Jahre 1600. keine Visitation, als die v. 1707. gewesen war, und leztere keine Revisionsgeschäfte vorgenom-

genommen hatte, so glaubet der Hr. Dr. H. mit dem Verf. des unmasgeblichen Bedenkens wegen Beförderung der Revisionen, welches in Mosers Anmerk. über die Wahlcapit. Carls des VII. Art. XVII. §. 3. im III. T. S. 191. zu finden ist, daß wenigstens 50000. unerörterte Revisionen vorzufinden wären. Es muß aber diese in dem Bedenken mit Ziffern ausgedrukte Zahl entweder ein Drukfehler, oder ein Irrthum seyn. Wenn man auch annehmen wollte, daß jährlich funfzig Revisionen gegen kammergerichtliche Urtheile eingeführet würden, welches doch nicht geschiehet, da die meisten Partheyen lieber das Rechtsmittel der Restitution, welches die Rechtskraft hemmet, ergreifen; so kämen doch nur 8000. Revisionen in 166. Jahren heraus. Und so viele sind gewiß nicht eingeführet worden, da man in Wezlar von solchen Revisionen, deren Fortsetzung vor der jetzigen Visitation namentlich angezeiget wäre worden, keine 100. zählet. Der Hr. Verf. palingenesiret noch S. 42. zu Abkürzung des Visitationsgeschäfts, einen Vorschlag, den das K. Gericht ehemals in seinen dubiis v. Jahre 1531. dem Reiche gethan, daß nehmlich die Revisions-Acten an eine oder zwey unpartheyische Juristen-Facultäten versendet, und daselbst erörtert werden möchten. Wir zweifeln zwar selbst, ob ohne dieses, oder ein ähnliches Mittel jemals sämmtliche Revisions-Acten erörtert werden dürften. Wir halten indessen die Verschickung der Acten, die bey dem Ansehen, welches die Facultäten zu Carls des V. Zeiten hatten, anständig seyn möchte, nach der heutigen Verfassung für unschiklich. Die Untergerichte haben meistens die Gewohnheit, erst die Acten auf Universitäten zu senden, von diesen Sprüchen wird an das K. Gericht appelliret. Unserer Einsicht nach, würde es daher ein Misstand seyn, wenn eben die Acten von dem Revisionsgerichte abermals an

sol-

solche Stellen zurükgesendet werden sollten, die vorhin den Unterrichter vertreten haben. Alle Facultäten sind ohnehin nicht mit Männern besetzet, deren Verdienste so allgemein anerkannt wären, als es die Verdienste des Hn. Dr. Hofmanns sind, und wenigstens ist keine einzige, daran sämmtliche Mitarbeiter sich getrauen dürften, Oberrichter eines Gerichts vorzustehen, das, wie das K. Gericht mit Beysitzern pranget, die zum Theil den ersten Rang im juristischen Fache mit größtem Fuge behaupten dürfen.

T.

Joannes Daniel Hofman, de remediis adversus Sententias revisorum cameralium, 1767. 6 Bogen in 4.

Abermals ein Nachdruk einer diesjährigen Streitschrift, den vermuthlich so, wie alle kurz vorher angeführte, Winkler in Wezlar besorget hat. Der Hr. Verf. ist ein Sohn, des vorhin genannten Herrn D. Gottfried Daniels, und gegenwärtig als ausserordentlicher Lehrer zu Tübingen angestellet. In dem §. 1. und 2. führet derselbe an, daß jederzeit gegen die K. gerichtliche Erkenntnisse Rechtsmittel gebräuchlich gewesen seyen, und in neuern Zeiten die Revision aufgekommen wäre. Der Hr. D. gehet sodann §. 3. zu denen Rechtsmitteln gegen die Revisions Erkenntnisse über; untersuchet §. 4. die Zweifel, die wider die Existenz solcher Rechtsmittel streiten, und beantwortet dieselbe §. 5. Versuche zum gütlichen Vergleiche können auch nach einem Revisorischen Erkenntniß angestellet werden; sind aber kein Rechtsmittel. §. 6. Eben so verhält es sich mit der nachgesuchten Erklärung eines dunklen Revisionsurtels. §. 7. Eine Verschickung der Acten, gegen Revisionsurtheile, findet gar

nicht

nicht statt. §. 8. Die Syndicatsklage die auf keine Abänderung der Urtel, sondern auf die Ersetzung des von dem Richter boshaft zugefügten Schadens gehet, ist des Hrn. Verf. Meynung nach auch kein eigentliches Rechtsmittel. Sollte sie aber vorkommen, so müßte deren Entscheidung dem Kaiser und Reiche anheim gestellet werden. §. 9. Auch die Nullitätsklage findet gegen Revisions- so wenig, als gegen Kammergerichtliche Urtheile unmittelbar, wohl aber mittelbar und verdekt, statt. Endlich handelt der Hr. D. die Rechtsmittel selbst ab, und rechnet dahin 1) die Wiedereinsetzung in dem vorigen Stand Rechtens, die sowohl gegen versäumte Revisionsfatalien bey dem Revisionsgerichte, als gegen Revisionserkenntnisse aus neuern Rechtsgründen statt findet. Indessen ist jene kein Rechtsmittel gegen revisorische Erkenntnisse, sondern nur leztere; und diese kann nicht bey dem Revisionsgerichte, sondern muß bey der Kammer nachgesuchet werden, weil keine neue Rechtsgründe, sondern nur die Frage vor die Revisionsinstanz gehöret, ob das K. Gericht nach denen vor ihm verhandelten Acten recht geurtheilet habe. 2) Rechnet derselbe dahin die Ober- oder Gegenrevision, wenn nemlich die kammergerichtliche Urtel von denen Revisoren abgeändert worden sey. In der K. G. O. III. T. III. Tit. und 7. §. ist verordnet, daß, da die Urtel durch die verordnete (Revisoren) bekräftiget, soll es dabey unweigerlich ohne weiter revidiren bleiben. Hieraus folgert der Hr. Verf. den oben angeführten Gegensaz, und glaubet, daß die Erörterung entweder einem andern Senat, oder Classe von Revisoren, übertragen werden könnte. §. 12. 3) Gehöret auch hieher der Recurs an den Reichstag, in solchen Fällen nemlich, wo a) die Sache eine wirklich zweifelhafte Auslegung der Geseze betrift, oder b) die Visitatoren in partes gegangen sind, oder

c) dem

H) dem einen Theile eine allgemeine Beschwerde zugefüget haben: Wir würden dem letzten Falle, bey der Weitschweifigkeit des Begriffes von der allgemeinen Beschwerde lieber nach denjenigen Grundsaz bestimmen, nach welchem Pütter in seiner patriotischen Abbildung §. 254. die Recurse gegen Reichs-Gerichts-Erkänntnisse beurtheilet wissen will, und sagen, wo eine so handgreifliche Uebertretung der Gesetze sich ereignet, daß nur das Factum auf der einen, und das Gutachten auf der andern Seite ohne alle weitere Ausführung derselben nöthig ist, um das erlittene Unrecht zu erkennen, da findet der Recurs auch gegen Revisionsurtheile statt. Aber auch diese Regel ist eben so wohl als die Regel des Hrn. Verf. Verdrehungen ausgesetzt. Uebrigens hat der Herr D. die vorher noch wenig aufgeklärte Materie mit vielem Fleiße und Gründlichkeit bearbeitet.

Selecta juris publici novissima zum Behuf der Reichshistorie und des Staatsrechts von G. R. K. 45. bis 48. Theil. Frankfurt und Leipzig bey Wohler 1765. u. 66. jeder Theil 1 Alphab.

Wir haben in diesen Bänden Sachen gefunden, die wir nicht darinnen gesucht hätten, z. B. ist im 45. Th. N. 2. eine über den bereits veralteten scientifischen Leisten gearbeitete lateinische förmliche Streitschrift de jure eundi in partes eingerücket, und in des 46. Theils II. Cap. eine Deduction über die Ausschliessung adelicher Töchter von der Erbfolge, welche wohl fast keine Staatsschrift genennet werden mag. Die übrigen Stücke anzuzeigen, würde zu weitläuftig seyn. Wir bemerken indessen noch, daß dieses Werk mit dem 48. Theile geschlossen worden seye, und nur noch ein Nachtrag von zweyen Bänden zu Ergänzung einiger Materien, folgen werde.

Aus-

Auserlesene neueste Staats-Acta unter der jetzt glorwürdigsten Regierung Ihro Röm. Kayserl. Majestät Josephs des II. zum Behuf der Reichshistorie und der Staatsrechte, mitgetheilet von G. R. S. 1. Theil. Ulm, Frankf. und Leipzig bey Wohler 1767. 1. Alph. und 10. Bog.

Diese Schrift ist eine Fortsetzung der Selectorum juris publici, wie man aus der Vorrede derselben sowohl, als aus dem Vorbericht des 46. Theils gedachter Selectorum ersiehet. Der Hr. Sammler hat folgende Materien in den ersten Theil gebracht. I. Von der Legitimation der Kayserl. Commißion auf den Reichstag nach angetretener Kayserl. Regierung. II. Von dem Erbmarschallamts-Irrungen mit denen Reichsstädten Puncto obsignationis. III. von Münzsachen. IV. Von hohen Embsischen Reichslehen. V. von der den Reformirten zu Dresden gestatteten privat Uebung ihres Gottesdienstes. VI. Verordnung des Frankfurtischen Magistrats, die Preisreduction der Feilschaften rc. betreffend. VII. Das R. Hofraths-Concl. vom 1sten Merz 1765. wegen der Wahl eines Lübeckischen Coadjutors. VIII. Streitigkeiten zwischen denen von Zedwiz und Bohnen wegen Asch. IX. Irrungen zwischen denen von Leonrod und Culmbach Puncto spolii. X. von denen in der Familie von Tucher obwaltenden Irrungen. Wir wünschten, daß der Hr. Sammler Familienirrungen zwischen privat Personen, die weder auf die Reichshistorien, noch auf das Staatsrecht einen Einfluß haben, aus seiner Sammlung verbannen möchte, da solche Streitigkeiten dem Tittelblatte nach, nicht in seiner Sammlung erwartet werden können.

Wezlarische Anzeigen, unter Aufsicht des Reichs-Erbmarschallamts. 1767. in 4.

Sind eine Wochenschrift, deren jedes Stük einen Bogen ausmachet, und die ächte Geschichte der Visitation und deren Verrichtungen so weit solche bekannt werden dürfen, enthalten soll.

F.

3. Arzneygelahrheit.

Der Hausvater in der Stadt und auf dem Lande, welcher sonderheitlich dem gemeinen Mann auf dem Lande, diejenige leichte und am wenigsten kostbare doch sehr bewährte Haus-Medicamenten anzeiget, die man in den meisten Krankheiten und Anliegen mit Nutzen gebrauchen solle; alles aus eigener Erfahrung zum allgemeinen Besten aufgezeichnet; nebst einigen andern medicinischen Abhandlungen zum Vortheile eines jeden Hausvaters. 8. Ulm 1767. bey Albrecht Friedrich Bartholomäi, 13 Bogen.

Tissot bleibt noch immer der beste Schriftsteller von dieser Materie. Wer indessen ein wohlfeileres aber auch warlich schlechteres Buch sonderheitlich haben will, wird hier seines Wunsches gewähret.

P.

D. J. C. D. Schrebers, Botanisch-Oekonomische Beschreibung der Gräser. 1. Stük.

Leipzig. 1766. in Fol. auf 36 Seiten mit 2 Kupferblättern.

Scheuchzer hat die Gräser so genau und so sorgfältig beschrieben, daß es unnöthig seyn würde, diese Arbeit zu wiederhohlen, wenn nicht seinen Beschreibungen die Abbildungen fehlten, die doch Leuten, welche die Naturgeschichte nur aus Bildern begreifen können, unentbehrlich sind. Auch den Bau und den Nutzen dieser Gewächse hat er übergangen, und vielleicht ist dies noch kein kleiner Fehler, daß er lateinisch geschrieben hat. Des Hn. Schrebers Unternehmen ist also wirklich rühmlich, und wir sehen dadurch alles ersezt, was man am Scheuchzer getadelt hatte. Nur über die Kleinigkeit sind wir mit uns selbst noch nicht einig, ob man für Botaniker und Oekonomen zugleich schreiben könne, ohne einem von beyden beschwerlich zu werden. Denn jene wissen insgemein, den Hrn. Schreber ausgenommen, von der Haußhaltungskunst nichts: und diese sind in der Kräuterkenntniß unwissend, ein Fehler den wir bey ihnen vielmehr für rühmlich halten, weil sie die Gelehrsamkeit gar zu leicht an der Erfüllung ihrer Pflichten hindern würde.

Dieses erste Stük enthält ausser der Einleitung die Beschreibung zwoer Grosarten. Die Einleitung erklärt die Theile der Gräser nach der botanischen Philosophie des Ritters von Linnée, und darauf werden einige allgemeine Anmerkungen über den Nutzen dieser Pflanzen gemacht. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. auch noch die Physik der Gräser abgehandelt hätte. Denn diese lehrt uns doch die Gründe des Grasbaues, und hat überdies noch so viel Annehmlichkeiten. Es hat sie freylich noch kein Naturforscher vollständig entwickelt, aber wir trauen dem Hn. Schreber, der sich schon lange mit dem Gräsern beschäf-

schäftigt hat, Einsichten genung zu, diese Lehre in ein helles Licht zu setzen. Bey der Beschreibung der Theile misfällt uns die Methode, die der Ritter von Linné in der botanischen Philosophie erwählt hat, welcher Hr. S. folgt. Sollte es nicht lehrreicher seyn, diese Beschreibung so vorzutragen, wie es der Hr. v. Haller in der Physiologie mit den Theilen des menschlichen Körpers thut?

Die zwo Grasarten, die in diesem Stücke beschrieben werden, sind das französische Raygras und der Wiesenschwingel. Der Verf. führt zuerst die gleichbedeutenden Namen, und die Spielarten an; darauf beschreibt er alle Theile jeder Grasart insbesondere, ihr Vaterland, ihren Bau, ihren Nutzen.

Die Kupferblätter stellen das ganze Gras, und die Befruchtungstheile wieder allein vor. Die Zeichnung ist richtig, und der Stich sauber. Die Farben der ausgemahlten Bilder sind unsern aufgetrokneten Exemplaren ähnlich.

Q.

Hugo Ravatons, Oberwundarzt der Königl. Armee und des Hospit. zu Landau, Oberaufsehers der Hosp. von Bretagne, Correspond. der Königl. Akad. der Wundärzte, Ritters von St. Roch und besoldeten Königl. Wundarzts, Abhandlungen von Schuß- Hieb- und Stichwunden nebst einem Anhange von der Einrichtung eines Feldhospitals und dem Verzeichnisse alles dessen, was dazu erfodert wird. Aus der französischen Handschrift des Verfassers übersezt. Mit sieben Kupfertafeln. Straßburg, bey Bauer. 1767. 1 Alph. 18 B. in 8.

Herr R. Werk von Schußwunden ist schon bekannt und beliebt. Es erscheinet hier sehr vermehrt; auch verändert und mit zwey Büchern von Hieb- und Stichwunden bereichert. Alles ist mit Wahrnehmungen belegt und erläutert, die von einer unterrichtenden Mannigfaltigkeit sind. Die Mittel sind nicht zu kritisch gewählt und nicht selten ziemlich unbedeutend. Ueber die Amputation denkt er nicht, wie unser Bilguer. Er zieht die mit zween Lappen (à deux Lambeaux) der gewöhnlichen vor; nimmt den Arm im Gelenke ab und will wegen eines Schadens am Untertheile des Fusses den ganzen Fuß bis unterm Knie nicht abgenommen wissen; sondern nur so weit der Schaden geht, wobey er sich auch nicht an einen höhern Beinspalt kehrt. Verschiedne neue Werkzeuge und Maschinen verdienen Aufmerksamkeit, doch nicht sie allein, sondern das ganze Werk verdient es. Die Foderungen des Hrn. R. für die Hospitäler sind ziemlich stark. Wir hätten überhaupt etwas mehr Oekonomie gebraucht, und wenn wir die Apothek hätten einrichten sollen: so würden wir Hrn. R. richtig um zwey Drittel seiner Arzeneyen gebracht haben. Die Uebersetzung läßt sich ziemlich lesen: doch merkt man ihr oft die Gegend ab, wo sie gemacht ist. Man würde die Wampengegend wohl schwerlich in andern Provinzen von Deutschland kennen, wenn nicht regio iliaca dabey stünde. Das alte Wort verdient indessen gemerkt zu werden, und wir sollten die allgemein geworden Mundart nur immer mit Provinzialwörtern bereichern, wenn uns, wie hier, ursprünglich deutsche Wörter fehlen, oder diese nicht allgemein bekannt sind. Wir wünschten indessen, der Uebersetzer hätte auch zu verschiednen Provinznamen von Kräutern und Arzeneyen die lateinische Benennung zugesezt, weil auch sie noch nicht das allgemeine deutsche Bürgerrecht haben.

Georg.

Georg. Tartreaux, Episcopatus Wormatiensis Physici epistola apologetica Viri Celebris *Balth. Lud. Tralles*, Med. Vratisl. adversus *Ant. de Haen*, Archiatr. Caes. in causa de cicutae usu 1767. 6½ Bogen in 8.

Herr T. rükt dem Hrn. de Haen seine Feindschaft gegen den Hrn. Störk und seine Undankbarkeit gegen Hrn. van Swieten vor. Er sammelt die Zeugnisse für den Nutzen des verdikten Schierlingssafts. Uns dünkt das von Hn. van Swieten, bey der sonst bekannten Abneigung dieses großen Mannes, sich in solchen Streitigkeiten für eine Parthey zu erklären, sehr wichtig und fast entscheidend. Es ist aus einem Briefe an Hr. T. selbst. „Invidia, malevolus amansque contradicere animus non nihil molitur, ut tollatur de medio Cicutae usus. Servet unusquisque, per me licet, suum sentiendi modum. Ego utilem experior Cicutam. Hoc mihi sufficit. Et magni facio perillustrem *Störk*, a quo ad *nos* remedium istud pervenit. Wer dieses liest und das neuliche Zeugniß des Hrn. Tissot dazu setzt, das er in der letzten Pariser Auflage seines Avis au peuple für den Schierling ablegt, der wird, ungeachtet alles Schreiens, den Schierling, wenn nicht für ein göttliches und unfehlbares, dennoch für ein gutes nützliches Mittel in den Händen der Vernünftigen halten. Man hat in zu hohem Tone desselben Loblied angestimmt — das ist wohl nicht zu leugnen: aber verdient er dies nicht ganz: so verdient er doch noch weniger den Spruch der Verwerfung und Verabscheuung, den beynahe unsre Barbierer über ihn zu fällen sich noch gerade berechtigt halten. Wir übergehen die Wahrheiten zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung, die Hr. T. dem Hrn. de Haen sagt,

die aber auf diesen streitbaren Gelehrten schwerlich Eindruk machen werden. Wir merken nur an, daß Hr. T. den Schierling im Krebse, im Lungengeschwür, in Aussaz, Schwären, Verhärtungen, Kröpfen, weissem Flusse s. w. zu wiederhohltenmalen wirksam gefunden. In gichtischen Zufällen hat er vom Pulver des Eisenhütleins mehr, als vom Schierling, Nutzen verspüret: das Oxymel vom Colchicum aber hat sich unter seinen Händen immer unwirksam erwiesen.

D. George Bakers Untersuchung was von der jezt in verschiednen Provinzen von England üblichen Methode, die Kinderblattern einzupfropfen, zu halten sey. Aus dem Englischen übersezt von C. F. T. A. M. Leipzig bey Fritsch 1767. 3½ Bogen in 8.

Hat man in England eine neue Methode? Wenn man diese Schrift durchgelesen hat, wird man sie nicht näher kennen, als da man zu lesen anfing? Wie? wo? wer? von allem erfährt man nichts. Auf Hörsagen und aus Berichten von Herrn, die nicht Aerzte sind, erzählt H. B. das Verfahren eines Mannes, dessen Mittel er auch nicht weis, der verschiednen die Masern und 17000. die Pocken inoculirt hat, von denen nur 5. oder 6. gestorben sind. Dies Glük scheint H. B. theils den geheimen Mitteln, die aus Quecksilber und Spiesglas bestehn sollen, wie auch Abführungen, theils dem kühlen Verhalten und dem beständigen Genusse der freyen kalten Luft zuzuschreiben. Man weis, daß de Haen die Mercurialische Vorbereitung zu Pocken als sehr schädlich angegeben hat. D. Andrew zu Exeter aber hat mit Nutzen das Calomel gegeben, und D. Gale zu Connecticut von 800, so er mit Quecksilber zur Belzung vorbereitet, nur einen ver-

loh-

lehren. Die übrigen Anmerkungen enthalten wenig Neues. H. B. vertheidigt das kühle Verhalten mit Sydenhams Zeugniß und Geschichten von Monro und Huck. Sie sind ganz merkwürdig, wenn man nur nicht allgemeine Folgen daraus ableitete. Daß Sydenham, nach Morton's Aussage, in den lezten Jahren von seinem Andringen auf ein kühles Verhalten nicht nachgelassen, wird durch Dover's Zeugniß erwiesen, den als Jüngling, Sydenham in der Cur hatte. Das kan richtig seyn: aber der große Mann hatte zu viel Beurtheilung, als daß er allenthalben nach einem Leisten hätte verfahren sollen. Zu Blandford wurden in einer bösartigen Epidemie 384. ziemlich tumultuarisch inoculirt. Von 303, von denen H. B. eine Tabelle liefert, sturben 13; von den übrigen 81 weis er nichts. So weit H. Baker. Wir können unsern Lesern aber eine vollständige Nachricht versprechen, wenn sie das 52. und 53. Stük des Hannöver. Magazins 1767. nachlesen wollen. Der H. D. Wichmann, der neulich zum Hofmedicus in Hannover ernannt ist, und dem wir schon verschiedne englische Schriften zu danken haben, gibt darinn die neusten Inoculationsnachrichten, aus englischen neuen Schriften und aus dem Briefwechsel mit seinen englischen Freunden, namentlich mit H. Pringle und dem jüngern D. Monro. Die beyden Königlichen Prinzen sind, unter Aufsicht von Duncan und Wintringham, vom Leibchir. Hawkins, ohne weitläuftige Vorbereitung und nur nach vorgängigen leichten Purganzen inoculirt. Aus einem Briefe des Hn. Pringle (dessen eigne Worte in der Vorrede zu H. Murrays hist. insit. in Suec. stehen) sehen wir, daß ein Empirikus Sutton zu Essex der Held im Inoculiren ist, den H. Baker nicht nennt und daß es mit den 17000 Geblatterten, von denen nur 6 oder 7. gestorben sind,

 seine

seine Richtigkeit habe. Sutton hat in einer eignen Schrift seine Methode bekannt gemacht, und eben das hat ein andrer, Th. Dimsdale zu Hertford gethan, dessen Inoculirte auch in die Tausende laufen. Von beyden, wie auch von H. Baker's Schrift liefert H. W. einen Auszug, für den wir uns ihm desto mehr verbunden achten, da dergl. kleine Schriften unter uns so rar sind. Wir wollen von den Methoden selbst nichts erwähnen, da wir voraussetzen, daß man begierig seyn wird, die genauste Kundschaft von einer Sache zu erhalten, die in England Aufsehen gemacht hat, und es bey uns machen wird.

Geo. Erh. Hambergers, der Weltweisheit und Arzneyk. Doktor, der Naturlehre, Chymie und Praxis öffentl. Lehrers, Herzogl. Sächs. Hofraths s. w. semiotische Vorlesungen über Jodok Lommens medicinische Wahrnehmungen, herausgegeben von Joh. David Grau, der Weltw. und Arzneygelahrh. Doktor auf der hohen Schule zu Göttingen. Erster Band. Lemgo bey Meyer 1767. 1 Alph. 16 Bogen in 8.

Pfui! Herr Grau, musten Sie durch dies rohe Werk das Andenken ihres würdigen Lehrers entehren? Hr. H. hatte andre große Verdienste, so die Welt auch nicht verkannt hat: aber nie haben wir geargwohnt, daß unter seinen Verdiensten die feinen semiotischen Kenntnisse auch seyn sollten. Unser Argwohn hat sich auch wirklich bestätigt. Eine unerwartete Frage an Mannspersonen S. 16. steht unter den Fragen mit, so man dem Kranken thun soll: „wie es mit der Ausführung des Saamens stehe?„ Auf Universitäten wenig-

wenigstens hat diese Frage eine besondre Anmuth. Noch was feines, eben da. „Wie es mit der Transspira„tion stehe, weis man durchs Befühlen der Haut.„ S. 369. „Je weisser die faeces sind, desto weniger „können sie Galle bey sich haben und desto grösser „muß also die Verstopfung der Leber und der Gal„lengänge seyn.„ (das lezte ist nur eine unter mehrern Ursachen.) — — „Jezt entstehn also partes „crudae. Crudum aber ist, was noch nicht resolvirt „worden ist. Denn so sagen wir: roher Schinken, „d. i. solcher, der noch nicht gekocht ist, und also die „Präparation noch nicht erlitten hat, die er hätte er„leiden sollen, ehe er noch in unsern Körper gekommen „wäre.„ Wer hätte das vom rohen Schinken gedacht, daß er eine medicinische Sünde wäre. Und die Vergleichung! Im Ernste, Hr. G. hätte an dergleichen Stellen merken sollen, daß dieß rohe Werk die Präparation noch nicht erlitten, die es hätte erleiden sollen, ehe es in den Druk gekommen wäre. Wenn er seine entbehrlichen Schriften aus diesem entbehrlichen Werke bereichert hätte; so hätten wir nichts dagegen. Allein er hätte seinen Lehrer dadurch nicht beschimpfen sollen. Hr. H. bleibt uns, was er ist: aber wegen dieser Misgeburt halten wir uns lediglich an Herrn Grau.

Y.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Versuch eines Anhanges zu den Rabnerischen Satyren. Frankfurt und Leipzig 1765.

Vielleicht hat der Verleger an diesem Titel mehr Antheil, als der Verf. Es ist bekannt, daß der erste sich oft als Gevatter aufdringt, und den lez-

len nöthiget, seinem Kinde denjenigen Namen zu geben, der ihm gefällt. In der That sind die Blätter selbst, (denn sie sind wöchentlich Bogenweise erschienen) der neueste Zuschauer nach dem Geschmak Rabners und Swifts, benamt. Ob sie demnach ein Anhang zu den Rabnerischen Satyren seyn könnten, oder ob sie in dem vorgegebenen Geschmak geschrieben sind, mit dieser Untersuchung wollen wir den Verf. nicht quälen. Die Stücke sind nach ihrer Güte sehr unterschieden. Verschiedene, z. E. das zehnte, eilfte und zwölfte, und einige andere haben wir mit Vergnügen gelesen: die meisten aber sind so beschaffen, wie — unsere Wochenblätter zu seyn pflegen, fein langweilig; und dann weis man oft doch noch nicht, was ihre Verf. eigentlich sagen wollen. Noch eine gute Eigenschaft dieser Schrift ist die, daß sie ganz prosaisch ist. Denn nach der Antwort eines Junggesellen S. 107. hätten wir einen zweyten Versuch in Versen wohl schwerlich lesen können. Im zweyten Stücke wird den Kunstrichtern ein Knipchen vorgeschlagen. Wir aber kommen hoffentlich frey durch; denn der Verf. wird wohl einsehen, daß wir uns seines gedrukten Formulars gar nicht bedienet haben. Wir sind vielmehr so unschuldig, versichern zu können, daß wir seine ganze Nachricht nicht einmal verstanden haben. Die Schreibart ist ziemlich spröde, und die Orthographie so wohl, als jene verrathen den Boden des Gewächses.

J.

Briefe des Theodosius und der Constantia von J. J. Dusch. Berlin 1764.

Ein artiger Pendant zu den Briefen des Abälard und der Heloisa! Nur, daß die Gewißheit, daß diese unglückliche Liebende wirklich einmal gewesen, den An-

Antheil vermehrt, den man an den Erzählungen ihrer Leiden, oder an dem Unterrichte nimmt, den sie daraus ziehen. Indeß wird doch die vorgesezte Nachricht vom Langhornen, die aus dem Zuschauer genommen ist, auch für dieses ähnliche Paar den Leser intereßiren. Es sind Briefe die ein Geistlicher an eine Freundin, die er vergebens geliebt hatte, und die ein Schiksal mit ihm in einem Kloster vereinigte, zu ihrer Beruhigung und zu ihrem Unterrichte in der Religion geschrieben. Die Lehren von der Vorsehung, von der Liebe Gottes, von dem Einflusse der göttlichen Gnade, von der Macht der Religion, machen den vornehmsten Inhalt dieser Briefe aus. Bisweilen hört man darinnen freylich noch die Sprache der vorigen Leidenschaft; und wir müssen gestehen, daß uns deßwegen der Ton in den Antworten der Constantia vorzüglich besser gefällt, als in den ernsten Reden ihres fast zu platonischen Liebhabers. Allein dies rührt wohl von dem englischen Genie her, dessen Gepräge sie an sich tragen. Bisweilen ist sich auch der Stil nicht gleich: wovon man auf der 40. S. ein Beyspiel findet. Denn wem sonst als Lohensteinen würde man diese Stelle vergeben? — Man gebe dem Feinde eine Redoute auf, so würde er unsre Batterien wider uns selbst gebrauchen. Diesen beyden Gegnern der Gnade will ich eine kurze Antwort geben. — Sollen wir unsre offenherzige Meynung sagen, so dünkt uns, Hr. Langhorne habe seine Landesleute für gewisse Ausschweifungen auf beyden Seiten in Ansehung der Religion, für eine heuchlerische Andacht und für einen verführerischen Leichtsinn warnen wollen. Um diese Anlage zu staffiren, hat er sich der Personificirung seiner Lehrer unter der Rolle des Theodosius und der Constantia bedient. Allein es ist in diesem Falle unendlich schwerer, seinem Unterricht das Natürliche, und eine gewisse lebhafte Anmuth zu geben,

seine Richtigkeit habe. Sutton hat in einer eignen Schrift seine Methode bekannt gemacht, und eben das hat ein andrer, Th. Dimsdale zu Hertford gethan, dessen Inoculirte auch in die Tausende laufen. Von beyden, wie auch von H. Baker's Schrift liefert H. W. einen Auszug, für den wir uns ihm desto mehr verbunden achten, da dergl. kleine Schriften unter uns so rar sind. Wir wollen von den Methoden selbst nichts erwähnen, da wir voraussetzen, daß man begierig seyn wird, die genauste Kundschaft von einer Sache zu erhalten, die in England Aufsehen gemacht hat, und es bey uns machen wird.

Geo. Erh. Hambergers, der Weltweisheit und Arzneyk. Doktor, der Naturlehre, Chymie und Praxis öffentl. Lehrers, Herzogl. Sächs. Hofraths s. w. semiotische Vorlesungen über Jodok Lommens medicinische Wahrnehmungen, herausgegeben von Joh. David Grau, der Weltw. und Arzneygelahrh. Doktor auf der hohen Schule zu Göttingen. Erster Band. Lemgo bey Meyer 1767. 1 Alph. 16 Bogen in 8.

Pfui! Herr Grau, musten Sie durch dies rohe Werk das Andenken ihres würdigen Lehrers entehren? Hr. H. hatte andre große Verdienste, so die Welt auch nicht verkannt hat: aber nie haben wir geargwohnt, daß unter seinen Verdiensten die feinen semiotischen Kenntnisse auch seyn sollten. Unser Argwohn hat sich auch wirklich bestätigt. Eine unerwartete Frage an Mannspersonen S. 16. steht unter den Fragen mit, so man dem Kranken thun soll: „wie es mit der Aus„führung des Saamens stehe?„ Auf Universitäten

wenig-

wenigstens hat diese Frage eine besondre Anmerkung. Noch was feines, eben da. „Wie es mit der Transspiration stehe, weis man durchs Befühlen der Haut.„ S. 369. „Je weisser die faeces sind, desto weniger „können sie Galle bey sich haben und desto grösser „muß also die Verstopfung der Leber und der Gal„lengänge seyn.„ (das lezte ist nur eine unter mehrern Ursachen.) — — „Jezt entstehn also partes „crudae. Crudum aber ist, was noch nicht resolvirt „worden ist. Denn so sagen wir: roher Schinken, „d. i. solcher, der noch nicht gekocht ist, und also die „Präparation noch nicht erlitten hat, die er hätte er„leiden sollen, ehe er noch in unsern Körper gekommen „wäre.„ Wer hätte das vom rohen Schinken gedacht, daß er eine medicinische Sünde wäre. Und die Vergleichung! Im Ernste, Hr. G. hätte an dergleichen Stellen merken sollen, daß dieß rohe Werk die Präparation noch nicht erlitten, die es hätte erleiden sollen, ehe es in den Druck gekommen wäre. Wenn er seine entbehrlichen Schriften aus diesem entbehrlichen Werke bereichert hätte; so hätten wir nichts dagegen. Allein er hätte seinen Lehrer dadurch nicht beschimpfen sollen. Hr. H. bleibt uns, was er ist: aber wegen dieser Misgeburt halten wir uns ledigltch an Herrn Grau.

Y.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Versuch eines Anhanges zu den Rabnerischen Satyren. Frankfurt und Leipzig 1765.

Vielleicht hat der Verleger an diesem Titel mehr Antheil, als der Verf. Es ist bekannt, daß der erste sich oft als Gevatter aufdringt, und den lez-

ten nöthiget, seinem Kinde denjenigen Namen zu geben, der ihm gefällt. In der That sind die Blätter selbst, (denn sie sind wöchentlich Bogenweise erschienen) der neueste Zuschauer nach dem Geschmak Rabners und Swifts, benannt. Ob sie demnach ein Anhang zu den Rabnerischen Satyren seyn könnten, oder ob sie in dem vorgegebenen Geschmak geschrieben sind, mit dieser Untersuchung wollen wir den Verf. nicht quälen. Die Stücke sind nach ihrer Güte sehr unterschieden. Verschiedene, z. E. das zehnte, eilfte und zwölfte, und einige andere haben wir mit Vergnügen gelesen; die meisten aber sind so beschaffen, wie — unsere Wochenblätter zu seyn pflegen, fein langweilig; und dann weis man oft doch noch nicht, was ihre Verf. eigentlich sagen wollen. Noch eine gute Eigenschaft dieser Schrift ist die, daß sie ganz prosaisch ist. Denn nach der Antwort eines Junggesellen S. 107. hätten wir einen zweyten Versuch in Versen wohl schwerlich lesen können. Im zweyten Stücke wird den Kunstrichtern ein Knipchen vorgeschlagen. Wir aber kommen hoffentlich frey durch; denn der Verf. wird wohl einsehen, daß wir uns seines gedrukten Formulars gar nicht bedienet haben. Wir sind vielmehr so unschuldig, versichern zu können, daß wir seine ganze Nachricht nicht einmal verstanden haben. Die Schreibart ist ziemlich spröde, und die Orthographie so wohl, als jene verrathen den Boden des Gewächses.

J.

Briefe des Theodosius und der Constantia von J. J. Dusch. Berlin 1764.

Ein artiger Pendant zu den Briefen des Abälard und der Heloisa! Nur, daß die Gewißheit, daß diese unglückliche Liebende wirklich einmal gewesen, den

An-

Antheil vermehrt, den man an den Erzählungen ihrer Leiden, oder an dem Unterrichte nimmt, den sie daraus ziehen. Indeß wird doch die vorgesezte Nachricht vom Langhornen, die aus dem Zuschauer genommen ist, auch für dieses ähnliche Paar den Leser interessiren. Es sind Briefe die ein Geistlicher an eine Freundin, die er vergebens geliebt hatte, und die ein Schiksal mit ihm in einem Kloster vereinigte, zu ihrer Beruhigung und zu ihrem Unterrichte in der Religion geschrieben. Die Lehren von der Vorsehung, von der Liebe Gottes, von dem Einflusse der göttlichen Gnade, von der Macht der Religion, machen den vornehmsten Inhalt dieser Briefe aus. Bisweilen hört man darinnen freylich noch die Sprache der vorigen Leidenschaft; und wir müssen gestehen, daß uns deßwegen der Ton in den Antworten der Constantia vorzüglich besser gefällt, als in den ernsten Reden ihres fast zu platonischen Liebhabers. Allein dies rührt wohl von dem englischen Genie her, dessen Gepräge sie an sich tragen. Bisweilen ist sich auch der Stil nicht gleich: wovon man auf der 40. S. ein Beyspiel findet. Denn wem sonst als Lohensteinen würde man diese Stelle vergeben? — Man gebe dem Feinde eine Redoute auf, so würde er unsre Batterien wider uns selbst gebrauchen. Diesen beyden Gegnern der Gnade will ich eine kurze Antwort geben. — Sollen wir unsre offenherzige Meynung sagen, so dünkt uns, Hr. Langhorne habe seine Landesleute für gewisse Ausschweifungen auf beyden Seiten in Ansehung der Religion, für eine heuchlerische Andacht und für einen verführerischen Leichtsinn warnen wollen. Um diese Anlage zu staffiren, hat er sich der Personificirung seiner Lehrer unter der Rolle des Theodosius und der Constantia bedient. Allein es ist in diesem Falle unendlich schwerer, seinem Unterricht das Natürliche, und eine gewisse lebhafte Anmuth zu geben,

ben, als wenn ein glüklicher Scribent bloß Geschichte zu erzählen scheint, und unvermerkt seinen Unterricht mit einmischt und seine lehrenden Subjecta mehr handeln als vom Catheder reden läßt.

B.

Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Wien, bey Joh. Thom. v. Trattner. 1766. zwölf Stücke in Duodez. Jedes 6. Bogen stark.

Der Plan, welchen sich die Herausgeber gemacht haben, besteht darinn, solche Stücke zu liefern, die entweder in selten gewordenen Sammlungen, oder in Werken von grösserm Umfange befindlich sind. Dieß wäre nun freylich besser, als wenn man uns Schriften die jedermann besizt, unter einem neuen Titel, zum Nachtheile des Publikums verkaufen will. Doch haben wir auch in dieser Sammlung nicht viel Unbekanntes angetroffen; das Meiste ist aus den bremischen Beyträgen entlehnt, wozu einige Uebersezungen kommen. Cramers Schreiben einer sterbenden Mutter kann wohl nicht mehr selten heissen, nachdem es, wie es auch verdient, so oft abgedrukt worden. Die Herausgeber versprechen auch, einzelne fliegende Blätter in ihre Sammlung aufzunehmen, und dieß scheint uns mit eine Hauptsache bey solchen Schriften zu seyn. Manches wizige Blatt stirbt in seiner Geburt, das wohl verdiente aufbehalten zu werden. — Mit der Wahl der Stücke und den Uebersezungen kann man größtentheils zufrieden seyn.

Sammlung für den Verstand und das Herz. Bremen, bey Cramer, 1767. 1 Alph. in 8.

Das Vorzüglichste in dieser Sammlung ist Palintis und Dirphe, ein Gedicht in sechs Gesängen, aus

aus dem Französischen; und gut übersezt, wie es auch verdiente, wenn nur nicht, wie alle Verse insbesondere die französischen, durch eine prosaische Uebersetzung, gar zu viel verlöhren. Hierauf folgt nach verschiedenen kleinern Stücken, der Schwazhafte, ein Lustspiel des Herrn v. Voltaire. — Was die eignen Aufsäze der Herausgeber betrift, so haben wir in dem Gespräch über das Pathetische, das eben nicht am besten dialogirt ist, nicht viel Neues gefunden, und manches, das wir nicht unterschreiben möchten. Wenn der V. z. E. beynah alle komische Stücke von der Bühne verbannen will, so werden wir dagegen mit allem Rechte protestiren können. Es ist wahr, ein Trauerspiel, oder eine rührende Comödie ist, unsrer Empfindung nach, weit höher zu schätzen, interessirt uns weit mehr, als der Geizige des Moliere, oder als das lustigste Stük von Goldoni. Aber sehen wir alle Tage weinen, so werden wir zulezt gegen Klagen und Thränen ganz unempfindlich werden. Auch das Lachen kann ein Vergnügen für einen vernünftigen Mann seyn. Zwar hat die Natur manchen Leuten nur einen einseitigen Geschmak gegeben; sie müssen aber deswegen nicht von sich auf andre schliessen, und denselben zur allgemeinen Regel machen wollen. — Die Briefe an ein Frauenzimmer sind sehr langweilig; aber in dem achten und neunten Briefe finden wir einige nicht ungegründete Anmerkungen über dasjenige, was der V. der Fragmente über die neuere Litteratur von der Sprache und ihren Perioden, und von der Meßiade sagt. Da vielleicht viele Leute wünschen möchten, so wie auch in diesem Briefe geschieht, den Autor von den Fragmenten zu kennen, so glauben wir hier bekannt machen zu dürfen, was schon vielen bekannt ist, daß Herr Prediger Herder, Prediger in Riga der Verf. dieses treflichen Werkes sey. — Von den Ge-

dichten und andern in dieser Sammlung enthaltenen Stücken wollen wir schweigen, weil wir nicht viel sonderliches davon würden sagen können.

J. M. E. Merkin Versuche in prosaischen Stücken, zweyte Sammlung, Frankfurt und Leipzig bey Fleischer, 1767. 9 Bog. in 8.

Moralische Betrachtungen, die wenigstens das Verdienst haben, von dem Schwulst frey zu seyn, der izt in Schriften von dieser Gattung so gewöhnlich ist.

Romanzen, aus dem Spanischen des Gongara übersezt von Herrn Jakobi, Prof. Halle, bey Gebauer, 1767. 6 Bogen in 8.

Die spanische Litteratur ist in Deutschland noch zu unbekannt, und der mannigfaltige Nutzen, den solche Uebersetzungen haben, ist zu groß, als daß man dem Hn J. für seine Arbeit nicht Dank wissen sollte. Er liefert uns zwar nur wenige Romanzen, in welchen ein deutscher Leser vielleicht den prächtigen Lobspruch des Cervantes unserm Spanier nicht ganz angemessen findet; doch sind viel naive Züge darinn, und eine simple, angemeßne Sprache. Wir haben sie größtentheils mit Vergnügen gelesen. Und Hr. J. verdient alle Aufmunterung, um, wie er verspricht, in dieser Beschäftigung fortzufahren.

Herrn Johann Racine theatralische Schriften. Aus dem Französischen übersezt. Braunschweig bey Schröder, 1766. Erster Theil. 1 Alph. 11 Bog. — Zweiter Theil, 2 Alph. in 8.

In der That, es gehört ein bewundernswürdiger Muth dazu, zwey dicke Bände von Schauspielen

in

in gereimte Verse zu übersetzen. Wir zweifeln, ob ein Mann von Genie sich einer so undankbaren Arbeit unterziehen würde. Am Ende, wenn er auch alles so gut gemacht hätte, als es möglich ist, so wäre der Vortheil doch nur geringe. Es werden wenig Liebhaber des Theaters seyn, die den Racine nicht im Französischen lesen können, und, wenn die Absicht ist, daß seine Trauerspiele auf unsrer Bühne vorgestellt werden sollen, so wissen wir nicht, warum man nicht eben so gern die Trojanerinnen, als die Andromache, und den Crispus so lieb, als die Phädra aufgeführt sehen wollte; zu geschweigen, daß so mittelmäßige Stücke, als die Thebaide ist, gar keine Uebersetzung verdient hätten. Hierzu kömmt, daß ein großer Theil von den Schönheiten des Racine in der Harmonie der Versifikation, in dem Ausdruk, und in dem eigenthümlichen Wohlklang der französischen Sprache besteht. Verschwindet nun alles dieß in der Uebersetzung; ist sie überdem schleppend, wässericht und platt, wie die gegenwärtige, so muß man vollends die vergebliche Mühe und das verschwendete Papier bedauren. Die schalen Uebersetzungen aus dem Französischen haben unser Theater entnervt, das ist gewiß; sie haben den sterbenden Cato und schönaichische und quistorpische Trauerspiele hervorgebracht; ob wir gleich deswegen noch nicht undankbar gegen die Franzosen zu seyn, und so verächtlich von ihnen zu sprechen, als izt die Mode ist, Ursache haben. Ihre besten Schriftsteller verdienen noch immer studirt zu werden, und es ist ausgemacht, daß unsre Sprache eben so viel Vortheil von der ihrigen, als von der englischen gehabt hat. Doch das im Vorbeygehn. — Um eine Probe von unserm Uebersetzer zu geben, wollen wir folgende Stelle, die uns zuerst in die Augen fällt, mit dem Original hersetzen.

Andromaque, Acte 1, Sc. 2.

Avant, que tous les Grecs vous parlent par ma voix,
Souffrez, que j'ose ici me flatter de leur choix,
Et qu'à vos yeux, Seigneur, je montre quelque joye,
De voir le fils d'Achille et *le vainqueur de Troye.*
Oui. Comme ses exploits, nous admirons vos coups:
Hector tomba sous lui, Troye expira sous vous,
Et vous avez montré par une heureuse audace,
Que le fils seul d'Achille a pû *remplir sa place.*

Nun höre man und urtheile.

Eh noch ganz Griechenland durch meinen Mund dir spricht,
Freu ich mich, daß es jezt die Wahl auf mich gericht;
Erlaube mir, mein Herr, die Lust izt zu gestehen,
In dir Achillens Sohn, und Trojens Fall zu sehen.
Du bleibest, so wie er, stets der Bewundrung Ziel,
Weil durch dich Troja nur, wie Hektor durch ihn fiel.
Es zeigete dein Muth, der wirklich groß zu nennen,
Daß nur Achillens Sohn Achillen folgen können.

Wir haben nur das Gröbste durch veränderte Schrift angezeigt; und wenn auch alle diese Fehler, diese Flikwörter, diese platten Ausdrücke vermieden wären, wie matt, wie kriechend, wie weit wäre doch noch diese Uebersetzung unter der Eleganz, und dem Wohlklange des Racine! Und daß man nicht glaube, als wenn wir diese Verse ausgesucht hätten. Ich schlage den Anfang der Phädra auf:

Geliebter Theramen, ich muß den Schluß izt fassen,
Das liebliche Trazen will ich nunmehr verlassen. u. s. w.

Doch am allerelendesten sind die Plaideurs übersezt, wie es sich schon von einer Uebersezung in Versen eines so komischen Stüks erwarten läßt; voll Flikwörter und des Reims wegen gebrauchter poßirlicher Ausdrücke. Ich könnte hieraus einige lustige Fehler auszeichnen, wenn

wenn es der Mühe werth wäre. Einer mag genug seyn, um doch ein kleines Beyspiel zu geben, daß der Uebers. auch ohne Verstand schreiben kan. In der Scene zwischen Chicanneau und der Gräfinn, für welche ihre Verwandten den Befehl ausgewirkt hatten, daß sie nicht mehr proceßiren sollte, giebt ihr der erste den Rath, sie möchte zum Richter gehen und ihn bitten: Liez-moi — Hier wird er von der Gräfinn unterbrochen. Weil dieß nun einen doppelten Verstand hat, (bindet mich oder vereiniget mich; und das lezte war seine Meynung) so glaubt die Gräfinn, daß sie sich soll binden lassen, und der Lärm geht zwischen beyden los. Dieß abgebrochene Liez-moi übersezt er: Bindet mich! und nun wird niemand begreifen können, warum ihr Chicanneau, der sich ihrer in allem Ernst annahm, einen solchen Rath giebt, und sich hernach beschwert, daß sie ihm in die Rede gefallen wäre, und ihn nicht recht verstanden hätte.

Kurz, es wird genug seyn, wenn wir versichern, daß alle Stücke kaum in der Gottschedischen Schaubühne zu stehen verdienten.

D.

---

5. Philologie.

ΕΡΜΕΙΟΥ ΦΙΛΟΣΟΦΟΥ Διασυρμὸς τῶν ἔξω φιλοσόφων Hermiae, Philosophi, Gentilium Philosophorum irrisio, cum adnotationibus Hier. Wolfii, Thomae Galli, Wilh. Worthii suisque Graece in usum praelectionum separatim edidit *Io. Christoph. Dommerich*, Dial. et Philos. Primae Prof. P. O. in Acad. Helmstad. Halle bey Hemmerde, 1764. 188 Seiten in 8.

Unsere Kritik kann eigentlich dem Verfasser, welcher bereits verstorben ist, nichts helfen: aber der Vollständigkeit wegen wollen wir das Buch selbst anzeigen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß Hr. Dommerich sich des Herrn Marquis d'Argens (welcher auch S. 69. philosophus huius ætatis princeps genennt wird) Timäus und Ocellus zum Muster genommen und auf eben diese Art den Hermias habe herausgeben wollen. Daher enthalten die Noten nichts, was zur griechischen Litteratur gehöre, aber desto weitläuftigere Wiederhohlungen bekannter Dinge aus der philosophischen Geschichte, welche desto eher wegbleiben konnten, da dieses Buch zu akademischen Vorlesungen bestimmt war. Spuhren einer eigentlichen Kritik haben wir auch nicht angetroffen: oft aber kleine Abhandlugen über einige Meynungen der Philosophen. Besonders gehört hieher S. 68. f. wo der Verf. sehr übel auf die Philosophen zu sprechen ist, welche den Beweisen, die die Vernunft für die Unsterblichkeit unserer Seele darbietet, die zuverläßige Gewißheit absprechen. Aber der Herr Verf. hätte nicht sowohl die üblen Folgen, welche nach seiner Meynung hieraus entstehen, erzählen, als vielmehr die Stärke der Beweise selbst retten sollen. Denn sonst sagt er eben das, was hundert andere schon gesagt haben und die Sache gewinnt doch nichts mehr dabey.

E.

Entwurf einer Lehrart, nach welcher sonderlich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache der Jugend auf eine leichte Art beyzubringen sind, von M. Erhardt Ludewig Henne, Rector der Schule zu Glauchau, zweyte Auflage. Leipzig bey Christian Gottlob Hilscher, 1768. Ausser der Vorrede 10 Bog.

Beobach-

Beobachter der Menschen werden oft veranlaßt die Anmerkung zu machen, daß die Menschen nicht nur überhaupt an Stärke der Beurtheilungskraft und an Feinheit des Geschmacks, sondern auch in Ansehung der Ausdehnung ihres Gesichtskreises sehr verschieden sind. Diejenigen, welche in der Ferne sehen, urtheilen darum auch selbst von dem, was ihnen nahe liegt, nicht richtig. Bey allem, was sie sehen, sind sie in Gefahr zu irren. Verhindert sie indessen Stolz und Selbstvertrauen nicht daran, ihre Schwäche zu kennen: so folgen sie oft so vorsichtig einsichtsvollern Personen, daß ihre Schwäche nur einem sehr scharfsichtigen Auge nicht unbemerkt bleibt. Unter denen, welche nur in der Nähe sehen, sind ausser den Blödsichtigen, die zu dieser Klasse gehören, einige, welche in dem Bezirk, den ihr Gesicht umfaßt, selbst mit vieler Schärfe und viele, die wenigstens ziemlich gut sehen. Auch diese lezte Gattung von Leuten, wohin vielleicht weit mehr, als die Hälfte der Menschen zu zählen ist, kann durch guten Willen und vielen Fleiß der menschlichen Gesellschaft ungemein nüzlich seyn. Das was Hr. Henne durch seinen Unterricht bey Anfängern leistet, hat uns auf diese Gedanken gebracht. Seine Methode ist in der That gut, besonders für Köpfe von mittelmäßigen Fähigkeiten und von mittelmäßiger Wißbegierd. Für diejenigen, welche sich über dieselben in beyden Stücken erheben, kann dadurch, daß ihnen die Sprache durch anhaltendes Expliciren und durch die damit verknüpfte praktische Erlernung alles dessen, was die Grammatik und das Eigenthümliche der Sprache betrift, noch ein weit kürzerer und angenehmerer Weg erwählt werden. So bescheiden auch der Verf. von sich denkt: so ist er doch immer im Stande besser zu schreiben, als er thut. Auch wird er leicht einsehen, daß er nicht gegen seine Gönner, deren er hin und wieder erwähnt, immer bey-

len der Franzose zu sehr hervorblikt. Weil Solignac mit der Flucht Heinrichs von Valois aus Pohlen beym Jahr 1575 aufhört: so hat Hr. Joachim von der 622sten Seite an, die Pohlnische Geschichte bis auf die Wahl des jezigen Königs fortgesezt. Die Werke des Hn. Lengnich und die Briefe des Crongroßcanzlers Zaluski haben ihn dabey vornehmlich gedienet. Er schreibt zum Theil noch zuverläßiger als Solignac: Zwar nicht mit so zierlichen Wendungen; das verlangt man aber auch nicht von jeden Geschichtschreiber; öfters ist aber doch seine Schreibart zu nachläßig und zu trivial. Der Haupt-Mangel dieser Fortsetzung ist die zu große Kürze. Die wichtigen Regierungen der beyden Auguste machen nur achtzehn Blätter aus. Hr. J. ist freylich nicht Schuld daran. „Ich „hätte gewünscht, sagt er, daß diese Fortsetzung in „zween Bänden hätte ans Licht treten mögen. Allein „ich konnte es nicht erhalten.„ Der Hr. Verleger hatte gleichfalls seine Ursachen, warum er Bedenken trug, das Werk weiter auszudähnen. Ist es nicht ärgerlich, wenn die Hn. Verleger die Gränzen eines Werks, und zumal einer solchen Geschichte, vorschreiben, gerade als ob die Bücher zu nichts nüzten, als nur verkauft zu werden! Die neuere Pohlnische Historie sieht hier wie eine ausgedorrte Hand an einem wassersüchtigen Körper aus. Noch etwas von der Uebersetzung der Urkunde: sie ist ziemlich gut ausgefallen; nur die Polacken, welche darinne anstatt der Pohlen stehen, haben uns nicht gefallen wollen.

Auszug aus der alten Geschichte zur Unterweisung der Kinder. Nach dem Französischen der Frau le Prince de Beaumont. Mit einer Vorrede von Johann Adolph Schlegeln,

von Frankreich enthält, oder der Französischen Geschichte vierter Band. Heilbronn, bey F. J. Eckebrecht, 1766. 2 Alph. 17½ B. in 8. nebst einer Stammtafel der Könige aus dem Hause Bourbon.

Zur Bestätigung des Urtheils, das wir von dem vorhergehenden Bande dieser Geschichte, gefällt haben, können wir auch von diesem sagen, daß er keinen blossen Auszug aus dem Daniel enthalte, und im Ganzen betrachtet, ein nicht mißlungener Versuch sey, die französische Geschichte ursprünglich deutsch zu beschreiben. Man findet in diesem Bande den Beschluß der Geschichte Heinrichs IV. und die Regierung Ludwigs XIII. Neue Aussichten, unter welchen die Begebenheiten vorgestellt würden, und glänzende Betrachtungen über dieselben, haben wir eben nicht angetroffen; man kann aber doch mit der Genauigkeit und Wahrheitsliebe des Verf. zufrieden seyn. Seine Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet. Er hat auch die historische Sprache meistentheils glüklich getroffen. Einige Provinzialausdrücke wie zerschieden für verschreden, hätte er leicht vermeiden können. Ausserdem aber ist uns noch an dem Buche anstößig gewesen, daß der Verf. aus dem zu vertrauten Umgange mit den Französischen Geschichtschreibern bisweilen ihren Ton zu sehr angenommen hat: eben denjenigen, vor welchem sich der Deutsche am meisten zu hüten hat. Wie französisch, aber auch zugleich wie unrichtig und erniedrigend für den größten König seiner Zeit ist es nicht gesprochen, wenn der Verf. S. 455. sagt: „Der Cardinal zog für seine Person aus diesem Bündnisse (mit „Gustav Adolph) den wichtigen Vortheil, daß Ludwig XIII. in seinem hohen Begriffe von der Fähigkeit seines Ministers bestärkt wurde, der mitten in

Endlich kommt das Anmuthige der Geschichte, kleine Vorfälle, Züge und Umstände, die an sich reizend sind, die aber die Verfasserinn nur mit ein paar Worten angezeigt, und sie der mündlichen Erzählung überlassen hat. Die ganze Einrichtung des Buchs hat unsern Beyfall. Eine gute Wahl der Begebenheiten, die reine und lebhafte historische Schreibart, der etwas stärkere moralische Ausdruk, und überhaupt Wahrheit mit Geschmak und Brauchbarkeit vereinigt, herrschen ganz darinnen. Der Uebersezer hat Rollins alte Geschichte, aus welcher eigentlich dieser Band ein Auszug ist, nebst einigen andern guten Werken, stets vor Augen gehabt, die kleinen Unrichtigkeiten, so sich eingeschlichen hatten, sogleich im Texte verbessert, manchmal mehr Licht und Ordnung hineingebracht, die Jahrzahlen unter den Text gesezt, und sie durch die Zeitbestimmung nach der Geburt Christi noch deutlicher angegeben, die Betrachtungen mit vielen gemeinnüzigen vermehret, die besondern Umstände und Begebenheiten oft etwas genauer bezeichnet, und Rollins Stellen aus denen sie genommen sind, angeführet. Eines hätte noch diesen würklichen Verdiensten des Uebersezers beygefügt werden können: ein allgemeiner kurzer Abriß der ganzen alten Geschichte, nach gewissen Perioden und grossen Begebenheiten abgetheilt, damit die Jugend desto leichter in einem so grossen Umfange alles an seinen gehörigen Orte sezen könnte. Der zweyte Band wird sonderlich die Römische Geschichte enthalten, und den Vorzug vor dem Original behaupten, daß dieselbe nach der Anleitung des Crevier bis auf Constantin den Grossen fortgesezt werden soll. — Die Vorrede des Hrn. Past. S. sollten erstlich alle Schul- und Privat-Lehrer, sodann alle diejenigen, welche die Historie mit besonderm Fleiß zu studieren anfangen, und endlich auch die meisten unsrer

Pseudo-

von Frankreich enthält, oder der Französischen Geschichte vierter Band. Heilbronn, bey F. J. Eckebrecht, 1766. 2 Alph. 17½ B. in 8. nebst einer Stammtafel der Könige aus dem Hause Bourbon.

Zur Bestätigung des Urtheils, das wir von dem vorhergehenden Bande dieser Geschichte, gefällt haben, können wir auch von diesem sagen, daß er keinen blossen Auszug aus dem Daniel enthalte, und im Ganzen betrachtet, ein nicht mißlungener Versuch sey, die französische Geschichte ursprünglich deutsch zu beschreiben. Man findet in diesem Bande den Beschluß der Geschichte Heinrichs IV. und die Regierung Ludwigs XIII. Neue Aussichten, unter welchen die Begebenheiten vorgestellt würden, und glänzende Betrachtungen über dieselben, haben wir eben nicht angetroffen; man kann aber doch mit der Genauigkeit und Wahrheitsliebe des Verf. zufrieden seyn. Seine Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet. Er hat auch die historische Sprache meistentheils glüklich getroffen. Einige Provinzialausdrücke wie zerschieden für verschieden, hätte er leicht vermeiden können. Ausserdem aber ist uns noch an dem Buche anstößig gewesen, daß der Verf. aus dem zu vertrauten Umgange mit den Französischen Geschichtschreibern bisweilen ihren Ton zu sehr angenommen hat: eben denjenigen, vor welchem sich der Deutsche am meisten zu hüten hat. Wie französisch, aber auch zugleich wie unrichtig und erniedrigend für den größten König seiner Zeit ist es nicht gesprochen, wenn der Verf. S. 455. sagt: „Der Cardinal zog für seine Person aus diesem Bündnisse (mit „Gustav Adolph) den wichtigen Vortheil, daß Ludwig XIII. in seinem hohen Begriffe von der Fähigkeit seines Ministers bestärkt wurde, der mitten in

„Norden einen streitbaren Fürsten aufsuchte, und „ihn gleichsam in Sold nahm, um durch seine Waf„fen die Macht des Kaysers zu schwächen.“ Doch solcher Stellen sind nur wenige. Weit merklicher ist eine gewisse Weitschweifigkeit des Verf. im Erzählen, die ihn gar oft auf Umstände, welche nichts weniger als interessant sind, führet, oder sonst unnöthige Ausdehnungen verursacht. Wir wählen eines der kürzesten Beyspiele. Er wollte S. 355. sagen: „Die Herzogin „von Orleans starb im Sommer dieses Jahres, nach„dem sie wenige Tage vorher eine Prinzeßin zur Welt „gebracht hatte.“ Aber diese Ausdrücke müssen dem Verf. zu kurz und zu natürlich vorgekommen seyn: man sehe daher was er vor Anstalten macht, es zu sagen: „Den 29. May kam die Herzogin von Orleans „mit einer Prinzeßin nieder. Diese Geburt war „für die Mutter sehr unglüklich. Denn sie starb den „4. Junius im Kindbett.“ Wie vieles Flikwerk! Im Grunde wird der Verf. gestehen müssen, daß er auch diese falsche Beredsamkeit den Franzosen zu danken habe.

Ritter von Solignacs, Staatssecretairs Stanislai, Königs von Pohlen, Herzogs von Lothringen und Bar, allgemeine Geschichte von Pohlen. Zweyter und lezter Band. Bis auf gegenwärtige Zeit fortgesezt, und mit einer Vorrede begleitet von D. Johann Friedrich Joachim, öffentlichen ordentlichen Professor der Geschichte, Bibliothecarius der Universitätsbibliothek, Mitglied der Herzoglichen Jenaischen deutschen Gesellschaft, und Ephorus der Landschaftlichen Freytische des Herzogthums Magdeburg. Halle 1765. Verlag

lag und Druk Christoph Peter Frankens. 3 Alph. 10 Bog. in 4.

Man hat Deutschland durch die Uebersetzung dieses Werks keinen schlechten Dienst geleistet. In keinem andern ist die Geschichte von Pohlen mit so fleißigem Gebrauch der einheimischen Quellen und Beziehung auf dieselben, mit so guter Beurtheilung und so beredt von einem Ausländer vorgetragen worden. Man hätte aber die Brauchbarkeit desselben noch ungemein erhöhen können. Erstlich hätten mehr Nachrichten von der Pohlnischen Staatsverfaßung eingeflochten werden sollen, indem die Kenntniß und Erläuterung derselben bey dieser Geschichte vorzüglich nöthig ist. Eine Anzahl verbessernder Anmerkungen über die Geschichte selbst, wäre ebenfalls nützlich gewesen, oder vielmehr unentbehrlich. Hr. D. Pauli zu Halle gesteht selbst in der Vorrede zum ersten Bande, daß Solingnac, weil er seine Erzählung vornehmlich aus Pohlnischen Schriftstellern genommen, und die Nachrichten ihrer Nachbarn oft versäumt hat, auch die Fehler der erstern in seine Geschichte gebracht habe. Es wäre wohl der deutschen Ausgabe würdig gewesen diese Fehler zu verbessern. Hr. P. welcher den Vorsaz dazu gefaßt hatte, entschuldigt sich damit, daß durch dergleichen Anmerkungen diese Arbeit viel zu weitläufig würde geworden seyn. Hr. D. Pauli ist doch sonst kein Feind von Weitläufigkeit! und wenn man eine allgemeine Geschichte eines Reichs in zween Quartbänden kauft, bezahlt man gerne, um sie möglichst richtig und vollständig zu lesen, ein halbes oder ganzes Alphabet mehr. Beym 2ten Bande wäre ebenfalls manche Gelegenheit gewesen, verschiedene zu witzige oder falsche Vorstellungen des Verf. zu widerlegen, wie z. E. von S. 590. an, wo, wie an mehrern Stel-

 len

len der Franzose zu sehr hervorblikt. Weil Solignac mit der Flucht Heinrichs von Valois aus Pohlen beym Jahr 1575 aufhört: so hat Hr. Joachim von der 622sten Seite an, die Pohlnische Geschichte bis auf die Wahl des jetzigen Königs fortgesezt. Die Werke des Hn. Lengnich und die Briefe des Crongroßcanzlers Zaluski haben ihn dabey vornehmlich gedienet. Er schreibt zum Theil noch zuverläßiger als Solignac: Zwar nicht mit so zierlichen Wendungen; das verlangt man aber auch nicht von jeden Geschichtschreiber; öfters ist aber doch seine Schreibart zu nachläßig und zu trivial. Der Haupt-Mangel dieser Fortsetzung ist die zu große Kürze. Die wichtigen Regierungen der beyden Auguste machen nur achtzehn Blätter aus. Hr. J. ist freylich nicht Schuld daran. „Ich „hätte gewünscht, sagt er, daß diese Fortsetzung in „zween Bänden hätte ans Licht treten mögen. Allein „ich konnte es nicht erhalten.„ Der Hr. Verleger hatte gleichfalls seine Ursachen, warum er Bedenken trug, das Werk weiter auszudähnen. Ist es nicht ärgerlich, wenn die Hn. Verleger die Gränzen eines Werks, und zumal einer solchen Geschichte, vorschreiben, gerade als ob die Bücher zu nichts nüzten, als nur verkauft zu werden! Die neuere Pohlnische Historie sieht hier wie eine ausgedorrte Hand an einem wassersüchtigen Körper aus. Noch etwas von der Uebersetzung der Urkunde: sie ist ziemlich gut ausgefallen; nur die Polacken, welche darinne anstatt der Pohlen stehen, haben uns nicht gefallen wollen.

Auszug aus der alten Geschichte zur Unterweisung der Kinder. Nach dem Französischen der Frau le Prince de Beaumont. Mit einer Vorrede von Johann Adolph Schlegeln,

geln, Pastorn an der Marktkirche in Hannover. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1766. Erster Band. Erster Theil 262 Seiten in 8. ohne die Vorreden von 4 Bogen. Zweyter Theil 408 S.

So lange wir in Deutschland noch selbst nicht anfangen brauchbare historische Lehrbücher für die Jugend zu schreiben, so lange thun wir nun freylich sehr wohl, sie aus dem Französischen, und wäre es sogar aus dem Arabischen, zu übersetzen, damit nur der elende Geschmak, der durch die sogenannten Universal-Historien eines Zopfens, Eßichs, Freyers, und wie sie weiter heissen, nur zu frühzeitig bey einem heranwachsenden Geschlechte nach dem andern eingeführt wird, unterdrükt werde. Man ist also Hn. Schlegeln auch für den ertheilten Rath zu dieser Uebersetzung Dank schuldig. Er bemerkt mit verdientem Lobe, wie die Verfasserinn, (denn ihr wird das Buch wenigstens in der französischen Ausgabe, zu Leiden 1758. zugeschrieben,) das Nothwendige, das Nüzliche und das Anmuthige darinne nicht nur mit einander verbunden, sondern auch dieses alles wieder von einander abgesondert, jedem seine gebührende Rangordnung, und sein gehöriges Maaß angewiesen hat. Das Nothwendige steht in jeder Lection, in welche der ganze Vortrag abgetheilt ist, zuerst; theils in einer Anzahl Fragen, theils in einer zusammenhängenden Erzählung. Beyde enthalten nicht völlig einerley; die Fragen erleichtern das Erlernen der Geschichte; die Erzählung aber verhütet den gemeinen Fehler, sie ohne Verbindung vorzutragen. Hierauf folgt das Nüzliche der Geschichte: es ist in gewisse Betrachtungen über die vorhergehenden Begebenheiten zusammengefaßt, welche ungezwungen, deutlich und von lehrreicher Wichtigkeit sind.

Endlich kommt das Anmuthige der Geschichte, kleine Vorfälle, Züge und Umstände, die an sich reizend sind, die aber die Verfasserinn nur mit ein paar Worten angezeigt, und sie der mündlichen Erzählung überlassen hat. Die ganze Einrichtung des Buchs hat unsern Beyfall. Eine gute Wahl der Begebenheiten, die reine und lebhafte historische Schreibart, der etwas stärkere moralische Ausdruk, und überhaupt Wahrheit mit Geschmak und Brauchbarkeit vereinigt, herrschen ganz darinnen. Der Uebersetzer hat Rollins alte Geschichte, aus welcher eigentlich dieser Band ein Auszug ist, nebst einigen andern guten Werken, stets vor Augen gehabt, die kleinen Unrichtigkeiten, so sich eingeschlichen hatten, sogleich im Texte verbessert, manchmal mehr Licht und Ordnung hineingebracht, die Jahrzahlen unter den Text gesezt, und sie durch die Zeitbestimmung nach der Geburt Christi noch deutlicher angegeben, die Betrachtungen mit vielen gemeinnützigen vermehret, die besondern Umstände und Begebenheiten oft etwas genauer bezeichnet, und Rollins Stellen aus denen sie genommen sind, angeführet. Eines hätte noch diesen würklichen Verdiensten des Uebersetzers beygefügt werden können: ein allgemeiner kurzer Abriß der ganzen alten Geschichte, nach gewissen Perioden und grossen Begebenheiten abgetheilt, damit die Jugend desto leichter in einem so grossen Umfange alles an seinen gehörigen Orte sezen könnte. Der zweyte Band wird sonderlich die Römische Geschichte enthalten, und den Vorzug vor dem Original behaupten, daß dieselbe nach der Anleitung des Crevier bis auf Constantin den Grossen fortgesezt werden soll. — Die Vorrede des Hrn. Past. S. sollten erstlich alle Schul- und Privat-Lehrer, sodann alle diejenigen, welche die Historie mit besonderm Fleiß zu studieren anfangen, und endlich auch die meisten unsrer

Pseudo-

Pseudo-Geschichtschreiber lesen: sie alle würden daraus lernen, wie die Geschichte der Jugend und den Menschen überhaupt vorgetragen werden müsse, wenn sie mehr als eine Gedächtnißkunst seyn soll.

* * *

7) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Kurze und deutliche Vorstellung der edlen Probierkunst, was dieselbe sey, was vor Instrumente dazu erfordert werden, wie zur rechten Kenntniß aller Mineralien und metallischen Erze zu gelangen, und wie solche in der Probierung zu traktiren sind. Nebst einem ausführlichen Berichte vom Salpetersieden, und Erklärung aller chymischen Wörter und Zeichen. Nürnberg, 1766. auf 392 Seiten in 8.

Der Verf. dieses Receptbuchs für Probierer ist kein Gelehrter, und kennt weder einen Cramer oder Lehmann, noch einen andern Scheidekünstler unsers Jahrhunderts. Wir müssen dies zu seiner Entschuldigung sagen, weil es ihm sonst unsere Leser nicht vergeben würden, daß er die Verwegenheit gehabt hat, sich zum Lehrer einer so aufgeklärten Wissenschaft aufzuwerfen.

Je genauer wir mit der Untersuchungskunst der Erze bekannt werden, desto mehr überzeugen wir uns, daß sie nicht in allgemeinen Formeln besteht, und daß man in die größten Fehler verfällt, wenn man alles auf einerley Art behandelt. Die Erfahrung hat uns

Grund-

Grundsätze gelehrt, nach welchen wir jede Arbeit beurtheilen und einrichten müssen; und es ist die Pflicht eines Lehrers der Probierkunst, die Anwendung dieser Grundsätze durch Beyspiele sorgfältig zu erläutern. Der Verf. dieses Buchs weis von jenen Grundsätzen nichts, und sein Unterricht ist nur eine handwerksmäßige Vorschrift zu einigen Processen.

Er handelt zuerst von den wirkenden und leidenden Instrumenten des Probierers. Die Oefen, die er beschreibt, sind ganz altväterisch; und die Flüsse so, wie sie unwissende Laboranten erfunden haben. So nothwendig es auch ist, Schülern der Probierkunst eine Kenntniß von den Metallen, die sie aus den Erzen schmelzen lernen sollen, beyzubringen, so finden wir doch, daß der V. diesen Gegenstand gänzlich übergangen hat. Die Weise, wie man die Bergarten untersuchen muß, fehlt gleichfalls. Bey den güldischen und silberhaltigen Erzen hält er sich am längsten auf. Von der Verrichtung derselben sagt er beynahe gar nichts, und im Ausschmelzen sieht er nicht auf die Verschiedenheit der Bergarten, und anderer Körper, die mit den Erzen verbunden sind. Seine Erklärungen der Bergwörter sind oft unrichtig, wenigstens immer undeutlich und unvollständig. Er erzählt bey Gelegenheit einige Processe, die bey Gold- und Silber-Arbeitern vorkommen. Darüber vergißt er die Untersuchung des Eisens, des Zinns, und der Halbmetalle beynahe gar. Den Kobold hält er für ein unzeitig Silbergewächs, und einen zeitigen Arsenik; den Salpeter nennt er aber noch einen Saft der Erde. Eine Erklärung der chymischen Kunstwörter, die unverständlicher, als die Kunstwörter selbst, ist, beschließt das ganze Werk.

Cadmiologia oder Geschichte des Farbenkobolds nach seinen Namen, Arten, Lagerstätten, darbey

bey brechenden Erzen und Steinen, wie auch dessen Verhältniß nach der Probierkunst, dessen Gebrauch und andern dabey vorfallenden Umständen, von D. J. G. Lehmann. Zweyter Theil. Königsberg und Leipzig 1766. auf 115 Seiten in 4.

Herr Lehmann hat sich schon längst auf eine so lehrreiche Art mit mineralogischen Untersuchungen beschäftiget, und so vortreffliche Anmerkungen zur Verbesserung dieser Wissenschaft gemacht, daß seine Schriften gewiß mehr als eine gemeine Aufmerksamkeit verdienen. Die Geschichte des Farbenkobolds erhält in diesem zweyten Theile der Kadmiologie mehr Licht, als sie seit unserer Bekanntschaft mit diesem Minerale jemals erhalten hat. Der Herr Verf. erzählt zuerst seine Versuche mit dem schwarzen mulmigen Kobolde aus dem Saalfeldischen. In dieser Art lies sich durch die sorgfältigste Bearbeitung keine Spur des Arsenics entdecken. Es ist diese Beobachtung desto merkwürdiger, weil man bisher immer geglaubt hat, daß der Arsenik etwas wesentliches bey dem Kobolde sey. Weil die Scheidungen des Kobolds im trocknen Wege gar zu einfach, und zu wenig unterrichtend waren, so stellte der Hr. Verf. die meisten Versuche im nassen Wege an, und brauchte ausser den gewöhnlichen sauren Auflösungsmitteln noch die beyden Säuren, deren Entdeckung wir dem Hrn. Marggraf zu danken haben, nemlich die Säure des Phosphorus, und des Ameisenöls. Im zerflossenen Weinsteinöle litte der Kobold keine Veränderung; aber dem Salmiakgeiste, der mit einem feuerfesten Laugensalze bereitet worden war, gab er eine Ultramarinfarbe. Jede Auflösung wurde darauf durch die Abdämpfung, das Niederschlagen, und die Vermischung mit andern

Auflö-

Auflösungen untersucht. Aus allen Versuchen folgert der Hr. Verf. am Ende den wichtigen Schluß, daß das *blaue* Farbenwesen aus Kupfertheilen, etwas wenigen Eisen, und einer kalischen Erde bestehe; ja, er hält es aus eigenen Erfahrungen für wahrscheinlich, daß man dieses Farbewesen durch die Kunst nachahmen könne. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Arsenik im Kobolde. Dieses metallische Salz, das wir noch so wenig kennen, ist beynahe mit allen Erzen verbunden, und wir können selbst zu den Beyspielen, die der Hr. Verf. anführt, noch dies hinzu setzen, daß wir es aus einer Art Braunstein erhalten haben. Die Verhältniß, in welcher der Arsenik dem Kobolde beygemischt ist, ist mannigfaltig, und hängt meistens von der Beschaffenheit der Koboldmutter ab. Die Scheidung desselben lehrt der Hr. Verf. sehr genau: aber zu entdecken, wie der Arsenik zum Kobolde komme, das ist für ihn, und für unsere Zeiten eine unauflösbare Aufgabe. Gold und Silber sind beyde im Farbenkobolde nur zufällig, und das Gold wenigstens insgemein nur eingesprengt oder angeflogen, aber nicht damit vererzet. Die Koboldspeise, welche der vierte Abschnitt untersucht, ist nichts anders als Kupfer, Eisen und Arsenik, ausser daß ihr bisweilen zufällig andere Metalle beygemischt sind.

Q.

---

8. Haushaltungskunst.

Der verbesserte ökonomische Tausendkünstler, oder ökonomisches Handbuch, worinnen die wichtigsten Vortheile in allen Theilen der Landwirthschaft und Haushaltungskunst sonderlich bey

Bey dem Feld- Garten- Wiesen- Forst- und Waldbau, dem Weinbau, der Viehzucht und andern dahin gehörigen Wissenschaften be- schrieben werden, zum Besten der Land- und Hauswirthe zusammengetragen von einigen Freunden der Land- und Hauswirthschafts- kunst. Ulm, bey August Lebrecht Stettin, 1767. gros 8. 1 Alph. 17 Bogen.

Ist nicht mehr das alte abgeschmakte Buch, worinnen wenig nuzbares war, sondern das mehreste aus abendtheuerlichen Künsten, und aberglaubischen Possen bestand; sondern es ist eine Sammlung meistens sehr praktischer Auszüge aus den besten neuern Schriften von allen Theilen der Landwirthschaft. Wir haben insbesondere bemerket, daß die aus dem Englischen übersezte Haushaltungs- und Landwissenschaft, ein vortrefliches Buch, hiebey stark gebraucht worden ist. Hier und da hätte noch manches wegbleiben und manches geändert werden können. Es kommt indessen auf dem Geschmak der Leser an. Wir haben so viel gutes darinn gefunden, als hinreichend ist, das Buch als brauchbar zu empfehlen.

Des Herrn Baussan du Bignon, Königl. Franz. Notarii, und Domainen Empfängers, zu Suze au Maine, Abhandlung über die beste Art, Oefen zu bauen, darinnen Ziegel, Kalk, und Töpferarbeit gebrannt werden können, so wohl in der Absicht, das Holz zu ersparen, als auch, um einen durchgängig gleichen Brand, in denen verschiedenen Stellen des Ofens zu erhalten; welche von der Königl. Preu-

Preußischen Akademie der Wissenschaften, und schönen Künsten in Berlin, in dem 1766sten Jahre den Preis erhalten hat; aus der französischen Originalschrift übersezt und mit den dahin gehörigen Rissen versehen. Wolauf! lasset uns Ziegel streichen, und brennen u. s. f. 1. Buch Mos. 11, v. 3. 4. Berlin bey Haude und Spener, Königl. Preußl. und der Akademie der Wissenschaften privil. Buchhändlern. 1766. 5 Bogen und 10 Kupferplatten.

Wer darf eine Schrift tadeln, welche von einer ganzen Akademie der Wissenschaften gekrönet worden ist? Die gegenwärtige ist indessen verschiedener Verbesserungen fähig, welche in ihrem ganzen Umfange und mit gehöriger Deutlichkeit anzuführen uns der enge Raum verbietet. Vielleicht geschiehet es ein andermal in einer besondern Schrift von dieser Materie. Die Uebersetzung ist gut; Papier und Druk aber könnten besser seyn.

Vollständiger Lehrbegriff von der praktischen Feldwirthschaft nach der alten und neuen Einrichtung, so weit sie sich auf die Erfahrung gründet, allen Liebhabern des Feldbaues zum besten abgefaßt von John Mills Esq. Aus dem Engeländischen übersezt von M. C. F. J. Omnium rerum, ex quibus aliquid conquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine, nihil libero dignius. Cic. Off. l. 1. Fünfter und lezter Band nebst Register. Leipzig bey M. G. Wei=

Weidmanns Erben und Reich, gros 8. 1767. 1 Alph. 12 Bogen.

Von diesem guten Buche haben wir in unserer Bibliothek schon mehrmalen geredet, daher wir den Leser auf unser damaliges Urtheil zurük weisen, und gegenwärtig nur anzeigen, daß dieser lezte Band alle die übrigen Artickel der praktischen Feldwirthschaft sehr gründlich abhandelt, welche in den vorigen Theilen noch nicht mit begriffen sind.

Gedanken und Vorschläge zur Stadt- und Land-Oeconomie, als ein Beytrag zu denen schlesischen ökonomischen Sammlungen. Breslau, zu finden bey Joh. Michael Gampert, Buchhändler. 1767. 11 Bogen in 8.

Die schlesischen ökonomischen Sammlungen sind schon lange als eine der besten Schriften dieser Art bekannt. Gegenwärtiger Beytrag, dessen Jnhalt 14. verschiedene wichtige Aufsätze enthält, giebt ihnen an Güte nichts nach, und verdienet daher gleich jenen von allen würdigen Oekonomen gelesen zu werden.

Theoretisch- und praktischer Versuch über die ansteckenden Viehseuchen, sammt den Mitteln, wie man denselben zuvorkommen, und sie aus dem Grunde heilen soll. Vom Herrn Clerc, ehemaligem Arzte bey dem Königl. Kriegsheere in Deutschland, und Sr. Excellenz des Feldmarschalls Grafen von Razumowski, Hettmann der Kosacken, Aufseher über den kaiserlichen Paulusspittal zu Moscau, und Mitgliede der Kaiserl. Akademie der Wissen-

schaften zu St. Petersburg. Aus dem Französischen übersetzet. Wien, bey Friedrich Bernhardi, Buchhändlern auf dem obern Jesuiterplatze. 1767. 3 Bogen in 8.

Der Herr Verf. sagt S. 8. „Ich wünsche sehr, „daß ich diesen Stoff vollkommen erschöpfen „möchte. Allein mein Eifer ersetzet die Stelle des „Talents nicht, und wer bloß mit seinen Augen siehet, „der siehet nicht allzuweit. Was soll ich nun für einen Ausweg wählen? Hier ist er. Ich will ihm „alles plattweg mittheilen, was ich bey vier Umfällen „des Hornviehes gut gesehen, und wohl beobachtet zu „haben glaube, und dann meine Beobachtungen mit „den Beobachtungen derjenigen zusammenhalten, die „es wie ich versuchet haben, eine Ecke des Vorhanges „aufzuheben, der uns die Ursachen der allgemeinen Plagen verbirget.„ Diese Sprache der Bescheidenheit, welche den Inhalt der Schrift auf eine so angenehme Art erkläret, erhöhet den Werth, welchen man derselben vor vielen andern dieser Art mit Recht zueignen kann. Von den Heilungsmitteln der Seuche drücket sich der Herr Verf. S. 26. also aus: „Dieses ist der „strenge Punkt der Kunst. Hier muß man gestehen, „daß wir noch nichts gewisses haben, wirksam und beständig den ansteckenden Vergiftungen zu wehren.„ Ein solches freymüthiges Bekenntniß in dem Munde eines geschikten Mannes gefället unendlich mehr, als die lauten Prahlereyen so vieler marktschreyerischen Aerzte, welche so zuversichtlich von der Cur dieses unheilbaren Uebels reden und schreiben.

Nüzliche Nachrichten und Abhandlungen das Oekonomie- und Commerz-Wesen betreffend. I. Stük im Monath Jenner 1767. 6 Bogen.

IItes Stük im Monath Hornung 1767. 6 Bogen. IIItes Stük im Monath Merz 1767. 6 Bogen. IVtes Stük im Monath April 1767. 6 Bogen. in gr. 8. Wien, gedrukt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, Kayserl. Königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

Je grösser die Menge der schlechten Schriften dieser Art ist, welche in jeder Messe gleich einem unaufhaltbaren Strom hervorbrechen, und alle Buchläden überschwemmen, um so mehr freuen wir uns dem Publikum auch einmal ein gutes Buch ankündigen zu können. In diesen nüzlichen Nachrichten sind die wichtigsten Materien in der Oekonomie und dem Commerz-Wesen gewählet und mit einer Gründlichkeit abgehandelt, welche die Geschiklichkeit der Verf. ausser allen Zweifel sezt. Der Inhalt des ersten Stüks den wir hieher sezen wollen, wird den Leser von der eigentlichen Beschaffenheit dieser periodischen Schrift näher urtheilen lassen, und wir versichern ihn dabey, daß die folgenden Stücke dem erstern ähnlich, alle aber vorzüglich gut ausgearbeitet sind. Er bestehet in folgenden Abhandlungen: I. Vorschlag zur Verbesserung der Landwirthschaft S. 5. II. Ein durch viele Proben bewährtes Mittel, schönes Vieh von allen Arten zu ziehen, S. 40. III. Ein ähnlicher Vorschlag zur Pflanzung guter Früchte von verschiedenen Arten S. 43. IV. Vorschlag zur Ersparung des Holzes S. 44. V. Anmerkungen über die Handwerker, Künsten, und Manufakturen überhaupt S. 48. VI. Abhandlung von den Leinewand-Manufakturen, S. 64. VII. Gedanken von der Handlung, S. 79. VIII. Oekonomische Neuigkeiten, welche sich auf diese Sammlung beziehen, S. 88. IX. Verzeichnis neu angekommener

ökonomischer Schriften S. 93. Bey diesem leztern Aufsaz, dergleichen sich in jedem Stük findet, müssen wir indessen erinnern, daß das beygefügte Urtheil über manches Buch nicht allemal gegründet und zuverläßig ist. So wird z. E. im zweyten Stük S. 102. des Huberts Abhandlung vom allgemeinen Holzmangel, als ein sehr gutes Buch empfohlen, da es doch nach dem Urtheil der Kenner ganz und gar schlecht ist, und man viel Schriften von diesem Gegenstand hat, welche ungleich gründlicher und in aller Absicht brauchbarer sind. Noch können wir anführen, daß das Papier und der Druk dieser nüzlichen Nachrichten gut ausfällt. Eine Vollkommenheit die wir leider nur gar zu ofte auch bey den besten deutschen Schriften vermissen.

P.

9. Vermischte Nachrichten.

M. F. Meergraffens, Hochfürstlich Speyerischen Policey-Commissarii, Hofkammer- und Commercien-Raths Versuch einer wahren Verbesserung zur Glükseeligkeit eines Staats, über die vier wichtigste Gegenstände, als des Erdenbaues und Landwirthschaft, der Policey- Cammeral- und Commercien-Wissenschaften. Aus selbstiger Erfahrung und nach der Englischen Methode beschrieben. Bamb. Frankf. und Leipzig. Auf Kosten der Göbhardtischen Buchhandlung 1765. groß 8. 280. S. ohne Vorrede.

Wann diese Schrift in Bamberg, Würzburg und Speyer einige Leser findet, so ist es ihm zu gönnen,

men; ausserdem aber wird sie ein schlechtes Glük machen; denn sie ist wirklich unter der Critik. Wir wissen gar nicht was wir aus dem Verf. machen sollen.

Wann man sich zuweilen einbildet, ihn zu verstehen, und ihn nun bey seiner Meynung fassen will; so ist er wie ein Bliz in Engelland; verfolgt man ihn auch dahin, so macht er Pyramiden und Figuren und ehe man sichs versieht, stimmt er ein Morgenlied an, das er selbst verfertigt hat; nirgends hält er Stand; deutsche und lateinische Sprüche, Gellert und Gottsched, Knüttelverse, Gesundheiten, und dann auch wohl ernsthafte Gedichte von ihm selbst, Chymie, französische Uebersetzungen — das hat er alles wie in einer Gauckeltasche im Vorrath. Aber die französischen Uebersetzungen wollen wir ihm doch im Vorbeygehen abrathen. Wir sollten glauben, daß es um Speyer doch noch Leute gebe, die mit der französischen Sprache besser bekannt wären: des hautes futayes übersezt er: von hohen...., ferner: de cette comparaison sortent des lumieres qui ne laissent rien à desirer au lecteur sur cette partie — aus diesem wird nun klärlich erhellen, daß der Leser nichts mehrers über jenen Theil zu verlangen habe — Orobanche, ein bekantes Unkraut, nennt er ein Ungeziefer. Dieß ist noch das wenigste.

In der Vorrede sagt er am Ende: verdiene ich eine Critique, so wird solche inskünftige zu meiner Besserung dienen. Die einzige Besserung, die von ihm zu hoffen ist, ist, daß er nichts mehr schreibe.

Grundriß oder Entwurf en Squelette wie ein Regent, ohne Beschwerde seiner Landeseinkünften, weder einiger Anlagen seiner Unterthanen eine ewige Recrouten-Colonie anlegen

und errichten könne. Entworfen von M. F. Greffarme. Bamberg, Frankfurt und Leipz. 1766. 58 Seiten in 8.

Man kann schon aus der Schreibart des Titels auf diejenige des Innhalts schliessen. Solche kleine Schriften mit wunderlichen Tituln haben zuweilen doch ein Verdienst in der Einkleidung, und ihr Plan ist Scherz oder Satyre. Der Protestation ohngeachtet, die der V. in der Vorrede gegen alle die einlegt, die nicht einsichtig genug sind, sein Werk zu beurtheilen, ist und bleibt es aber doch allemal ein trockenes Hirngespinnst.

Das Geheimniß besteht darinne, alle Soldaten heyrathen zu lassen, und die Söhne in Casernen zu erziehen. Für eine Caserne rechnet er 1000. Recruten, und einen Umfang von einer halben Meile zu 10. Bauernhöfen für 40 Remonte-Pferde; für ein ganzes Land 100. solcher Casernen und in die Mitte eine Haupt-Caserne für den Stab, für Schuster und Schneider.

Das größte Geheimniß behält er aber noch für sich, nemlich die Töchter zu versorgen. Die Mächte von Europa, denen er sein Werk dedicirt, werden ihm vielleicht einen Gesandten schicken sollen, um sich das hochwichtige Geheimniß auszubitten.

Er nennt es die Braut-Cassa. Wir werden nicht irren, wann wir auf die uralte Obrechtische Erfindung rathen, die mit so vielen Vermehr- und Verbesserungen an manchen Höfen schon zum Vorschein gekommen aber nirgends gelungen ist, davon Hr. G. z. E. ein Zeuge seyn kann. Wir geben also schlechte Hofnung, daß des Hrn. G. Projekt in Europa Beyfall finden werde. Er bedrohet uns mit einem noch reichern Vorrath von nützlichen Staatseinrichtungen, der in seinem idealischen Gemüthe vorhanden ist. Wir bitten ihn sehr, unser zu schonen. C.

Nach-

Nachricht an das Publikum.

Wegen folgender Schrift: Sittliche Schilderungen über die so wichtige Lehre des menschlichen Lebens zu allen Zeiten glüklich zu seyn, nach den beliebten Vorlesungen des Herrn Prof. Gellert über die natürliche und geoffenbarte Moral. Mit Kupfern, Straßburg, 1768.

Ich fürchte zwar nicht, daß ein aufmerksames Publikum die in dem vorstehenden Werke unter meinen Namen eingerükten moralischen Aufsätze, leicht für die meinigen halten werde. Allein da viele der Sache doch nicht eher gewiß seyn können, als bis sie gekauft oder solche gelesen haben: so halte ichs für meine Pflicht durch eine öffentliche Erklärung den Verlust ihrer Zeit, und der Kosten zu verhindern. Leipzig den 29 April 1768.

C. F. Gellert.

Der Herr Doctor Unzer verspricht von der Wochenschrift der Arzt, eine viel vermehrte und verbesserte Auflage zu liefern. Sie wird bey G. C. Berth, Buchhändler in Lüneburg und Rinteln, gedrukt.

Todtesfälle.

Am 4ten März dieses 1768sten Jahres ist zu Zürich Herr Johann Felix Heß, Diener des göttlichen Wortes, in seinem 26sten Jahre verstorben. Die im vorigen Jahre gedrukte Prüfung philosophischer und moralischer Predigten, hat, wie wir hören, ihn zum Verfasser. Sie kann zur Probe dienen, was bey so gründlichen Kenntnissen und bey einer so rechtschaffenen Wahrheitsliebe noch ferner von ihm zu erwarten gewesen wäre.

Den 6ten May 1768. starb zu Ilefeld, in Hohensteinischen, der Superintendent und Director des Königl. Pädagogium, Herr Mag. Conrad Nahrmacher. Er war den 22 May 1733. zu Ratzeburg gebohren, er ist durch verschiedene Schriften bekannt.

Den

Den 31sten May 1768. starb zu Wien der sehr berühmte Freyherr Heinrich Christian von Senkenberg, Kaiserl. Reichshofrath.

Den 23sten Jun. 1768. starb Herr Joh. Julius Hecker, Kön. Preußl. Oberconsistorialrath und Prediger bey der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin. Er ist durch verschiedene Schriften, und sonderlich durch die Errichtung der Realschule bekannt.

Drukfehler

in des IV. Bandes I. Stük.

Seite 242. Zeile 25. Theophrastes lies Theophrastus. S. 289 Z. 10. Recepta l. Recepte.

in des IV. Bandes II. Stük.

Seite 82. Zeile 4. versuchen lies Versuchen. Z. 24. Weiskohlen l. Reiskohlen. S. 83. Z. 11. Gummoni l. Gummi. S. 84. Z. 9. Anfang l. Anhang. S. 85. Z. 1. schloß l. floß. Z. 18. die Plat l. der Plat. S. 105. Z. 8. von unten l. dunkeln statt dunklen. S. 106. Z. 15. in was eine l. in was für eine. S. 110. Z. 14. statt wußten l. wüßten. Z. 4. von unten l. eigene statt einige. S. 114. Z. 9. von oben und 14. von unten l. Bibel statt Biebel. S. 117. Z. 1. anstatt des (,) muß ein (.) stehen. Z. 11. anstatt Hrn. Kruzelt l. Krugott. S. 120. Z. 14. statt Fasttages l. Festtages. S. 272. Z. 27. Text l. Topf.

in des V. Bandes I. Stük.

S. 69. Z. 9. l. Glieneke statt Glianeke. Z. 4. von unten wofür statt worfür. Z. 3. den statt denen. S. 73. Z. 4. müßten statt müssen. S. 230. Senior statt Semior.

in des V. Bandes II. Stük.

S. 112. Z. 12. unzähliger l. unzählige. S. 124. Z. 20. für allen l. vor allen. S. 176. Z. 16. hernach l. hiernach. S. 183. muß anstatt des Zeichens D* das Zeichen D* stehen. S. 237. Z. 8. sonder l. sonders. S. 249. Z. 2. lies statt hier, in dem Werke selbst. S. 290. Z. 30. Penderische l. Stenderische.

in des VI. Bandes II. Stük.

S. 83. muß statt des Zeichens E. das Zeichen C. stehen. Die beyden ersten Recensionen S. 253. 254. hätten sollen S. 277. stehen.

in des VII. Bandes I. Stük.

S. 72. Z. 2. von unten Bänder l. Bände. S. 76. Z. 4. Bändern l. Bänden. S. 108. Z. 1. im Volk l. ein Volk Z. 8. uns l. eins.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des siebenten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1768.

Inhalt

der in diesem zweyten Stük des siebenten Bandes recensirten Bücher.

Fortsetzung der Winkelmannischen Monumenti antichi. Vol. primo e secondo. [illegible]

I. Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Erster Band. 17

II. Elementa Botanicae, auctore *G. C. Oeder*. Pars I. & II. 29

III. Das Schrotamt aus richtigen Quellen des Alterthums entdecket von J. F. Klotzsch. 34

IV. *I. C. L. a Stoerchen* Institutiones juris Feudalis. 4[illegible]

V. Auserlesene und nüzliche Neuigkeiten für alle Münzliebhaber, herausgegeben von G. Bauer. 4[illegible]

VII. Beyträge zur Wahrheit der christl. Religion. 52

VIII. D. J. H. Fabers Anfangsgründe der schönen Wissenschaften. 55

IX. J. L. v. Mosheim Sittenlehre der heiligen Schrift. Achter Theil. 59

X. *B. L. Tralles* de Insitione Variolarum. 65

XI Acta Pacis Olivensis inedita, *J. G. Böhmii*. Tom. I. & II. 79

XII. Kurzer Unterricht, wie ein junger Mensch auf Schulen sein Studiren christl. und vernünftig einrichten könne, von M. J. G. Geißlern. 88

XIII. D. G. Schusters medicin. Journal. 1r T. 99

XIV. Prüfung der Uebersezung des neuen Test. Zweyter Theil. Herausgeg. v. A. G. Masch. 10[illegible]

XV. J. J. Plenks leichte Art den mit der Lustseuche angestekten Kranken das Quecksilber zu geben. 107

XVI. J. W. Willebrands Inbegriff der Po-

lleey nebst Betrachtungen über das Wachsthum der Städte. 111
XVII. Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen die Music betreffend. 113
XVIII. Betrachtungen über Uepplgkeit, Unglauben und Schwärmerey.
Vom falschen Religions-Eifer. 119
XIX. Briefe zur Bildung des Geschmacks. 2r T. 142
XX. Caroli C. a Linné Plantarum rariorum horti Upsaliensis Fasciculus primus. 159
XXI. J. G. F. Franz, von der genauen Uebereinstimmung geschikter Lehrer in öffentlichen Schulen mit den grösten Staatsmännern. 166
XXII. Kleine Beyträge zur Aufnahme und Ausbreitung der Münzwissenschaft. 3 Stücke. 168
XXIII. Biblia, das ist, die ganze heil. Schrift altes und neues Testaments von Rehberger. 176
XXIV. A. S. Marggrafs Chymischer Schriften zweyter Theil. 181
XXV. Observationes Iur. publ. Germ. de Civitatum Imp. Juribus ecclesiast. 206
XXVI. Entwurf eines vollständigen Reglements oder einer Ordnung für eine Fürstl. Hof-Cammer, abgefaßt von J. F. Döhler. 212
XXVII. Histoire de l'Ac. Roy. des Sciences et belles lettres. Année 1764. 236
XXVIII. A. Murray historia insitionis variol. in Suecia ad novissim. temp. protracta. 242

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Le chretien dans la solitude. 245
Beweis, daß des Menschensohn, unser Herr und Heyland Jesus Christus zu dreyen unterschiedenen malen gen Himmel gefahren sey. 246

Samm-

Samml. biblischer Wahrheiten, so in zwölf Predigten öffentlich vorgetragen C. L. O. Zachow. 246
Hn. D. Pörtners auserlesene Predigten, herausgegeben von G. J. Zollikofer. 2r und 3r Th. 246
Die christl. Herrschaft und Obrigkeit. 247
Geistl. Denkmäler von einigen merkwürdigen Begebenheiten in verschiedenen Casual-Predigten aufgerichtet von J. G. Grünwald. 248
Homiletica ſive de recta eloquentiae eccleſiaſticae ratione libellus. 248
Die heilige Schrift des A. und N. Testaments von J. A. Dietelmaier. Eilfter Theil. 249
Abbildung eines wahren und falschen Naturalisten, entworfen von M. J. A. Ziehen. 250
Bibliotheca Bremenſis nova hiſtorico-philologico-theologica. Claſſii VI. Faſcic. I. 253
Stromateus diſſertationum de Sacra Domini coena, a *G. Schwarz.* 254
Elementa Theologiae moralis, a D. *I. F. Reuſs.* 256
Vollständige Einleitung in die Religion und gesammte Theologie, herausgegeben v. H. W. Clemm. 258
M. U. G. Thorschmids vollständige engländische Freydenker-Bibliothek. Vierter Theil. 259

2) Rechtsgelahrheit.

Unterricht von allen im gemeinen Leben vorkommenden bürgerlichen Handlungen 2c. entworfen von F. G. Meyer. 260
I. H. C. de Selchow — elementa juris germ. priv. hodierni ex ipſis fontib. deducta. 262
C. F. M. rechtliche Abhandlungen. 3r Band. 262
S. Stryckii Examen Iuris Feudalis methodo inſtitutionum diſpoſitum. 264

3) Arzneygelahrtheit.

Dispensatorium medico-pharmaceuticum jussu *Caroli Theodori*, a Concilio medico Electorali Palatino succinctum. 264
Diss. inaug. medica *de* verme *Taenia* dicto, autore *S. S. Beddeus.* 266
Diss. med. de Cortice Peruviano, Authore *I. A. de Capell.* 266
V. Brusati Diss. inaug. med. de morbis feminarum. 266
Diss. inaug. med. de Chlorosi, authore *C. Gmaidler.* 266
Diss. inaug. med. exhibens febris irregularis historiam authore *Matthaeo Störck.* 266
F. N. Sedey Diss. chemico-medica de sulphure, spiritu ejus volat. et acido caustico. 267
A. B. Kölpin, Commentatio botanico-physica de Stylo ejusque different. externis. 268
H. Boerhavens wichtige Abhandl. vom Krebs und Krankheiten der Knochen. 268
I. G. Roedereri, Elementa artis obstetriciae in usum auditorium denuo edita. 269
A. B. Kölpin Schediasma anatomicum de structura mammarum sexus sequioris nuperrimis observationibus et experimentis superstructa. 270
Von der Wendung. Ob die Webmütter, bey gefährlichen Geburten, dem Kopf zuerst zur Welt zu helfen versuchen rc. von G. D. Bössel. 271

4) Schöne Wissenschaften.

Hrn. C. Goldoni sämtl. Lustspiele. 2ter Theil. 272
Nouveau recueil pour l'Esprit et le coeur. Tom. IV. 273

An-

Anweisung zum Briefschreiben nach dem heutigen Geschmak, zum andernmal herausgegeben, von M. J. F. Wagner. 273
Die Redekunst fürs Frauenzimmer. 274
Des Hrn. von Voltaire Henriade, übersezt E. C. Reichard. 275
Die große Verwandlung, oder das wunderbare Jahr, 275
Versuch über den Geschmak von A. Gerard. 276
Der Greiß. Eilfter Theil. 277

5) Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

Des Herrn le Beau, Geschichte des morgenländischen Kayserthums. 1r, 2r, 3r und 4r Th. 279
Des Hrn. L. Bar. von Hollberg, kurze Vorstellung der allgemeinen Welthistorie. 282
Sammlung neuer Reisebeschreibungen. 283

6) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

J. C. Wieglebs, kleine chymische Abhandlung von den großen Nutzen der Erkenntniß des Acidi pinguis &c. 284
Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürch. Erster Band. 288
J. C. Schäffers Zweifel und Schwürigkeiten, welche in der Insektenlehre annoch vorwalten. 290
Sammlung kleiner physikalischen Schriften von D. J. A. Unzer. 291

7) Haushaltungskunst.

Des Herrn von Fourbonnais Sätze und Beobachtungen aus der Oekonomie.
Oekonomische Beobachtungen über verschiedene Punkte in dem Lehrgebäude des Verfassers der ökonomischen Tabelle. 293

Voll.

Vollständige Anweisung zum Tabakbau ꝛc. mitgetheilet von J. W. 294
Hinlängliche Anleitung zur Seidenzucht. 295
Erzählung und Geschichte der Königl. Dänischen Ackerakademie. 295
Der unfehlbare Weg Vermögen zu erwerben und wohl damit umzugehen. 296
Bericht über die Erfindung einer neuen Dresch-Maschine. 297
Oekonomische Bibliothek. 298
Vollständige Anleit. wie die Reben zu pflanzen. 298
Oekonomisch-praktische Anweisung zur Einfriedigung der Ländereyen, mitgetheilet von N. Oest. 299
Gemeinnüzlicher Vorrath auserlesener Aufsätze zur Beförderung der Haushaltungswissenschaft ꝛc. Erster Theil. 300
J. J. Reinhards vermischte Schriften. 5tes, 6tes und 7tes Stük. 301

8) Vermischte Nachrichten.

A. Wittenbergs abgenöthigte Ehrenrettung in einem Schreiben an Hrn. Joh. Jak. Dusch. 302
A. Wittenbergs Erweiß, daß Herr J. J. Dusch eben so wenig Englisch als Latein verstehe. 302
Anmerkungen zu Hrn. A. Wittenbergs abgenöthigte Ehrenrettung. Herausgegeben von J. J. Dusch. 303
Das Statistische Reliquienkabinet. 305
Vademekum für lustige Leute — Vierter Theil. 305
Die Cameral-Wissenschaften. Entworfen von L. J. D. Suckow. 309
Todesfälle. 311

Fort



Fortsetzung der Winkelmannischen Monumenti antichi. Vol. primo e secondo.

Dritter Theil. Griechische und Römische Geschichte.

S. 219. K. 1. Sardanapalus. Die Statue, Mon. (163.) d) zu Frescati in einem Weinberge gefunden, kann weder des Plato, noch des wollüstigen Sardanapals Bild seyn; vielleicht aber desjenigen von welchem Athenäus (deip. l. 13.) schreibet.

S. 221. K. 2. Die Herakliden. Auf einer Stoschischen Gemme Mon. (164.) und einer ähnlichen (in Mus. Flor. T. 2. tab. 29. 2. 3.) soll den Cresphontes und Temenus, welche um das Reich loosen, abbilden.

S. 222. K. 3. Chilon. Desselben bärtiges nacketes Brustbild mit der griechischen Aufschrift:

d) Gesch. p. 241.

Erkenne dich selbst! auf einem Ueberbleibsel einer Mosaic in den Zeichnungen der Vatic. Bibliothek Mon. (165.) ist durch dies Sprichwort wohl deutlich. Von den Bildnissen der sieben Weltweisen kennet man nur noch des Thales in Marmor, S. 223. welches nicht mehr in Rom; des Solons von Marmor in der Florentinischen Galerie; und des Pittacus aus einer Münze.

K. 4. Phrynon. Der Feind des Pittacus, in ein Netz verwickelt, wird auf einer alten Paste des Herrn Dehn, Mon. (166.) gesehen.

K. 5. Aeschylus. Mon. (167.) eine alte Etrschische Paste: Hier sitzet Aeschylus und trinket; über dessen Kopfe fleget ein Adler, der eine Schildkröte hält, so ihn todt schlug.

S. 224. K. 6. Euripides. Er wird halb nackt, in der Rechten den Thyrsus, in der Linken die Larve haltend, auf einer kleinen Statue in der Villa Albani, Mon. (168.) an den unten stehenden vier griechischen Anfangsbuchstaben seines Namens erkannt. Schade, daß der Kopf und Thyrsus allhier neu sind. S. 225. Hinter dieser Statue lieset man 36. Titel seiner verfertigten Tragoedien in alphabetischer Ordnung; und es finden sich unter diesen itzt verlohrene.

S. 226. K. 7. Plato. Auf einem Steine, Mon. (169.) ist vielleicht dessen Bildniß, wegen der hinter den Ohren befindlichen Schmetterlings-Flügel. (Diese Gemme besitzet der würdige Abt Crivelli, Agent des Bischofs zu Salzburg in Rom.)

Einen

Einen gewöhnlichbenannten Kopf desselben hat Montfaucon, um sich über das Gemeine hinauszusetzen, (A. E. T. 3. tab. 43.) als den Kopf eines Parthischen Königs angegeben.

Der sitzende Plato in einem Buch lesend, vor dem auf einem Steine ein Todtenkopf lieget, auf welchem ein Schmetterling sitzet, wird auf einer alten Paste gesehen. Mon. (170.)

S. 227. K. 8. Xenophon. Ein Term in der Villa Albani Mon. (171.), worauf der Kopf eines bärtigen Mannes mit einer Krone von Oelblättern, kann wegen dieser Krone dessen Bildniß seyn.

S. 228. K. 9. Diogenes. Die Statue in erstgedachter Villa Mon. (172.) eines alten bärtigen nackendstehenden Mannes mit herabgelaßener Rechten, so in der linken einen langen Stok hält, mag, wegen des dabey sitzenden Hundes, Diogenes seyn. Das Brustbild in erwähnter Villa Mon. (173.) ist in den Gesichtszügen der Statue gleich. Diogenes, der im Gefäß sich mit Alexandern bespricht, S. 229. wird auf einer erhobenen Arbeit in eben dieser Villa, Mon. (174.) gesehen: Der Hund sitzet oben auf dem Gefäß.

S. 230. K. 10. Alexander der Große. Das schönste Bild desselben befindet sich im Campidoglio Mon. (175.) hier siehet er aufwärts nach dem Jupiter. (Hier ist wohl die Geduld der Kunstverständigen ein wenig auf die Probe gestellet. Wir glauben, daß der Alexander zu Florenz den im Capitol eben so sehr übertreffe, als das Werk eines Meisters die Arbeit eines Schülers.)

S. 231. K. 11. Scipio Africanus. Ein geschnittner Stein in der Sammlung des Fürsten von Piombino zeiget dessen kahlen unbärtigen Kopf. Hier ist oben auf dem rechten Scheitel die Wunde kreuzförmig angedeutet. Uns scheint aber dieser Stein von neuerer Hand zu seyn.

S. 232. K. 12. Livia und Octavia. Eine alte in der Villa Albani befindliche Malerey. Mon. (177.) die auch in der neusten Ausgabe der Gemälde des Bartoli zu sehen, soll dieselben dem Mars opfernd vorstellen. Hier siehet man den geheimten unbärtigen Mars in der Rechten eine knotigte Keule tragen, in der Linken aber den Schild halten.

S. 233. K. 13. Das Opfer des Titus Vespasianus. Auf einer erhobenen Arbeit des Bildhauer Nollekens. Mon. (178.) Hier ist Titus in der Kleidung des Pontifex Maximus, und die Fasces sind belorbeert. e)

S. 234. (Cic. divin. I. c. 28.) das ist, oben drauf stecket ein Lorberzweig.

S. 235. K. 14. Antinous. Der schönste Kopf desselben befindet sich zu Mondracour. f) Mon. (179.) desselben Brustbild in der Villa Albani. Mon. 180.) g) ist schon vom Boroni (Collect. ant. tab. 9. ediret.

S. 236. Antinous war Aufseher der Kayserlichen Bilder und Gemälde. In seinem Gesichte zeiget sich etwas melankolisches, große und wohlcontornirte Augen in einem feinen Profil, und in dessen Mund und Kinn ist etwas wahrhaftig Schönes ausgedrücket.

Vier-

e) Anmerk. p. 78. f) ibid. p. 81.
g) Daselbst. p. 123. Gesch. p. 410.

Vierter Theil. Von den Gebräuchen, Gewohnheiten und Künsten.

Seite 239. Kap. 1. Ein durchlöcherter Altar. Auf einer Vase von gebrannter Erde in der Vatican. Biblioth. Mon. (181.) stehet ein kleiner viereckigter Altar, an dessen förderer Seite ein Loch zu sehen, woraus die flüßigen Materien, so bey Libationen gebraucht werden, herausfließen können und hier abgebildet wirklich fließen. Auf 4. andern ähnlichen Gefäßen dieser Bibliothek sind eben diese Löcher zu sehen. (S. Dempsteri Etr. Reg. T. 2. tab. 90.) Montfaucon A. E. Suppl. T. 3. tab. 30. 34. hat bey Anführung eben dergleichen Altäre sich geirret: Die Gestalt der Altäre ist nicht jederzeit von viereckigter oder Cubischer Form gewesen.

S. 240. K. 2. Eine Korbträgerin. Ein Denkmal von gebrannter Erde bey dem Bildhauer Cavaceppi, Mon. (182.) stellet zwey dergleichen weiblichbekleidete Bilder runde Körbe, Eine mit erhabner Rechten, die Andre mit erhabner Linken auf dem Kopfe tragend vor. h) Drey solche Canephorä siehet man auf einer Herculanischen Malerey (Pittur. T. 4. tab. 12.)

K. 3. Die Kunst aus dem Eingeweide zu wahrsagen. Mon. (183.) Eine erhobene Arbeit in der Villa Borghese. Hier bestehet der kniende Extispex die Eingeweide, so aus dem auf dem Rücken liegenden schon aufgeschnittnen Ochsen heraus treten.

K. 4. Die Erziehung der Kinder. Auf einer von einer Zeichnung entlehnten erhobnen Arbeit.

A 3 S. 241.

h) Anmerk. p. 91.

S. 241. Mon. (184.) i) Der älteste Knabe hält hier in der Rechten ein Diptychon, oder ein Buch von zwo viereckigtlangen Tafeln, in deren inwendiger Seite Wachs darauf gegossen, und um welches ein Rand war. Eine ähnliche nicht mehr in Rom befindliche Vorstellung hat Beger (in spicil. p. 136. 139. herausgegeben.) Eine andre ist vom Bartholin und Bellori (in Admir. Num. 64.) bekannt gemachet. Eine dastehende Figur, die mit einem Griffel in der Hand über dem Globus zu reden scheinet, S. 242. deutet man auf das Nativitätstellen, welches aber hier nicht paßet. Und eben hier ist an dem Stuhle, worauf die Frauensperson sitzet, die alte Gestalt der griechischen Canopeen zu sehen.

K. 5. Die Schule der Philosophen. Auf einer Mosaic von schlechter Arbeit in der Villa Albani Mon. (185.) stehet man fünf derselben sitzen und zween stehen. Da diese Vorstellung mit dem in dem Codex des Dioscorides zu Wien viel ähnliches hat, könnte man auch hier eine Akademie der Aerzte zu sehen vermuthen. Der Geometra, so auf eine Kugel weiset, und der hinter den Sitzenden auf einer Säule stehende Sonnenweiser könnten auch einige Beziehung auf die Medicin haben, als wollten der Astronom und Medicus den Einfluß des Himmels wahrnehmen.

K. 6. Die Bildhauerkunst. Auf einer erhobnen Arbeit in der Villa Albani Mon. (186.) k)

S. 244.

i) Steht in dem 1sten Sendschr. von den Herkul. Entdeck. S. 1. schon in Kupfer gestochen Gesch. der K. S. 315.

k) Ibid. p. 79.

S. 244. K. 7. Die Tonkunst. Auf einer erhobnen Arbeit eines alten Grabsteins in der Villa Albani. Mon. (187.) siehet man eine Frauensperson sitzen, die eine Rolle vor sich hält, worauf mit griechischer Schrift geschrieben stehet: Die in aller Musik geübte, das heißt, in allen drey Arten derselben.

S. 245. K. 8. Der geschnallte Musicus. Eine kleine metallene Statue in dem Museo des Colleg. Romani Mon. (188.) ist die einzige überbliebene Abbildung. Hier siehet man einen Nackerstehenden, auf dessen Kopfe eine runde Mütze, in der Rechten die Leyer, und in der Linken das Plectrum, in verdreheter Stellung der Füsse, und (in dessen Vorhaut des Gliedes einen Ring befestiget.

Nach dem Celsus (de medic. l. 7. c. 25.) geschahe dieses, die Stimme zu erhalten. Uebrigens könnte dies Bild eines Skelets auch eines von denen gewesen seyn, welches die alten bey ihren Schmausen auf den Tischen stehen hatten, zur Lust und Freude in diesem Leben sich aufzumuntern; weil man nach diesem doch auch nur solchen Skeleten ähnlich würde.

S. 246. K. 9. Das Theater. Erstens vom Trauerspiel. Eine erhobne Arbeit in der Villa Pamphili, Mon. (189.) die vom Casalius (S. Gronov. Thes. T. 8. p. 1608.) übelgezeichnet zum ersten bekannt gemacht worden.

Der hier befindliche junge Mensch der in der Linken einen Stab hält, scheint entweder den Theaterzepter zu halten, oder kann ein Rabdophoros seyn, das ist, welcher die gute Ordnung im Theater beobachtete. S. 248. Der Alte mit der Keule in der Linken

ist der König in der Tragödie. Die Helden erschienen also auf der Scene sowohl mit dieser als dem Cothurn und der Zona; S. 249. alle aber im Talar, sowohl im Trauer- als Lustspiele.

Die Larven deckten nicht allein das Gesicht, sondern auch den Kopf; S. 250. unter diesem pflegten sie dennoch eine Kappe von Filz zu tragen, das Reiben zu verhüten. Die tragische Larve hatte einen hohen Aufpuz von Haaren. l) Auf diesen Marmor siehet man eine Art einer Loge, gleich einer Hütte, zur Heraus- und Hereinschaffung der Wagen und Maschinen.

S. 251. Von dem Hydraulischen sechsröhrigten Instrumente kann Athenäus (Deip. l. 4. und Vitruv. Archit. l. 10. c. 13.) nachgelesen werden.

Auf einer erhobnen Arbeit im Musäo Rondinini, Mon. (192.) S. 252. ist der da sitzende Jüngling sowohl ein tragischer als komischer Acteur; und dies beweisen die beyderley Masken. Die da stehende Frauensperson, so eine tragische Rolle herzusagen scheinet, ist dennoch keine Mitspielerin. S. 253. Sie scheinet vielmehr eine allegorische Vorstellung und das Talent des Poeten oder des tragischen Spielers, der vor ihr stehet, anzudeuten, und zwar im componiren oder vorstellen der gezwungenen und pathetischen Handlungen, so zur Rolle der Frauensperson gehöreten. Hinter ihr ist die Scene Klision genannt. S. 254. Das an einer Stange hangende Täfelgen stellet die Tafel vor, worauf der Titel des vorzustellenden Drama angekündiget worden.

Diesen nemlichen Marmor hat Bellori (in Icon. Erudit. n. 69.) bekannt gemachet; aber die da stestehen-

l) Gesch. p. 272.

hende weibliche Figur ist von ihm ohne Grund männlich gezeichnet worden; und Gronov, nebst den Verfassern der herculanischen Gemälde haben solche irrig für eine Malerey gehalten.

Zweytens, vom Lustspiel. Die Gestalt der Knechte, wie Sosias auf dem Theater, siehet man in dem Bilde eines Mercurs auf einer Vase von gebrannter Erde des Hrn. Mengs Mon. (190.) m) Auf einem geschnittnen Steine des Hrn. Jenkins S. 255. Mon. (191.) kann eine Larve so mit Epheu gekrönet, an deren Mund sich eine Biene gleichsam zum hineinfliegen festgesetzet hat, des Aristophanes Gesichte vorstellen.

Ein kleines Bildgen von Marmor in der Villa Albani, Mon. (193.) mag ohne Zweifel einen Knecht der Komödie auf den Markt zum Einkauf geschikt vorstellen. Hier stehet ein halbnakter Jüngling, der in der Rechten den Beutel und in der Linken ein Gefäß am Henkel trägt; zu dessen Füßen lieget eine Larve.

S. 256. Da an dem zeither gerühmten Borghesischen Seneca die alten Füße fehlen, und man diese Figur in ein Gefäß gesetzet, auch dessen Arme neu sind, und die Gesichtszüge diesem Philosophen nicht ähnlich: So kann auch diese erwehnte Statue billig für einen solchen theatralischen Knecht gehalten werden. n)

Drittens die Spiele auf dem Schauplatz. Eine erhobene Arbeit in der Villa Albani Mon. 104.) stellet zugleich einen tragischen und komischen Dichter vor. S. 257. Der tragische langbekleidete wird an

 der

m) Ibid. p. 221. steht auch schon ebend. S. 115.
n) Vorrede zu den Anmerkungen p. XIV.

der daliegenden Ziege und durch den Thyrsus erkennet, Der bey seiner Rechten dasitzende Hase kann ein Zeichen des Bacchus seyn; denn, unter seinem Schutz stunden die Schauplätze.

Der komische Poet in kurzer knechtischer Kleidung ist durch die vor sich haltende komische Larve kenntlich; Die Abbildung eines Discus neben ersterem scheinet anzudeuten, daß diese Spiele in Zwischenauftritten, so wie die Tänze gehalten worden. Der Trochus, welches ein Reifen von Metall mit verschiednen beweglichen Anhängeringen, ist auf diesem Marmor zwischen beyden zu sehen. Denselben hält nebst zween Klöpfeln ein nakter Jüngling auf einer Stoschischen Gemme, S. 258. Mon. (195.) um ein Getöne zu machen; und obgleich am letzern die Ringe fehlen, so ist solcher dennoch ein Trochus, so wie auch jener, denn ein Jüngling in einer Gemme, des Herrn Byres Mon. 196.) auf der Schulter träget. Die Erklärung eines Trochus, als eine Scheibe mit Strahlen ist also ungegründet. Der auf einem Kästchen sitzende Vogel kann, wenn es ein Rabe ist, eine symbolische Deutung auf das Vaterland des tragischen oder komischen Dichters seyn; und des Kästchens griechische Benennung auf die Stadt Patara abzielen; kurz, der Rabe war dem Apollo gewidmet; und es können hier auch andre alte Spiele mit Rebhünern, Wachteln oder Hünern angedeutet werden.

K. 10. Die Fechter. Zwey Mosaische Arbeiten nach Zeichnungen in der Bibliothek des Herrn Cardinal Albani Mon. 197. 198. Hier siehet man

den

den Rhetiarius gehelmt mit einem Netz um den Körper, einen viereckigt langen Schild und Dolch halten: S. 259. Mirmillo hat die Gabel verlohren, sitzet auf der Erden, und hält einen Dolch in der Hand.

Auf der zwoten Mosaic ist ein bloßer Streit der Fechter; sie haben Helme, deren einer geflügelt, auf dem Kopfe, runde Schilder und kurze Degen in den Händen. Astyanax und Calendio werden die ersteren, Symmachus und Maternus die leztern in beystehender Aufschrift genennet.

S. 260. Ein Grabstein in der Villa Pamphili Mon. (198.) zeiget einen stehenden Fechter dessen Brust mit Riemen umgeben und dessen linkes Bein nur mit einem Bein-Harnisch angethan ist, welcher in der Rechten den Degen und in der Linken den Schild hält; An einem dabeystehenden Baume hänget ein Helm. So wohl Fabretti (in Col. Traj. p. 258.) als Montf. (A. E. T. 3. pl. 154.) haben dieses Denkmal fehlerhaft gezeichnet bereits bekannt gemachet.

K. 11. Das frölische Gastmahl. Auf einer großen und sehr schönen Vase von gebrannter Erde in der Sammlung des Herrn Mengs Mon. (200.) Hier siehet man drey Frauenspersonen, vermuthlich Bachantinnen auf einem Bette mit Lehn-Küssen (triclinium) sitzen. Sie sind von unten heran bis am halben Leib mit einem Tuche von verschiedenen Farben (stragula picta,) bedecket. Alle drey haben um die Stirn ein Band gebunden; S. 261. und dieses Band oder Crone hält zugleich eine Art von Epheublätter am Kopf angedrücket; Dergleichen sollten den Trinkern eine er-

fri-

frischende Kraft geben. Auf ihrer rechten Schulter über die Brust hanget ein zierlicher Feston mit vielen gelben Knöpfen gezieret. Die Schüßeln, so sie in den Händen halten, hiessen Cyathus. Sie haben Armbänder, und die in der Mitten sitzende scheinet besonders die lustigste zu seyn; indem sie mit ihrer Rechten auf eine obenhangende Larve weiset, S. 262. und die Schultern, wie Trunkene zu thun pflegen, erhebet, oder eine gewisse Art gemeiner Lieder mit untermischten scherzhaften Gesprächen saget. Bey diesen stehet ein Knabe, der den Mundschenken machet, und in jeder Hand ein Simpolum träget. Ihm gegen über stehet ein junges bekleidetes Mägdgen, das zwo Flöten bläset. Ein trunkener ganz rauher Silen, der ebenfalls in seiner Linken zwo Flöten hält, lieget hier berauschet neben dem Tische. Gleichsam oben an der Decke hangen drey Masken, unter einer Einfaßung von Epheublättern. Diese können auf die Freude oder auf das Trinken, so wie sie bey den Festen des Bacchus üblich, abzielen. Vor dem Bette stehet ein sehr hoher Leuchter, der die Nacht und das Abendessen anzeiget; und was auf dem nidrigen Tische eigentlich lieget, ist nicht zu erkennen.

S. 263. Die Stöschische Gemme, Mon. (201.) auf der ein Jüngling zwischen zwo nakten Figuren, so auf drey Betten sitzen und durch einen dastehenden dreyfüßigen kleinen Tisch abgesondert sind, zeiget eine von den ausgelaßenen Freyheiten der Alten. Die eine weibliche, so in der Linken ein Trinkhorn empor hält, ist im Begrif solches umzuschütten, um das Spiel Cottabos zu machen. S. 264. Man siehet hier bey

dem

dem Tische einen Genius, der nach dem Sinn der Alten den Fröhlichkeiten beywohnete.

K. 12. Das Reiten. Eine andre Stoschische Gemme Mon. (202.) S. 265. zeiget einen Reuter, der im Begriff ist, von der rechten Seite aufzusteigen, und in der Rechten den Zaum des Pferdes nebst der Lanze an die rechte Schulter gelehnet, den rechten Fuß auf eine eiserne fast unten an der Lanze befestigte Querstange setzet. o) In dessen Linken siehet man noch einen Spieß nebst dem Schilde. Die Alten hatten keine Steigbügel, junge Leute lerneten auf die Pferde springen. Bergier und Pratilli haben sehr geirret, da sie die auf dem Wege liegenden sehr niedern Steine, nebst den Grenzsteinen als Hülfsmittel zum Aufsteigen angegeben.

K. 13. Ein Circensischer Wettrenner; Auf einem vierspännigen Wagen, in der Rechten die Zäume, in der Linken die Peitsche haltend. Sein Körper ist mit breiten Riemen umwunden, an dessen linker Seite hanget ein Stilet, und die Pferde sind um den Hals geputzet, auch die beyden fliegenden Amorini tragen einen Helm. S. 266. Diese Vorstellung befindet sich auf einer erhobnen Arbeit in der Villa Albani, Mon. (203.) welche Fabretti (in Col. Traj. p. 259. und Montf. A. E. T. 3. pl. 162. 3.) in einer etwas fehlerhaften Zeichnung bekannt gemacht haben.

K. 14. Denkmale der Baukunst. Das Bad der Faustina ist auf einer alten Malerey zu sehen, Mon. (204.) p) S. 267. Da man im Herkulan noch unein-

o) Descr. d. Pier. gr. de Stosch. p. 171.

p) Anm. über die Baukunst. p. 43.

uneingesetzte Fensterscheiben gefunden; so kann Montfaucon (A. E. T. 3. p. 104.) widerleget werden. Von Vorhängen kann man den Sveton (vit. Aug. c. 78.) und Juvenal (Sat. 9. v. 105.) nachschlagen.

Ein Trone im Palast Farnese, Mon. (205.) zeiget eine männliche Caryatide. q) . S. 269. 271. Atlantes wurden diese vom Altlas genennet.

Eines der schönsten Jonischen Capitäler in der Kirche zu St. Lorenz, Mon. (206). r) ist bekannt.

K. 15. Ein Schiff mit zwo Ruderbänken. S. 272. Eine zu Palästrina in der Villa Barberini aufbehaltene erhobene Arbeit Mon. (207.) zeiget die völlige Gestalt desselben. Es scheinet an der linken Seite beschädiget, weil der Marmor allda zubrochen ist, allein, da das Rändgen vom Schiff unberühret zu sehen, so erhellet hiervon das Gegentheil. Weil indessen am Vordertheile nichts merkwürdiges wahrgenommen wird, so ist hier nur von dem Hintertheile die Rede; an diesem kann das unten ausgehauene Crocodil das Schifzeichen seyn, und daher ein Egyptisches Schiff von Alexandria vorstellen. Einige herausragende spitzige Stangen sind hingelegte Spiesse und keine Schiffsschnäbel. Das Aplustre, ist mit Stufenleitern versehen; und die queer daran hinaufwärts liegende Stange mit einem daran herumflatternden Bande hieß Supparum; an dieses pflegeten die Alten das Bild der Beschützerin des Schiffes zu hangen. Ein daneben auf das Schiff selbst gesetztes Kästgen mit

Rin-

q) Lib. cit. p. 57. seq.

r) Ibid. p. 24-29. et seq. in Kupfer gestochen auf dem Titel und am Ende desselben Buchs.

Ringen als Handhaben, zum Wegtragen, an welchem ein weiblicher Kopf befindlich, mag auf das Bild der Schuzgöttin selbst, vermuthlich der Pallas, welches darinn verwahret ward, abzielen.

Ein zweytes Bildniß an der angehenden Krümmung des Hintertheils kann vielleicht (der Marmor ist hier bestossen,) ein Bild der Cleopatra gewesen seyn, und zugleich anzeigen, dieses Schiff sey eines von denen, so sie dem Antonius zu Hülfe gesendet. Der hier fehlende Anker dienet zum Merkmale, daß solches schon im Hafen liege, und derselbe bereits abgenommen sey. Das Schiff selbst muß 48. Ruder gehabt haben; weil man hier auf der einen Seite deren 24. wahrnimmt. Diese Ruder sind hier klingenförmig breit, und sie stecken oben in einer Einfassung, so vermuthlich von Metall war, und von forne Glocken ähnlich ist. Durch diese stekte der darinn befestigte Stiel, an welchem, da er in das Innere des Schiffs reichete, verschiedene hölzerne durchgestekte Griffe fest gemacht waren, durch deren Bewegung die Ruderknechte die am Schiff gerade und oblique herabhangenden Ruder (remi ciondolini) eben so, wie man die Glocken lautet, bewegen könnten. Das Rudern geschah daher still, und die Schiffe konnten ohne Hinderniß zusammenrücken. Da aber diese Art von Bewegung etwas kraftlos geschah, so wurde solche durch die vielen in mehr Gliedern hintereinander angelegten Ruder vermehret. Diese Art Schiffe der Alten waren platt und sehr lang, auch giengen solche nicht sehr tief in das Wasser; in deren Bauche war Plaz genung, die Reyhen der Ruderbänke anzubringen; und da der Bord

des

des Schiffes niedrig war, konnten auch die längsten Ruder, weil solche hangend (ciondoloni) und nicht diagonalisch bearbeitet wurden, ihrer kurzen und mehr bequemen länge halber, Platz haben. Zur Aufrechthaltung dieser so wenig im Wasser gehenden Schiffe und das Anstossen vermeiden zu können, hatten die Alten unter dem Boden so zu sagen eine Base, (χίλυσμα genannt) angebracht, und auch diese ist hier zu sehen. Die Titul der Ruderknechte sind bekannt. So wie diese auf andern Schiffen scheinen hinter einander, so müssen solche hier neben einander gesessen haben. Endlich ist auf diesem Biremis auch der Verdek zu sehen, der über die Ruder hervorraget; an diesem sind kleine Schilder, in Gestalt der Römischen Macronen, (mostacivoli) befestiget, durch deren Zwischenraum der Schein des Tagelichtes hinein kann; Ueber diesem ist eine Brustwehr, an welcher zum Zierrath fünf runde Schilder, in gehöriger Weite entfernet, anliegen. Zwischen dieser Brustwehr und dem Hintertheile des Schiffs stehet ein hölzerner Thurm; dergleichen waren bis achte auf andern. Unter den auf dem Schiff stehenden Soldaten ist der vornehmste am Panzer kenntlich. Auf den Schildern sind verschiedene Zeichen, als des Blizes, und am leztern Spieß ist eine Schlange gewunden: Der Mangel der Seegel und des Mastbaums ist eine Anzeige eines im Streit begriffenen Kriegsschiffes.

K. 16. Eine gemahlte Landschaft. S. 280. Auf einer Malerey in Fresco, Mon. (208.) auf dem appischen Wege in Roma Vecchia gefunden. Hier siehet man ein an dem Eingang der Brücke stehendes Thor Bogenmäßig gestaltet, worauf eine Art von

Thurms

Thurme mit einem Fallgitter zur Sperrung. Der mit zwey Fenstern versehene Thurm diente zur Bewachung; und der in diesem Gemälde dißseits stehende Baum kann entweder als einer Gottheit gewidmet, oder auf Begräbnisse, S. 283. die unter Bäumen angebracht waren, anspielen.

Ein mehreres anzuführen, leidet der Raum nicht. Wir wünschen übrigens, daß dieses schöne und in unsern Gegenden noch seltene Buch bald möge in das Deutsche übersezt werden und vermuthen, daß wenn man alle schon sonst gestochene Kupfer sowohl, als das, was in des berühmten W. deutschen Schriften schon gesagt worden, weglassen könnte, die Ausführung unserer Wünsche nicht eben so große Kosten — ein Umstand, auf den man leider in Deutschland noch vorzüglich sehen muß — verursachen würde.

U.

II.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Erster Band, welcher 4 Stücke, die schon einzeln im verflossenen Jahre gedrukt sind, in sich enthält, Frankfurt und Leipzig. 1767. 1 Alph. 9 Bogen.

Unterdessen, da man hoffet, daß eine allgemeine Verbesserung der Schulen bald eine Hauptangelegenheit der Landesherren seyn werde, fahren die Freunde der Jugend fort Vorschläge dazu zu liefern. Es geht freylich hierinn so, wie in allen Wissenschaften, welche man besonders zu treiben anfängt.

Eine Menge schlechter, mittelmäßiger und selbst ins Erziehungsgeschäfte ganz unerfahrner Köpfe drängt sich auch mit zu, Rath zu geben. Allein wir würden auch ungerecht seyn, wenn wir es nicht mit Dank erkenneten, daß viel vortrefliches darüber geschrieben ist. Wollte man aber ein vollkommnes Werk über die Einrichtung des Schulwesens liefern und versichert seyn, daß alles darinn Enthaltene und Angepriesene glüklich könnte ausgeführet werden: so würde man auch zuweilen die besten Schriften, welche davon handeln, mit vieler Vorsichtigkeit zu Rathe ziehen müssen. Auch gegen das, was große Genies sagen, muß man oft sehr mistrauisch seyn. Wenige unter denselben haben hinlängliche Erfahrungen. Ihre Entwürfe sind zuweilen reizend in der Vorstellung und leiden dennoch nicht die Ausführung. Wollen wir einem hierinn als einem sichern Führer trauen: so müssen wir finden, daß er mit vielen Einsichten, und einem feinen Gefühl Erfahrungen, nicht nur im Privatunterrichte, sondern auch im öffentlichen verbinde, und daß er kühl und äusserst behutsam in seinen Urtheilen sey. Auf solche müssen diejenigen, welche die Macht haben, Schuleinrichtungen zu machen, mehr, als auf irgend einen andern, und wenn er auch sonst der gröste Geist wäre, sehen. Die Sorgfalt derer, welche Schulverordnungen entwerfen, und derer, welche selbige bestätigen, ist in der That selten groß genug. Es wird nicht genug bedacht, wie schädliche Folgen ein Fehler, der in der ersten Schulverfassung sich einschleicht, nicht nur für die Jugend eines Geschlechtsalters, sondern für diejenige der ganzen Zukunft habe. Wir haben daher oft gewünscht,

wünschen, daß Schulmänner, welche obige Eigenschaften haben, alle über die Schulen und über die Erziehung herauskommenden Schriften sorgfältig prüfen und die Welt von dem Werth derselben unterrichten möchten. Wir wünschten aber auch, daß diese einsichtvollen Richter nicht in einem Schulmännern so leicht eigenen, zuversichtlichen Tone reden, daß sie etwas, das mit ihrer bisherigen Denkungsart, oder mit den in ihren Schulen eingeführten Einrichtungen nicht übereinstimmt, nicht ohne eine scharfe und sorgfältige Untersuchung verwerfen, und daß sie endlich Selbstverläugnung genug haben möchten, das was besser ist, auch besser zu finden und besser zu nennen. Als wir nach Lesung vieler zur Erziehung gehöriger Schriften manchmal hierüber nachgedacht und dieses gewünscht hatten: so erhielten wir das hier angezeigte Magazin für Schulen. Der sehnliche Wunsch, in selbigem jene Erfordernisse zu finden, und die Furcht, selbige zu vermissen, machten es, daß wir besonders das erste Stück mit eben so vieler Unruhe als Begierde durchlasen. Wir finden überhaupt unsern Wunsch weit mehr erfüllt, als wir es zu hoffen wagten; ob gleich bey einigen Stücken nicht in einem so hohen Maaß, als bey andern. Die Verf. loben ohne Schmeicheley, sie tadeln freymüthig, aber ohne Bitterkeit, und in ihren Urtheilen herrscht eine Manier, die eine mehr als mittelmäßige Politur der Sitten verräth. Lezteres bemerkten wir mit desto mehrerm Vergnügen, je mehr wir selbiges zu finden wünschten und je seltner man es bey Schulmännern antrift. Denn wir müßten sehr irren, wenn die Verf. nach Ausnahme derer, welche

Beyträge zur medicinischen Erziehung liefern, welche fast alle Schulmänner wären.

Der Plan dieses Magazins ist ungemein weitläuftig. Die Schranken, welche wir uns setzen, leiden es nicht unsere Leser umständlich damit bekannt zu machen. Wir wollen also nur sagen, daß alles unter Recensionen, Abhandlungen, Vorschlägen und Nachrichten begriffen wird. Aus den wichtigsten Schriften liefern die Verf. starke Auszüge, welche sie allenthalben, wie es auch nöthig war, mit Beurtheilungen und Anmerkungen begleiten. Es würde uns zu vielen Raum wegnehmen, wenn wir alle einzelne Abhandlungen, Recensionen und Nachrichten, welche sich in den vier Stücken des ersten Bandes finden, anführen wollten. Wir wollen nur kürzlich sagen, was wir hie und da bemerkungswürdig gefunden haben.

S. 2. u. s. w. wird dem ordentlichen Vortrage der philosophischen Wissenschaften mehr das Wort geredet, als wir es vermuthet hätten. Es wird in vielen Schulen, leider nur gar zu sehr zur Mode, daß die Wissenschaften zum Nachtheil der Sprachen so, wie auf Akademien, getrieben werden. Wenn hiebey der Einwurf gemacht wird, daß die Jugend die philosophischen Vorlesungen beym Anfang der Universitätsjahre nicht wohl nützen können, wenn sie sich nicht schon vorher in dem Felde der Philosophie umgesehen habe: so wundert uns, daß man hiebey nicht bedenkt, daß wenn die Sprachen gehörig getrieben werden, man die Lehrlinge mit allen Wahrheiten der spekulativischen Philosophie praktisch bekannt mache, und daß diejenigen, welche die Treibung der Philosophie auf Schulen

mis-

misbilligen, gar nicht verbiethen die Schüler noch vor der Beziehung der Akademie vermittelst einer Einleitung in die philosophischen Wissenschaften, mit ihrem ganzen Zusammenhange, und mit dem, was vorzüglich bemerkungswürdig darinn ist, kürzlich bekannt zu machen. Eben dieß finden wir auch gegen diejenige Anmerkung zu erinnern, welche S. 437 vorkommt. S. 447. macht auch der Recensent der Millerschen Schule des Vergnügens eine mit unserm Urtheil übereinstimmende vortreffliche Anmerkung.

S. 21. lesen wir: „Bloße nach dem gemeinen Schlag gemachte Recensionen würden nur sagen, von, was ein Autor geredet hat; wir wünschen aber, daß unsere Leser mehr lernen möchten, was er gesagt hat. Denn so werden die meisten derselben nicht nöthig haben, sich ausser unserm Magazin andere medicinische Erziehungsbücher, die ohnedem selten von Nichtärzten recht verstanden und genuzt werden, anzuschaffen, (diejenigen vom Zückert verdienen dennoch in aller Hinsicht gelesen zu werden) und sie werden doch einen Vorrath von Gedanken erhalten, (weil sie sich bey vorkommenden Fällen helfen können. Dieß, dächten wir, wäre darauf gefolgt; allein es heißt anders) den sie zu einem blühenden Vortrag und zur Erweiterung unserer künftig zu liefernden Kinderdiätetik, die ihre Gränzen nicht überschreiten darf, gebrauchen können.„ Alles das leztere ist uns gänzlich unverständlich. In der Recension von Lockens Gedanken von der medicinischen Erziehung finden sich ungemein richtige und nüzliche Gedanken. S. 35. lesen wir eine Anmerkung, welche tiefe Einsichten verräth, so wie die Recension

des sittlichen Theils von Lockens Werk überhaupt von den einsichtsvollsten Zwischenbemerkungen voll ist. Diese haben uns desto mehr Vergnügen gemacht, je nöthiger es war, daß der Werth der lockischen Vorschläge in der Anwendung derselben auf die öffentliche und selbst auf die Privaterziehung, in so fern nicht von Kindern hoher Standespersonen die Rede ist, sorgfältig untersucht und bestimmt würde. Viele, die etwas von der Erziehung schwatzen wollen, und welche sich nicht praktisch damit beschäftigen, lesen Lockens Werk und halten sich alsdann berechtigt über alles, was den Unterricht und die Erziehung betrift, in einem entscheidenden Tone Urtheile zu fällen. Diese müßten belehret werden, daß mancher Rath dieses großen Mannes theils an und für sich nicht gut, und theils nur bey der Erziehung sehr vornehmer Kinder brauchbar sey. Locke hätte bey seinem Genie noch weit mehr Erfahrung haben sollen. S. 166-169. wird ungemein überzeugend dargethan, wie wenigen Grund es habe, wenn man sage, daß öffentliche Schulen in Beförderung der Tugend den Privatschulen nachgesezt werden müssen. S. 180-193. wird Schmids Erklärung der gemeinsten Begebenheiten in der Luft auf eine Art beurtheilt, die des Recensenten Herzen Ehre macht. Lezterer läßt das darinn vorkommende viele Tadelnswürdige nicht unbemerkt; aber er tadelt mit einer höchst löblichen Schonung. Diese Schonung sollte in allen Beurtheilungen der von Schulmännern herausgegebenen Schriften beobachtet werden, nicht, als wenn Schulmäner selbige mehr als andere Schriftsteller verdienen, sondern weil ein bitterer oder spötti-

scher

ſcher Tadel, wenn er den Schülern, wie es ſicher ge-
ſchieht, bekannt wird, ihren Lehrern die Arbeit doppelt
ſauer und oft ihre Schulen leer macht. S. 121-209.
wo eine Abhandlung de cauſſis, cur poetica latina
in Scholis ſit tractanda beurtheilt wird, verräth den
Recenſent in einer uneingeſchränkten Billigung alles
deſſen, was in jenem Schulanſchlage angeführt wird,
um die Nothwendigkeit darzuthun, daß Uebungen der
Dichtkunſt im Lateiniſchen angeſtellet, und lateiniſche
Gedichte gemacht werden, gar zu viele Hitze, als daß
er frey genug geweſen wäre, um nicht Parthey, ſon-
dern ein unpartheyiſcher Richter zu ſeyn. In der hier
geprieſenen Abhandlung fällt der Verf. bey Anführung
der Beweiſe für die Nothwendigkeit, in den Schulen
lateiniſche Gedichte machen zu laſſen, oft ſo ſehr ins
Kleine, daß das Pedantiſche davon gar zu ſehr in die
Augen fällt. Es iſt uns auch unbegreiflich, wie das,
was S. 228. aus dem Glükſeeligen von dem Ver-
fall der lateiniſchen Dichtkunſt ausgeſchrieben iſt, hier
mit Beyfall habe angeführet werden können. Was
darinn von dem elenden Charakter unſrer Dichter,
von deutſchen Bänkelſängern, von dem von der latei-
niſchen Dichtkunſt abhängenden Wohl der Welt und
endlich von dem Project, daß alle Gelegenheitsgedich-
te lateiniſch ſeyn ſollten, geſagt wird, kann man nicht
ohne Unwillen leſen. Ob wir gleich gerne geſtehen,
daß auch hier gute Anmerkungen vorkommen: ſo iſt
uns ein Magazin, worinn ſo viel Schönes gefunden
wird, doch viel zu werth, als daß wir dieſes Stük
nicht gerne herausgewünſcht hätten. Wir verwerfen
gar nicht Uebungen in der lateiniſchen Dichtkunſt; aber

wir glauben, daß, wenn man sehr wenige ausnimmt, welche sich stark genug fühlen um mit einem Kloz einst wetteifern zu können, jene Uebungen nur dieß zum Zwek haben sollten, eine gehörige Festigkeit in der Prosodie zu erlangen und sich dadurch in den Stand zu sezen, das Vergnügen, womit man die alten Römischen Dichter lieset, in einem möglichst vollkommnen Maaße zu geniessen. Das Wässerrichte, welches S. 228. den deutschen Gedichten einer gewissen (der Gottschedischen) Schule beygelegt wird, findet sich nicht einmal bey allen Dichtern, welche in dieser Schule anfänglich gebildet sind. Sehr viele haben sich glüklich und weit über ihren alten Meister erhoben. Und wollte man die lateinischen Gedichte, welche ehemals so gäng und gebe waren, und welche noch izt herauskommen, untersuchen; wie viel wässerichtes und Fehlerhaftes würde sich nicht darinn finden! Ihre ganze Schönheit besteht durchgängig höchstens in einem Geklingel, welches die Versart oder das wohl beobachtete Sylbenmaaß zuwege bringt. Wie voll ist manches gerühmte Gedicht von preziösen, niedrigen und unpoetischen Ausdrücken und Wendungen, und wie oft mag der Verf. bey der Arbeit so weit entfernt seyn (s. S. 225. unten) seine Gedanken auf die Sache zu richten, daß seine Gedichte selbst von Sachen gänzlich leer bleiben! Ueberhaupt wenn man bedenkt, wie gar viel erfodert wird, daß in einem Gedichte alles wahrhaftig poetisch sey, und daß der ganze Styl die Farbe habe, welche nach Beschaffenheit der Materie und der Art der Dichtkunst erfodert wird, und wenn man bedenkt, wie selten selbst grosse Genies, wenn sie auch Gedichte in ihrer Mut-

ter-

tersprache, worinn man durch so mancherley Uebungen zum richtigen Gefühl in allem gebildet wird, liefert, in jenen Stücken glücklich sind: wie wenig ist man berechtigt in einer fremden Sprache etwas Vollkommnes dieser Art zu erwarten! Und so lange wir Deutschen uns nicht es zur Schande rechnen, Deutsche zu seyn: ist es nicht unpatriotisch, ist es nicht ein anstößiger Uebelstand, wenn zumal in Schriften, deren Hauptendzweck das Vergnügen zum Gegenstande hat, und welche auch dem andern Geschlecht deswegen vorzüglich sollten können in die Hände gegeben werden, wir vielmehr für Lateiner als Deutsche sorgen und arbeiten wollten?

Die Abhandlung (S. 279-294.) zur nähern Erläuterung der Streitfrage, ob die öffentlichen oder Hausschulen vorzuziehen seyn, ist dem Anfange nach so wohl gerathen, daß wir ihre Fortsetzung mit Verlangen erwarten. Nur wünschten wir, daß der Verf. überhaupt etwas weniger abstrakt im Vortrage und weitschweifig in den Perioden gewesen wäre. S. 338-342. kommen Gedanken über das Lateinlernen der Nichtstudirenden vor. Wir haben bey Durchlesung derselben so vorzügliche Einsichten, eine so gute Denkungsart, und eine so rühmliche Art zu tadeln bemerkt, daß wir uns nicht haben enthalten können mit ausnehmender Hochachtung gegen den Verf. der S. 331-354. vorkommenden Recensionen erfüllt zu werden. S. 380-399. findet sich eine Beurtheilung der Dichtkunst des Herrn von Mauvillon. Ausser vielen andern guten Anmerkungen haben uns hier besonders die Erinnerungen, welche über die höchstunrichtige Uebersetzung dessen, was selbiger aus dem Pindar angeführt hat, gemacht sind,

besonders gefallen. Wir wünschen, daß jener izt in so vieler Hinsicht mit Recht bewunderte Mann diese Erinnerungen lesen möchte. Er würde sich der in seiner Uebersetzung befindlichen grossen Unrichtigkeiten gewiß genug schämen, um jezt noch erst anzufangen das Griechische mit Eifer zu treiben. S. 443. fiel uns besonders folgende Anmerkung auf: „Herr Ehlers lebt in einer Gegend, da wenig Städte sind, wo der ganze Glanz der Vornehmen ein bischen Rang ist, wo die Gesellschaften denen ähnlich sind, die im politischen Kannengießer geschildert werden, wo weder Stand, noch Gelehrsamkeit, noch Rechtschaffenheit Anspruch auf die obern Stellen machen dürfen, wo der Profeßionist den Gelehrten beurtheilt und richtet und berufen hilft, wo das Ministerium den Neid um die Verdienste des Schulmanns durch Stolz sichbar machet u. s. w. und daher fürchtet er dieses Schiksal nicht.„ In der Ehlersschen Schrift wird gesagt, daß wenn alle angesehene Leute an einem Orte so wenig edel dächten, daß sie ihren Umgang bloß nach der von Höfen oder nach einer Art von Herkommen gemachten Rangordnung einrichteten, ein Schulmann in die Gesellschaften der Handwerker dürfte verwiesen werden; daß aber dieses wenigstens ein Schiksaal wäre, welches er nicht leicht zu fürchten hätte. Wir wissen nicht, wie der Recensent dabey auf obige harte Anmerkungen habe gerathen können. S. 445. wird in der Anmerkung nichts weiter gesagt, als was schon kurz vorher in eben gedachter Schrift des Hrn. Ehlers gesagt war.

Bey einem Magazin für Schulen müssen wir auch grammatische Fehler nicht unbemerkt lassen. In allen Diminutiven fängt sich wider den allgemeinen Gebrauch die Endsylbe chen mit g an. Z. E. S. 36. Zuckerplätzgen, welches auch überdas Zuckerplätzchen heissen sollte. Kindesmägden anstatt Kindermägdechen S. 244. wird wohl schwerlich gefunden. S. 21: von was anstatt von welcher Sache oder wovon. S. 2. vorgesucht anstatt hervorgesucht. S. 139. unbefangene Entwickelung ist sicher weniger verständlich. S. 139. Werse calx anstatt Verse. In überhaupt steht immer ein h. ff. ß. und s. sind fast gar nicht nach ihrem Unterschiede gebraucht. Weiße muß so geschrieben werden, wenn es sapiens heißt, und nicht, wie in dem Magazin, wenn albus dadurch ausgedrukt wird. In leztern Wort merkt man den mittlern Ton zwischen ff und s, zu welchen ß gebraucht wird. Eben dies gilt auch von giessen, Füße, entblößen, nachläßig und vielen andern ähnlichen Wörtern, wo im Magazin immer ein einfaches s steht, ohne Zweifel nach einer fehlerhaften Provinzialaussprache, vor welcher sich Gelehrte und besonders Schullehrer hüten sollten. Vor und für werden auch ohne Beobachtung des gehörigen Unterschieds gebraucht. Ueberhaupt fangen unsere Deutschen Schriftsteller an, im Gebrauch dieser Wörter mehr von einander abzuweichen und mehr ungewiß zu seyn, als vor einiger Zeit. Wir wünschten, daß man hierin, so wie fast in allen zur Rechtschreibung gehörigen Regeln, sich nach den Gottschedischen Bestimmungen richtete. Der allgemeine Gebrauch hat sie veranlaßt, und in allen den Fällen, worin nach selbigen für

oder

oder vor zu gebrauchen ist, behält jedes eine ähnliche Bedeutung. Manche scheinen von Gottschedes grammatischen Regeln nur abzuweichen, um nicht in den Verdacht zu gerathen, Gottschedianer zu seyn, gerade; als wenn sie dies nicht besser dadurch widerlegen könnten, daß sie tiefere Einsichten und einen feinern Geschmak aus ihren Schriften hervorleuchten lassen. Nach erwähnten Bestimmungen hat für diese Bedeutungen: zum Besten, anstatt, in Ansehung oder gegen, z. E. etwas für einen thun, für einen sterben, für einen Güte, Ehrfurcht haben. Nachher wird es, wenn vom Preise die Rede ist (etwas für Geld kaufen) und in folgenden wenigen Fällen gebraucht: Fürs erste, zweyte u. s. w. an und für sich; was für einer, in welchen leztern Fällen ebenfalls eine von jenen Bedeutungen zum Grunde liegt. Vor wird gebraucht, wenn Ort, Vorzug und Gegenwart soll ausgedrukt werden, wenn es vor Wörtern steht, welche eine Leidenschaft bedeuten, und es mit dem Vorwort aus verwechselt werden kann, und endlich wenn ein Abscheu ausgedrukt werden soll. Z. E. vor einem stehen, vor einen treten, etwas vor Liebe, Verdruß u. s. w. thun, sich vor jemanden fürchten, sich vor einem hüten, vor einer Sache warnen. So viel von dem, was die Sprachlehre betrift. Möchten unsere Schriftsteller doch in diesem Stücke sorgfältiger seyn! Wenn eine Sprache zu einem gehörigen Grade der Vollkommenheit ausgebildet werden soll, und wenn man sie in dieser Vollkommenheit erhalten will: so ist es durchaus nothwendig, daß sie in grammatikalischen Regeln eine Festigkeit erlange, und daß die besten

Schrift-

Schriftsteller darin möglichst übereinstimmen. Ueberdas ist es bekannt, daß, so lange man in dem Gebrauch und der Bedeutung der Wörter schwankend ist, man es auch in den Begriffen seyn muß.

D.

III.

Elementa Botanicae, auctore *Georgio Christiano Oeder*, M. D. Prof. Reg. Botan. Pars I. 1764. Pars II. 1766. Hafniae, typis fratrum Philibert. Prostat apud viduam Franc. Christ. Mumme 1 Alphab. 1 ½ Bogen in gros 8. mit 14 Kupfertafeln.

Mit besonderm Vergnügen zeigen wir ein Werk eines Gelehrten an, der die Natur eben so gut, als die Bemühungen seiner Vorgänger kennet, und beyde Hülfsmittel zu brauchen weis, um ein Ganzes in der Kräuterkunde zu liefern. Nur solche Männer sollten Elemente ihrer Wissenschaft ausfertigen; da doch nach dem kühnen Unternehmen manches unreifen Gelehrten zu urtheilen ihm besonders diese Arbeit zukäme. Der Herr Verf. hat hiebey vornemlich, wie er sagt, auf die Käufer der Flora Danica, deren Einrichtung man aus einem besondern Programm näher kennen lernet, gesehen. Indessen finden wir ausser der Eintheilung der nordischen Pflanzen, nach des Hrn. V. eigenthümlichen Methode nichts, was auf dieselbe eine besondere Beziehung hätte: sondern empfehlen diese Anleitung einem jedweden, dem um eine

eine gründliche Kräuterkenntniß zu thun ist. Der Vortrag ist nicht in kurzen Sätzen, sondern zusammenhängend abgefaßt, und in einer solchen Ordnung, welche ein philosophisches Genie nicht undeutlich verräth.

Demnach wird in dem ersten Theil nach einer Einleitung, welche die Nothwendigkeit einer Methode in der Kräuterkunde anzeiget, und einer allgemeinen Vergleichung der Pflanzen nach ihren Hauptfamilien, von den Kunstwörtern, von den botanischen Characteren, von dem Begriff der Geschlechter und der Gattungen, von den Methoden überhaupt, von den Namen der Pflanzen, und von den Hülfsmitteln ihrer Kenntniß, unter denen der Werth guter Abbildungen genauer beurtheilt wird, gehandelt.

Unter den Benennungen der Theile der Pflanzen, die nur den Hauptarten nach erklärt werden, finden sich einige sonst nicht gebräuchliche, die doch aber zur genauen Bestimmung dienlich sind, als truncus varians curvus, suberosus, folium verticale anstatt des adversi L. petiolus spurius, contextus coactilis, capitulum dimidiatum, spica polysticha, grana bulbiformia, und so weiter. Das Wort conceptaculum behält der Verf. noch bey. Die Climata unterscheidet der Hr. V. billig nicht allein nach der Breite und geographischen Länge, sondern auch nach der Höhe und besondern Lage des Orts.

Die Zahl der Abänderungen schränkt der Herr V. ein, und fordert zu ihrer Natur, daß sie nach und nach zu ihrer ersten Gestalt wieder zurückkehren, so wie die Cultur oder die Ursache ihrer Abartung aufhört; auch merkt er an, daß eine wahre Abänderung schwerlich

durch

durch Saamen, sondern nur durch Sprösse fortgepflanzt würde, dennoch hält er es überhaupt in mehrern Fällen sehr schwer, die Gränzen zwischen der Gattung und der Abänderung fest zu setzen. Ob durch eine Bastarterzeugung wirkliche Gattungen hervorgebracht werden können, scheint ihm noch zweifelhaft. Die Verwandlung der Pflanzen hält er aber völlig der Natur zuwider, da der zarte Keim einer jeden Pflanze schon seine bestimmte Bildung hat, und erklärt sie durch zufällige Ursachen.

Vorzüglich gefällt uns die Mäßigung, mit der Hr. D. von den bisherigen natürlichen Methoden redet, die er noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt findet. Doch fordert er mit Grund die Beobachtung aller Theile bey den Pflanzen, und zieht nur in so ferne die Blüthe und die Frucht vor, weil zu der Zeit, da sie sich darstellen, die mehresten andern Theile sich auch darbieten. Er läugnet mit uns, daß die Geschlechter der Pflanzen natürlich sind, so lange noch so viele Gattungen unbekannt sind, und ferner, daß die Gränzen, welche zu den Verwandschaften mit andern Geschlechtern und Ordnungen überleiten, nach den bisherigen Kenntnissen ausgemacht sind.

Die künstlichen Methoden thun zwar den Verwandschaften Gewalt an, sind aber dem Kenner eben so wohl als dem Anfänger unentbehrlich, um so viel mehr, da sie durch die genaue Aufmerksamkeit auf alle Theile den Weg zu der natürlichen Methode bahnen. Eben darum aber verlangt Hr. D. daß man sich mehrere der künstlichen Methoden geläufig macht, zu dem da bisweilen der Mängel, den man an der einen bey der Unter-

kerfindung einer Pflanze findet, durch eine andere, die diesen Fehler nicht hat, ersetzt werden muß. Daß wirklich die Kenntniß der Heilkräfte durch die natürliche Eintheilung erleichtert werde, wird weiter bestärkt, da selbige aller Wahrscheinlichkeit nach, von der Verschiedenheit und Gleichförmigkeit des innern Baues, die mit dem äussern übereinstimmt, abhängen. Wofern aber die künstliche Eintheilung einen Nutzen schaffen soll: so muß sie sich aufs strengste nach den einmal angenommenen Grundtheilen richten; daher dem Hrn. V. die vermischten Methoden nicht anders als verwerflich seyn müssen.

Der zweyte Theil ist besonders wegen des Hrn. Verf. eigener Methode merkwürdig, nächst welcher er die andern bekannten zergliedert, und darauf zur Probe einige neue nach verschiedenen Theilen entworfen hat. Sodann lieset man die Kennzeichen der von dem Hrn. Verf. erfundenen Classen und Unterabtheilungen; einen Abriß des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes der Botanik; und eine Anzeige der vornehmsten Schriftsteller. Als eine Zulage kann man das alphabetische Verzeichniß der Kunstwörter ansehen.

Des Hrn. V. eigene Methode stützt sich auf die Verwandschaften der Pflanzen und besteht aus 8. Classen, deren Namen sind: Cryptantherae, Monocotyledones, Amentaceae, Incompletae, Calycicarpae, Calycanthemae, Monopetalae, Polypetalae. Die Anzahl der in diesen enthaltenen Familien beläufft sich auf 40. Die 418. Geschlechter, die sie in sich begreiffen, sind von dem Hrn. von Linné, deren aber hier nicht mehrere befindlich, als zu der Nordischen

ihrer Flora gehören. Die bengefügten Charaktere sind aus der 10ten Ausgabe des linnäischen Systems hergenommen. Wegen der dem Hrn. Verf. eigenen und gedankenreichen Schreibart berufet er sich bey der Erklärung seiner Familien, mit Verschweigung ihrer Namen nur durch Buchstaben auf dieselben, und die Geschlechter; welches für den Leser gewissermaßen beschwerlich ist: aber doch durch die Zusammenhaltung des vorhergehenden Verzeichnisses völlig erläutert wird. Er ist aber doch bey seinem Scharfsinn so bescheiden, daß er nicht läugnet, daß einige Familien sich noch von der Kette der Natur entfernen, und überhaupt eine Ausbesserung noch nöthig erachtet.

Den Joachim Jung bringt er zu den ersten, welche Cäsalpins Fußstapfen in Ansehung der Methode betreten, bedauert aber, daß ihm der Mangel an Aufmunterung und die schlimmen Zeiten an der Ausführung gehindert. Daß Dalechamp aber und die beyden Bauhine nicht derselben nachgespürt haben, befremdet ihn sehr. Den Verdiensten des Hrn. von Linné läßt er Gerechtigkeit widerfahren, ob er gleich den Camerarius, Burchard und Boerhaave, die Spuren der Methode nach den Geschlechtstheilen entdeckt zu haben zuschreibt.

Merkwürdig ist des Herrn V. Berechnung von der Zahl aller in Europa wild wachsender Pflanzen. Er bringt, wenn von Linnés Schwedische, Hudsons Englische, Jacquins Wienersche und Gouans Montpelliersche Flora zum Grunde liegen, ohne die Gewächse mit verborgenen Blüthen, die etwa 500 Gattungen betragen, ohngefähr 2150 Pflanzen heraus — von

dieser ganzen Zahl findet er bis 700. Gattungen Wer- all — woraus er schließt, daß es beynahe 3000. Europäische Pflanzen gebe, die ohngefehr ⅖ von der ganzen Zahl der linneischen Gattungen ausmachen. Er hofft wohl eine Vermehrung derselben bis auf die Hälfte, da gewisse Familien von Pflanzen sich an besondern Weltgegenden halten, wie man an den Palmen, den Malvenpflanzen, welche mehr den warmen Ländern, den Pflanzen mit Sonnenschirm, und denjenigen mit Creuzblüthen, die mehr den kalten Gegenden eigen sind, erkennt.

Von diesem nützlichen Werke hat der Herr Prof. O. selbst eine deutsche Ausgabe verfasset.

L.

IV.

Das Schrotamt aus richtigen Quellen des Alterthums entdecket und betrachtet von Joh. Friederich Klotzsch. Dreßden, bey Joh. Nicolaus Gerlach und Sohn 1766. 10 Bog. in 8.

Der Freybergische Geschichtschreiber, Andreas Moller, erwähnet des Schrotamtes an verschiedenen Orten seiner Chronik bey Gelegenheit, als davon kurz nach Erbauung der Stadt Freyberg einige milde Stiftungen zu dem Hospitale St. Johannis daselbst gemacht worden; nur ein einzigesmal aber äussert er sich darüber so, als ob solches ein Fürstliches Lehen von dem Einkommen der Bergwerke gewesen und jährlich viel eingetragen haben solle. Ohnerach-

ohngeachtet dieser unbeständigen Erklärung hat man doch bisher in der Muthmaßung gestanden, daß unter dem Schrotamte eine Aufsicht über das Schroten des Geldes zu verstehen sey, und nur zweene Schriftsteller haben nachher noch das bloße Wort angeführet, vielleicht weil selbige Mollers Meynung weder beyzutreten, noch aus Mangel der Hülfsmittel eine bessere zu behaupten sich getrauet haben. Der Hr. Verf. hat daher Anlaß genommen die Sache genauer zu untersuchen, und gefunden, daß der Advokat oder oberste Stadtvogt Heinrich zu Freyberg dem Meister des H. Johannes in gedachtem Hospitale gewisse Einkünfte, welche Schrotambacht genennet wurden, in seiner Urkunde vom Jahre 1227. geschenkt und gewidmet habe. Im Jahre 1230. schenkte dessen Bruder Ruprecht, Ritter und Bürger zu Freyberg, eben diesem Hospitale ein Talent seines aus dem Schrotambachte genossenen Einkommens, und Markgraf Heinrich der Erlauchte zu Meissen bekennet in einer Urkunde von 1255. daß er alles dasjenige Lehen-Gutherecht, welches drey Advokaten zu Freyberg, Heinrich, Werner und Nicolaus, von demjenigen Amte welches Schrotammecht genennt würde, zeither genossen, von ihme zu Lehen gehabt und wiederum aufgelassen, dem Hospitale zu S. Johannis daselbst geeignet habe, und von den geschwornen Bürgern die Stelle eines Hospitalverwalters jedesmal besetzt werden sollte. Bischof Conrad der erste gab hierüber noch in eben diesem Jahre eine besondere Bestätigung und Pabst Alexander der vierte 1258. eine eigene Bulle. Nach vorläufiger Erklärung einiger Nebenumstände dieser Urkunden,

in deren keiner nur die geringste Spur zu dem Begriffe des Schrotamtes führet, so leicht auch solches blos durch redditus quosdam umschrieben wird; untersucht der Hr. Verf. die verschiedenen Bedeutungen dieses zusammengesetzten Wortes. Schroten leitet er mit andern Schriftstellern aus dem deutschen scroden, (zerschneiden, zertheilen) her, womit das angelsächsische Wort screadan übereinstimme, welches eine Verminderung und Zertheilung einer Sache anzeige. Amt aber nach der alten Schreibart, Ambachte, Amtochte, Ammechte, und Ambacht bezeichne [illegible] überhaupt den Begriff einer Verrichtung, Besorgung, Dienstleistung und Auftrags; in engern Verstande aber einer Justizverwaltung; mithin lässet sich finden, daß das Schrotamt die mit einem gewissen Einkommen verknüpfte Aufsicht über eine Sache, welche von einem Orte zu dem andern gebracht würde, gewesen seyn müsse, und da dieses Amt in der vorhin bemerkten Urkunde von 1255. ausdrücklich für Lehen erkläret wird, auch dadurch die schilterische Meynung von neuem widerlegen, als ob vor Alters bürgerliche Verrichtungen und Aufsichten mit einem gewissen Einkommen nach Lehenrechte nicht übertragen worden, und die sogenannte Ambachtslehne keine Lehenseigenschaft gehabt hätten. Von den Zeiten gedachten Margrafen Heinrichs bis zum Ausgange des vierzehenden Jahrhunderts schweigen die Freybergischen noch vorhandenen Urkunden gänzlich von dem Schrotamte, mit dem Anfange des funfzehenden hingegen kommen solche auf einmal, und noch darzu stark wieder zum Vorscheine. Denn in einer von dem Rathe zu Freyberg 1424. ausgestellten Ver-

Verschreibung bekennet derselbe, daß zu Abtragung zehen Schok jährlichen Zinses von hundert Schok Groschen Kapital, welches seine Vorfahren von dem Hospitale erborgt, dem Hospitalmeister unter andern zwey Schok von dem Schrotammecht desjenigen Geldes, welches der Stadt hiervon angehörte, ausgesetzt worden. Man siehet hieraus daß Freyberg ein bestimmtes Antheil von zwey Schok überhaupt jährlich aus dem Schrotamte zu geniessen gehabt, nirgends aber findet sich dieses Einkommen bey den alten Rechnungen, so weit solche vorhanden, unter mehr als einer Rubrik, um hiervon eine Verschiedenheit in einerley Benennung zu suchen; mithin ist solches eben das, welches die angeführte Bestimmung veranlasset hat, und ausserdem auch die Summe beständig einerley geblieben. Besagte hundert Schok hat der Rath 1443. an das Hospital wieder abgetragen und in der darüber unter die Verschreibung gebrachten Registratur heißt es, daß hierdurch die Wage und zwey Schok von dem Bierschrotamte die Stadt wieder erlanget, so wie solche vor Alters dabey gewesen. Hier zerstreuet sich nun die bisherige Dunkelheit auf einmal, indem einerley Sache aus dem Schrotamte durch einen kleinen Vorsatz in das Bierschrotamte verwandelt, und dadurch aller Zweifel gehoben wird, daß nicht beydes einerley und besonders eine von dem ausgeschrotenen Biere hergerührte Abgabe gewesen seye. Diese Wahrheit wird noch mit andern Nachrichten bestätiget, die in ihrer Art um so viel merkwürdiger sind, weil sich daraus zugleich das Alterthum einer in neueren Zeiten oft bestrittenen Gewohnheit bestätiget, gewisse Ein-

künfte, deren Gegenstände damals in Freyberg hauptsächlich das Schrotamt, und ausserdem der Salzschank, die Wage, Garküche und die Vogtey gewesen, zu sicherer Bestimmung jährlicher Einkünfte, zu verpachten. Eben diese Nachrichten stimmen alle, ohne Ausnahme darinn überein, daß der Pacht eine Abgabe betroffen, welche von dem aus den Kellern geschrotenen Biere entrichtet werden müssen. Die Erneuerung geschahe alle Jahre und das Pachtgeld änderte sich vermuthlich nach dem Ertrage des Einkommens von sechs bis auf zwanzig Schok. Auch wird 1471. vermuthlich damit die Schröter niemand übersetzen könnten, zum erstenmale der Ausschrotungsgebühren an funfzehen Hellern von jedem Faße gedacht, und nachdem 1472. auch die Bestellung der Schröter zu Einschrotung des Weines erfolgte, scheinet das Schrotamt hernach auf den Ein- und Ausschrot sowohl des Bieres als auch anderer Arten des Getränkes gegangen zu seyn, solchemnach die Bierschröter einen Zwang mit solchem Nachdrucke gehabt, daß zu damaligen Zeiten ein Freybergischer Bürger, weil er sein eigenes Bier selbst aus dem Keller geschroten, darüber verzellet, das heißet: ihm der bürgerliche Gewerb untersagt worden; über welche Materie wir von dem Hn. Verf. bereits eine besondere Abhandlung haben. Man würde sich irren, wenn man das Schrotamt allein in Freyberg suchen wollte; denn anderer Sächsischer Orten nicht zu gedenken, ertheilte Herzog Bolco zu Fürstenberg und Schweidnitz solches im Jahr 1327. der schlesischen Stadt Freyburg, und Moser führet einen Lehenbrief Kayser Leopolds vom Jahre 1659. an, worinn der Bur-

Wardgemeister zu Schwäbisch-Gemünd mit dem Faßzieheramte daselbst beliehen worden; wiewohl wir glauben, daß sich der Hr. Verf. hierbey mit seiner muthmaßlichen Deutung auf das Schrotamt irre, weil wir zuverläßig wissen, daß in Schwaben und den Rheinischen Landen die Wörter: Schroten und Schröter in gleichen Verstande so bekannt und gebräuchlich als in Sachsen sind, mithin Faßziehen und Faßzieher, schwerlich mit jenen gleichbedeutende Provinzialwörter seyn dürften. — Auch können wir mit Gewißheit von verschiedenen Städten gedachter Lande melden, daß die Wein- und Bierschröter, als sämmtlich verpflichtete Personen, so wenig etwas von ihrem Geschäfte an Abgaben entrichten, daß sie vielmehr gewisse Freyheiten von ihren Oberen geniessen und dafür hauptsächlich eine getreue Anzeige von dem ein- und ausgeschrotenen Getränke an gehörige Orte, zu Einforderung und Entrichtung der Tranksteuer und Niederlags-Gelder zu thun haben. Die Gründe, womit der Hr. Verf. in dem siebenden Abschnitte Mollers oben angeführte Meinung von dem Schrotamte, welche durch einige Urkunden sich zu unterstützen scheinet, glüklich bestritten hat, müssen wir hier übergehen, und zeigen dargegen dessen Gedanken über die Fragen an: Wer das Schrotamt verliehen? und was dessen würkende Ursache gewesen seye? diese wird in die Braunahrung gesezt, und den Verleiher findet der Hr. Verf. in dem Landesherrn, und noch weiter in dem römischen Kayser selbst, welches niemand als unwahrscheinlich von denen Zeiten vorkommen wird, worinn Margraf Otto der Reiche noch bekennet, daß er das Einkommen der

Bergwerke in seinen Landen von dem Reiche zu Lehen getragen, und worinn Kayser Sigismund, Fürst Albrechten zu Anhalt, mit Erhebung jeglichen Böhmischen Groschen von jeglichen Fuder aus Zerbst zuführenden Bieres begnadiget hatte. Die Zweifel hierwider werden durch die Stadt Freyberg selbst gehoben, obgleich der Hr. Verf. zu solchem Ende die unmittelbare Abhängigkeit dieses Orts von den Margrafen zu Meissen in den ersten Zeiten seiner Erbauung, vorher erst zweifelhaft machen muß, welches besonders durch die, von dem gedachten Margraf Otten zu Erbauung und Ausstattung des Closters alten Zelle bey Kayser Friedrich dem ersten ausgebrachte Einwilligung, weniger nicht aus dem Freybergischen, noch in der Urschrift vorhandenen alten Stadtrechte bewerkstelliget wird, von welchem sowohl, als der angerühmten Reichsfreyheit der Städte Zwickau und Chemnitz in alten Zeiten lesenswürdige Nachrichten und Bemerkungen beygebracht werden. Was der Herr Verf. in den drey letzten Abschnitten, von der Nahrung und dem Gewerbe der Städte überhaupt, ihren Verfassungen und Verhältnissen gegen Dörfer und kleinere Städte, den Gebrechen auch Irrungen der Handwerker mit denen so keine Profeßionen erlernt, dem daraus, und einem übel verstandenen Meilenzwange endlich erfolgten Verfalle der Braunahrung gründlich beybringet, überlassen wir dem eigenen Nachschlagen unserer Leser, und bemerken nur noch, daß in den Jahre 1486. das Einkommen des Schrotamtes in Freyberg auf sieben Schock herunter gefallen, und sich damit die weitere Verpachtungs-Nachrichten auf

ein-

einmal abschneiden, vermuthlich weil die Verminderung des Verdienstes die Liebhaber von der weiteren Erpachtung abgeschröckt hat. Hingegen nimt forthin das Schrotamt in den Rechnungen die veränderte Benennung des Bierschröterzinses an, welcher eine jährliche, aber gegen vorige Zeiten sehr geringe Abgabe von gewissen, öffentlichen, zur Beförderung des Ausschrotes angenommenen Dienern gewesen ist, und ebenfalls nach dem Jahre 1608 in den Rechnungen nicht mehr erscheinet. Sämtliche bey diesem Werke gebrauchte Nachrichten schliessen sich mit zwey Bierschröter-Ordnungen der Stadt Freyberg von den Jahren 1620. und 1660, worunter man die erstere wahrscheinlich aus der ehemaligen Verfassung gesammlet hat. Die hier und da noch dauernde Spuren werden sich wohl schwerlich weiter als in den jeden Orts unter vielerley Gestalten anstretenden Bierschrötern finden lassen, welchen der Genuß für ihre Mühe gerne gelassen wird, daferne sich nur Leute finden, welche sich hierzu gebrauchen lassen. Dies ist der Inhalt einer Abhandlung, worin der Hr. Verf. so viele Belesenheit und Einsichten in die Geschichte und Rechte seines Vaterlands, insonders der mittlern Zeit mit gutem Geschmacke und einer reinen Schreibart gezeigt hat, daß wir sie unsern Landsleuten ohne Partheylichkeit zum Muster empfehlen müssen. Die fünf Siegel unter den angefügten zwölf Urkunden sind sauber gestochen, so wie die auf dem Titel befindliche niedliche Vignette gut erfunden und dem Werke selbst wohl angepaßt ist.

N.

V.

Ignat. Christoph. Lorber a Stoerchen I.V.D. Reverend. et Celſ. S. R. I. Principis Epiſcopi Bambergenſis, Franciae orientalis Ducis reliq. reliq. Conſiliarii eccleſiaſt. et aulici itidem actualis, celſiſſ. regim. eccleſiaſt. conſulentis et advocati piarum cauſarum per huncce Epiſcopatum et Principatum, in hacce univerſitate juris publici particularis I. R. G. et feudalis, Profeſſoris publici et ordinarii, Facultatis juridicae aſſeſſoris, Institutiones juris Feudalis; tum germanici tum longobardici, conveniente methodo adornatae, et ex genuinis fontibus erutae cum indice locupletiſſimo. In uſum auditorum. Norimbergae, apud Ioan. Adam Lochnerum, 1766. 1 Alph. 12 B. ohne Zuſchrift, Vorrede und Regiſter in gr. 8.

Daß es einem Schriftſteller niemal an einer Urſache zum ſchreiben fehlen müſſe, davon iſt die Exiſtenz eines jeden ſelher Werke immer der bündigſte Beweis; und daß er auſſerdem von Willen und Zuverſicht ſeine Vorgänger zu übertreffen, allezeit einen guten Vorrath beſitzen werde; iſt auch keine unerkannte Wahrheit. Solte es nun gewiß ſeyn, daß natürliche Ordnung, richtige und beſtimmte Begriffe, allgemeine und fruchtbare Sätze mit daraus hervorfallenden Folgerungen und Beweiſen, eine ſorgfältige und geprüfte Abſonderung des höchſtnöthigen von dem minder Nöthigen, alles in einer angenehmen und deutlichen Kürze, zu einem guten Lehrbuche die Haupterfor-

niſſe

nisse, und diese eben keine so leichte Sachen seyn; so kann ein Verfasser, der sich an ein neues Compendium wagt, wenigstens ein paar Bestimmungen mehr zu seiner Unternehmung anführen, als einer der bloß auf Entdeckungen ausgehet. Wir wollen hören was unsern Hrn. V. ohnerachtet des Beyfalls wodurch er die Senkenbergische, Moserische und Böhmerische Handbücher verehret, zu seiner Arbeit bewogen hat; denn blos alleine die Entdeckung davon, wird hinlänglich seyn unsern Lesern einen gehörigen Begriff von dem Werke selbst beyzubringen. Der Canzlar Ludwig hatte vormals für gut gefunden seine Einsichten in das Lehenrecht in einer Catechismusmilch der Welt vorzusetzen, und nun fehlte es nur noch an jemand der in unsern Tagen diesen Theil der Rechtswissenschaft in die Ordnung der Institutionen des Kaysers Justinians einkleidete, welche Mühe unser Hr. Verf. und zwar wie er versichert, methodo scholastica et in quantum fieri potuit demonstrative, übernommen hat. Wir sind überzeugt, daß er keinen unglücklichern Weg hätte wandeln können, und man muß sehr unvertraut mit der natürlichen Ordnung seyn, wenn man den Zwang, worin der Verf. in allen Abschnitten gesetzt wird, verkennen wollte. Zum Unglücke ist diese Unbequemlichkeit durch keine andere Vorzüge ersetzt. Man sehe nur zur Probe seiner Definitionen, die so er von dem Lehen giebt: Feudum ratione modi, quo erigitur, prout nobis videtur, exactissime definitur, quod sit conventio, suo sensu regulariter benefica, vel ultronee vel coacte sub lege vasallitica unilateraliter obligative inita, vi cujus quis alteri capaci

con-

concedit usum fructum germanicum qualificatum alicujus rei; ita tamen ut dans sive concedens, certam vel per ipsam conventionem vel per existentes, super hoc vel illo negotio, latas leges vel consuetudines, introductam obligationem, et officia, expresse vel tacite sibi reservet. Dieser Begriff wird auf mehr als drey enge gedruckten Seiten, durch nicht weniger als sieben Anmerkungen so erläutert, daß man in der fünften Note bey den Worten: alicujus rei ein ganzes mit Urkunden bestätigtes Verzeichniß von Sachen die zu Lehen gereicht worden, zu lesen bekommt. Dergleichen Weitläuftigkeit ist dem Verfasser besonders eigen, und muß seinen Zuhörern um so nachtheiliger seyn, als sie überhaupt in solchen Büchern allemal am unrechten Orte stehet und wichtigere Dinge dadurch übergangen werden. Wir beweisen es aus dem zwey und dreyßigsten Titel des zweyten Buchs, welches uns bey Aufschlagung des Werkes auf ein Gerathewol in die Augen fällt. Es ist die Rede dort durchaus von der Investitur, wo zwar die Schuldigkeit des Vasallen bey sich ereignenden Fällen, um die Erneuerung der Belehnung anzusuchen, gewöhnlichermaassen vorgetragen, alleine von der gesetzlichen Gegenschuldigkeit des Lehenherrns so wenig als nichts gesagt wird. Hier hätte sollen gezeigt werden, daß der Lehensherr, wenn der Vasall seine Obliegenheiten beobachtet hat, die Ertheilung der Belehnung diesem nicht erschweren dürfe, wie sich denn hierzu in Ansehung der Reichslehen der Kayser in der Wahlcapitulation besonders anheischig macht. Daß diese Erschwerung durch eine Verzögerung der Investitur, oder

eine ungewöhnliche Abforderung an den Vasallen ent-
stehen könne, der Vasall sich aber in diesem Falle nicht
daran zu kehren, und seinem Rechte ohnbeschadet, die
Belehnung nicht weiter zu suchen brauche; wie im vo-
rigen Jahrhunderte von dem Herzogen von Savoyen
bey der verweigerten kayserlichen Investitur über Mont-
ferrat geschehen ist. Daß wenn ein dritter auf das
Lehen einen noch nicht gerichtlich anhängigen Anspruch
mache, er zu dessen besonderer Ausführung verwiesen,
einstweilen aber dem Vasallen eine Provisional-Beleh-
nung, welche ehemals Infeudatio per modum com-
munem geheissen, pflege ertheilt, jenem hingegen bis-
weilen ein Erhaltungsdokument, oder auch ein schrift-
liches Versprechen von dem Belehnten über die Heraus-
gabe des Lehens, zugestellt zu werden. Daß hingegen
endlich wenn der Anspruch des dritten bereits vor Ge-
richt angebracht ist, alsdann nur eine einstweilige Be-
lehnung, falls über den Besitz gestritten und gespro-
chen worden, nicht aber wenn über das Recht selbst
der Streit fürwaltet, erfolgen müsse. Sollen wir in
der Kürze unser Urtheil von diesem neuen Lehrbuche
geben; so müssen wir sagen, daß es alle Fehler und
Mängel der alten; alleine bey weitem ihre Vorzüge
nicht habe.

N.

VI.

Auserlesene und nützliche Neuigkeiten für alle Münzliebhaber. Mit Kupfern. Herausgegeben von George Bauer, Ihro Römisch

Kay-

Kayserl. Majest. Hoffactoren und Buchhändlern in Nürnberg. Erstes bis vierzehntes Stük 1764-1767. 288 Seiten in 4.

Der Einfall, gleichsam eine Münzzeitung zu schreiben, ist so übel nicht, und die, welche sich mit der Münzwissenschaft beschäftigen, werden die Fortsetzung dieser Schrift sehr wünschen. Man findet in derselben Nachrichten sowohl von Münzen, Münzbüchern und andern Münzsachen, die zu verkaufen sind, als auch von eben dergleichen die zu kaufen gesucht werden: ferner Nachrichten, welche die Neuigkeiten im Münzwesen betreffen, z. E. Fürstl. Verordnungen, Preise verschiedener Gold- und Silbermünzen, Beschreibungen neuer Münzen, u. s. w. und endlich auch eingerükte Abhandlungen über verschiedene Materien dieser Wissenschaft. Wenn der Verf. noch übrigens davor sorgte, daß die neuen Bücher, die sowohl in als ausser Deutschland zur Münzwissenschaft geschrieben worden, sorgfältig recensirt und mit Bestimmung ihres innerlichen Werths angezeigt würden, so ist kein Zweifel, daß seine Schrift hierdurch noch mehr gewinnen würde. Auch wünschten wir, daß die Schreibart in einer Schrift, welche nicht bloß für Gelehrte in Franken bestimmt ist, besser beschaffen seyn möge. In den Stücken, die wir vor uns haben, ist sie oft so schlecht, daß man kaum glauben sollte, daß ein gebohrner Deutscher der Verf. sey.

Wir können bey unserer Recension uns nur bey den eingerükten Abhandlungen aufhalten, und sie nach ihrem Inhalte unsern Lesern anzeigen.

S. 10.

S. 10 - 13. Vorschlag, auf was Art die unconventionsmäßigen Gelder, nach vorherig proportionirlicher Herabsetzung auf den innerlichen Werth, Markweise an die privilegirte Münzstätte geliefert, allda umgeschmolzen und nach richtiger Legirung in Conventionsgelder verwandelt werden können, ohne daß man nöthig hat, das darin steckende Silber erst mit großen Kosten abzutreiben und fein zu machen. — Der Vorschlag, den wir zu allererst thun würden und ohne dessen Befolgung auch der gegenwärtige nichts fruchten wird, ist, wie man alle Fürsten, und besonders die nächst angränzenden, über die Ausmünzung des Silbers vereinigen könne?

S. 13 - 18. Nachricht von den Kupfermünzen und besonders dem in den Kayserl. Königl. Erblanden eingeführten Kupfergelde. — Man trift noch in mehrern Provinzen Deutschlandes kupferne Scheidemünze an, als der Verf. S. 14. angiebt.

S. 18 - 25. Nachricht von denen ohnlängst in der Kayserl. Königl. Residenzstadt Wien ausgegrabenen zwey alten Römischen Särgen, dabey gefundenen Münzen und andern Alterthümern. Der Verf. dieser Beschreibung hätte die alte Fabel mit den Thränengläsern (lacrymatoriis) nicht wiederhohlen sollen. Noch kürzlich hat ein Gelehrter das falsche und abgeschmakte in diesem Vorgeben gezeigt. Die Fläschgen, die man davor hält, waren mit Salben und Balsam gefüllt, nicht mit Thränen.

S. 35 - 46. Beschreibung und Erklärung eines 1758. geprägten Salzburger Thalers, mit der besondern Provocation an die Jungfrau Maria: Monstra

te

te esse matrem. Uns dünkt, daß es so gar schwer nicht sey, die Ursache dieser Anrufung ausfindig zu machen, wenn man auf das Jahr, da der Thaler geschlagen worden, auf den damaligen Zustand Deutschlandes, auf die Gesinnungen einiger Großen und auf den Grund ihrer Gesinnungen, Hofnungen und Wünsche Achtung giebt.

S. 52 - 68. Zuverläßige Beschreibung derer Reichskleinodien, welche die Reichsstadt Nürnberg in Verwahrung hat: nebst Anzeige der Reichsinsignien, welche zu Aachen aufbehalten werden. Wir haben hier nichts gefunden, als was in allen Beschreibungen der Kleinodien steht: sehen auch die Ursache nicht ein, warum sie in dieser Schrift eine Stelle gefunden hat.

S. 71 - 82. Beschreibung und Erklärung eines schönen Salzburger Thalers vom Jahr 1762. mit dem wunderthätigen Marienbilde zu Alten Oettingen. Der Aufsaz handelt von dem Orte selbst und dem Marienbilde.

S. 83 - 86. Nachricht von einer alten Silbermünze des Fränkischen Königs Karl. Diese Münze hat auf beyden Seiten nichts als Umschriften und zwar auf der rechten ✠ CARLVS REX FR. In der Mitte befindet sich dessen mit einem Kreise umschlossenes Monogramma: auf der andern Seite: ✠ ET LANGACPATROM, (et Langobardorum ac patricius Romanus) mit einem andern Monogramma in der innern Rundung.

S. 92 - 113. George Daniel Seylers historische Nachricht von wahrsagenden Münzen oder

der-

[illegible] Vorbedeutungen. Endlich dächten wir, daß man aufhören könnte, die Münzwissenschaft zu einem Spielwerke zu machen. Kundmann hat bereits so viel wahrsagende Münzen gesammelt, daß, wer sein Vergnügen an diesen Sachen findet, daran genug haben kann. Was sollen wir denn die Meynungen unvernünftiger Leute, die in einem Stempelrisse Geheimnisse suchen, sammeln? Der Verf. will zwar nicht das Ansehn haben, als ob er die Vorbedeutungen auf Münzen glaube, aber er sezt doch (S. 93.) hinzu: „Je„doch ist nicht zu laugnen, daß öfters auch die allerun„gewissesten Muthmassungen durch gewisse Erfolgun„gen nicht selten bestätiget worden, welche bisweilen „so wunderbarlich mit einander eingetroffen, daß auch „die allerklügsten Leute auf die Gedanken gekommen, „daß es allerdings Vorbedeutungen gebe, und daß Gott „zu deren Anzeigung seiner Creaturen als Instrumente „und Werkzeuge sich bediene.„ Wenigstens hätte man den Himmel nicht sollen mit einmischen! Es ist genug, daß man die allerklügsten Leute als Verehrer der theuern Wahrsagerkunst angeführt hat! — Im ersten Abschnitt beschreibt der Verf. die Münzen, welche wegen der umgekehrten Buchstaben oder Ziffern für vorbedeutend gehalten werden; im 2ten die wegen eines Risses merkwürdige, im 3ten die sonst etwann einer Vorbedeutung wegen bekannten Stücke. — Noch eine Anmerkung! Die alten Römer hatten sich dem größten Aberglauben ergeben: Die Anzahl und Verschiedenheit der Vorbedeutungen bey ihnen war unendlich: nirgends aber lesen wir, daß sie auf Münzen Vor-

Bedeutungen gefunden hätten. Diese Scharfsinnigkeit war also dem XVIII. Jahrhunderte aufgehoben!

S. 127 - 148. Geschichtmäßige Beschreibung einer alten deutschen Heydnisch-Allemannisch-goldnen Münze oder Gattung eines der sogenannten und vermeintlichen Regenbogen-Schüsselgen, so am Ufer des Rheins bey Oppenheim gefunden worden, abgefasset von Philipp Wilhelm Flodt. — Der V. hat großen Fleiß angewandt, und keine geringe Gelehrsamkeit gezeigt. Nur muß er sich sehr ungeübte Leser vermuthet haben, indem er bisweilen die allerbekanntesten Dinge erkläret: z. E. S. 131. von dem Avers und Revers der Münzen.

S. 160 - 162. Joh. Zach. Gleichmanns Anmerkungen von alten bleyernen Münzen, nebst Erklärung einer antiquen bleyernen Münze. — Wenn wir die Wahrheit gestehn sollen, so kömmt uns diese Münze, nemlich, so ferne man aus einem Kupferstiche urtheilen kann, nicht alt vor. Der Schleyer oder Helm der Diana, nebst den Zeichen auf der andern Seite, sind gar zu sonderbar. Unterdessen liessen sich leztere noch erklären, wenn man mit Hr. Kloß (Histor. Num. Contum. S. 37.) annimmt, daß die bleyernen Münzen nur zu Spielpfennigen, wie heut zu Tage die meßingernen Zahlpfennige, gebraucht worden sind. So viel ist freylich gewiß, und wird auch im angeführten Buche gezeigt, daß die Vorstellungen auf bleyernen Münzen ganz besonders sind. — Uebrigens ist dem Verf. eine unter die Bücher von bleyernen Münzen besonders gehörende Schrift unbekannt geblieben, nemlich: Franc. Ficoronii de plumbeis antiquorum numismatibus,

bus, tàm sacris quam profanis Dissertatio latine versa a Domini Cantagallio. Rom 1750. 4.

S. 169-171. Mittel wie alte, schwarze und unansehnlich gewordene Silbermünzen zu reinigen. Es wird das Absieden oder Aussieden beschrieben, dessen sich die Goldschmiede zu bedienen pflegen, und welches bekannt ist.

S. 177-197. (D. Siegm. Jac. Baumgartens) Nachricht von den Rosenobeln und dem Mißbrauche der Stelle Luc. 4, 30. auf denselben.

S. 197-206. Johann Carl Schotts Erklärung des Reverses auf dem Braunschweigischen sogenannten Mücken- oder Wespenthaler. So viel bleibt doch gewiß, daß der Herzog Heinrich Julius, nicht ein allgemeines Sinnbild hat vorstellen wollen, sondern eine besondere Absicht gehabt hat. Man weis ja die Klage, welche die Herren von Saldern wegen einer Münze, die sie auf sich deuteten, wider ihn gleichfalls erhoben haben.

S. 215. f. Beantwortung der von dem Hrn. P. Fuhrmann jüngsthin gegen die Beschreibung der 1759. zu Wien ausgegrabenen zwey alten Römischen Särge u. s. w. gemachten Einwürfe: Sendschreiben des Baron Stosch an die Etruscischen Gesellschaft zu Cortona über eine seltene Münze des Kaysers Carinus und dessen Gemahlin Magna Urbica: (ist eine Uebersetzung aus dem Italiänischen, in welcher Sprache der Brief 1755. erschienen) — D. Joh. Carl Conrad Oelrichs summarische Anzeige des Inhalts der von dem ehemaligen Prof. Hartmann zu Königsberg abgefaßten und auf der Königl. Bibliothek zu Berlin

in der Handschrift befindlichen Dissert. de Ottone aeneo latino primae magnitudinis in agro Oenipontino reperto. Wir wünschten, daß vielmehr die ganze Dissertation wäre eingerükt worden. Es verlohnt sich auch dieses bey einer Sache, über die so viel gestritten worden, wohl, ob wir gleich auch gegen diesen Otto schon nach dem Skelet der Schrift zu urtheilen, mißtrauisch sind.

S. 260 - 263. Abhandlung von dem Nutzen der Sammlungen von heutigen Land- und Scheidemünzen.

S. 273 - 280. Beschreibung eines alten Römischen numi Imperatorii (er ist dem Kayser Commodus zu Ehren von den Cyzizenern aus Erzt gemünzt worden, und von der ersten Größe) der sich in dem Fürstl. Lambergischen Münzcabinet zu Wien befindet. Diese Abhandlung ist gut ausgefallen.

S. 281 - 283. Beweiß von dem Nutzen der Münzwissenschaft in Decidirung der Rechtsstreitigkeiten. Wie viel gutes hätte nicht über diesen Punkt gesagt werden können! Der Verf. erzählt bloß einen magern Streit über die jura stolae.

E.

VII.

Beyträge zur Wahrheit der christlichen Religion, von einem Freydenker — 2 Cor. 13, 8. Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Breslau 1767. bey Johann Friedrich Korn, dem ältern, 8. 240 S.

Der

Der Verfasser, der sich am Ende der Zueignungsschrift Mich. Ringeltaube nennt, hat zur Absicht die Zeugnisse zu sammlen, die der V. des Abrégé de l'Histoire ecclesiastique par Fleury wider seinen Willen für die Wahrheit der christlichen Religion, abgelegt hat. In der Vorrede redet er die Freunde der Wahrheit an, zeiget ihnen, nach Anleitung der auf dem Titel ausgedrukten apostolischen Worte, wie ein jeder die Verbindlichkeit auf sich habe, alles für die Wahrheit des Evangelii und nichts wider dieselbe zu thun; theilet nunmehr die Menschen in Absicht dieser Verbindlichkeit in drey Classen, derer die alles für sie thun, anderer die nichts für sie thun, und noch anderer die ihr möglichstes wider sie thun; dann kommt er auf die Kraft dieser Wahrheit, welche so viele gedrungen, alles für sie zu thun, und die welche wider sie streiten wollten, in solche Verwirrung gesezt hat, daß sie für sie zeugen müssen; ein solcher, ist nun die Anwendung, sey der Verfasser des Abrégé. Diß solle nun bewiesen werden; und den Beschluß macht eine Bitte an den Leser, „seine Bemühung dergestalt zu beurtheilen, damit er nichts wider die Wahrheit, sondern alles für die Wahrheit denken, urtheilen, reden und thun möge.„ Ehe wir diese Auffoderung gelesen hatten, waren wir gewillet als Freunde der Wahrheit aufzutreten und den homiletischen Ton, in welchen sich der Verf. verliert (wovon schon die so ängstlich disponirte Vorrede ein Beweis ist); die Umschweife, die er macht, ehe er zur Hauptsache kommt, (als im 3ten Kap. wo er erst durch viele Seiten zu beweisen sucht, daß der Freydenker das Christenthum

im gehäßiger Absicht eine Secte genannt habe, als wenn sich diß nicht von selbst verstünde); den Mangel der Behutsamkeit in richtiger Unterscheidung dessen was Wahrheit ist und troz aller raisonnirenden Kirchenhistorien bleiben wird, und was blos menschliche Meynungen sind, welche sich billig jeder Wahrheitsverehrer in einen solchen Gefechte sollte empfohlen seyn lassen; die wenige Vorsichtigkeit, mit der der Verf. beweißt, z. E. die Gottheit Jesu, aus der Anrede des Thomas, die doch so offenbar nichts mehr beweiset, als daß wir J. C. in unsern Anreden unsern Gott nennen können, wie es auch die Väter der ersten Kirche thaten — aus dem Bekenntniß Stephani Ap. G. 7, 55. 58. 59. — aus Ap. G. 20, 28. (bey welcher Stelle es wohl so ziemlich historisch gewiß ist, und aus der Varietät der Lesarten θεου, κυριου, κυριου και θεου die höchste kritische Wahrscheinlichkeit erwächst, daß ehemals την εκκλησιαν schlechtweg gestanden und das Zeitwort περιεποιησατο auf den Nahmen Jesu im 24. V. seine Beziehung habe); — aus dem Plinianischen Zeugniß: dicunt carmen Christo tanquam Deo — Die gar zu ängstliche Mühe, die sich der V. giebt alles zu widerlegen, was er entweder richtig übersehen oder auch gar zugeben könnte, als wenn er es dem Freydenker verweiset, daß er den Fanatismum und Deismum in einem Subjekt vereinigt denken können — Dies wollten wir also etwa mißbilligen, und dagegen dem Verf. das ihm gebührende Lob ertheilen, daß er die unedle Verstellung der ersten redlichen Bekenner Jesu als Aufrührer, zur Beschämung widerlegt; die Ursachen der schnellen Ausbreitung des Evangelii sehr richtig

richtig angegeben; den elenden Vorwurf von der niedrigen Herkunft Jesu, wie es sich gehört, abgewiesen; die Vortheile, welche die christliche Religion gestiftet, in ihrem vollem Lichte dargestellt; die Apostel von der Beschuldigung des Deismus, wie es seyn soll, befreyet, und überhaupt viel wahres und nützliches gesagt habe — Dies wollten wir also thun! allein da wir uns durch den so nachdrüklichen Abschied in der Vorrede den Mund verboten sahen, und doch nichts wider die Wahrheit sondern nur für die Wahrheit können, so lassen wir es bey der apostolischen Empfehlung bewenden — prüfet alles und das gute behaltet — und zeigen die Beyträge selbst nur ganz kurz nach der Ordnung an: 1. Von der ungleichen Bewandniß zwischen der Stiftung des Christenthums und grosser Reiche, 2. von dem Stifter der christlichen Religion, 3. daß das Christenthum keine Sekte sey, 4. Ablehnung des Deismus und Fanatismus von den Aposteln, 5. die Ursache von der schnellen Ausbreitung der christlichen Religion, 6. die Hauptursache der ersten Verfolgungen, 7. 8. das wahre Alterthum der Lehren von der Gottheit Jesu Christi und des heiligen Geistes, 9. die grossen Verbesserungen der Welt durch die Erlösung J. C.

W.

VIII.

D. Johann Heinrich Fabers, Churfürstl. Mainzischen Hofgerichtsraths und Prof. Anfangsgründe der schönen Wissenschaften,

in gehäßiger Absicht eine Secte genannt habe, als wenn sich diß nicht von selbst verstünde); den Mangel der Behutsamkeit in richtiger Unterscheidung dessen was Wahrheit ist und troz aller raisonnirenden Kirchenhistorien bleiben wird, und was blos menschliche Meynungen sind, welche sich billig jeder Wahrheitsverehrer in einen solchen Gefechte sollte empfohlen seyn lassen; die wenige Vorsichtigkeit, mit der der Verf. beweißt, z. E. die Gottheit Jesu, aus der Anrede des Thomas, die doch so offenbar nichts mehr beweiset, als daß wir J. C. in unsern Anreden unsern Gott nennen können, wie es auch die Väter der ersten Kirche thaten — aus dem Bekenntniß Stephani Ap. G. 7, 55. 58. 59. — aus Ap. G. 20, 28. (bey welcher Stelle es wohl so ziemlich historisch gewiß ist, und aus der Varietät der Lesarten θεου, κυριου, κυριου και θεου die höchste kritische Wahrscheinlichkeit erwächst, daß ehemals την εκκλησιαν schlechtweg gestanden und das Zeitwort περιεποιησατο auf den Nahmen Jesu im 24. V. seine Beziehung habe); — aus dem Plinianischen Zeugniß: dicunt carmen Christo *tanquam* Deo — Die gar zu ängstliche Mühe, die sich der V. giebt alles zu widerlegen, was er entweder richtig übersehen oder auch gar zugeben könnte, als wenn er es dem Freydenker verweiset, daß er den Fanatismum und Deismum in einem Subjekt vereinigt denken können — Dies wollten wir also etwa mißbilligen, und dagegen dem Verf. das ihm gebührende Lob ertheilen, daß er die unedle Verstellung der ersten redlichen Bekenner Jesu als Aufrührer, zur Beschämung widerlegt; die Ursachen der schnellen Ausbreitung des Evangelii sehr

richtig angegeben; den elenden Vorwurf von der niedrigen Herkunft Jesu, wie es sich gehört, abgewiesen; die Vortheile, welche die christliche Religion gestiftet, in ihrem vollem Lichte dargestellt; die Apostel von der Beschuldigung des Deismus, wie es seyn soll, befreyet, und überhaupt viel wahres und nüzliches gesagt habe — Dies wollten wir also thun! allein da wir uns durch den so nachdrüklichen Abschied in der Vorrede den Mund verboten sahen, und doch nichts wider die Wahrheit sondern nur für die Wahrheit können, so lassen wir es bey der apostolischen Empfehlung bewenden — prüfet alles und das gute behaltet — und zeigen die Beyträge selbst nur ganz kurz nach der Ordnung an: 1. Von der ungleichen Bewandniß zwischen der Stiftung des Christenthums und großer Reiche, 2. von dem Stifter der christlichen Religion, 3. daß das Christenthum keine Sekte sey, 4. Ablehnung des Deismus und Fanatismus von den Aposteln, 5. die Ursache von der schnellen Ausbreitung der christlichen Religion, 6. die Hauptursache der ersten Verfolgungen, 7. 8. das wahre Alterthum der Lehren von der Gottheit Jesu Christi und des heiligen Geistes, 9. die großen Verbesserungen der Welt durch die Erlösung J. C.

W.

VIII.

D. Johann Heinrich Fabers, Churfürstl. Mainzischen Hofgerichtsraths und Prof. Anfangsgründe der schönen Wissenschaften,

zum Gebrauch seiner akademischen Vorlesungen. Mainz, bey Weyland, 1767. 3 Alph. weniger 4 Bogen in gros 8.

Ein Lehrbuch kann aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Ist der Verf. ein philosophischer Kopf, hat er neue Entdeckungen in der Theorie gemacht, besitzt er dabey, wenn von den schönen Wissenschaften die Rede ist, einen feinen Geschmak und eine sichere Kritik, — vielleicht liefert er noch kein neues System, sondern nur einzelne Abhandlungen, wie Leßing und Moses, — will er sich aber der Arbeit unterziehen, nun so schreibe er eins; er ist ein Kunstrichter, den wir mit Vergnügen lesen und mit Nutzen studiren, ein Originalschriftsteller, der neben den Werken der Künstler ein Recht auf die Unsterblichkeit hat. Auch das Bekannte wird unter seiner Behandlung, durch eine Menge von Nebenzügen, durch zergliederte Beyspiele, durch den Ausdruk, ein neues Licht erhalten. Damit wird er seine eigenthümlichen Gedanken verbinden und daraus ein regelmäßiges Ganze machen, wo alle Theile im genauesten Verhältniß stehen. — Oder, zweytens — auch der Lehrer kann für die Anfänger eine Anweisung nöthig halten, die er unter den bereits vorhandenen nicht bequem genug zu seiner Absicht findet. Denn sonst, lieber Gott! warum muß denn jeder Professor nothwendig über seine eigene Arbeit lesen? Ist also dieß sein Vorwand; gut, wir wollen ihn auch darnach beurtheilen. Aber, wenn er blos einen Auszug aus andern Schriften liefern will, so muß, (ausser den Forderungen, die man

man an jeden Scribenten zu thun berechtigt ist) entweder die Kürze, die bessere Ordnung, oder die Einkleidung dasjenige seyn, wodurch sich seine Arbeit unterscheidet. Und denn wollen wir derselben keinesweges ihrem Nutzen absprechen: ein Gebäude, wo die bekanten Materialien mit Wahl und Geschmak geordnet sind, kann schon die Hand eines nicht ungeschikten Meisters verrathen.

Herr F. verliert ohne Zweifel, wenn man ihn nach diesen Aussichten beurtheilen will. Zwar hat er nicht ohne allen Verstand compilirt; seine Arbeit kann in so fern einigermassen brauchbar seyn, als Anfänger manches, was ihnen nüzlich ist, darinn gesammlet finden. Nur müßten sie das Buch nicht ganz ohne einen Führer lesen, der die nöthigen Erinnerungen dabey zu machen weis, und denn würde ich zu diesem Endzwek doch immer andre Lehrbücher vorziehen. Des Verfassers Werk ist in der That nichts anders, als eine Samlung desjenigen, was verschiedene Lehrer der Grammatik, der Redekunst und der Dichtkunst geschrieben haben. Dieß wäre nun vortreflich, wenn Herr F. dabey eine kritische Wahl und mehr Geschmak gezeigt, und die unnöthige Weitschweifigkeit vermieden hätte. Zuerst liefert er uns einen Auszug aus der Grammatik; hierauf kömmt eine Rhetorik, in der besonders die leichtesten und bekanntesten Materien mit grosser Weitläuftigkeit ausgeführt werden, und endlich eine Dichtkunst. Alles dieß läuft vom Anfange bis zum Ende in Paragraphen, ohne weitere Abschnitte, fort. Der Verf. scheint zwar eine ziemliche Belesenheit zu haben; wir sehen aber nur immer den Copisten,

und selten den Mann, der selbst denkt, und mit Geschmak zu urtheilen weis. Dieß allgemeine Urtheil läßt sich nun, bey einem solchen Werke, nicht so leicht durch Beyspiele rechtfertigen; man wird aber die Richtigkeit einsehen, wenn man sich die Mühe giebt, einen Theil davon durchzulesen. Daher kömmt es auch, daß manche Sachen noch so ziemlich behandelt sind, aber hat man einige Belesenheit, so findet man bald, daß es oft nicht Herr Faber, sondern ein andrer Schriftsteller ist, dessen Worte abgedrukt worden. Z. E. von den Romanen schreibt der Verf. S. 871. ohne die geringste Anzeige, und zwischen seiner eignen Arbeit, verschiedene Blätter aus Stokhausens Bibliothek von Wort zu Wort ab. Dieß Verfahren zu rügen, ist um so nöthiger, weil viele Zusammenschreiber seit einiger Zeit eine gleiche Methode beobachten. Es hätte doch immer in einer Note angezeigt werden müssen, wie es auch sonst zuweilen, obgleich nicht allzu deutlich, geschehen ist. — Daher kömmt auch die Ungleichheit in diesem Buche; manche Regel scheint Geschmak zu verrathen, aber gleich darauf werden uns Gottsched, der einer von seinen vornehmsten Helden ist, Pantke, Triller und dergleichen Schriftsteller empfohlen. Uebrigens hat Herr F. sich auch nicht überall die besten Einsichten, und die scharfsinnigsten Kunstrichter zu Nutze gemacht; bey manchen Materien ist er sehr umständlich, die es doch nicht so sehr, als andre, über die er kurz hinweggeht, verdienen; auch vermissen wir hin und wieder eine gute Ordnung. Und ein Hauptfehler ist es, daß der Verf. seine Lehren nicht durch Beyspiele zu erläutern sucht; dabey zeigt

sich

sich der Geschmak eines solchen Schriftstellers, und dieß hat für den Lehrling den größten Nutzen. Herr F. hat sich in diese Kritik gar nicht eingelassen. Führt er Exempel an, als bey den Tropen und Figuren, so sind sie aus Schriftstellern, die das feinere Deutschland schon lange nicht mehr gelesen hat. Endlich sind die Verzeichnisse von Büchern, und überhaupt die litterarischen Nachrichten sehr mangelhaft; der kleinen Unrichtigkeiten nicht zu gedenken, die man hier und da antrift, als S. 924. daß Terenz nur sechs Komödien geschrieben habe.

Zu akademischen Vorlesungen kann ein so dicker Band unmöglich brauchbar seyn. Solten aber unsre Kunstrichter, ein Ramler, ein Schlegel, ein Gellert, dessen Abhandlung von Briefen hier wieder abgedrukt ist, und andre mehr; solten diese, sage ich, in Mainz noch nicht bekannt seyn, so würde des Verf. Arbeit ein Verdienst haben, als sie sonst von sich rühmen kann.

D.

IX.

Johann Lorenz von Mosheim Sittenlehre der heil. Schrift. Achter Theil. Verfasset von D. Johann Peter Miller. Göttingen und Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung 1767. 2 Alph. 5 Bogen in 4.

Der Verf. liefert hier seinen ungeduldigen Lesern die erste Abtheilung des achten Bandes der Mosheimischen Sittenlehre, welche von

von den Pflichten der natürlichen Gesellschaft handelt, unter welche er die eheliche, die Gesellschaft der Eltern und Kinder, und der Herren und Bedienten begreift. Er hoft durch diese Willfährigkeit seine Leser zu befriedigen, und sich gleichsam mehr Muße dadurch von ihnen zur folgenden Abtheilung zu erkaufen, welche den Pflichten in der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft gewidmet seyn, und mit dieser gegenwärtigen zusammen den achten Band ausmachen soll. Man kennet bereits den Styl, die Denkungsart, die ruhige Untersuchung gegenseitiger Gründe, die sanfte und bewegende Beredsamkeit, welche nur zuweilen in Rücksicht auf das Ebenmaaß und Gewicht der Theile, ins rhetorische ausartet, oder auch in den Uebergängen zu umständlich wird, an unserm Verfaßer; wir dürfen also nur bezeugen, er bleibe sich auch hier immer ähnlich.

Die Abhandlung von der ehelichen Gesellschaft nimmt den größten Theil dieses Werks ein; und das ist billig. Denn es sind viele Rechtsfragen und Streitigkeiten darüber entstanden, bey deren Erörterung man sich verweilen muß; nächstdem sezt auch die Erkenntniß und vernünftige sowohl als christliche Ausübung der Pflichten dieses Standes das Gemüth schon in diejenige Faßung, daß man die übrigen Pflichen des häußlichen Standes von selbst daraus herleiten kann, und was noch mehr sagen will, zu ihrer Erfüllung eine aufmerksame Geneigtheit mitbringt. Es wird genug seyn, wenn wir das merkwürdigste davon auszeichnen. Nachdem er S. 19. f. den großen Einfluß des Christenthums in das allgemeine Wohl der Ge-

Gesellschaft gezeiget, so behauptet er S. 32. f. mit Recht, daß es sowohl den Grundsätzen des Christenthums als dem Wohl des Staats gemäß sey, den Zwek der Ehe nicht allein in der Erzeugung sondern auch zugleich in der Erziehung der Kinder zu setzen. Was soll dem Staat die Menge, wenn sie nicht tauglich ist? und tauglich wird sie nur durch die Erziehung. S. 43. f. Wird die seltsame Heiligkeit des beständigen Cälibats in ihrer Blöße dargestellt, und die dazu gemisbrauchten Stellen der Schrift durch eine richtige Erklärung gerettet. Um der gemeinschaftlichen Hülfsleistung willen kann S. 70. die Ehe statt finden, aber Ehen zwischen einer alten und jungen Person sind zwekswidrig. Daß die Stillung unreiner Begierden allein kein rechtmäßiger Zwek der Verheyratung sey, wird S. 73. u. f. gegen eine Diss. des H. Hommels erweißlich gemacht. Uns dünkt aber, daß auf beyden Seiten Wortstreit mit unterlauffe, unser V. scheint auch selbst, S. 229. von seiner Strenge etwas nachzulassen. Für Christen, ja auch für Wesen, welche moralischer Empfindungen fähig sind, sollte es nicht der einzige Zwek seyn. Aber viele Christen sind so roh, und ganze Völker so unempfindlich gegen die Moralität, daß sie sich blos oder wenigstens hauptsächlich durch den Trieb leiten laßen, und in der Folge des Ehestandes erst andere Zwecke damit verbinden. Und in solchen Fällen ist es schwer, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eines Zweks, welchen die Natur zuerst darbietet, ein Urtheil zu sprechen. Diejenigen Wizlinge, welche ihrer und ihrer Mitbrüder Wollust zu schmeicheln suchen, indem sie der Polyga-

mie

wie das Wort reden, müssen durch die überzeugende Berechnung eines Süßmilchs und Premontvals beschämet werden, wenn sie noch nicht glauben wollen, daß sie mit der ganzen Anlage Gottes in der Natur streite. S. 86. Die schlimmen Folgen derselben S. 88. machen sie überdem jedem vernünftigen verwerflich. Selbst in einzelnen Fällen ist sie immer eine Quelle moralischen und politischen Schadens und vieler Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, wie es aus den Exempeln derjenigen klar ist, deren Vielweiberey die Schrift erzählt. S. 90. u. f. Das Exempel der Patriarchen ist gar kein Muster der Vollkommenheit und der geprüften Moralität für uns, S. 94; und Gottes Duldung der Polygamie an ihnen keine Erlaubniß noch Gerechtsame für uns oder für alle. S. 98. Bey dieser Gelegenheit wird S. 100. auch Luther vertheidiget, daß er dem Landgrafen Philipp von Heßen die Bigamie verstattet hat.

Die mosaischen Ehegesetze hält der Verfasser mit Grunde S. 115. f. für keine Naturgesetze; doch meynt er S. 121. daß es Christen anständig sey, sie noch zu beobachten; er deutet sie aber nur auf die von Mose genannte Personen, und nicht auf die Grade. Die Natur an sich verbeut eigentlich gar keine Grade, aber die Weisheit, die sittliche Denkungsart, welche eine Frucht der Gesellschaft ist, und die kluge moralische Sorgfalt, der Unreinigkeit und Unzucht alle nähere Veranlassungen zu entreissen, verbieten die nähern Grade sehr ernstlich, und prägen Abscheu dagegen ein; der durch das Ansehn der Gesetze und durch die Kraft lange geehrter Sitten herrschend geworden ist. S. 117.

Von

Von der Ehe zweyer Personen, deren jede einer von beyden protestantischen Kirchen zugethan ist, urtheilt er S. 141. sehr billig; die Ehe aber mit einem Gliede einer im Glaubensgrunde irrigen Kirche wiederräth er sehr und aus triftigen Klugheitsgründen; ob er gleich nicht glaubt, daß sie nach der Schrift unzuläßig sey, welche vielmehr sogar die Ehen mit Ungläubigen weder aufgehoben noch auch untersagt hat. S. 144. f. — Die richtigen Gründe, nach welchen man sich in der Wahl der zu ehelichenden Personen bestimmen soll, werden S. 160. f. sehr schön auseinander gesezt; S. 202. f. die Ungerechtigkeit und die damit verknüpften üblen Folgen des Concubinats dargelegt; S. 220. f. über die eheliche Beywohnung mit einer Delicatesse, die nachahmungswürdig ist, weise und theils auf die menschliche Schwachheit sich beziehende, theils auf die physische und moralische Beschaffenheit der zu erzeugenden Kinder abzielende Betrachtungen angestellt; die höhere moralische Liebe den Ehegatten empfohlen; die Mittel dazu an die Hand gegeben, und gelehret, wie man sich auch gegen die Fehler eines Gatten betragen solle. Besonders wird S. 253. f. das schändliche Ungeheuer des Ehebruchs, welches von den französischen Modephilosophen so geliebkoset und beynahe zur Tugend und zur Billigkeit gegen die Natur umgekleidet wird, mit recht starken Farben in seiner Schändlichkeit und Ungerechtigkeit geschildert, und der politische sowohl als moralische Schaden, der dadurch verursacht wird, nach seinem ganzen Umfange ins Licht gesezt; und wir wünschen, daß recht viel durch des Verf. Vorstellung abgehalten werden mögen, dieses auch unter uns gang-

bar

bar werdende Laster für unbedeutend zu halten. — Die Ehescheidung will er S. 308. und 327. nicht leicht, sondern schwer gemacht wissen. Uns dünkt, die Erfahrung wird weise Regenten belehren, wie viel Schaden die allzu große Erleichterung derselben nach sich ziehe. Ueberhaupt aber würden wir nicht auf eine zu strenge Einschränkung derselben stimmen. Es werden so viel Ehen aus schlechten Gründen geschlossen, und also auch zum beyderseitigen Verderben schlecht geführt; die zwar Ehen unter Christen, aber nicht christliche sind; wo man eben so um ihres Herzens Härtigkeit die Scheidung verstatten muß, als Moses sie den Juden verstattet hat. Schlechte Christen können nicht allezeit nach der heiligern Moral Christi behandelt werden; sie sind auch Leute die draußen sind. — Aus dem zweyten Hauptstük empfehlen wir jedem Leser dasjenige recht angelegentlich, was der Verf. von der Erziehung der Kinder sagt. Man trift hier einen vortreflichen Kern der besten und geprüftesten Erziehungsregeln an, die Kinder weise und rechtschaffen, christlichgesinnt und dem Staate brauchbar zu machen.

Wir wünschten, daß das triftigste und faßlichste von den ehelichen und Erziehungspflichten aus diesem Werke in einen kurzen und kernhaften Auszug zum Gebrauch gemeiner Christen gebracht würde. Wenn sie den Werth dieser Pflichten kenneten, so würde das gewiß zur allgemeinern Verbesserung der Sitten viel beytragen. Und durch solche kleine Auszüge ließe sich überhaupt mehr zur Anrichtung des Christenthums ausrichten, als durch die meisten ascetischen Schriften, die sie in Händen haben.

F.

X.

X.

Vexatissimum nostra aetate, de Insitione Variolarum, vel admittenda, vel repudianda, Argumentum, occasione quaestionum ab Ill. Viro Antonio de Haen, &c. sibi propositarum, abiecto omni partium studio, curatius evolutum, & expensum a *Balthasaro Ludovico Tralles*, Med. Vratisl. A. C. N. C. Adiuncto et Elect. Boicae Scient. Socio. Additur brevis disquisitio, de usu missionis sanguinis et opii, in secunda variolarum Febre, Breßlau, bey J. E. Meyer. 1765. 19 Bogen, in gros Octav.

Es ist überflüßig, von der Veranlaßung dieser Schrift, welche der Titel hinlänglich erkläret, von der höchst verschiedenen Art zu denken und zu streiten eines von Haen und eines Tralles, und von den Verhältnissen, worinn diese beyden berühmten Männer in Absicht ihrer Streitigkeiten miteinander stehen, etwas zu sagen, weil dieses alles schon bekannt genug ist. Hr. Tralles beantwortet hier zehn Fragen, welche ihm der Herr von Haen in der streitigen Sache wegen der Inoculation der Blattern zur Entscheidung überlassen hat. Man weiß, wie sehr der letztere wider diese Operation eingenommen ist. Er konnte sich selbst keinen unpartheyischern, billigern und freundschaftlichern Richter wählen, und die Entscheidung ist in der That für den Hn. v. Haen so günstig ausgefallen, als er sie von keinem andern minder gütigen Richter hätte erwarten, und günstiger, als daß sie ihm die Beförderer der Inoculation hätten so ruhig hinnehmen lassen können. Hr. Tralles hat, aus Mangel

der Gelegenheit, keine eigene Erfahrung in dieser Operation. Er muste blos aus Vergleichung beschriebener Erfahrungen und Zeugnisse für und wider die Sache urtheilen. In diesem Falle kommt ein Richter oft in Verlegenheit, wenn Zeugnisse und Beschreibungen einander widersprechen, und die Erfahrungen der gegenseitigen Partheyen einander aufzuheben scheinen. Er muß gestehen, daß er in solchen Fällen nicht urtheilen könne, und beyde Partheyen verliehren den Sieg, welchen er doch einer oder der andern würde zusprechen können, wenn er aus eignen Erfahrungen entscheiden könnte. So urtheilen wirklich die Vertheidiger der Inoculation, welche glauben, daß ihnen Herr Tralles in dieser Schrift oft zu viel von ihren Gerechtsamen vergeben habe, und hierdurch ist dem Hrn. v. Haen die Freude ziemlich verbittert worden, die ihm der gelinde Ausspruch seines Richters verursacht haben konnte. Man findet eine schöne Kritik, über die gegenwärtige Schrift des Hrn. Tralles, im zweyten Theile der Briefe über das Blatterbelzen, die den Gelehrten Hrn. D. Hensler in Segeberg, zum Verf. haben, und wir verweisen unsre Leser dahin, weil wir nicht gesonnen sind, die Schrift des Hrn. Tralles in dieser Absicht zu beurtheilen. Man darf gleichwohl nicht glauben, daß die Beförderer der Inoculation Ursache hätten, mit den Entscheidungen des Hrn. Tralles schlechterdings unzufrieden zu seyn. Sein Ausspruch geschicht oft der Inoculation zum Vortheile, und wo es nicht geschicht, da hindern gemeiniglich nur die unzulänglichen Nachrichten, oder die sich widersprechenden Zeugnisse die Entscheidung des

be-

behutsamen Richters, so, daß die streitige Frage unentschieden bleibt. Dieses wird erhellen, wenn wir die Schrift kürzlich durchgehen.

Ehe Hr. Tralles zur Beantwortung der zehn vorgelegten Fragen schreitet, wirft er selbst einige vorläufige Fragen auf, die er in der Einleitung beantwortet. Gleich anfangs scheint uns die Anmerkung S. 12, welche Hr. Tralles dem Hrn. v. Haen, wegen der Cur der natürlichen Blattern entgegen setzet, von grosser Wichtigkeit und wohl gegründet zu seyn. Der Hr. v. Haen will nicht zugeben, daß die natürlichen Blattern eine so gefährliche und tödtliche Krankheit zu seyn pflegten, als man fast durchgängig glaubt, und daß es nur auf eine gute Curart ankomme, um sie in bessern Ruf zu bringen, wobey er nicht vergißt zu rühmen, daß er selbst in Haag von 220. Blatterpatienten nur einen verlohren habe. Bey gutartigen Epidemien kann sich so etwas zutragen, aber es beweiset alsdann die Güte und Macht der Curart nicht, weil dergleichen Blattern oft gar keine Cur erfodern, und doch keinen tödten. Bey bösartigen, zusammenfliessenden, ja auch nur bey sehr häufigen einzelnen Blattern, kurz, bey allen, wo eine Curart nöthig ist, muß der geschickteste Arzt gestehen, daß die bisher bekannten Curarten, und insbesondere die Sydenhamische, welcher Hr. v. Haen folget, nicht so zuverläßig sind, daß man dadurch die Kranken vor der Gefahr zu sterben schlechterdings sichern könne. Herr Tralles führet verschiedene Fälle aus seiner eignen Erfahrung an, die dieses beweisen, und lesenswerth sind. Ob die plötzlichen und unvermutheten Todes-

Kayserl. Majest. Hoffactorn und Buchhändlern in Nürnberg. Erstes bis vierzehntes Stück 1764-1767. 288 Seiten in 4.

Der Einfall, gleichsam eine Münzzeitung zu schreiben, ist so übel nicht, und die, welche sich mit der Münzwissenschaft beschäftigen, werden die Fortsetzung dieser Schrift sehr wünschen. Man findet in derselben Nachrichten sowohl von Münzen, Münzbüchern und andern Münzsachen, die zu verkaufen sind, als auch von eben dergleichen die zu kaufen gesucht werden: ferner Nachrichten, welche die Neuigkeiten im Münzwesen betreffen, z. E. Fürstl. Verordnungen, Preise verschiedener Gold- und Silbermünzen, Beschreibungen neuer Münzen, u. s. w. und endlich auch eingerükte Abhandlungen über verschiedene Materien dieser Wissenschaft. Wenn der Verf. noch übrigens davor sorgte, daß die neuen Bücher, die sowohl in als ausser Deutschland zur Münzwissenschaft geschrieben worden, sorgfältig recensirt und mit Bestimmung ihres innerlichen Werths angezeigt würden, so ist kein Zweifel, daß seine Schrift hierdurch noch mehr gewinnen würde. Auch wünschten wir, daß die Schreibart in einer Schrift, welche nicht bloß für Gelehrte in Franken bestimmt ist, besser beschaffen seyn möge. In den Stücken, die wir vor uns haben, ist sie oft so schlecht, daß man kaum glauben sollte, daß ein gebohrner Deutscher der Verf. sey.

Wir können bey unserer Recension uns nur bey den eingerükten Abhandlungen aufhalten, und sie nach ihrem Inhalte unsern Lesern anzeigen.

S. 10 - 13. Vorschlag, auf was Art die unconventionsmäßigen Gelder, nach vorherig-proportionirlicher Herabsetzung auf den innerlichen Werth, Markwerth an die privilegirte Münzstätte geliefert, allda eingeschmolzen und nach richtiger Legirung in Conventionsgelder verwandelt werden können, ohne daß man nöthig hat, das darin steckende Silber erst mit großen Kosten abzutreiben und fein zu machen. — Der Vorschlag, den wir zu allererst thun würden und ohne dessen Befolgung auch der gegenwärtige nichts fruchten wird, ist, wie man alle Fürsten, und besonders die nächst angränzenden, über die Ausmünzung des Silbers vereinigen könne?

S. 13 - 18. Nachricht von den Kupfermünzen und besonders dem in den Kayserl. Königl. Erblanden eingeführten Kupfergelde. — Man trift noch in mehrern Provinzen Deutschlandes kupferne Scheidemünze an, als der Verf. S. 14 angiebt.

S. 18 - 25. Nachricht von denen ohnlängst in der Kayserl. Königl. Residenzstadt Wien ausgegrabenen zwey alten Römischen Särgen, dabey gefundenen Münzen und andern Alterthümern. Der Verf. dieser Beschreibung hätte die alte Fabel mit den Thränengläsern (lacrymatoriis) nicht wiederhohlen sollen. Noch kürzlich hat ein Gelehrter das falsche und abgeschmakte in diesem Vorgeben gezeigt. Die Fläschgen, die man davor hält, waren mit Salben und Balsam gefüllt, nicht mit Thränen.

S. 35 - 46. Beschreibung und Erklärung eines 1758. geprägten Salzburger Thalers, mit der besondern Provocation an die Jungfrau Maria: Monstra

einen weitern Schaden entstehen gesehen. Rast führet hingegen einige gegenseitige Erfahrungen an, daß ein Lebergeschwür, Halsdrüsen, u. s. w. darauf erfolgt sind. Wie viel und wie genaue Untersuchungen gehörten nicht dazu, um hierbey die Inoculation entweder zu beschuldigen, oder frey zu sprechen: und wie kann wol ein Richter, beym Mangel derselben, einen Ausspruch thun? Eben diese Verlegenheit hat den Herrn Tralles bewogen, auch die vierte Frage S. 77. unentschieden zu lassen, ob nach einer oder wohl gar zweymal fruchtlos angestellten Inoculation Sicherheit gegeben werden könne, daß ein solcher Mensch nie die natürlichen Blattern bekomme. Alle Gönner der Inoculation haben diese Frage bejahet. Gleichwol bringt der Herr D. Haen Beweise des Gegentheils an, und wenn sich nun ein Richter nicht darauf einlassen kann, oder will, die historische Glaubwürdigkeit der gegenseitigen Zeugnisse zu untersuchen, so kann er unmöglich entscheiden. Herr Tralles verläßt also hier die Inoculation, hier, wo sie des größten Beystandes bedarf: weil sich, wenn diese Sicherheit hinwegfällt, wenige entschliessen möchten, eine willkührlich gemachte, anstehende, obgleich geringere Gefahr, einer unwillkührlichen, als entfernt betrachteten, obgleich grössern vorzuziehen. Allein was hier Herr Tralles aus Liebe zum Frieden und aus Höflichkeit vermeidet, die nähere Untersuchung der Glaubwürdigkeit solcher Zeugnisse, und das unerschrockene Urtheil über die Wahrheit, das hat Herr D. Hensler in seinen Briefen über das Blatterbelzen, wo unter andern der 11 Brief hierher gehöret, gewagt, und die Schwierigkeit verschwindet.

Man

Man muß überhaupt die Henslerischen Briefe als einen sehr schönen Commentarium über diese Schrift des Herrn Tralles betrachten. Die fünfte Frage: Ob bey inoculirten Blattern das so berüchtigte zweyte Fieber nicht statt finde, und ob diese Blattern stets einzeln und gutartig sind? beantwortet Herr Tralles S. 85. fast eben so furchtsam und zweydeutig, wie die vorigen. Wenn nämlich die angeführten Zeugnisse vom Gegentheile ihre völlige Glaubwürdigkeit haben, so überläßt er es den Vertheidigern der Inoculation, wie sie darauf antworten wollen. Nun es ist geschehen. Herr D. Hensler hat darauf geantwortet, und die Inoculation hat nichts dabey verlohren. Ich selbst, (der Recensent,) habe in einem neuerlichen Beyspiele eines jungen Herrn von etwa 18 Jahren, bey inoculirten Blattern, deren etwan überall 200 waren, die einzeln stunden, und wobey die Wunde gut eiterte, in den Tagen der stärksten Eiterung Zufälle bemerkt, die man fürchterlich genug beschreiben könnte, wenn man Lärm machen wollte. Eine heisere Stimme, Schmerz im Halse, Hitze, wenig Urin, thränende Augen, Geschwulst des Gesichts, Verstopfung des Leibes, und dabey ein ziemlich häufiger Speichelfluß von einigen Tagen. Dieß alles könnte, in einer Erzählung, schon ein wichtiges Eiterungsfieber ausmachen. Aber wie wenig hatte es zu bedeuten, wenn man es selbst sahe. Der Puls war lebhaft und groß bey dieser Hitze, aber weich, das Gemüth gleichgültig, ohne Phantaseyen, der Urin war trübe, der Leib ließ sich leicht erweichen, und der Speichelfluß erleichterte den Kranken, anstatt ihn zu beschweren. Man muß das Eiterungsfieber

Erdenkungen gefunden hätten. Diese Scharfsinnigkeit war also dem XVIII. Jahrhunderte aufgehoben!

S. 127 - 148. Geschichtmäßige Beschreibung einer alten deutschen, Heydnisch-Allemannisch-goldnen Münze oder Gattung eines der sogenannten und vermeintlichen Regenbogen-Schüsselgen, so am Ufer des Rheins bey Oppenheim gefunden worden, abgefasset von Philipp Wilhelm Flodt. — Der V. hat großen Fleiß angewandt, und keine geringe Gelehrsamkeit gezeigt. Nur muß er sich sehr ungeübte Leser vermuthet haben, indem er bisweilen die allerbekanntesten Dinge erklährt: Z. E. S. 131. von dem Avers und Revers der Münzen.

S. 160 - 162. Joh. Zach. Gleichmanns Anmerkungen von alten bleyernen Münzen, nebst Erklärung einer antiquen bleyernen Münze. — Wenn wir die Wahrheit gestehn sollen, so kömmt uns diese Münze, nemlich, so ferne man aus einem Kupferstiche urtheilen kann, nicht alt vor. Der Schleyer oder Helm der Diana, nebst den Zeichen auf der andern Seite, sind gar zu sonderbar. Unterdessen liessen sich leztere noch erklären, wenn man mit Hr. Kloz (Histor. Num. Contum. S. 37.) annimmt, daß die bleyernen Münzen nur zu Spielpfennigen, wie heut zu Tage die meßingernen Zahlpfennige, gebraucht worden sind. So viel ist freylich gewiß, und wird auch im angeführten Buche gezeigt, daß die Vorstellungen auf bleyernen Münzen ganz besonders sind. — Uebrigens ist dem Verf. eine unter die Bücher von bleyernen Münzen besonders gehörende Schrift unbekannt geblieben, nemlich: Franc. Ficoronii de plumbeis antiquorum numismatibus,

bus, tam sacris quam profanis Dissertatio latine versa a Domini Cantagallio. Rom 1750. 4.

S. 169-171. Mittel wie alte, schwarze und unansehnlich gewordene Silbermünzen zu reinigen. Es wird das Absieden oder Aussieden beschrieben, dessen sich die Goldschmiede zu bedienen pflegen, und welches bekannt ist.

S. 177-197. (D. Siegm. Jac. Baumgartens) Nachricht von den Rosenobeln und dem Mißbrauche der Stelle Luc. 4, 30. auf denselben.

S. 197-206. Johann Carl Schotts Erklärung des Reverses auf dem Braunschweigischen sogenannten Mücken- oder Wespenthaler. So viel bleibt doch gewiß, daß der Herzog Heinrich Julius, nicht ein allgemeines Sinnbild hat vorstellen wollen, sondern eine besondere Absicht gehabt hat. Man weis ja die Klage, welche die Herren von Saldern wegen einer Münze, die sie auf sich deuteten, wider ihn gleichfalls erhoben haben.

S. 215. f. Beantwortung der von dem Hrn. P. Fuhrmann jüngsthin gegen die Beschreibung der 1759. zu Wien ausgegrabenen zwey alten Römischen Särge u. s. w. gemachten Einwürfe: Sendschreiben des Baron Stosch an die Etruscischen Gesellschaft zu Cortona über eine seltene Münze des Kaysers Carinus und dessen Gemahlin Magna Urbica: (ist eine Uebersetzung aus dem Italiänischen, in welcher Sprache der Brief 1755. erschienen) — D. Joh. Carl Conrad Oelrichs summarische Anzeige des Inhalts der von dem ehemaligen Prof. Hartmann zu Königsberg abgefaßten und auf der Königl. Bibliothek zu Berlin

in der Handschrift befindlichen Dissert. de Ottone aeneo latino primae magnitudinis in agro Oenipontino reperto. Wir wünschten, daß vielmehr die gänze Dissertation wäre eingerückt worden. Es verlohnt sich auch dieses bey einer Sache, über die so viel gestritten worden, wohl, ob wir gleich auch gegen diesen Otto schon nach dem Skelet der Schrift zu urtheilen, mißtrauisch sind.

S. 260 - 263. Abhandlung von dem Nutzen der Sammlungen von heutigen Land- und Scheidemünzen.

S. 273 - 280. Beschreibung eines alten Römischen numi Imperatorii (er ist dem Kayser Commodus zu Ehren von den Cycizenern aus Erzt gemünzt worden, und von der ersten Größe) der sich in dem Fürstl. Lambergischen Münzcabinet zu Wien befindet. Diese Abhandlung ist gut ausgefallen.

S. 281 - 283. Beweiß von dem Nutzen der Münzwissenschaft in Decidirung der Rechtsstreitigkeiten. Wie viel gutes hätte nicht über diesen Punkt gesagt werden können! Der Verf. erzählt bloß einen magern Streit über die jura stolae.

E.

VII.

Beyträge zur Wahrheit der christlichen Religion, von einem Freydenker — 2 Cor. 13, 8. Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Breslau 1767. bey Johann Friedrich Korn, dem ältern, 8. 240 S.

Der

her gesehen werden; und dann ist freylich die Gefahr grösser, denn die Gönner der Inoculation selbst haben es so befunden und sehr davor gewarnet. Was hievon zu halten sey, kann in Henslers Briefen gelesen werden. Vielleicht kömmt bald die Zeit, da man auch die, um sie zu retten noch inoculiret, bey denen man fürchten muß, daß sie von den natürlichen Blattern schon angesteckt sind. Hr. D. Reimarus hat solches schon mit gutem Erfolge gethan, und gefunden, daß nach der äussern Ansteckung die innerliche gewöhnlich nicht mehr schadet: denn er ließ vier Kinder, deren Bruder an den zusammenfliessenden Pocken krank lag, bey ihm in demselben Zimmer, inoculirte sie, und brachte zur rechten Zeit des Ausbruchs die künstlichen Blattern bey ihnen hervor. Hier bestätigt sich das, was oben schon gesagt worden, daß Herr Tralles zuweilen anders urtheilet und spricht, als er gethan haben würde, wenn er selbst inoculirte. Bey der letzten Frage, ob die Inoculation wenigstens die Schönheit erhalte, giebt Hr. Tralles zu, daß es durch sie mit besserm Fortgange geschehen könne, als durch alle die gerühmten Künste, womit man bey natürlichen Blattern die Närben verhüten will, selbst das wiederholte Eröffnen der Blatterblasen nicht einmal ausgenommen, worinn er und Huxham, auch nach unsrer Erfahrung, Recht hat.

Nach der Beantwortung dieser zehn Fragen, welche mit vieler Gelehrsamkeit, Beurtheilungskraft, Belesenheit und Eleganz, nach Art aller Werke dieses verehrungswürdigen Schriftstellers, abgefaßt ist, stellet Herr Tralles noch einige Betrachtungen an, die

sehr

in gehäßiger Absicht eine Secte genannt habe, als wenn sich diß nicht von selbst verstünde); den Mangel der Behutsamkeit in richtiger Unterscheidung dessen was Wahrheit ist und troz aller raisonnirenden Kirchenhistorien bleiben wird, und was blos menschliche Meynungen sind, welche sich billig jeder Wahrheitsverehrer in einen solchen Gefechte sollte empfohlen seyn lassen; die wenige Vorsichtigkeit, mit der der Verf. beweißt, z. E. die Gottheit Jesu, aus der Anrede des Thomas, die doch so offenbar nichts mehr beweiset, als daß wir J. C. in unsern Anreden unsern Gott nennen können, wie es auch die Väter der ersten Kirche thaten — aus dem Bekenntniß Stephani Ap. G. 7, 55. 58. 59. — aus Ap. G. 20, 28. (bey welcher Stelle es wohl so ziemlich historisch gewiß ist, und aus der Varietät der Lesarten θεου, κυριου, κυριου και θεου die höchste kritische Wahrscheinlichkeit erwächst, daß ehemals την εκκλησιαν schlechtweg gestanden und das Zeitwort περιεποιησατο auf den Nahmen Jesu im 24. V. seine Beziehung habe); — aus dem Plinianischen Zeugniß: dicunt carmen Christo *tanquam* Deo — Die gar zu ängstliche Mühe, die sich der V. giebt alles zu widerlegen, was er entweder richtig übersehen oder auch gar zugeben könnte, als wenn er es dem Freydenker verweiset, daß er den Fanatismum und Deismum in einem Subjekt vereinigt denken können — Dies wollten wir also etwa mißbilligen, und dagegen dem Verf. das ihm gebührende Lob ertheilen, daß er die uneble Verstellung der ersten redlichen Bekenner Jesu als Aufrührer, zur Beschämung widerlegt; die Ursachen der schnellen Ausbreitung des Evangelii sehr

richtig

im Frühjahre 1767, drey Personen inoculiren lassen, und die gesamte Anzahl der Blattern war bey der einen zweyhundert, bey der andern über 500. und bey der dritten eine weit grössere Menge kleiner zusammenstossender Blattern, bey deren (nemlich der leztern) Ausbruche heftige Hitze, Phantasieyen, schreckhaftes Auffahren, Convulsionen, Zurückhaltung des Urins, und viel andre unangenehme Umstände waren, die bis den dritten Tag anhielten, und die sichern Eltern sehr erschrekten, obgleich hernach die Eiterung ohne Fieber, und alles übrige glüklich und erwünscht von Statten gieng. Warum sagt man uns so zuverläßig, daß alle dergleichen Umstände bey den inoculirten Blattern entweder gar nicht, oder doch so selten vorfielen, daß man nicht nöthig hätte, sie zu erwarten. Man lasse sie vielmehr erwarten, und mache dadurch der Inoculation desto eifrigere Lobredner, wenn alles besser von Statten geht, als man vermuthet hatte. Der erste von diesen dreyen Inoculirten, welcher zwey hundert Blattern hatte, bekam in den Tagen der Eiterung den Speichelfluß, und diejenigen Spuren eines zweyten Fiebers, die ich oben beschrieben habe. Es ist wahr, daß dieser ganze Schein von Gefahr auf nichts hinauslief; gleichwohl hatte ihn der Vater dieses einzigen Sohnes durchaus nicht erwartet, und stund einige Tage eine Angst aus, die er dem Hrn. Tissot gar nicht verdankte. Jedoch es ist Zeit zu unserm Verfasser zurük zu kehren. S. 216, nimmt er ein seiner Meynung nach sehr wichtiges Argument wider die Inoculation daher, daß selbst nach den Vorschriften der inoculirenden Aerzte, so wenig Menschen in dem Alter in der Verfassung und

in

in den Umständen sind, daß sie sich ohne Gefahr inoculiren lassen könnten. Allein diese Schwierigkeiten sind übertrieben, und Hr. Henßler hat sie gründlich beantwortet. Endlich folgt S. 232. eine sehr gerechte Anmerkung über die große Ungewißheit und Streitigkeiten der Aerzte in so vielen medicinischen Dingen, welche besonders in unsern Zeiten lesenswürdig ist, da jedermann die Arzneykunst demonstriret, jedermann die Naturen der Krankheiten in ihr rechtes Licht setzt, jedermann aus den Bestandtheilen der Arzneyen ihre Wirkungen darthut, und jedermann Erfahrungen mit Beweisen über den Hauffen stößt, Jedermann? Nein, das ist zu viel gesagt: aber die zehn tausend kleine und mittelmäßigen Aerzte, besonders auf hohen Schulen, die sind es doch, die solche große Dinge thun. Fallor, sagt Herr Tralles, nach der Erzählung so vieler Uneinigkeiten und Zänckereyen solcher Herren, Fallor, aut haec talia humilitatem illos docere debent. Nullum animal rationale a ſana ratione magis deflectit, quam practicus ambitioſus, ſe tantum ſapere exiſtimans et alios alto ſupercilio parvi faciens. Eruditiſſimus labitur, exempla ſunt odioſa.

Im zweyten Theile dieser Schrift giebt Hr. Tralles die Ursachen an, warum er der geliebten Kranken, die er an den natürlichen Blattern verlohren, keinen Eßigdampf zum einathmen verordnet habe, wodurch sie, nach Hrn. Tissots Urtheile vielleicht hätte gerettet werden können. Es ist unstreitig, daß dieses Mittel in gegenwärtigem Falle nicht angebracht werden konnte, und dergleichen Umstände fallen den Aerzten gemeiniglich nicht

nicht ein, wenn sie Curen verordnen oder beurtheilen. Wie glüklich wäre die medicinische Praxis, wenn man bey Kranken alles anbringen könnte, was ihnen helffen würde. Aber eben diese Schwierigkeit wird machen, daß immer Leute an Krankheiten sterben, deren Cur ihren Aerzten bekannt und die untrüglich ist; sie wird machen, daß nie eine medicinische Schrift, welche das Volk in den Curen seiner Krankheiten unterrichtet, selbst das vorzüglichste, Tissotische Werk nicht, den Nutzen stiftet, welchen es stiften würde, wenn das immer geschehen könnte, was darin vorgeschrieben wird, und sie wird endlich auch alle vorsichtige Richter warnen, über Curen kein verdammendes Urtheil zu sprechen, an welchen ein Mangel bemerkt wird, ehe sie nicht untersucht haben, ob es thunlich war, diesen Mangel zu ersetzen. — Wir übergehen einige Beantwortungen und Erinnerungen des Hrn. Tralles an den Hrn. von Haen, die in der Folge vorkommen, und sagen nur noch, daß die lezte Untersuchung des Hrn. Tralles vom Gebrauche des Opium in den Blattern, eine der gründlichsten und vortreflichsten im Werke sey.

C.

XI.

Acta Pacis Olivensis inedita. Recensuit, illustravit, tabulas publicas et observationes adjecit *Ioh. Gottlob Böhmius*, Historiog. Sax. Hist. Prof. P. O. T. I. 1763. T. II. 1766. Wratisl.

Der

Der Vorzug, den bisher die Erläuterungen des Westphälischen Friedensschlusses, durch den Fleiß eines Henniges, von Meiern und Gärtner, erlangt hatten, ist nun auch dem Olivischen zu Theil worden. Der Hr. Hofrath Böhme hat mit eben der Sorgfalt, wie jene Gelehrten, und vielleicht mit einem vorzüglichen Glücke daran gearbeitet. Er erhielt aus der treflichen Büchersammlung des Bischofs von Kyow, Zalusky, das Tagebuch selbst, welches der in der Pohlnischen Geschichte schon berühmte Joachim Pastorius von Hirtenberg, als Pohlnischer Gesandtschaftssecretair, über diese Friedens-Unterhandlungen gehalten. Ueberdieß konnte er zu dessen Erläuterung noch eine andere Pohlnische Handschrift nützen, welche er dem Pohlnischen Gesandten zu Oliva Christoph Pac zueignet. Die zwo Reden des Pastorius: Aurora und Oliva Pacis, welche schon vordem bekannt gewesen, findet man, nebst dem angezeigten Tagebuche, über den Olivischen Frieden und verschiedenen Staatsschriften, auch in dem ersten Bande. Das Schwedische Tagebuch macht den zweyten mehrentheils aus. Es ist von dem Schwedischen Gesandschafts-Secretair, Gottfried Schröder, lateinisch abgefaßt, aber unvollständig: denn es fängt sich erst mit dem 23. May, neuen Stils an, da die vorhergehende Stücke in Stokholm verbrannt sind, endiget sich aber, mit Vollziehung des Friedens, den 25. Aug. 1660. Es ist durch Vermittelung des Reichskanzlers von Eckeblad aus dem Schwedischen Archive selbst dem Herausgeber verschaft worden. Eben so verdient hat sich der Dänische Staatsminister

Herr von Bernstorf, um dieses Werk durch Mitthei-
lung des Dänischen Tagebuchs gemacht, welches hier
ins Lateinische übersetzt ist. Der Dänische Justizrath
Langebek in Kopenhagen, hat sogar die Briefe des damal.
Dänischen Gesandten zu Danzig, Christoph Pesberg,
an den König, und einige Staatsbediente während den
Unterhandlungen geschrieben, unserm Sammler mitge-
theilt, welcher in seinen Anmerkungen zum Tagebuche
davon Gebrauch gemacht. Endlich hat derselbe auch
das Curländische von dem Kanzler Melchior Fölker-
sam aus des verstorbenen Rußischen Ministers, Ba-
ron von Korff, Bibliothek, in Copenhagen erhalten.
Aber die eigenen Abhandlungen des Hrn. Hofraths
geben dem Werke noch eine besondere Zierde. Sie
enthalten die Lebensbeschreibungen und Charaktere der
Gesandten, Nachrichten von der Verfassung und den
Absichten der interessirten Mächte, Vergleichungen
mit den Westphälischen Frieden, Erläuterungen der
Streitigkeiten über Liefland und dessen Verfassung.

Dieser Fleiß ist aber auch an ein wichtiges Stük
der deutschen Staatswissenschaft verwendet. Nach dem
Westphälischen Frieden ist der Olivische ein so merk-
würdiger Vergleich für die Nordischen Theile des
Deutschen Reichs, daß er einer so genauen Untersu-
chung wohl würdig gewesen. Durch ihn ward eine
ausserordentliche Veränderung in Norden veranstaltet.
Der Krieg welcher im Jahre 1655. angefangen wor-
den, und worinnen König Casimir von Pohlen die
Krone zu verliehren und sein ganzes Reich unter Schwe-
dische Botmäßigkeit zu kommen schien, ward bey die-
ser Gelegenheit geendigt; und mit ihm die Uneinigkeit,

von den Pflichten der natürlichen Gesellschaft handelt, unter welche er die eheliche, die Gesellschaft der Eltern und Kinder, und der Herren und Bedienten begreift. Er hoft durch diese Willfährigkeit seine Leser zu befriedigen, und sich gleichsam mehr Muße dadurch von ihnen zur folgenden Abtheilung zu erkaufen, welche den Pflichten in der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft gewidmet seyn, und mit dieser gegenwärtigen zusammen den achten Band ausmachen soll. Man kennet bereits den Styl, die Denkungsart, die ruhige Untersuchung gegenseitiger Gründe, die sanfte und bewegende Beredsamkeit, welche nur zuweilen in Rücksicht auf das Ebenmaaß und Gewicht der Theile, ins rhetorische ausartet, oder auch in den Uebergängen zu umständlich wird, an unserm Verfaßer; wir dürfen also nur bezeugen, er bleibe sich auch hier immer ähnlich.

Die Abhandlung von der ehelichen Gesellschaft nimmt den größten Theil dieses Werks ein; und das ist billig. Denn es sind viele Rechtsfragen und Streitigkeiten darüber entstanden, bey deren Erörterung man sich verweilen muß; nächstdem sezt auch die Erkenntniß und vernünftige sowohl als christliche Ausübung der Pflichten dieses Standes das Gemüth schon in diejenige Faßung, daß man die übrigen Pflichen des häußlichen Standes von selbst daraus herleiten kann, und was noch mehr sagen will, zu ihrer Erfüllung eine aufmerksame Geneigtheit mitbringt. Es wird genug seyn, wenn wir das merkwürdigste davon auszeichnen. Nachdem er S. 19. f. den großen Einfluß des Christenthums in das allgemeine Wohl der Ge-

nach Schweden abgeschikt, um den König Carl Gustav
von dem Entschlusse Pohlen zu bekriegen, abzuleiten.
Eben so ward er auch hernach bey denen Streitigkeiten
zwischen den König von Pohlen und den Churfürsten
von Brandenburg gebraucht. Vornehmlich aber mach-
te er sich bey dem Oliver-Friedensschlusse berühmt, zu
welchen er doch ungern sich begeben hatte: bey diesem
Geschäfte war er unermüdet. Hier hielte er das Tage-
buch der Pohlnischen Gesandschaft, welches von Hrn. Böh-
men zuerst bekannt gemacht wird. Er erlangte auch
für seine Bemühungen die größten Ehrenbezeigungen,
das Indigenat auf dem Reichstage, und verschiedene
geistliche Aemter, nachdem er von der Protestantischen
Lehre zur Römischen Kirche übergegangen war, welches
er aber vielleicht auch nicht gerne geblieben ist. Er
hat ausser obgenannten Schriften, noch eine vollstän-
digere Pohlnische Geschichte aufgesezt, worinnen die
lezten Zeiten Uladislai IV. und die meisten Begeben-
heiten Johann Casimirs bis zum Jahre 1652 zuver-
lässig beschrieben sind. In der Zaluskischen Biblio-
thek soll auch noch eine Epitome rerum in Europa
praecipue in Polonia gestarum von den Jahren
1665 bis 67. liegen, die sehr offenherzig geschrieben seyn
soll. Auch in der ältern Geschichte hat er Theodosii des
Grossen Leben geschildert. Sein Tod erfolgte 1681.
zu Frauenburg in Preußen.

Die zwote Anmerkung enthält die Ursachen, die
Carl Gustav Königen von Schweden zum Kriege wi-
der Joh. Casimir Königen von Pohlen bewogen haben,
die öffentlich bekannten waren Bethos Einbruch, Cro-
vos Einbruch, das verborgene Geschütze, die Insel

wie das Wort reden, müssen durch die überzeugende Berechnung eines Süßmilchs und Premontvals beschämet werden, wenn sie noch nicht glauben wollen, daß sie mit der ganzen Anlage Gottes in der Natur streite. S. 86. Die schlimmen Folgen derselben S. 88. machen sie überdem jedem vernünftigen verwerflich. Selbst in einzelnen Fällen ist sie immer eine Quelle moralischen und politischen Schadens und vieler Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, wie es aus den Exempeln derjenigen klar ist, deren Vielweiberey die Schrift erzählt. S. 90. u. f. Das Exempel der Patriarchen ist gar kein Muster der Vollkommenheit und der geprüften Moralität für uns, S. 94; und Gottes Duldung der Polygamie an ihnen keine Erlaubniß noch Gerechtsame für uns oder für alle. S. 98. Bey dieser Gelegenheit wird S. 100. auch Luther vertheidiget, daß er dem Landgrafen Philipp von Heßen die Bigamie verstattet hat.

Die mosaischen Ehegesetze hält der Verfasser mit Grunde S. 115. f. für keine Naturgesetze; doch meynt er S. 121. daß es Christen anständig sey, sie noch zu beobachten; er deutet sie aber nur auf die von Mose genannte Personen, und nicht auf die Grade. Die Natur an sich verbeut eigentlich gar keine Grade, aber die Weisheit, die sittliche Denkungsart, welche eine Frucht der Gesellschaft ist, und die kluge moralische Sorgfalt, der Unreinigkeit und Unzucht alle nähere Veranlassungen zu entreissen, verbieten die nähern Grade sehr ernstlich, und prägen Abscheu dagegen ein; der durch das Ansehn der Gesetze und durch die Kraft lange geehrter Sitten herrschend geworden ist. S. 117.

Von

densschlusses, vom Kloster Oliva, ohnweit Danzig, gehandelt. Die achte Abhandlung ist eine der lesenswürdigsten: Sie enthält die Lobschrift der Gesandten, eines Antoine de Lombres von Französischer Seite, Johann Grafen von Leszno, George Grafen Lubomirsky, Nicolaus Prazmowsky, Christoph Pac, Joh. Andr. de Raciborsko, Uladislaus de Naglowior und Joh. Gninsky von Pohlnischer Seite. Von Kayserlicher Gr. von Kollowrat, Franz Baron des Lisola. Von Brandenburgischer Joh. von Hoverbeck, Lorenz Christ. von Sommitz und Albrecht von Ostau. Von Schwedischer, Magnus Gabriel de la Gardie, Benedict Oxenstiern, ein naher Verwandter des berühmten Axel Oxenstierns, Schlippenbach, Guldenklaw. Die folgenden Abhandlungen handeln von der Dänischen, Holländischen und Neuburgischen Gesandschaft, die wegen der Jülichischen Erbschaftsstreitigkeiten mit Brandenburg, vielleicht auch wegen höherer Absicht veranlaßt worden. Sie ward aber wegen Brandenburgs Widerspruch nicht mit in den Frieden begriffen. Zwölftens wird von dem Streit zwischen Pohlen und Schweden wegen der im Titel zu brauchenden Abkürzungen und Etcaeterationum gehandelt. Siegismund III. König von Pohlen, hatte zuerst den Schwedischen Titel nach Verlust des Reichs beybehalten. Im Stumdorfer Convent ward ausgemacht, daß nur die vornehmsten Titel ausgeschrieben, die andern unter dem Etcaetera begriffen seyn sollten. Zu Lübek ward aber wieder darum gestritten. Carl Gustav brauchte drey dergleichen Zeichen und Johann Casimir auch, doch lautete die Aufschrift nur Sueciae Regi &c. &c. &c. Man klag-

 te

te also und die Schuld ward auf den Schreiber geschoben. Des hierauf folgenden Gesandten Morstins Versehen machte in Schweden neue Unruhe. Carl Gustav sezte es sogar unter die Ursachen zum Kriege. Im III. Artickel des Oliver Friedens ward diese beygelegt. Endlich redet Hr. Prof. Böhme noch von D. Pinoccio und seinen Unterhandlungen mit Holland und England zum Vortheil Casimirs.

Zu dem zweyten Bande sind folgende eigene Abhandlungen gekommen. Zuerst werden die Ansprüche des deutschen Reichs auf Liefland gerechtfertiget, zur Ergänzung der Boeclerischen Schrift. Unser Verf. leitet sie von Albrechts, der Liefland zur Christlichen Religion gebracht, und sich unterworfen, freywilligen Uebergabe im 143. Jahrhundert her, wie dies aus dem Liefländischen alten Chronico erwiesen wird. Im Jahre 1224. ward Albrecht von Heinrich VII. Röm. Könige zum Reichsfürsten erhoben. In der Folge wird auch erwiesen, daß besonders unter Carl IV. die Rechte der Landeshoheit über Liefland ausgeübt und bis auf den Reichstag von 1576. behauptet worden.

In der folgenden Abhandlung ist von dem Streite zwischen Schweden und Pohlen über Liefland die Rede. Das alte Recht auf Liefland, welches die Schweden vom 9. Jahrhundert behauptet haben sollen, war nach Olaö dem andern an das deutsche Reich gekommen. Dieses aber hatte wegen der darnach entstandenen Kriege, den Schweden diese Provinz zur Beschützung wiederum überlassen. Dessen bediente sich Schweden, um Liefland wieder zu erhalten. Die Pohlen, welche

anfangs

anfangs von den Liefländern selbst zu Beylegung innerlicher Unruhen zu Hülfe gerufen worden, machten sich einen großen Theil davon unterwürfig. Aber Johannes, König von Schweden, wollte lieber Liefland behaupten, als mit dessen Verlust seinen Sohn Siegismund König von Pohlen sehen. Indeß ward dieser doch zum Könige erwählt, unter der Bedingung, daß er die von den Schweden in Liefland besessenen Oerter zu dem Pohlnischen Antheile wieder bringen sollte. Allein wegen der darüber entstandenen Mishelligkeiten mußte die ganze Sache aufgeschoben werden, bis Siegismund selbst zum Schwedischen Throne gelangen würde. Noch bey Johannis Lebezeiten im Jahre 1600. schlug sein Sohn die Provinz Esthland zu Pohlen. Herr Hofr. Böhme hat hiervon die höchst seltene Urkunde selbst angeführt. Daraus entstand der folgende verderbliche Krieg. 1602. fingen die Schweden schon Friedensunterhandlungen an. Endlich kam der Stillestand im Jahr 1628. auf sechs Jahr zu Stande. Bald war er abgelaufen, als in dem Stumdorfischen Vertrage der Streit wegen Liefland erneuert ward. Selbst bey dem Westphälischen Frieden suchte man auch diesen beyzulegen. Diese Versuche dauerten bis zum Olivischen Frieden fort. Hiervon wird in der nächsten Abhandlung geredet. Das Religionswesen in Liefland ist der Inhalt der folgenden. Man lieset hierauf eine angenehme Schilderung von dem berühmten Guldenstern, welchem König Siegismund seine von den Schweden ihm entrissenen Güther in Halland, wieder zu verschaffen suchte, und selbst im 21. Art. des Olivischen Friedens den Schweden dies empfahl.

Wir müssen hier abbrechen, damit wir nur noch überhaupt diese Erläuterung eines so merkwürdigen Friedensschlusses unsern Lesern empfehlen können, welche gern Materien aus der Geschichte und dem Staatsrechte auf eine Art, wie wirkliche Staatsmänner davon zu sprechen pflegen, das ist auf eine angenehme Art vortragen hören, die doch der Gründlichkeit nicht schadet. Welches Verdienst für einen Gelehrten, und welche Erinnerung für unsre Pedanten!

B.

XII.

Kurzer Unterricht, wie ein junger Mensch auf Schulen sein Studiren christlich und vernünftig einrichten könne, zum Besten seiner Schüler entworfen von M. Johann Gottfried Geißlern, des Görlitzischen Gymnasii Conrector, Leipzig und Zittau, bey Adam Jacob Spiekermann. 1768. 10 Bogen in 8.

Der Gegenstand dieser Schrift ist unstreitig einer der wichtigsten. Nicht nur die Gelehrsamkeit, sondern der ganze Staat und alle Stände desselben leiden durch die zu große Anzahl derer, die studiren, durch den Mangel einer Auswahl unter ihnen, und durch die gedankenlose und unvernünftige Vorbereitung zum Studiren, welche diesen unglücklichen nachher die besten Universitäten unnütz und unbrauchbar macht. Schon dies giebt an dem Verf. einen denkenden Schulmann, und diese sind eben nicht so häufig, zu erkennen, daß er diese Uebel einsieht, und seines

des Theils ihnen zu begegnen gesucht hat, indem er seinen Untergebenen von der besten Einrichtung des Studirens auf Schulen einen vollständigen und zusammenhängenden Begrif beyzubringen bemüht gewesen ist. Ganz würden sie nun zwar dadurch nicht zu heben seyn, so lange es Knaben selbst, und ihren unwissenden Eltern überlassen bleibt, die Fähigkeiten und den innerlichen Ruf zum Studiren zu ermeßen, und das Studiren einer nützlichen Profeßion vorzuziehen; und so lange der Erziehung junger Leute auf Schulen und der Einrichtung der Schulen selbst noch so viele Gebrechen ankleben. Indessen dient doch ein solcher Unterricht, die guten Köpfe, die sich unter dem Haufen finden, auf einen guten Plan zu bringen, und schon damit ist unendlich viel gewonnen. Man könnte zwar fragen, ob Hr. Geisler nicht vieler Ursachen wegen weit mehr würde ausgerichtet haben, wenn er seinen Schülern die in seinem Unterricht enthaltenen Anmerkungen bey andern Lectionen gelegentlich anzubringen gesucht hätte, als daß er sie in einer besonders dazu gewidmeten Stunde durch die Erklärung eines philosophischen Lehrbuchs lehren will, weise zu seyn, und das Schulstudiren vernünftig einzurichten. Allein da dieses Werkchen nunmehr ausser seinen Schülern auch andern Lehrern und Lernenden nützlich werden kan, so wird für viele nicht überflüßig seyn, daß er es durch den Druk hat bekannt machen lassen. Wir können nicht sagen, daß wir sehr tiefe Einsichten und ungemeine Bemerkungen darin gefunden hätten, aber doch hat es seinen sehr guten Werth, den wir in den

Fälle, die sich bey sonst sehr gutartigen Blattern zuweilen ereignen, beym häufigen Gebrauche der mineralischen Säuren, und strenger Beobachtung der antiphlogistischen Methode nicht Statt finden werden, wie solches Hr. Tissot vermuthet und gewissermaßen verspricht, das wird die Zeit lehren, allein der Hr. v. Haen, welcher das Opium bey den Blattern verordnet, das sich zur antiphlogistischen Methode gewiß nicht schicket, kan seine 219. Kranke durch diesen Kunstgrif der Curart nicht gerettet haben, und es ist also als etwas, das sich selten zuträgt, und ihm gewiß selbst nicht zweymal gelingen möchte, anzusehen, daß unter seinen 219. Patienten keinen dieß Unglük, das andre Aerzte doch noch immer sehen, betroffen hat. Die Paragraphen in der Schrift des Hrn. Tralles, von S. 18-21. sind ein Muster von Bescheidenheit, Demuth und einer fast übertriebenen Höflichkeit, und machen dem redlichen und rechtschaffenen Herzen des Verf. viel Ehre. S. 28. wird die vorläufige Frage aufgeworfen, ob die Blattern eine allgemeine Krankheit aller Menschen seyn? und der Streit zwischen dem Hrn. v. Haen und seinen Gegnern so geschlichtet, daß nach aller Wahrscheinlichkeit unter 120. Menschen nur einer von dieser Krankheit frey bleibt. Eine andre vorläufige Frage, ob die Inoculation solchen Leuten die Blattern gebe, welche sie, ohne inoculirt worden zu seyn, nicht bekommen hätten, wird S. 36. und ferner untersucht und aus dem Grunde geleugnet, weil viele Inoculirte keine Blattern bekommen. Eben so wird S. 38. die dritte vorläufige Frage unwidersprechlich geleugnet, ob nicht mit der Inoculation der Blattern andre ansteckende Krankheiten fortgepflanzt werden möchten?

Nach

Studiren dieß leisten, und also dieses zur ersten unabhängigen Absicht dabey haben können, ist dem Recensenten unbegreiflich; der nur soviel einsieht, daß, wenn das allgemeine und besondere Wohl der Menschen befördert wird, eben dadurch die Absichten Gottes erfüllt werden, und daß in so fern hierdurch die Ehre Gottes als befördert angesehen werden kan. Allein dergleichen seltsame Sätze finden sich in dieser sonst guten Schrift mehr, welche man dem Verf. in Betrachtung der Provinz, in der er lebt, verzeihen muß. So sagt er §. 84. von dem Willen wolle er überhaupt nichts erinnern, weil er überzeugt sey, daß die Verbesserung desselben, die durch menschliche Anstalten möglich ist, nicht der Mühe werth sey, sondern eine wahre Verbesserung derselben ganz allein von der göttlichen Allmacht muß erbeten und gewirkt werden. Das geringste, was man verlangen kann, ist ein mehr bestimmter Ausdruk. Nach dem Wortverstand schließt er alle Mitwirkung der Menschen zur Tugend aus. Ein so fanatisches ungesundes Principium, macht es schlechterdings unmöglich, Menschen zu bessern und vernünftig eingerichtete und gute Schulen zu haben. Und nirgends äussert sich auch ein böses Herz und verdorbener Wille mehr, als da, wo ein solches Principium herrscht. Denn es werden selbst die Kräfte, die man auf Ausbesserung des Willens wenden könnte und sollte, auf eine mechanische äusserliche Andacht verwendet. Alle natürliche Leidenschaften behalten ihren Schwung, und die natürliche Güte des Herzens ersticken sie noch darzu. Gleich

im

Augen unserer Leser weder zu vergrössern noch zu verringern gedenken.

Zuerst schikt der Verf. die allgemeinen Grundsätze voraus, auf welche sich sowohl der Entschluß zu studiren, als eine vernünftige und christliche Einrichtung desselben gründen müsse. Er hat die Paragraphen-Methode gewählt, weil sie den Erklärung einzelner Sätze dienlich ist. Allein er bedient sich eines leichten und natürlichen Vortrags und eines so reinen Ausdruks, daß er sich merklich hierdurch von andern unterscheidet, welche die ganze Technologie der Metaphysik hineingebracht und den jungen Leuten sich ganz unverständlich gemacht haben würden. Die Absichten aus welchen der Entschluß zu studiren erfolgen soll, sind die Beförderung der göttlichen Ehre und des allgemeinen Bestens. Mit den sonst für erlaubt gehaltenen Nebenabsichten, Erwerbung zeitlichen Vermögens und zeitlicher Ehre, nebst der Sättigung der angebohrnen Wißbegierde, weiß der Verf. nicht, was er anfangen soll. Seinen theologischen Begriffen nach möchte er sie ganz verwerfen, und doch lehret ihn ein gesundes Gefühl, daß das abentheurlich wäre. Aber warum bleibt er auch bey so unbequemen Worten. Eben so unbequem ist §. 123. die Erklärung der Ehre Gottes. „Die „Ehre Gottes befördern heißt die Erkenntniß Gottes „und göttlicher Dinge in sich selbst und andern immer „allgemeiner, deutlicher und vollständiger machen, und „die Vereinigung der Menschen mit Gott erleichtern „und veranlaßen.„ Wie ein Jurist, Mathematiker und so viele andere Gelehrten unmittelbar durch ihr

Stu-

Studiren dieß leisten, und also dieses zur ersten unabhängigen Absicht dabey haben können, ist dem Recensenten unbegreiflich; der nur soviel einsieht, daß, wenn das allgemeine und besondere Wohl der Menschen befördert wird, eben dadurch die Absichten Gottes erfüllt werden, und daß in so fern hierdurch die Ehre Gottes als befördert angesehen werden kan. Allein dergleichen seltsame Sätze finden sich in dieser sonst guten Schrift mehr, welche man dem Verf. in Betrachtung der Provinz, in der er lebt, verzeihen muß. So sagt er §. 84. von dem Willen wolle er überhaupt nichts erinnern, weil er überzeugt sey, daß die Verbesserung desselben, die durch menschliche Anstalten möglich ist, nicht der Mühe werth sey, sondern eine wahre Verbesserung derselben ganz allein von der göttlichen Allmacht muß erbeten und gewirkt werden. Das geringste, was man verlangen kann, ist ein mehr bestimmter Ausdruk. Nach dem Wortverstand schließt er alle Mitwirkung der Menschen zur Tugend aus. Ein so fanatisches ungesundes Principium, macht es schlechterdings unmöglich, Menschen zu bessern und vernünftig eingerichtete und gute Schulen zu haben. Und nirgends äussert sich auch ein böses Herz und verdorbener Wille mehr, als da, wo ein solches Principium herrscht. Denn es werden selbst die Kräfte, die man auf Ausbesserung des Willens wenden könnte und sollte, auf eine mechanische äusserliche Andacht verwendet. Alle natürliche Leidenschaften behalten ihren Schwung, und die natürliche Güte des Herzens ersticken sie noch darzu. Gleich

im

im folgenden §. sezt doch der Verf. die Verbesserung der Einbildungskraft, des Verstandes und der Vernunft als den Gegenstand des Studirens. Wie kann denn diese vor sich gehen, ohne daß eine Verbesserung des Willens zugleich erfolgt? Aber, wie gedacht, dieß muß man dem Verf. nicht zur Last legen, und die Zeit abwarten, wo sich verständige Leute solcher Säze wie dieser, und der §. 128. „Die Lehren des Christenthums untersagen ernstlich die Bemühung nach Ehre„ welche einer gewissen unwissenden Secte eigen sind, allgemeiner schämen werden.

Die Anleitung zu einer vernünftigen und christlichen Einrichtung der Studien selbst, welche den Inhalt des zweyten Theils ausmacht, ist auf eine dem zarten Alter sehr angemessene Art auf die drey Fragen geleitet: Was, wie und wann man studiren solle. Zu dem, was man studiren soll, werden die nöthigen Sprachen, die allgemeinen Erkenntnisse, der allgemeine Gebrauch der Leibeskräfte und dann der Seelenkräfte und endlich die Vorbereitung auf die höheren Wissenschaften gerechnet. Es sind einzelne Säze darunter, welche durch die mündliche Erklärung eine nähere Bestimmung erhalten können. Z. E. was die Erlernung der französischen Sprachen auf Schulen anbetrift, so ist sie unstreitig da zu widerrathen, wo darinn kein tauglicher Unterricht gegeben werden kann. Allein Hr. G. sagt §. 168. „Meines wissens sind im Französischen keine der Schuljugend so unentbehrliche Bücher geschrieben, um derentwillen die französische Sprache schon auf Schulen nöthig wäre. Die schlechte Aussprache des

Fran-

Französischen, welche junge Leute meistens von Schu-
len mitbringen, ist ihnen gemeiniglich zu ihrem künf-
tigen Fortkommen, wozu diese Sprache, wie man sagt,
(als wenn das noch zweifelhaft wäre) viel beytragen
soll, mehr hinderlich als förderlich. Und wer Deutsch
und Lateinisch gründlich gelernt hat, dem wird die Er-
lernung des Französischen so leicht werden, daß er ohne
Schaden warten kann, bis er Gelegenheit findet, nebst
der Sprache selbst, auch eine gute Aussprache dersel-
ben zu erlernen.,, Diese Materie ist wichtig genug,
um uns etwas dabey aufzuhalten. Es ist unnöthig zu
erinnern, daß die Schädlichkeit oder der Nutzen des
Französisch lernens in den Schuljahren dadurch nicht
entschieden wird, wenn man darthut, daß man nicht
Bücher im Französischen habe, welche in den Schul-
jahren nothwendig müßten gelesen werden. Man lernt
überhaupt die Sprachen nicht sowohl, um die darinn
geschriebenen Bücher in der ersten Schulzeit, als viel-
mehr in der folgenden Lebenszeit zu nützen. Auch
darf man nicht sagen, daß, wenn einer gleich gründlich
Deutsch und Lateinisch gelernt hat, die vollkommene
Erklärung der französischen Sprache, so gar wenig
Mühe und Zeit erfordern. Um die Frage, ob das
Französische auf Schulen zu treiben sey, richtig zu
beantworten, muß man untersuchen, ob die Erler-
nung desselben andere nothwendige Schularbeiten ver-
dränge, ob selbige den Kräften der Jugend vorzüglich
angemessen seyn, ob französische Bücher nicht eher als
Bücher anderer Sprachen von der Jugend bequem ge-
lesen werden können, und ob die Verderbung der Aus-
sprache so sehr zu fürchten sey, daß man deswegen das

fran-

französische nicht auf Schulen treiben müsse. Da die Erlernung der Sprachen großentheils ein Gedächtnißwerk und man in der Jugend zu solchen Arbeiten am meisten aufgelegt ist, so sind ohnstreitig die Jugendjahre zu den Sprachen zu bestimmen, und man thut wohl, wenn man von denen, deren Erlernung auf Schulen anzurathen ist, alle die mit nimmt, die man zu lernen Gelegenheit hat. Auf Universitäten sollte man sich ohnehin so wenig als möglich damit beschäftigen. Sollte nun das Französische nicht auf Schulen ohne Nachtheil anderer Schulstudien mit gelernt werden können? Man sollte doch nicht leicht vor 18. bis 20. Jahren die Universität besuchen. Und so können, wenn der Schüler nur gute Fähigkeiten hat, und die Sprachen nach einer guten Methode getrieben werden, ganz gemächlich ausser den alten Sprachen zwey oder drey europäische nebenhin gelernt werden. Wir wissen das aus der Erfahrung. Die französische Sprache ist wegen der fast keine Versetzung leidenden Wortfügung einem Kinde, dessen Verstandeskräfte noch wenig entwickelt sind, überdem so leicht, daß man aus dem Grunde sehr früh damit anzufangen Ursache hat. Hierzu kommt noch dies, daß ein Kind, wenn es nur etwas im Französischen gethan hat, schon anfangen kann, für sich darinn ein Buch zu lesen. So wie die Wortfügung überaus leicht ist, so vermeidet auch der Franzose besonders alle Dunkelheit im Vortrage und in der Verbindung der Gedanken. Man kann wohl sagen, daß diese Leichtigkeit, womit die französische Sprache gelernt und womit französische Schriften gelesen werden können, nebst der sanften Aussprache, sie

ur allgemeinen Sprache von Europa gemacht hat,
a sie sonst, wenn die Vollkommenheiten der verschie-
enen Sprachen gegen einander abgewogen werden,
en meisten nachgesezt werden muß. Der Ein-
wurf, der von der verdorbenen Aussprache herge-
ommen wird, scheint auch nicht von Wichtigkeit zu
eyn. Hat ein Schullehrer die Sprache wohl inne,
nd sie auch in Absicht auf die Aussprache mit Fleiß
elernt, welches ihm sehr gut zur Pflicht gemacht wer-
en kann: so wird nun ein einem delicaten Ohr fühl-
barer fremder Ton alles mangelhafte seyn, das in der
Aussprache übrig bleibt. Und dies ist eine Kleinigkeit,
welche bey dem Nutzen, den man von der Kenntniß
es Französischen hat, nicht einmal in Anschlag zu
ringen ist. Es wäre vielleicht überhaupt zu wünschen,
daß die Jugend beyderley Geschlechts das Französische
nur von Deutschen lernte, welche desselben nebst der
Muttersprache völlig mächtig sind. Denn vermittelst
einer genauen Kenntniß des Deutschen ist man nur ver-
mögend die Begriffe, welche die französischen Ausdrü-
ke und Redensarten haben, nach ihren oft feinen Ab-
weichungen von der Bedeutung des dem französischen
entsprechenden deutschen Ausdruks, den jungen deutschen
Lehrlingen beyzubringen. Es ist auch bekannt, daß
wenige von denen, welche das Französische von einer
gebohrnen Französin oder einem französischen Sprach-
meister gelernt haben, vermögend sind, das Französi-
sche zu erklären, und daß fast ihre ganze Kenntniß in
einer gewissen mechanischen Fertigkeit zu reden oder zu
schreiben bestehe. Auch ist es eine richtige Anmerkung,
die der Herr von Moser in seinen Beherzigungen
macht,

macht, wenn er sagt, daß die Deutschen, indem sie ihre Jugend von Franzosen und Französinnen erziehen und unterrichten lassen, den Nationalcharakter verderben. Es ist sicherlich, wie er auch hinzusezt, besser, für ein französisches Ohr nicht gut französisch zu sprechen, als ein Franzose geworden zu seyn. Die Verachtung, womit noch selbst izo, da die französische Nation mit vieler Hochachtung der deutschen Schriftsteller zu erwähnen anfängt, vornehme, unwissende oder in unserer Litteratur unbewanderte Deutsche von ihrer eigenen Nation urtheilen, ist bloß aus der ersten französischen Erziehung herzuleiten.

Doch wir müssen in der Schrift des Hrn. G. weiter gehen. Die Erlernung des Französischen auf Schulen ist wohl überhaupt weder für überflüßig, noch für schädlich anzusehen, sondern vielmehr *als eine der nüzlichsten* und nöthigsten Sachen. Selbst die Erlernung der philosophischen Wissenschaften auf Schulen dürfte noch mehr einzuschränken seyn, als der Verf. gethan hat. Der gründlichen Gelehrsamkeit ist in unsern Zeiten durch nichts mehr geschadet worden, als durch die Philosophie auf Schulen. Etwas gründliches lernen die jungen Leute davon auf Schulen doch nicht, und auf Universitäten sehen sie die Besuchung philosophischer Collegien als überflüßig an. Mittlerweile haben sie die Humaniora versäumt, und diese können und wollen sie auf Universitäten nicht nachhohlen. Hingegen äussern sich durch den ganzen Abschnitt viel schöne Kenntnisse und Einsichten, vornemlich schäzen wir das Hauptstük vom Gebrauch der Leibeskräfte (nur ist es uns befremdend vorgekommen, daß der Verf. S. 138. und mehrerwärts das schreiben mit anführt, wenn von deren

Ver-

Verbesserung die Rede ist) und von der Vorbereitung auf die akademischen Studien. Eben dieses müssen wir von dem zweyten Abschnitt, wie man studiren müsse, gestehen. Im §. 203. fordert der Verf. zu viel, wenn er verlangt, daß ein jeder Studirender nicht nur mit der Dogmatik, sondern auch mit der Moral und Polemik bekannt seyn solle. Im §. 322. wird gerathen, von der grammaticalischen Erlernung der Muttersprache den Anfang zu machen, und die Anleitung zu einer jeden andern Sprache mit dieser übereinstimmig einzurichten. Der Verf. findet mit Recht die öftere Veränderung der Methoden und das unaufhörliche Schreiben der Grammatiken und Compendien verderblich. Die gewöhnlichen Schulexercitien sieht er als den Quell des unter Gelehrten üblichen Deutschlateins und lateinischen Deutschen an. Er bringt S. 108. 109. mit gutem Fug darauf, daß man die Schüler nicht eher Aufsätze und Uebersetzungen in einer von ihnen zu erlernenden Sprache machen lassen müsse, als bis sie leichte Schriftsteller darinn ohne Mühe lesen können. Hierauf sollte weit mehr, als gewöhnlich geschieht, gehalten werden. Die Schüler müssen nothwendig, wenn sie oft Worte und Redensarten am unrechten Ort und bey einer Materie, wozu sie sich nicht paßen, gebraucht haben, das zarte Gefühl zur Beurtheilung eines wohlklingenden Perioden verliehren, und ihr Ohr muß eben so verdorben werden, als wenn es oft verstimmte Instrumenten zu hören gewohnt ist. S. 116. räth Hr. G. sehr wohl an, daß wenn man Wissenschaften vorträgt, man dabey ein Buch in einer noch zu treibenden Sprache

 zum

zum Grunde legel. Man lernt so die Sprache mit der Sache zugleich. S. 118. sagt er, „bey ungebesserten Herzen wächst mit den erhöheten Seelenkräf„ten und erweiterten Kenntnissen auch die Fähigkeit „und Neigung, seine eigene Vorurtheile, Befriedi„gung der geschärften Begierden und eingebildete Glück„seligkeit allenfalls mit anderer Leute Unterdrückung „und Schaden auf eine nach Beschaffenheit der Um„stände mehr oder weniger feine Art zu befördern.„ Möchte doch diese Anmerkung, die sich unter dem Guten, das wir hier finden, besonders auszeichnet, von Studirenden und Gelehrten recht oft wohl beherziget werden! Auf die Fertigkeit in der Erklärungskunst dringt der Verf. wie billig, (dieß ist die einzige schickliche Methode, jungen Leuten Logik beyzubringen). —

Ueber die dritte Frage, wenn man studiren müsse und in welcher Ordnung läßt sich freylich nicht alles allgemein so genau bestimmen. S. 134. will Hr. G. nicht gestatten, daß man am Sonntage die Bibel in einer fremden Sprache lese, wofern man die Nebenabsichten hat, sich zugleich in der Sprache zu üben; und in dem, was er von der Ordnung sagt, in welcher Sprachen und Wissenschaften zu treiben sind, können wir ihm nicht beypflichten. Er will Rhetorik, Grammatik, Historie und die dazu gehörigen Hülfswissenschaften eher in der Muttersprache getrieben wissen, als man sich an das Lateinische oder an andere Sprachen mache. Manche Nachläßigkeiten des Styls hätte der Verf. wohl noch vermeiden können. Das Hülfswort seyn wird z. B. häufig zur Unzeit ausgelassen, wie in folgender Stelle. „Weil die Irrthümer

im

nicht ein, wenn sie Curen verordnen oder beurtheilen. Wie glücklich wäre die medicinische Praxis, wenn man bey Kranken alles anbringen könnte, was ihnen helffen würde. Aber eben diese Schwierigkeit wird machen, daß immer Leute an Krankheiten sterben, deren Cur ihren Aerzten bekannt und die untrüglich ist; sie wird machen, daß nie eine medicinische Schrift, welche das Volk in den Curen seiner Krankheiten unterrichtet, selbst das vorzüglichste, Tissotische Werk nicht, den Nutzen stiftet, welchen es stiften würde, wenn das immer geschehen könnte, was darin vorgeschrieben wird, und sie wird endlich auch alle vorsichtige Richter warnen, über Curen kein verdammendes Urtheil zu sprechen, an welchen ein Mangel bemerkt wird, ehe sie nicht untersucht haben, ob es thunlich war, diesen Mangel zu ersetzen. — Wir übergehen einige Beantwortungen und Erinnerungen des Hrn. Tralles an den Hrn. von Haen, die in der Folge vorkommen, und sagen nur noch, daß die lezte Untersuchung des Hrn. Tralles vom Gebrauche des Opium in den Blattern, eine der gründlichsten und vortreflichsten im Werke sey.

C.

XI.

Acta Pacis Olivensis inedita. Recensuit, illustravit, tabulas publicas et observationes adjecit *Ioh. Gottlob Böhmius*, Historiog. Sax. Hist. Prof. P. O. T. I. 1763. T. II. 1766. Wratisl.

Der

Chemniz, bey Johann David Stößels Erben 1767. Erster Theil 152 Seiten. Zweyter Theil 192 Seiten in gr. 8.

Es thut uns fürwahr um das Alter des Verfassers (denn er redet von seiner 40jährigen Praxis) leid, daß er noch die Eitelkeit hat, ein Schriftsteller zu seyn, wozu er doch weder in Ansehung der Wahl der Materien noch der Schreibart die geringste Anlage hat. Die medicinische Praxis und die gerechtliche Medicin sind seine Gegenstände. Er macht sich auf seinen deutlichen Ausdruk etwas zu gute. Was mag aber auch der fähigste Leser bey den Aufschriften denken: vom Weincharakter, wie er zu tilgen, (es ist kein Gutachten für die Weinschenke, sondern einen dem Gesöffe ergebenen Mann); Consilium medicum über die Vertroknung der glandularum abdominis; Consilium zur Frühlingscur in erregten ischiatischen Schmerzen, von überschrittener Weindiät u. s. w.? Nicht wenig poßirlich klingen die Titel Consil. med. über des jungen Hrn. von H. Augenpanniculum; Correspondenz über die Schädlichkeit des äusserlichen Carlsbads Gebrauchs; Cicuta Jugulat Caput Veneno Tandem Antoni, oder medicinisches Bedenken über vorgesezten Titel; medicinischer Rathschlag vor eine vornehme Frau welche leichtlich ex mensium obstructione in schwindsüchtige Fälle gerathen können; und was dergleichen mehr ist. Man ersieht aus diesen Titeln zugleich ohngefähr, was in dieser Vorrathskammer zu suchen sey. Manche Abhandlungen sind dem Publikum durchaus von keinem Nutzen, ob der Verf. gleich als Physicus in der Sache selbst seine

Pflicht

Pflicht erfüllet haben mag, denn was fragt der entfernte Arzt nach der gänzlich und weitläuftigen Specification der 18. unschicklichen Medicamente, die ein Tropf, eine Bader D. einem gewissen Herrn empfohlen; und dem billigen Amtseifer, worin Hr. S. darüber geräth: da es genug gewesen, den Kerl ohne Umschweife der Ahndung eines hochlöblichen Magistrats zu überliefern? nach dem der Officin zu Z. gegebenen honorablen Zeugniß? nach des Hrn. W. schaalen Gedanken von der Cicuta, die in einem Wust von Gelehrsamkeit wühlen, ohne eine einzige eigene Erfahrung. Die gerichtlichen Fälle gehen mehrentheils Ehesachen und andere die Liebe betreffende Fälle an, als die Ehescheidung, einen Posthumus, ein Mondkalb, dergleichen u. s. w. Die Anfragen sind in ihrer ganzen Ausdehnung und mit allen Formalitäten eingerükt. So auch die Gutachten des Hn. Verfassers. Wir würden weiter nichts von ihnen sagen, wenn sie insgesamt vor 30. oder 40. Jahren ausgefertigt wären; wir finden aber daß viele noch nach 1760. geschrieben sind. Wie schikt es sich, den beängstigten Kranken noch viel von Indicationen vorzusagen, die überhaupt der Medicus für sich behalten kann; oder die Krankheit nach den scheinbaren Fehlern der kleinsten Theile zu zergliedern? Warum betrübt man eine liebenswürdige Mademoiselle von 12. Jahren mit der fürchterlichen Idee einer Vertrocknung des Systematis glandularum abdominalium, da der Hr. W. sie doch innerhalb 10. bis 14. Tagen völlig zur Gesundheit gebracht? und wie unüberlegt ist es nicht bey den Rathschlägen an Frauenzimmer ein Haufen lateinische Brocken einzumischen?

ohne die man heut zu Tage in solchen Fällen ganz abkommen kann. Dennoch heißt es gegen, „denjenigen Pulvern, welche nach der schola medica die Säure präcipitiren sollen, daß sie das menstruum appetendi coaguliren; obstructiones im Mesenterio causiren, den Tonum destruiren.„ Noch weit ärger steht es an manchen andern Orten aus, wo die deutsche Sprache gewiß ihren Beystand nicht versagt. Was anfälliger Leibeszustand, Anstemmung des Bluts sey, können wir nicht errathen. — Wir wiederholen nochmals, ohne im geringsten Hrn. G. kränken zu wollen, daß man in dem Kreis, worin man sich befindet, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft seyn kann, ohne es vor dem Publiko zu seyn, und daß nicht alle Schriften blos deswegen, weil sie Bemerkungen enthalten, beträchtlich sind, denn bey diesen sind mehrentheils die Sinne und die Feder mehr als das Nachdenken und die Beurtheilung geschäftig.

XIV.

Prüfung der Uebersetzung des neuen Testaments mit Anmerkungen für denkende Leser. Zweyter Theil, darinn die Beweißstellen der Lehre von Gott aus den Evangelisten Mathäo und Johanne gerettet werden. Herausgegeben von Andreas Gottlieb Masch, Herzogl. Mekl. Strelitz. Hofprediger und Consistorialrath, wie auch Superintend. des Stargardischen Kreises. Bützow und Wismar, bey Ber-

Berger und Bochner, 1767. 17 Bogen und 2 Bogen Vorrede in 8.

In diesem Theile vertheidiget Hr. Busch die Gottheit Christi und das vollbrachte Erlösungswerk, und sezt es sehr deutlich ins Licht, wie unrichtig Hr. Damm die dahin gehörigen Beweisstellen in seinem neuen Testament erkläret habe. Gegen einen so seltsamen Ausleger, als Hr. Damm ist, kann das freylich auf eine sehr leichte Art geschehen, und man muß gestehen, daß [illegible] die Schwächen seines Gegners sehr gut zu Nuze zu machen wissen. Nur wünschten wir, daß [illegible] [illegible], den Gegner [illegible] zu [illegible], welches ihn verächtlich [illegible] Blöße zu zeigen. So [illegible] dieser Fehler [illegible] polemischer Schriftsteller ist, so ist er doch ungemein schädlich. Der Leser wird dadurch zerstreut, [illegible] Hauptsache [illegible] [illegible] [illegible] Man [illegible], [illegible] dem Gegner gleich [illegible], [illegible] [illegible] Schrift nicht gemäß vorstelle, so braucht man sich bey den Nebendingen, [illegible] anzuzeigen sucht, nicht [illegible] Einfällen von selbst. Auch [illegible] Hr. Busch seinem Gegner zu viel Ehre an, daß er seine Auslegungen mit dem Lehrbegrif der Socinianer so mühsam vergleicht. Wer Hr. Damms Auslegungsart nur ansieht, der glaubt es ihm gern, daß er die Schriften der Socinianer, wenigstens der gelehrten und scharfsinnigen unter ihnen, nicht gelesen ha-

habe. Und wozu soll nun diese Vergleichung? Wider Socinianer sagt Hr. Masch zu wenig, und wider Hr. Dammen zu viel.

Hr. Masch beschuldiget seinen Gegner, daß er die heilige Schrift nach seinen einmal angenommenen Begriffen auslege, nicht nach der Lage und dem Zusammenhange der Worte selbst; und das ist wahr. Aber geschieht das von Rechtgläubigen nicht auch? Die Begriffe des einmal für wahr angenommenen Systems hängen ihnen oft so fest an, daß sie sie auch in solchen Schriftstellen wahrzunehmen glauben, wo sie der Gegner, aber auch der unpartheyische, nicht erblickt. Und diese Einmischung ist es eben, welche der Ueberzeugung, die doch der Zweck polemischer Schriften seyn soll, nicht selten im Wege steht. Mit einem Gegner muß man ex concessis oder aus feststehenden Grundsätzen disputiren, wenn er gewonnen werden soll. Alles, wogegen er sich auflehnen kann, und wenn es auch für denjenigen wahr seyn sollte, der das ganze Systematische theile übersieht, muß in Absicht auf den Gegner mit Weisheit beyseite gesetzt werden; denn der Zweifler kann nicht auf einmal zum ganzen Lehrbegriff bekehret werden. Durch solches Verhalten wird man ihm keine neue Waffen in die Hand geben, sondern vom Wege des Irthums oder der Ungewißheit zurück bringen; und doch bey Vernünftigen eben nicht für einen Ketzer gehalten werden.

In der Auslegung der zwischen ihm und Hrn. Damm streitigen Schriftstellen hat Hr. Masch diesen Fehler sehr wohl vermieden und nicht allein sehr richtig und deutlich gezeigt, daß sie etwas mehreres bedeu-

deuten, als Hr. Damm darinn sehen will; sondern sich auch, wenn man so sagen darf, recht keusch vor dem Einfluße des theologischen Systems bewahrt. Wenn er doch eben diese Genauigkeit auch in den Folgerungen, die er aus seiner Auslegung macht, beobachtet hätte! Aber hier erblickt man den Theologen, der die Erklärungsart seines Lehrbegrifs da sieht, wo sie kein Gegner nicht sehen wird. Wir wollen uns an einer allgemeinen Anmerkung begnügen, und dem nachdenkenden Leser die Anwendung davon auf vorliegende Schrift selbst überlaßen. Wenn die Apostel lehren, daß der Tod Jesu das von Gott bestimmte Mittel sey, wodurch er nach seiner Barmherzigkeit sein Mißfallen an dem Sünder aufheben, und ihm seine Gnade zuwenden wollen; so bedienen sie sich oft dazu bildlicher Redensarten. Sie nennen es eine Versöhnung, eine Erlösung, ein Opfer, ein Lösegeld; Christus ist das Lamm Gottes, u. s. w. Diese Redensarten waren besonders bey den Juden gottesdienstlich, und aus ihrer heiligen Sprache entlehnt; aus dieser müssen sie also gedeutet werden, nicht aus denjenigen Ideen, die wir nach dem heutigen Sprachgebrauch damit verbinden, oder daraus herleiten können. Es ist auch schwer zu erweisen, daß man diese Ausdrücke gleichsam pressen, und alles daraus ziehen dürfe, was nach alten und neuen Sprachgebrauch dadurch angedeutet werden kann. Noch schwerer wird es zu erweisen seyn, daß die Apostel dabey zur Absicht gehabt, den Menschen die Art und Weise bekannt zu machen, wie Gott es eingerichtet habe, daß er sein Mißfallen aufheben, und Sünde vergeben kann. Dieß ist eine Sache Gottes die der Mensch nie ganz beurtheilen

 kann,

kann, noch zu seiner Beruhigung zu wissen nöthig hat. Sondern die Apostel haben einmal durch den Gebrauch solcher den Juden heilig gewordener Ausdrücke den Tod Jesu ehrwürdig und wichtig vorstellen, und zugleich anzeigen wollen, daß dieser Tod Jesu, eben so wie die Opfer des alten Bundes, von Gott verordnet, und zum Mittel bestimmt sey, den Menschen Vergebung der Sünden wiederfahren zu lassen; ja, wie Paulus den Hebräern beweiset, daß der Tod Jesu ganz eigentlich und allein dieses Mittel sey, die Opfer des A. B. hingegen es nicht wirklich gewesen, sondern nur im Bilde vorgestellet haben. So erklären die Apostel diese bildliche Vorstellungen selbst, wenn sie in eigentlichen Ausdrücken davon reden. Als Paulus, Eph. 1, 7. und Kol. 1, 14. Ob aber Gott dieses Mittel erwählet habe, weil er jemanden die Sünden der Menschen zurechnen mußte; weil die Strafen derselben ausgehalten werden mußten; weil ohne Strafe sein Zorn nicht aufhören konnte; u. s. w. zu diesen Folgerungen scheinen uns obige Ausdrücke der Schrift nicht so zuverläßig zu berechtigen, daß wir sie, als Glaubensarticel zur Seligkeit, ansehen müßten. Der philosophirende Geist der Menschen hat zwar Gott diese Staatsgründe zur Erwählung des Todes Jesu geliehen; aber ein Theil der Menschen kann diese Gründe in der Schrift nicht sehen, oder doch nicht durch Vergleichung vieler Schriftstellen herausfinden; ein anderer Theil geräth über dem Nachdenken auf Zweifel, die ihr ganzes Religionssystem wankend machen; und noch ein Theil hält sie für wahr, ohne die gehörige Kraft zur Prüfung derselben zu haben. Denn alle werden gewiß nicht befriediget, wenn unser

unser Verf. S. 276 sagt; das geopferte Thier habe die Strafe der Sünden des Menschen, der es darbrachten, erlitten. Ist denn ein Thier einer Strafe fähig? Und kann Gott die Sünde eines Menschen an einem Thiere strafen? Allen wird es nicht einleuchten, daß Gott nach S. 185 Christo die Sünde anrechnen mußte, die er an den Menschen fand. Er mußte freylich durch eine feyerliche Handlung sein Mißfallen an der Sünde zeigen, er mußte den Schaden, den die Sünden der Menschen gestiftet hatten, aufheben, um gerecht zu seyn, wenn er barmherzig seyn wollte: Aber ob das durch Zurechnung geschehen sey, das bleibt nach Vernunft und Schrift schwer zu entscheiden.

F.

XV.

Joseph Jacob Plenks, Meisters der Wundarzney und Geburtshülfe neue und leichte Art den mit der Lustseuche angestekten Kranken das Quecksilber zu geben. Nebst einem Versuche die Wirkung dieses Metalles in die Speichelwege zu erklären. Aus dem Lateinischen übersezt von J. H. D. G. Hic est, aut nusquam quod quaerimus. Horat. Wien, auf Kosten des Erben Friedrichs Bernhards, 1767. 4½ Bogen in 8.

Diese Erfindung ist ungemein erheblich, da sie zu den wenigen gehört, welche, ohne die Wirkung des Quecksilbers zu schwächen, den Speichelfluß entbehrlich machen. Hr. Pl. ist zuerst durch den

den bey einer Unterredung von dem jetzigen Medicinal Professor in Prag, Hrn. Mayherr, geäusserten Gedanken, daß der Hang des Quecksilbers zu den Speicheldrüsen von der besondern Verwandschaft desselben mit dem Speichel und Schleim herkäme, darauf gebracht worden. Eine Reihe von Versuchen, welche der Hr. Verf. angestellt, hat diese Muthmassung bestätiget; und von diesen ist er zu Erfahrungen im menschlichen Körper fortgeschritten. Hr. Pl. hat zuerst eine Vereinigung des Quecksilbers mit dem aus dem Schlunde ausgeworfenen Schleim durch das Reiben, welches überhaupt der einzige Handgriff ist, dessen er sich bey seinen Versuchen bedient hat, zuwege gebracht. Durch hinzugegossenes Wasser fiel dasselbe zwar zu Boden; aber nicht in seinen vorigen Zustand, sondern in Verbindung mit dem Schleim. Hingegen ist zwischen dem Speichel und dem Quecksilber keine sonderliche Verbindung erfolgt. Umsonst hat er eine solche von dem Eyerdotter, dem Weissen von Ey, dem Blute und dessen Wasser, frischer Thiergalle, dem Hausenblas erwartet. Denn obgleich mit einigen thierischen Theilen dieselbe dem ersten Anschein nach geschehen war: lief doch nach aufgegossenem Wasser das Quecksilber im Boden in Kugeln zusammen. Es war also die Folgerung sehr natürlich, daß der Schleim den Vorzug hatte. Herr Pl. hat darauf verschiedene Arten von Schleim aus dem Pflanzenreiche auf eben die Weise geprüft, nemlich das arabische Gummi für sich allein und mit thierischen Säften, das Dragantgummi, den Quittenschleim, den Schleim von der Altheewurz und Stärkmehl. Das arabische Gummi vereinigte sich vor allen andern

andern mit dem Quecksilber genauer. Denn bey dem Reiben eines Quentgen Quecksilbers mit zwey Quentgen gepülverten Gummi, wobey allmählich Wasser zugegossen worden, verschwand das Quecksilber gänzlich, und ließ sich ohne einige Trennung mit Wasser verdünnen. Der durch die darauf folgende Ruhe geschehene graue Saz ließ eben so wenig eine Trennung vermerken; sondern zerfloß durch das Schütteln der Flasche sehr leicht. Während des Schüttelns erzeugte sich ein weisser Schaum, der durch das Erblassen eines goldenen Rings genugsam das enthaltene Quecksilber verrieth. Eben dieses Gummi war ein Mittel andere thierische Theile, die sonst keine Vereinigung des Quecksilbers leiden, mit demselben zu vermischen. Daß der Dragantgummi keine Verbindung annehmen wollte, ist sehr merkwürdig, da doch das Reiben länger als bey dem arabischen fortgesezt worden. Die calabrische Manna vereinigte sich nicht so gut, als die gemeine. Eben so verband sich der rohe Honig willig, da hingegen der abgeschäumte, weil ihm der Schleim benommen ist, durchaus dazu nicht fähig war. Bey dem Zuckersyrup und Zucker mußte man in der Absicht den Schleim des arabischen Gummi zu Hülfe nehmen. Das Leinöhl konnte nur mit dem leimichten Safte desselben zu einer Vereinigung vermocht werden.

Weil nun das arabische Gummi das beste Vereinigungsmittel war: so hat Hr. Pl. selbiges bey den verschiedenen Arzneyen, die er bey venerischen Patienten versucht, zugemischt. Die Versuche sind zahlreich, theils eigene, theils fremde, die umständlich hier erzählt werden, und so wie die ganze Schrift, sehr lesens-

senswürdig sind. Die Mittel selbst aber sind eine einfache Auflösung des Quecksilbers, eine balsamische Quecksilberauflösung, eine ätzende Auflösung für die Feigwarzen, ein Quecksilbersyrup, Quecksilberpillen, eine Quecksilbersalbe, ein Wachspflaster mit Quecksilber. Niemand salivirte darnach, wofern nicht schon Quecksilber im Körper war, oder neben der Cur auf andere Weise hineingebracht worden. Das Uebel ist zum Theil sehr eingewurzelt gewesen. Als ein erfahrner Wundarzt hat er, wenn Zufälle es erfordert, andere Mittel zu Hülfe genommen. Fast bey allen ist der Harnfluß oder der Schweiß stärker worden.

Hr. Pl. benennt die Vorzüge welche diese Heilart vor den andern, auch denen, ohne Speichelfluß, haben. Auch bey dem sparsamen Einreiben, nach der Herrn Chironneau und Haguanot Art, kann man nicht immer den Speichelfluß verhüten, und die darzwischen gebrauchten Purganzen führen das Quecksilber ohne vorhergegangene Wirkung aus dem Körper wieder aus. Hr. Pl. will aber nebst seinen innerlichen Mitteln aus dem Quecksilber auch äusserliche an den von dem venerischen Gift angegriffenen Theilen, gebraucht haben; weil selbige geschwinder auf dasselbe wirken. Er macht hieraus Schlüsse, warum das Quecksilber besonders auf die Speicheldrüsen wirke. Er leitet es von einem eigenen Reiz her, den nur dieselben und keine andere Theile des Körpers empfinden, und der durch den besondern Hang des Quecksilbers zum Schleim auf dieselben hingebracht wird. Wenn die Schleimdrüsen gereizet werden, so meynt er, müßten die Speicheldrüsen mit daran Theil nehmen. Für diese etwas schläfrige

Studiren dieß leisten, und also dieses zur ersten unabhängigen Absicht dabey haben können, ist dem Recensenten unbegreiflich; der nur soviel einsieht, daß, wenn das allgemeine und besondere Wohl der Menschen befördert wird, eben dadurch die Absichten Gottes erfüllt werden, und daß in so fern hierdurch die Ehre Gottes als befördert angesehen werden kan. Allein dergleichen seltsame Sätze finden sich in dieser sonst guten Schrift mehr, welche man dem Verf. in Betrachtung der Provinz, in der er lebt, verzeihen muß. So sagt er §. 84. von dem Willen wolle er überhaupt nichts erinnern, weil er überzeugt sey, daß die Verbesserung desselben, die durch menschliche Anstalten möglich ist, nicht der Mühe werth sey, sondern eine wahre Verbesserung derselben ganz allein von der göttlichen Allmacht muß erbeten und gewirkt werden. Das geringste, was man verlangen kann, ist ein mehr bestimmter Ausdruk. Nach dem Wortverstand schließt er alle Mitwirkung der Menschen zur Tugend aus. Ein so fanatisches ungesundes Principium, macht es schlechterdings unmöglich, Menschen zu bessern und vernünftig eingerichtete und gute Schulen zu haben. Und nirgends äussert sich auch ein böses Herz und verdorbener Wille mehr, als da, wo ein solches Principium herrscht. Denn es werden selbst die Kräfte, die man auf Ausbesserung des Willens wenden könnte und sollte, auf eine mechanische äusserliche Andacht verwendet. Alle natürliche Leidenschaften behalten ihren Schwung, und die natürliche Güte des Herzens ersticken sie noch darzu. Gleich

in der versprochenen grössern Ausdehnung künftig erscheinen dürfte, sowohl zu lang als zu kurz sey.

Zu lang; weil das ganze erste Kapitel und sonst noch viele Artickel nichts als gemeine politische Betrachtungen über die Maximen der Minister oder der Magistrate enthalten, die wegen der Veränderlichkeit und Verschiedenheit der Regimentsverfassungen gar keine allgemeine Grundsätze leiden, und auch noch ausserdem deswegen keinen Nutzen haben, weil die Moralität der Policeygesetze oder der dahin gehörigen Anstalten in den Kabinetern nach einem ganz andern Maasstabe ausgemessen wird, als derjenige ist, den unsere heutigen Staatsphilosophen so mühsam berechnen und bald mit der Glükseligkeit der Bevölkerung, bald mit der Nothwendigkeit des Luxus und der Handlung und bald mit den Vorzügen des Ackerbaues bezeichnen;

Zu kurz aber; weil für den Officianten nicht nur noch eine Menge Artickel fehlen, die ihm nothwendig zu wissen sind, wenn er sich eine vollständige Kenntniß des Umfangs von Policeygeschäften daraus erwerben soll; — um nur einige von solchen Gegenständen, die wir vermißt haben, anzuführen, so haben wir von Juden, von Wochenmärkten, von Feuer-Assecuranzanstalten, von Kettenstöcken in den Strassen, von Verschweigung der Quellen öffentlicher Bronnen, von Feuerlöschanstalten so oft ein Wetter am Himmel stehet, in öffentlichen Gebäuden u. d. m. nichts gefunden — sondern auch die Artickel selbst hier und dar viel zu eingeschränkt und zu mager sind.

Ueberhaupt wollten wir wünschen, daß mehr als ein Gelehrter unter dem Schutze einer ganzen Gesell-

schaft

Französischen, welche junge Leute meistens von Schulen mitbringen, ist ihnen gemeiniglich zu ihrem künftigen Fortkommen, wozu diese Sprache, wie man sagt, (als wenn das noch zweifelhaft wäre) viel beytragen soll, mehr hinderlich als förderlich. Und wer Deutsch und Lateinisch gründlich gelernt hat, dem wird die Erlernung des Französischen so leicht werden, daß er ohne Schaden warten kann, bis er Gelegenheit findet, nebst der Sprache selbst, auch eine gute Aussprache derselben zu erlernen.„ Diese Materie ist wichtig genug, um uns etwas dabey aufzuhalten. Es ist unnöthig zu erinnern, daß die Schädlichkeit oder der Nutzen des Französisch lernens in den Schuljahren dadurch nicht entschieden wird, wenn man darthut, daß man nicht Bücher im Französischen habe, welche in den Schuljahren nothwendig müssen gelesen werden. Man lernt überhaupt die Sprachen nicht sowohl, um die darinn geschriebenen Bücher in der ersten Schulzeit, als vielmehr in der folgenden Lebenszeit zu nützen. Auch darf man nicht sagen, daß, wenn einer gleich gründlich Deutsch und Lateinisch gelernt hat, die vollkommene Erklärung der französischen Sprache, so gar wenig Mühe und Zeit erfordern. Um die Frage, ob das Französische auf Schulen zu treiben sey, richtig zu beantworten, muß man untersuchen, ob die Erlernung desselben andere nothwendige Schularbeiten verdränge, ob selbige den Kräften der Jugend vorzüglich angemessen seyn, ob französische Bücher nicht eher als Bücher anderer Sprachen von der Jugend bequem gelesen werden können, und ob die Verderbung der Aussprache so sehr zu fürchten sey, daß man deswegen das fran-

Die Geschichte der Tonkunst ist aus verschiedenen Ursachen, welche Theils der Natur der Tonkunst selbst, theils aber auch den Tonkünstlern zuzuschreiben sind, noch lange nicht so gut bearbeitet, als sie wohl verdiente, oder als die Geschichte mancher andern mit der Musik verschwisterten schönen Kunst, z. B. der Malerey bearbeitet worden ist. Man ist also denen gar besondern Dank schuldig, welche auf Anbauung auch des Feldes der musikalischen Historie einige Kräfte wenden. Dies löbliche Vorhaben haben besonders die Herren Verf. der eben angezeigten wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend. Der Titel und die Einrichtung, da wöchentlich ein Bogen davon ausgegeben wird, zeigen zwar schon zur Gnüge, daß man hier keine systematisch zusammenhängende Geschichte der Musik zu erwarten habe. Aber die Absicht der Herren Verf. ist, einem Theile einer solchen Geschichte gleichsam vorzuarbeiten, und folglich Nachrichten zu sammlen, aus denen sich vielleicht die Geschichte der heutigen Musik zusammen setzen ließe, wenn man das in ein Capitel oder Fach zusammen trüge, was eigentlich zusammen gehöret, bey ihnen aber nur zerstreut, und der Zeit nach vorkömmt, wie ihnen die Nachrichten davon in die Hände fallen. Ihr Plan, den sie im ersten Stücke selbst angeben, zeigt, daß der Inhalt dieser Blätter meistentheils in drey Abtheilungen bestehen sollte, nämlich:

I. in Nachrichten von musikalischen Begebenheiten und berühmten Musikern;

II. in Anzeigen von öffentlich herausgekom-

menen musikalischen Schriften und Sachen; und

III. in theoretisch praktischen Anmerkungen über verschiedene musikalische Materien.

Zu dem ersten Puncte rechnen sie alles, was die musikalischen Schaubühnen, die Kapellen an Höfen, die Kirchen Musik, und die öffentlichen musikalischen Gesellschaften oder sogenannte Concerte in großen Städten angeht. Sie wollen die jedes Orts, und zwar nicht allein in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, vornehmlich Italien aufgeführten ernsthaften und komischen Opern, bekannt machen; den Namen des Dichters und Componisten, auch, wo möglich, der Sänger und Sängerinnen dabey anzeigen, nicht weniger von dem poetischen Inhalte des Stüks, wenn es anders neu und nicht schon bekannt ist, einen Auszug liefern. Von der Arbeit des Componisten, wollen sie so viel es thunlich und möglich seyn wird, Nachricht geben. Lebensläufe berühmter Tonkünstler wollen sie einrücken, solenne Musiken an Höfen und in Kirchen anzeigen, auch von vacanten musikalischen Aemtern Nachricht geben, u. s. w.

Bey dem zweyten Stücke, nämlich der Anzeige musikalischer Werke, äussern die Hrn. Verf. einige Verlegenheit über die Art der Abfassung ihrer Recensionen; weil sie sich dabey leicht, entweder einen und den andern Verf. (denn die meisten Musiker sind ein genus irritabile, troß dem Geschlechte der Dichter) oder die Wahrheit zum Feinde machen könnten. Aber, wir rathen ihnen, nur auf die Beybehaltung der Gewogenheit der Wahrheit zu sehen, ohne sich um jener ih-

ihre Gunst zu bekümmern. Zudem haben sie ja noch auch den Trost, daß nicht alle Musiker, das was sie gern gesagt haben wollten, selbst zu Papiere bringen können. Sonst würden wir in der That manchmal wunderlich Zeug zu lesen bekommen. Folglich haben sich die Herren Verf. doch vor allzuvielen Zänkereyen nicht gar zu sehr zu fürchten Ursach. Indessen versprechen die Herrn Verf. bisweilen aus diesem oder jenem großen Werke, weil ihnen der Raum nicht ein mehrers erlaubt, ein kleines artiges Stück in ihre Blätter eindrucken zu lassen. Auch wollen sie mechanische Kunstwerke, die zur Musik gehören z. E. neuerfundige Orgeln, Pianoforte, Clavessins, und s. w. anzuzeigen nicht unterlassen.

Bey dem dritten Puncte schließen sie kurze Abhandlungen über diese und jene musikalische Materie, zumal wenn sie interessant ist, nicht ganz aus. Hierbey wollten wir ihnen wohl rathen, nicht so gar strenge zu seyn, und eben nicht zu achten wenn auch gleich manchmal ein paar Bogen mehr mit einer Materie angefüllet werden. Wenn nur anders die Materie wichtig genug ist, und nicht etwan nur ein Stük des musikalischen Donats abermals in einem neuen Kleide vorträgt. Doch, vielleicht haben wir mehr Ursache zu wünschen daß ihnen nur fein viel kurze und doch wichtige Musik-Abhandlungen möchten zugeschikt werden. Noch weiter versprechen die Herren Verf. auch aus manchen andern Büchern, wenn sie auch gleich nicht mit Vorsaz von der Musik handeln, das was etwan hierher gehöret, aufzusuchen, und bekannt zu machen. Wie sie denn auch zusagen, dergleichen aus

Büchern, die in fremden Sprachen geschrieben sind, zu übersetzen.

Wir müssen den Herrn Verfassern das Zeugniß geben, daß sie im ganzen ersten Jahre diesem Plane nach Möglichkeit gefolget sind. So haben sie zum Exempel, in Ansehung des ersten Stüks ihres Vorhabens, die Churfürstl. Sächsische Kapellmusik in **Dresden**, die Königl. Preußische in Berlin, und zwar diese etwas umständlicher als jene, beschrieben. Sie haben ferner von der Kayserlich Königlichen Kapellmusik in Wien, und von der Margräflich-Brandenburg-Culmbachischen zu Bayreuth, Nachricht ertheilet. Bey der Wienerischen sind auch einige durch die Musik im Singen sowohl als im Spielen sich hervorthuende Damen, auch einige dortige Organisten und Unterweiser auf dem Claviere benennet worden. So wie auch von Berlin einige kleinere Prinzliche Kapellen, und andere geschikte Privatmusici angeführet sind.

Bey dem zweyten Stücke sehen wir mit Vergnügen, daß die Herrn Verf. ihren Vorsaz noch in gewisser Art erweitert, und auch einige große geschriebene Werke ausführlich recensiret haben. Die Art mit der sie dabey zu Werke gegangen sind, daß sie nämlich von den meisten Arien die Anfänge hingesetzet haben, scheint uns besser zu seyn, als wenn sie nur etwan ein einziges ganzes Stük hätten drucken lassen, und die andern nur mit Worten angezeiget hätten. Wir stimmen in diesem Puncte dem bey, was die Hrn. Verfasser im 39. Stücke. S. 303. aus einem erhaltenen Briefe zu ihrer Verantwortung anführen. Sie ha-

haben auf diese Art von der Oper Xindo riconosciuto von dem Hrn. Kapellmeister George Benda in Gotha, doch mit nur wenigen Anführungen in Noten; ferner von dem in Inspruk aufgeführten Romolo ed Ersilia des Hrn. Oberkapellmeisters Hasse; und von dem Achille in Sciro des Hrn. J. F. Agricola in Berlin, und zwar von den beyden leztern die ausführlichste Nachricht ertheilet. Auch beschreiben sie das, der Musik nach, so vortrefliche Oratorium des Hrn. Hasse: Sant' Elena al Calvario ausführlich, und geben von einer Adagio-Arie und dem Duette die Singstimmen des ganzen ersten Theils. Mit der Beschreibung der Oper Talestri von der Poesie und Composition der Durchlauchtigsten Churfürstin von Sachsen, machen sie, wie billig, gleich im 2ten Stücke den Anfang.

Von Lebensläufen berühmter Tonkünstler, befinden sich im vorhabenden ersten Bande: das Leben des Hrn. Franz Benda, des Hrn. Felice Salinbeni, des Hrn. Joh. David Heinichen, des Hrn. Joh. George Pisendel.

Die Herrn Verf. geben auch Nachricht von allen oder doch den meisten in Wälschland aufgeführten Opern. Wir beklagen hierbey, daß mehrere davon komisch als ernsthaft sind, und sich also Italien von einem der vornehmsten und edelsten Endzwecke der Musik, immer mehr zu entfernen scheint, und gar zu viel Geschmack an Possen findet.

Der Raum verbietet uns, ferner weitläuftig zu erzählen, wie die Herrn Verf. auch dem zweyten und dri-

dritten Punkt ihres Versprechens in diesem ersten Bande hinlängliche Gnüge geleistet haben. Genug, jeder Leser wird dieß selbst sehen.

Wir bitten die Herren Verf. unverdrossen fortzufahren, und ersuchen auch brave Tonkünstler, das mehr als einmal geäusserte Verlangen der Herren Verf. zu erfüllen, und ihnen in diesem so löblichen Werke, beyzustehen. So wird mit der Zeit vielleicht der dritte Punct noch beträchtlicher werden, als er bisher hat seyn können. Und das wünschten wir, zum besten der Musik. Diese wird davon desto mehr Nutzen, und Deutschland desto mehr Ehre haben.

Y.

XVIII.

Betrachtungen über Ueppigkeit, Unglauben und Schwärmerey, aus dem Englandischen des Herrn Thomas Cole, Predigers in London — Berlin bey August Mylius 1767. 8. 12 B.

Vom falschen Religions-Eifer — Berlin verlegts August Mylius 1767. 8. 12 Bogen.

Worte geredet zu ihrer Zeit — Gern schrieben wir sie auch ganz oder doch größtentheils ab, wenn der Bibliothekar nicht mehr zu thun hätte! Wir zeigen sie also zuerst beyde mit einmal vor, weil der Uebersetzer der englischen Urkunde, auch der Verf. des deutschen Originalstücks ist, und es anfänglich die Absicht war, diese jener als einen sehr schicklichen Anhang beyzufügen. Beyde sind auch gleich

Chemnitz, bey Johann David Stößels Erben 1767. Erster Theil 152 Seiten. Zweyter Theil 192 Seiten in gr. 8.

Es thut uns fürwahr um das Alter des Verfassers (denn er redet von seiner 40jährigen Praxis) leid, daß er noch die Eitelkeit hat, ein Schriftsteller zu seyn, wozu er doch weder in Ansehung der Wahl der Materien noch der Schreibart die geringste Anlage hat. Die medicinische Praxis und die gerechtliche Medicin sind seine Gegenstände. Er macht sich auf seinen deutlichen Ausdruk etwas zu gute. Was mag aber auch der fähigste Leser bey den Aufschriften denken: vom Weincharakter, wie er zu tilgen, (es ist kein Gutachten für die Weinschenke, sondern einen dem Gesöffe ergebenen Mann); Consilium medicum über die Vertrokmung der glandularum abdominis; Consilium zur Frühlingscur in erregten anthritischen Schmerzen, von überschrittener Weindiät u. s. w.? Nicht wenig poßirlich klingen die Titel Conſ. med. über des jungen Hrn. von H. Augenpanniculum; Correspondenz über die Schädlichkeit des äusserlichen Carlsbads Gebrauchs; Cicuta Jugulat Caput Veneno Tandem Antoni, oder medicinisches Bedenken über vorgesezten Titel; medicinischer Rathschlag vor eine vornehme Frau welche leichtlich ex mensium obstructione in schwindsüchtige Fälle gerathen können; und was dergleichen mehr ist. Man ersieht aus diesen Titeln zugleich ohngefähr, was in dieser Vorrathskammer zu suchen sey. Manche Abhandlungen sind dem Publikum durchaus von keinen Nutzen, ob der Verf. gleich als Physicus in der Sache selbst seine

Pflicht

nungen für Schwelgerey und Ueppigkeit enthält — sie rottet die Liebe zum Vaterland und den Trieb zu einer nüzlichen Geschäftigkeit aus; Gesetze werden sie nicht zähmen, sie nehmen nur den Gegenstand der Leidenschaft, aber nicht die Leidenschaft selbst in Verwahrung: lebhafte Ueberzeugung von den grossen Wahrheiten der Religion würde das Beste thun; sie macht das Herz bey wenigen zufrieden und beym Ueberfluß zu den edlen Freuden einer gemeinnützigen Mildthätigkeit aufgelegt — Unglauben und Schwärmerey nach der zweyten Betrachtung über Sprüchw. Sal. 19, 27. führen beyde gleich unvermeidlich und gleich weit von vernünftiger Lehre ab: Jener ist ganz aus Thorheit zusammengesezt, er mag nun entweder aus Verdorbenheit des Herzens oder aus eingebildeter Grösse des Verstandes entstehen, und die gröste Thorheit ist, daß der Ungläubige aufs Freydenken dringt und doch daneben verlangt, andre sollen gerade wie er denken; diese gebiert Aengstlichkeit, Ungewißheit ꝛc. Da hingegen die Religion allezeit das Resultat eines gesezten und bescheidenen Gebrauchs der Vernunft ist — Geheimnisse nach der dritten Betrachtung sind nichts belachenswerthes; sie sind entweder wesentlich nothwendig und unser Geist kann unmöglich ihren Inhalt ganz umfassen oder sie sind doch allezeit für uns nüzlich; unser Leben ist ein Leben der Prüfung — je heller der Gegenstand des Glaubens ist, desto leichter die Prüfung für diesen, aber auch desto geringer sein Verdienst; und da der Gelehrte weniger Schwierigkeiten in der Ausübung findet, als der Einfältige, so würde desfalls alle Prüfung für ihn

aufhörte, wenn nicht das Erkenntniß ihm Tiefen und Höhen öfnete, die die Reise beschwerlich machten.

Dies ist der Entwurf, nach welchem Herr Cole gearbeitet hat. Wir legen nun das Buch weg und schwatzen einen Augenblick darüber, — die deutsche Originalschrift schon in der andern Hand aufgeschlagen haltend. — Wir erwarteten also zuerst etwas mehr Bestimmtes von einem solchen Verfasser, da er die Frage aufwarf, „in wie fern die schönern Künste, als feinere und versteckte Arten der sittlichen Unterweisung anzusehen seyn möchten?: Bey aller Weitläuftigkeit scheint uns am Ende doch nichts ausgemacht zu werden; immer zu sagen; es sey zwischen einem nothwendigen leidentlichen Eindruck und zwischen einer freyen Handlung der Seele keine natürliche Verbindung; Materie und Tugend hätten keine Verwandschaft mit einander; der sichre Geschmack am Schönen der einen Art, könne auch nur in Dingen die von gleicher Natur sind, sich fortpflanzen; das heißt auch nur widersprochen, aber nicht widerlegt: Der Gegner, den sich der V. denkt, hätte sich deutlich genug erklärt, daß er auf lauter verneinende Beweise nicht nachgeben werde„ es ist eine Verbindung, (läßt er ihn selbst sagen), und der Schluß mag so abstrakt seyn als er will, doch ein richtiger Schluß.„ Das wie und warum keine natürliche Verbindung sey, hätte gezeigt werden sollen! S. 37. scheint es zwar, als wenn Hr. C. sich drauf einlassen wolle „es ist nicht schwer, sind seine Worte, den wahren Grund hiervon anzugeben; alle Künste, die viel Aufwand erfodern, sind der hauptsächlichste Gegenstand des Geschmacks — — eine ausserordentliche

liche Fähigkeit sich daran zu ergötzen, wird nun natür-
licher Weise die gewöhnlichen Versuchungen zum Luxus
sehr verstärken. — — Und wenn denn auf einer
Seite eine ungewöhnliche Neigung mit besondern Rei-
zungen zusammen kommt und an der andern keine Be-
wachungen sie zurükzuhalten, was kann alsdenn, so bald
die Neigung allein befragt wird, der ausgelassensten
Befriedigung derselben vorbeugen? „ Nichts! das ist
wahr: Allein es ist auch merklich, daß die Frage ver-
ändert wird, die überhaupt von dem Geschmak des schö-
nen und richtigen in jedem sinnlichen Gegenstand ist,
der auch eben keinen Aufwand erfodert: Zu dem
vermischt der Verf. Geschmak mit einer ausserordent-
lichen Fähigkeit sich zu ergötzen und vermengt auch diese
gleich wieder mit einem unersättlichen Hunger nach ih-
rem Besitz, welches doch alles nicht einerley ist! Ein
Kunstgemälde kann mir gefallen, ohne daß ich deshalb
in die Versuchung komme eine Bildergallerie anzulegen;
Könnte man nicht sagen, es giebt keinen geraden Ue-
bergang u. s. w. weil die Feinheit und Richtigkeit des
Urtheils über materielle Schönheiten von sinnlichen
Vorstellungen zu mehr abstrakten übergeht; dahinge-
gen dasselbe Urtheil über geistige Vollkommenheiten von
der Abstraktion anfängt und sich darinn endigt, und
des Sinnlichen nur zur Erläuterung oder Verklärung
der Vorstellung sich bedient? Könnte man nicht dar-
aus die Menge Wahrnehmungen erläutern, z. E. wie
es kommt daß der ärgste Bösewicht oft durch den An-
blik des Tugendhaften gerührt aber auch nur ge-
rührt wird; daß dem Gelehrten eben deswegen, weil
er es ist, die Ausübung des Guten leichter ankomme

als

als dem Einfältigern; oder daß es doch wenigstens die eine und andre Tugend in größerm Umfang ausüben wird — Könnte man nicht praktische Folgen daraus herleiten, in dem populairen Vortrag der Moral, daß die Frage sey, wenn man in Concreto die Tugend solle sehen lassen und was damit ausgerichtet werden dürfte? — in der Einschärfung der Pflichten, daß die Frage sey, wie viel man von dem armen schwachen gemeinen Mann mit Recht fodern könne, wie viel und wie streng es Gott selbst von ihm fodert? — und im Schluß auf die vorhabende Hauptfrage machen; daß ein richtiger Geschmak an sinnlicher Schönheit allenfalls einen zeitlangen Geschmak an dem Tugendhaften, wie er da ist und handelt, aber nie den Geschmak an der Tugend selbst erzeugen könne? — Noch weiter sind wir nicht ganz befriediget worden, da wir am Ende der ersten Betrachtung die an sich so bündige Empfehlung der Liebe zur Religion lesen. Wir glauben, daß hier der eigentliche Ort würde gewesen seyn, an die Lehrer der Religion, die diese Religion wichtig machen sollen, sich mit alle dem Anstand zu wenden mit welchen der Hr. Uebers. als Verf. sich an ihr Gewissen drängt. So lange Prediger der Religion, sie nicht öfterer in dem Lichte zeigen, in welchem sie so sehr in unsre irrdische Vortheile eingeflochten ist, daß es ohne sie durchaus unmöglich bleibt an Leib und Geist gesund zu seyn; so lang man es dabey bewenden läßt, nur mit Himmel und Hölle in jener Welt zu drohen, wenn man Enthaltsamkeit u. d. m. einschärfen soll, und damit das Misverständniß vollkommen werde, die besondre Seelsorge am Krankenbette nicht anders als gewöhnlich treibt;

deuten, als Hr. Damm darinn sehen will; sondern sich auch, wenn man so sagen darf, recht keusch vor dem Einfluße des theologischen Systems bewahrt. Wenn er doch eben diese Genauigkeit auch in den Folgerungen, die er aus seiner Auslegung macht, beobachtet hätte! Aber hier erblickt man den Theologen, der die Erklärungsart seines Lehrbegrifs da sieht, wo sie sein Gegner nicht sehen wird. Wir wollen uns an einer allgemeinen Anmerkung begnügen, und dem nachdenkenden Leser die Anwendung davon auf vorliegende Schrift selbst überlaßen. Wenn die Apostel lehren, daß der Tod Jesu das von Gott bestimmte Mittel sey, wodurch er nach seiner Barmherzigkeit sein Mißfallen an dem Sünder aufheben, und ihm seine Gnade zuwenden wollen; so bedienen sie sich oft dazu bildlicher Redensarten. Sie nennen es eine Versöhnung, eine Erlösung, ein Opfer, ein Lösegeld, Christus ist das Lamm Gottes, u. s. w. Diese Redensarten waren besonders bey den Juden gottesdienstlich, und aus ihrer heiligen Sprache entlehnt; aus dieser müssen sie also gedeutet werden, nicht aus denjenigen Ideen, die wir nach dem heutigen Sprachgebrauch damit verbinden, oder daraus herleiten können. Es ist auch schwer zu erweisen, daß man diese Ausdrücke gleichsam preßen, und alles daraus ziehen dürfe, was nach alten und neuen Sprachgebrauch dadurch angedeutet werden kann. Noch schwerer wird es zu erweisen seyn, daß die Apostel dabey zur Absicht gehabt, den Menschen die Art und Weise bekannt zu machen, wie Gott es eingerichtet habe, daß er sein Mißfallen aufheben, und Sünde vergeben kann. Dieß ist eine Sache Gottes die der Mensch nie ganz beurtheilen

 kann,

kann, noch zu seiner Beruhigung zu wissen nöthig hat. Sondern die Apostel haben einmal durch den Gebrauch solcher den Juden heilig gewordener Ausdrücke den Tod Jesu ehrwürdig und wichtig vorstellen, und zweytens anzeigen wollen, daß dieser Tod Jesu, eben so wie die Opfer des alten Bundes, von Gott verordnet, und zum Mittel bestimmt sey, den Menschen Vergebung der Sünden wiederfahren zu lassen; ja, wie Paulus den Hebräern beweiset, daß der Tod Jesu ganz eigentlich und allein dieses Mittel sey, die Opfer des A. B. hingegen es nicht wirklich gewesen, sondern nur im Bilde vorgestellt haben. So erklären die Apostel diese bildliche Vorstellungen selbst, wenn sie in eigentlichen Ausdrücken davon reden. Als Paulus, Eph. 1, 7. und Kol. 1, 14. Ob aber Gott dieses Mittel erwählet habe, weil er jemanden die Sünden der Menschen zurechnen mußte; weil die Strafen derselben ausgehalten werden mußten; weil ohne Strafe sein Zorn nicht aufhören konnte; u. s. w. zu diesen Folgerungen scheinen uns obige Ausdrücke der Schrift nicht so zuverläßig zu berechtigen, daß wir sie, als Glaubensarticel zur Seligkeit, ansehen müßten. Der philosophirende Geist der Menschen hat zwar Gott diese Staatsgründe zur Erwählung des Todes Jesu geliehen; aber ein Theil der Menschen kann diese Gründe in der Schrift nicht sehen, oder doch nicht durch Vergleichung vieler Schriftstellen herausfinden; ein anderer Theil geräth über dem Nachdenken auf Zweifel, die ihr ganzes Religionssystem wankend machen; und noch ein Theil hält sie für wahr, ohne die gehörige Kraft zur Prüfung derselben zu haben. Denn alle werden gewiß nicht befriediget, wenn

unser

unser Verf. S. 236. sagt; das geopferte Thier habe die Strafe der Sünden des Menschen, der es dargebracht, erlitten. Ist denn ein Thier einer Strafe fähig? Und kann Gott die Sünde eines Menschen an einem Thiere strafen? Allen wird es nicht einleuchten, daß Gott nach S. 185. Christo die Sünde anrechnen müsse, die er an den Menschen fand. Er mußte freylich durch eine feyerliche Handlung sein Mißfallen an der Sünde zeigen, er mußte den Schaden, den die Sünden der Menschen gestiftet hatten, aufheben, um gerecht zu seyn, wenn er barmherzig seyn wollte: Aber ob das durch Zurechnung geschehen sey, das bleibt nach Vernunft und Schrift schwer zu entscheiden.

F.

XV.

Joseph Jacob Plenks, Meisters der Wundarzney und Geburtshülfe neue und leichte Art den mit der Lustseuche angesteckten Kranken das Quecksilber zu geben. Nebst einem Versuche die Wirkung dieses Metalles in die Speichelwege zu erklären. Aus dem Lateinischen übersetzt von J. H. D. G. Hic est aut nusquam quod quaerimus. Horat. Wien, auf Kosten des Erben Friedrichs Bernhardi. 1767. 4½ Bogen in 8.

Diese Erfindung ist ungemein erheblich, da sie zu den wenigen gehört, welche, ohne die Wirkung des Quecksilbers zu schwächen, den Speichelfluß entbehrlich machen. Hr. Pl. ist zuerst durch den

Die Quellen — die erste scheint, diese Aengst-
lichkeit des Herzens bey rechtschafnen Christen, welche
an gewisse Vorstellungsarten von Jugend auf gewöhnt,
glauben, man wolle diese angefochtenen Theile die ganze
Religion nehmen: diese verdienen alle Achtung (auch
Schonung derer sowohl, die ungewohnte Gedanken
auf die Bahn bringen, als andrer, die sie dürfen un-
ter den Augen jener vertheidigen) um so mehr, da sie ih-
ren Unwillen gegen Dissentirende nicht leicht in unge-
sittete Schmähungen werden ausarten lassen. (Das
nicht leicht muß man nicht übersehen; denn der gut-
meinendste Eiferer wird sich oft [illegible] erlauben,
die er entweder nicht dafür hält, weil er selber den Ein-
druk bey andern nach dem Gefühl seines Herzens ab-
mißt; oder dazu er sich [illegible] nach seiner Meynung
nicht [illegible] hält, [illegible] Religion und den ge-
fährlichen Irrenden verpflichtet hält; oder dazu ihm
bald der [illegible] bald das [illegible]
Schriftgelehrte Herz rathe) — die zweyte Quelle
ist Trägheit im Untersuchen; den wenigsten ist die Re-
ligion so wichtig, daß sie unablässig an der Verbesse-
rung und grössern Berichtigung ihrer Erkenntniß ar-
beiten sollten, gleich faulen und ungeschikten Söhnen
zehren sie von dem Gut ihrer Voreltern, wozu noch
Anhänglichkeit an das Alterthum und Eigenliebe
kommt, und dieser Fehler ist ordentlich bey denen zu
suchen, die zu ungesittet auf Irthümer losfahren, bey
denen der ganze Streit speculativisch ist, ohne daß die
christliche Sache etwas dabey gewinnt (das werden
nun viele eben nicht zugeben: Es wäre also auch des-
falls zu wünschen, daß man einmal festsetzte, ohne wel-

che

che Glaubenslehren weiter keine aufrichtige Rechtschaffenheit seyn könnte und da dünkt uns, die Sache von allen Seiten und im ganzen Ernst überlegt, die Lehren von Gott, seiner alles umschliessenden Fürsorge und der Hofnung eines künftigen Zustands müßten das Ganze ausmachen! Solls mehr seyn, so mögen es Andre mit Jesu Christo dem treuen Zeugen ausmachen, der selbst in seiner Bergpredigt das Religionsgebäude auf diesen Gründen als auf einen Felsen aufgeführet hat, und mit grosser Lebhaftigkeit fühlen wir es in diesem Augenblik, wie fest wir darauf stehen. — Uebrigens hätten wir doch die Eigenliebe von der Trägheit getrennt zu einer besondern Quelle gemacht, oder von dem scharfdenkenden Verf. zu hören gewünscht, wie er sie in einem Subjekte als zusammenhangend sich vorstelle. Wir sehen es klar, wie die Trägheit an das Alterthum vom Lehnstuhl appelliren muß, aber nicht eben so, wie Eigenliebe vorgeht oder nachfolgt. Oder soll man den Saz also formiren: Der Träge nimmt auf guten Glauben an, versteckt sich hinter das Alterthum und ist er zugleich eigenliebig, so wird er um so viel heftiger dafür streiten, um so viel demüthigender das Geständniß seyn würde: ich, auch ich, habe so und so lang das nicht gewußt, oder nicht überlegt? Die dritte aber trübste Quelle ist ein böses und ungebessertes Herz, da man aus Eigennuz und Gewinnsucht über Lehren hält, von denen man selbst nicht überzeugt ist, oder manche geheime Unarten und Laster durch Rechtglaubigkeit wieder gut zu machen denket (oder auch den Beyfall der andern zu gewinnen scheinen, neidisch zu hindern sucht, und in diese Classe gehören größtentheils

diejenigen die sich nicht öffentlich oder selbst als Gegner zeigen, sondern andre dazu aufmuntern; dies zeigt allezeit von Tücken des Herzens, da man entweder sich die Parthey des Gegners nicht zu Feinden machen will; oder dem Gegner durch den dritten, der grösseres Ansehen hat, desto sichrer zu schaden sucht. — Doch wir wollen noch einen und den andern Ton, den der Verf. angiebt, hören lassen, wir sind ohnedem so unmusicalisch, daß wir die Saiten zu hoch spannen möchten.) So predigt mancher gefällig-gedungne Lehrer dem vornehmen reichen Sünder mitten in dem Lauf seiner herrschenden Untugenden die Lehre von der Versöhnung durch Christum in aller der dunklen Sprache vor, in der man so häufig davon spricht und der lasterhafteste schilt auf Heterodoxie: Und woher (dies Problem, das einer eignen Ausführung werth wäre, schreiben wir ganz ab, ob es gleich der Verf. bey einer frühern Gelegenheit aufgegeben) ist es einer gewissen Gattung mehr um die Bewahrung einer dafür gehaltenen Reinigkeit der Lehre zu thun, als um die Bewahrung einer reinen Gottseligkeit? Warum sind sie eifriger wegen der ersten, aber seltener und beynahe unmerklich wegen der lezten in Sorgen? und sezen sich mit so vieler Heftigkeit gegen diejenigen, die in unsern Tagen auf ein vernunftmäßiges Christenthum ernstlich zu dringen anfangen und Gottseeligkeit und Tugend, worauf doch am Ende die ganze Veranstaltung Gottes durch Jesum hinausläuft, als die Hauptsache in der Religion ansehen? (Ja! das soll Gott wissen! Spruch gegen Spruch abgewogen, haben solche Eiferer über vermeinte Deisten und Socinianer keinen Da-

vid

wir vor sich, denen sie die Eiferer gegen den praktischen Unglauben nachsprechen können, „ich eifre mich schier zu tode, daß man dein Gesez nicht hält,“ keinen Jesum der auch nur gegen die Sitten-Verderbnisse so hart eiferte, daß seinen Jüngern Worte des A. T. dabey einfielen, keinen Paulum, der auch nur über praktische Feinde des Kreuzes Jesu weinte!)

Die Unbilligkeit — es ist keine Religion, die mehr Liebe, Duldung, Eintracht predigte: Der Stifter derselben macht sie zur Grundlage — Die Apostel bauen drauf fort: Paulus will durchaus nicht, daß einer sagen soll ich bin kephisch u. s. w. Nie werden die Irrenden und Schwachen in den Schriften des N. T. verdammt, und das sind noch alle die, die in der Christenheit gewisse Erkenntnißstücke annehmen, aber nur ihre Vorstellungen davon mit den Vorstellungen anderer nicht vereinbaren können. — Im 12. und 13. Kap. des 1 Br. an die Kor. wird ausdrücklich verboten, daß über die Verschiedenheit der Gaben und Einsichten kein Streit seyn und jeder geduldet werden solle (als Christ geduldet) der Jesum für seinen Herrn halte: Sollten wir nicht auch bedenken, daß bey der mannigfaltigen Verschiedenheit unsrer Fähigkeiten — schwerlich jemals eine durchgängige Gleichheit unsrer Vorstellungen über alle und jede Glaubenspunkte zu hoffen sey? (ach freylich! und so lang diese Ueberlegung nicht herrschender wird, so lang wird auch Krieg und Streit seyn;) Niemals hat unser Heyland unverschuldete Fehler und Irrthümer des Verstandes, wohl aber nicht geachtete Verderbnisse des Herzens gerügt; an zween Samaritern sehen wir es, wie er verschiede-

ne Religionseinsichten, wenn Herz und Wandel nicht dabey litten, duldete (auch wollten wir noch hinzusetzen, aus den ganzen Schriftvortrag, welcher eben nicht so genau bestimmt ist, um die Freyheit der Vorstellungen zu erlauben; aus dem Beyspiel unsers Herrn, der es dabey bewenden ließ, irrenden aber sonst ehrlichen Jüngern zu sagen, „ihr wisset die Schrift nicht„ ohne sie mit Ungestümm ihres apostolischen Amts für verlustig zu erklären.) Drücke du selbst erhabner Wächter, das Bild davon einem jeden in die Seele! So schließt der Verf. diesen Theil und wir mit ihm.

Die Schädlichkeit — Der blinde Eifer hindert eine mehrere Aufklärung der Religion und den aufgeklärtesten benimmt er den Muth seine Einsichten zu entdecken. Dann sind auch die Zeiten der Unwissenheit und Barbarey nicht mehr weit, wie die Geschichte der Kirche ausweiset. Wollen wir den, der sich nach den Grundsätzen der heil. Schrift und der protestantischen Kirche selbst dazu für berechtigt hält und sich mit dem redlichsten Herzen an diese Untersuchung macht, in seinem Geschäft stören, und wenn er dadurch über diesen und jenen Punkt auf andre Einsichten und Erklärungen — — geräth (ganz sicher ist dies die Sache, daß viele sogenannte Neulinge durch die redlich gesinnteste Prüfung sich selbst unbemerkt auf andre Einsichten gerathen können) so sind unsre Reformatoren Hauptketzer gewesen, — oder man muß annehmen, daß sie zur Verbesserung des Lehrbegrifs nichts zu thun übrig gelassen und also unmittelbar vom Geiste Gottes getrieben worden. — Die Ausübung verliert eben so sehr, die ohne deutliche und klare Ideen nicht erhalten wer-

den

dern kann. — Der Ungläubige legt sie den Religionen selbst zur Last. — Die Großen machen einen nachtheiligen Schluß aus den Mißhelligkeiten der Christen auf die Religion selbst als eine Grille, die man zanksüchtigen Köpfen überlassen müsse. — Und auch das ist eben der Fehler, daß die meisten Vertheidiger der Religion den Ungläubigen nur aus Büchern und die Hohen zu wenig kennen. — Weil sie in der Nähe auszuspüren keine Gelegenheit haben. — Der Spötter, wenn man alles als gleich wesentlich behauptet, ist listig genug, sich des Vortheils zu bedienen und eins mit dem andern, die Religion mit den Meynungen, den Glauben mit den Systemen, über den Haufen zu werfen. — Das würde also ein erleuchteter Eifer seyn, wenn man in seinem Vortrag nichts willkührlich annähme, sich für Trugschlüssen hütete, alles mit dem Siegel der Wahrheit befestigte und mit dem Salz der Weisheit würzte und dann unsre Jugend nicht sowohl Kunstworte, als Religion gelehrt würde — Und nun macht eine Anrede an alle Lehrer der Religion den Beschluß, die wir so rührend gefunden haben, daß jeder Vorsteher der Gemeinen oder ihrer Lehrer sie zu jeder Stunde des nöthigen Amtseifers statt einer Einleitung zuvor durchlesen sollte. Wir haben nun noch die sehr empfindliche Betrachtung zurück, die der Verf. berührt hat und nicht unvollständig zu seyn berühren mußte.

Er fragt, S. 100. f. f. ob man um keine innerliche Trennung in der Kirche zu verursachen und die Gleichförmigkeit der Glaubenslehre darinn zu bewahren, befugt sey, auf alle vor Alters stabilirte Lehrsätze, es koste was es wolle, steif und fest zu halten? —

 Und

[illegible], die sind darinn es für [illegible] Lehren, und wel-che diesen und jenen Lehrsatz ihrer Kirche unrichtig und mit der heil. Schrift nicht übereinstimmend finden, recht-mäßig sey, davon abzugehen und bloß das zu lehren, was die Bibel davon sagt? Die Beantwortung zu Antwort übergehen wir, weil sie sich mehr auf die Religionsduldung fremder Religions-Partheyen bezieht. Die eigentliche Antwort faßt der Verf. so: Das, er fragt: „Soll die Prüfung der Lehrsätze frey bleiben?" Ja, ohne Zweifel. „Wenn das ist, kan ich nicht als-dann bey der Prüfung auf einen Satz verfallen, der Zweifel gebiert?" Auch dies! „Was ist nun hier zu thun?" Dies ist denn der Knoten, den der Verf. aufzulösen bittet. Er unternimmt nicht es selbst zu thun, ersuchet aber, auf eine Auflösung bedacht zu seyn, die dem Gewissenszwang eben sowohl abhelfe, als den Neuerungen in Glaubensbekenntnissen. Bey der ge-wöhnlichen [illegible]: man sehe wie es „gehe, sagt man, von der Kirche aus," allein es ist keine, deren Bekenntnißbücher nicht ihre Mängel hät-ten! wo soll ich hin? „Nun so lege dein Amt nieder," gut, aber so entgeht ja der Kirche ein Mann der ihr noch auf mannigfaltige Weise nützliche Dienste leisten kann, in den Wahrheiten mit großem Frucht unter-richten, die er gemeinschaftlich glaubt! Und er will in der Kirche bleiben, wie unsre Vorfahren bey der Re-formation, die, wenn jener Fall gelten soll, auch von uns selbst, für die Abtrünnigen müssen gehalten wer-den, für die sie die Römische Kirche ausschreyt. „Nun was es sey, er hat auf die Bekenntniß-Bücher ein-mal geschworen," das hätte nun freylich nicht seyn sol-len;

len; allein auch dies vorausgesetzt, versteht sichs, daß man sie nur beschwört, in wie fern sie mit der Schrift übereinstimmen oder das Principium des Pabstthums von der Infallibilität der Kirche ist richtig: „So werden aber Uneinigkeiten, Trennungen über Trennungen entstehen„ Nicht mehrere, als die etwa die heftigen Eiferer durch die Polemik auf der Canzel und durch Herumgehen in den Häusern zu erregen für gut finden werden! Sonst wissen unter 10000. Christen nicht 1000. überhaupt etwas von den symbolischen Büchern; und lehrt ein jeder die Schrift nach seinen besten Einsichten, so werden am Ende gewiß alle in dem Wesentlichen zusammentreffen. „Allein wenn nun der Prediger im öffentlichen Vortrag auf einen Lehrsatz kommt, den die Kirche allgemein behauptet, was da zu thun? „ Hat er keinen Einfluß in die Gottseeligkeit, so kann er ihn ganz mit Stillschweigen übergehen; hat er denselben, so sagt er gelassen seine Meynung und erwartet es ruhig, ob Obrigkeit und Gemeine damit zufrieden seyn werden — So weit der Verf.

Von der Methode etwas zu reden, würden wir die erste Frage ganz aus der Verbindung gelassen, auch das etwas zweydeutige befugt nicht gebraucht haben; in der andern würden wir bloß den verordneten und vereideten Lehrer zum Subject gemacht, die Fragen, die der V. um die Auflösung zu erleichtern, aufwirft, vor der Hauptfrage voraus geschikt und noch mit einigen vermehrt haben — Wir würden ohngefähr gefragt haben 1. Soll der Lehrer, der es bereits ist, noch immer zu lernen, nachdenken, prüfen? 2. Wenn er das thut, ists möglich, daß er durchaus nie einen Zweifel

ihre Gunst zu bekümmern. Zudem haben sie ja noch auch den Trost, daß nicht alle Musiker, das was sie gern gesagt haben wollten, selbst zu Papiere bringen können. Sonst würden wir in der That manchmal wunderlich Zeug zu lesen bekommen. Folglich haben sich die Herren Verf. doch vor allzuvielen Zänkereyen nicht gar zu sehr zu fürchten Ursach. Indessen versprechen die Herrn Verf. bisweilen aus diesem oder jenem großen Werke, weil ihnen der Raum nicht ein mehrers erlaubt, ein kleines artiges Stük in ihre Blätter eindrucken zu lassen. Auch wollen sie mechanische Kunstwerke, die zur Musik gehören z. E. neuverfertigte Orgeln, Pianoforte, Claveßins, und s. w. anzuzeigen nicht unterlassen.

Bey dem dritten Puncte schließen sie kurze Abhandlungen über diese und jene musikalische Materie, zumal wenn sie interessant ist, nicht ganz aus. Hierbey wollten wir ihnen wohl rathen, nicht so gar streng zu seyn, und eben nicht zu achten wenn auch gleich manchmal ein paar Bogen mehr mit einer Materie angefüllet werden. Wenn nur anders die Materie wichtig genug ist, und nicht etwan nur ein Stük des musikalischen Donats abermals in einem neuen Kleide vorträgt. Doch, vielleicht haben wir mehr Ursache zu wünschen daß ihnen nur fein viel kurze und doch wichtige Musik. Abhandlungen möchten zugeschikt werden. Noch weiter versprechen die Herren Verf. auch aus manchen andern Büchern, wenn sie auch gleich nicht mit Vorsatz von der Musik handeln, das was etwan hierher gehöret, aufzusuchen, und bekannt zu machen. Wie sie denn auch zusagen, dergleichen aus

Bü-

man freylich auch sehr wunderlich, aber man sagt es doch auch und handelt darnach. Die dritte Frage beantwortet der Verf. mit nein! Auf einzelne Vorstellungen in denen ganz unmöglich alle durch alle Zeiten übereinstimmen können, andre verpflichten, heißt Gewissenszwang. Nur scheint er uns auch hier nicht den andern Theil gehört zu haben, der, wie man so oft hört, sagen wird, „wer zwingt sie sich darauf verpflichten zu lassen?„ Und hier hätten wir die Gegenrede des Verf. gar zu gern gelesen, sind noch itzt sehr neugierig zu wissen, was er möchte geantwortet haben; und da wir mit seiner Denkungsart so vertraut worden sind, so wollen wir es wagen zu muthmaßen, daß er würde geantwortet haben — „Guter Freund, ihr spielt mit den Worten; das ist ja nicht der Gewissenszwang, von dem die Rede ist, wenn man einen bey den Haaren herziehe, sage, du sollst da oder dort so und so lehren, und bey Strafe des Zuchthauses oder des Karrens dich eidlich dazu verbinden; nein, das ist es, wenn man dem freywilligsten Anhänger eines Lehrbegriffs, der es itzt mit aller Aufrichtigkeit des Herzens ist, dasselbe Urtheil in den Dingen der Religion auf seine ganze Zukunft unter solchen Umständen vorschreibt, daß, da es doch falsch, oder zweifelhaft, oder mangelhaft seyn könnte, der Träge desto ruhiger und als dazu autorisirt, es beybehält, der Furchtsame die fernere Untersuchung scheut, der lebhafte und muthigere, aber doch ernsthafte, sie fortgesetzt, oft in ängstliche Zweifel geräth! Nur diese dreyfache Folge angenommen, konnte der V. sagen, sehe ich allezeit Gewissenszwang oder Beschwerde: Dem dritten macht man ein ängstli-

ches Gewissen, und die beyden ersten erhält man im irrenden oder zweifelhaften, oder unvollständigen Gewissen — Wir wünschten sehr, daß ein Mann, dem die Rechte der Obrigkeit, wie des Gewissens, heilig sind, das Urtheil also gefällt, einer genauern Prüfung werth achtete. Wir gestehen, daß wir nicht mit uns darüber einig werden können, selbst einer Belehrung bedürftig sind, und es noch aus dem besondern Grunde sind, weil die innere Unzulässigkeit einer Handlung, sie liege so tief versteckt als sie wolle, in allen den Fällen als erweislich anzunehmen ist, in welchen man den Beweis ihrer Rechtmäßigkeit nicht anders führen kann, als mit Zurücklassung unauflöslicher und in dem bedenkendsten Theil immer wieder zurückkommender Zweifel. Eben so geht es uns, wenn wir fragen, ists recht, sich vereiden lassen auf Symbole der Kirche? Wir können uns den Zweifel nicht auflösen, daß, da man nichts eidlich versprechen soll, dabey man in Gefahr gerathen könnte, höhere Verbindlichkeiten in der Folge zu vernachlässigen, doch hier allezeit ein Subject zu seyn scheint, das sich auf mehr, als eine Weise in die Gefahr begiebt, das Wachsen in Erkenntniß, diese erste Angelegenheit des Christen, zu versäumen. Man verbindet den Recensenten auch desfalls durch eine und die andre Erläuterung, die ihm nicht unbekannt bleiben wird. Wir setzen nun, es sey auch dies rechtmäßig: Was soll man bey verändertem Gewissen thun? Dies verändert würden wir noch ausdrücklich in die Frage gebracht haben, um auch so vielen das, aufs gelindeste zu reden, übereilte Geschwätz von Gewissenlosigkeit zu verweisen. Denn ist das gewissen-

los,

dritten Punct ihres Versprechens in diesem ersten Bande hinlängliche Gnüge geleistet haben. Genug, jeder Leser wird dieß selbst sehen.

Wir bitten die Herrn Verf. unverdrossen fortzufahren, und ersuchen auch brave Tonkünstler, das mehr als einmal geäusserte Verlangen der Herrn Verf. zu erfüllen, und ihnen in diesem so löblichen Werke, beyzustehen. So wird mit der Zeit vielleicht der dritte Punct noch beträchtlicher werden, als er bisher hat seyn können. Und das wünschten wir, zum besten der Musik. Diese wird davon desto mehr Nutzen, und Deutschland desto mehr Ehre haben.

Y.

XVIII.

Betrachtungen über Ueppigkeit, Unglauben und Schwärmerey, aus dem Engländischen des Herrn Thomas Cole, Predigers in London — Berlin bey August Mylius 1767. 8. 12 B.

Vom falschen Religions-Eifer — Berlin verlegts August Mylius 1767. 8. 12 Bogen.

Worte geredet zu ihrer Zeit — Gern schrieben wir sie auch ganz oder doch größtentheils ab, wenn der Bibliothekar nicht mehr zu thun hätte! Wir zeigen sie also zuerst beyde mit einmal vor, weil der Uebersetzer der englischen Urkunde, auch der Verf. des deutschen Originalstücks ist, und es anfänglich die Absicht war, diese jener als einen sehr schicklichen Anhang beyzufügen. Beyde sind auch gleich

stehenden Gemeinen, daß, wenn einer erst den Anfang gemacht und doch dabey, auf andre Weise, durch ein großmüthiges Mitleiden unpartheyischer und gewissenhafter christlicher Männer, sein Glück macht, wie gern andre Herz gewinnen den Schritt nachzuthun u. s. f. — Wenn das die Folgen seyn könnten, und sie können es seyn, sollten da nicht auch weit größere Trennungen und Verwirrungen unvermeidlich seyn, und größere, als diejenigen sind, die man unter der [illegible] Verwaltung einer weisen Kirchenobrigkeit im entgegengesetzten Fall zu fürchten hat? —

II. Spener führt in der Stelle, die der Verf. S. [illegible] hat abdrucken lassen, einen vornehmen Gottesgelehrten redend ein „ich wundre mich, daß noch kein Lehrer der Römischen Kirche aufgestanden ist und aus der Praxi unserer Kirche die hierarchische Glaubensregierung der Seinigen vertheidiget hat.“ Hier wollen wir nun sagen, daß wir uns gar nicht wundern. Wäre es schon längst geschehen, geschähe es noch itzt, so würde das dem eignen Vortheil der Römischen Kirche zuwider seyn, der eben darinnen besteht, daß wir in der Praxi immer mehr und mehr über die Gewissen tyrannisiren, bis endlich eine neue Regel daraus wird, und der übermächtige herrschsüchtige Theil es einmal selbst gesteht, daß mit der bisherigen Theorie nichts auszurichten sey, und so freywillig in den Schoos jener Kirche zurückkehrt.

III. Noch ist es freylich die Theorie unserer Kirche nicht, aber sie kann es wieder werden, und ist, wie wir aus Erfahrung wissen, der Wunsch vieler auch aus gutmeinenden Absichten für die Religion, aus Furcht,

daß

daß am Ende gar keine Religion übrig bleiben werde. Sie ist denn wohl menschlich? — Aber soll die Sache auch Gottes! So muß man auch nie aus menschlichen Besorgnissen das Gewissen und die Menschen ihrer natürlichen Rechte berauben. Denn ist auch Unwissenheit, Aberglaube, Heucheley unvermeidlich; kein Glük weiter ein Christ zu seyn, für den, der seine Würde fühlt; ein allgemeiner Unglaube hingegen bey erlaubter Freyheit des Gewissens und also auch der Predigt des göttlichen Worts nicht möglich.

IV. Die Art für die Religion zu eifern, wie sie itzt Mode ist, wird diese Folgen haben — Eltern die ihre Kinder lieben, werden sie immer weniger der Theologie widmen; Kinder von Geist, wann sie sich selbst fühlen lernen, sich immer weniger dazu verstehen. Am Ende wird es an Lehrern überhaupt fehlen, und die noch etwa zu finden sind, der verworfenste Rest der Familien seyn, und dann sey Gott unsern armen Nachkommen gnädig!

V. Wann Obrigkeiten nicht Heuchler oder geängstigte Lehrer der Gemeinen haben wollen, so, wie die Sachen itzt stehen, so müssen künftig die ungeschiktesten, die nichts weiter wissen, als was im Lesebuch steht, die bequemlichsten, die nichts weiter wissen mögen, zu Professoribus Theologiae auf hohen Schulen ausgesucht werden; so müßten bloß die symbolischen Bücher auf hohen Schulen erklärt werden; so müßten weiter keine Anweisungen in der Auslegungskunst der heil. Schrift ertheilet werden — Denn wozu? Die Schriftstellen, die einmal für Beweise des Lehrbegrifs angenommen werden, sollen nicht weiter

der

aufhöreti, wenn nicht das Erkennen ihm Tiefen und Höhen öfnete, die die Reise beschwerlich machen.

Dies ist der Entwurf, nach welchem Herr Cole gearbeitet hat. Wir legen nun das Buch weg und schwatzen einen Augenblik darüber, — die deutsche Originalschrift schon in der andern Hand aufgeschlagen haltend. — Wir erwarteten also zuerst weit mehr bestimmtes von einem solchem Verfasser, da er die Frage aufwarf, „in wie fern die schönern Künste, als feinere und verstekte Arten der sittlichen Unterweisung anzusehen seyn möchten?: Bey aller Weitläuftigkeit scheint uns am Ende doch nichts ausgemacht zu werden; immerzu sagen; es sey zwischen einem nothwendigen leidentlichen Eindruk und zwischen einer freyen Handlung der Seele keine natürliche Verbindung; Materie und Tugend hätten keine Verwandschaft mit einander; der sichre Geschmak am Schönen der einen Art, könne auch nur in Dingen die von gleicher Natur sind, sich fortpflanzen; das heißt auch nur widersprochen, aber nicht widerlegt: Der Gegner, den sich der V. denkt, hätte sich deutlich genug erklärt, daß er auf lauter verneinende Beweise nicht nachgeben werde;„ es ist eine Verbindung, (läßt er ihn selbst sagen), und der Schluß mag so abstrakt seyn als er will, doch ein richtiger Schluß.„ Das wie und warum keine natürliche Verbindung sey, hätte gezeigt werden sollen? S. 37. scheint es zwar, als wenn Hr. C. sich drauf einlassen wolle „es ist nicht schwer, sind seine Worte, den wahren Grund hiervon anzugeben; alle Künste, die viel Aufwand erfodern, sind der hauptsächlichste Gegenstand des Geschmaks — — eine ausserordentliche

neue und überraschende Entdeckungen, kritische Subtilitäten, überfeine Bemerkungen erwartet man von ihm nicht; an einen besonders witzigen, oder tiefsinnigen, oder gar eigensinnigen Tadel ist hier überdem gar nicht zu gedenken. Hingegen sey ein guter gesunder Verstand, ein unverdorbenes Gefühl des Schönen, und die Gabe des deutlichen einnehmenden Vortrages, — — dieses dreyfache Talent sey dem Manne eigen, der unser Lehrer seyn will, alsdenn kann er es seyn!

Wir brauchen es nicht unsern Lesern vorzudeklamiren, daß für Deutschland Bücher den Geschmak zu bilden, nicht in das Fach der Bibliothek gehören, auf das sich schreiben liesse: dies ist zu viel! und dies sowohl in Betracht der Materie als der Leser. In Betracht der Leser; denn, welche Menge von jungen Herrn und jungen Frauenzimmer, von alten Herrn und alten Frauenzimmer, von Stande und nicht von Stande hätte solcher Briefe nöthig! wenn der gute Geschmak so allgemein werden soll, als er es vielleicht noch nicht ist. Und nach dem Objekte betrachtet, ist solch ein Lehrbuch des Geschmaks vielleicht eben so neu, wenn ich mir nemlich ein Lehrbuch des Geschmaks für Deutsche denke. Die Bücher, die noch etwa dahin gehören, sind Uebersetzungen, oder so geschrieben, als wenn sie noch übersezt werden sollten.

Uebersetzungen, meistens aus dem Französischen: und da versteht es sich, daß französische Schriftsteller die Grundlage sind, über die commentirt wird: und daß alles auf einen französischen Geschmak hinauslaufe, der für ihre Nation seyn möge, was er wolle; für uns Deutsche aber nicht ist. Und wollte es auch der Ue-

Dreschler zu einem Buch für uns machen; so ist zuerst die große Frage: ob ers thun kann? denn wie selten kann ein deutscher Uebersetzer etwas mehr als übersetzen! und wenn ers auch an sich thun könnte, wie ihm das ganze Werk gelinge? Eine Schrift zur Bildung für eine Nation geschrieben, für die andre umzubilden, ist eine undankbare Sache: entweder wird alles was dem Uebersetzer angehört, hinten angeschoben, und da bleibt es oft nichts als Angehänge: oder es wird dem Autor in seine Lücken eingeschoben, daß ein wunderbares Gemisch daraus wird: ein Amphibion, das nirgends recht leben kann. — Ich habe die Uebersetzungen aus dem französischen genannt; denn mit denen, die bloß unter Lateinern leben, geht es gemeiniglich noch ärger: denn wie selten wollen diese Geschmak bilden? und wollen sie es einmal, so ist es niemals recht Geschmak für unsre Zeit, für unsre Nation, für unsre Sprache.

Bey den Briefen, die vor mir liegen, gefiel es mir gleich im ersten Theil, daß der Verf. Produkte des Geschmaks aus mehreren Nationen, Zeiten und Sprachen zusammenbrachte: denn um allen den verschiedenen Classen und Schulen und Nationalzänkereyen zu entkommen, und sich ein wahres, richtiges und gutes Urtheil des Schönen zu erwerben, war dies der einzige Weg. Tritt, heist es hier, auf eine Höhe, erweitere den Horizont deiner Kenntnisse: siehe verschiedene Völkerzeiten und Geschmaksarten, alsdenn betrachte, urtheile, wähle. — Nun gefiel es uns freylich nicht, daß der Verf. dieser Briefe, den Geschmak der Alten sich lange nicht so zu eigen gemacht hatte, als den Geschmak der Neuern, und daß er insonderheit in den

nar Worten, die er von den Griechen entfallen lassen, ch schon zu sehr verrathen. Indessen war auch dieser Mangel zu übersehen, theils weil der Geschmak der Briten dafür desto mehr der Seinige zu seyn schien, theils weil, wenn die Griechen wo entbehrlich seyn können, sie doch am ehesten da entbehrlich wären, worüber der Verf. schrieb: nemlich in Didaktischen und Landgedichten.

Und daß er hierüber vorzüglich schrieb, war uns uch in gewissem Betracht lieb: wenn wir seine Briefe ls ein Buch für Deutschland ansehen. Deutschland hängt zum didaktischen Ton hin; in dieser Gattung hat es Gedichte im besten Geschmak, wenn bey andern der Geschmak noch etwas unsicher ist: in dieser Gattung kann es andern Nationen nicht blos Stücke vorzeigen, sondern ofkühnen als Mustervorzeigen: und hier würde man also ihren Geschmak zur Vestigkeit, zur Reinigkeit, weil er hier sehr leicht zu bilden ist. So willkommen also der erste Theil seyn konnte: so willkommen auch der zweyte und dritte.

Noch beschäftigen sich beyde meistens mit didaktischen Gedichten: und welch gutes Vorurtheil kann man für diese Beschäftigung haben, da Hr. Dusch, selbst einer der besten Lehrdichter unter uns, wie bekannt, der Verf. dieser Briefe ist. Wie wird uns der alle Schönheiten des Lehrgedichts, bis auf die feinsten Züge ins Licht setzen können! wie wird er uns auf Geheimnisse bringen, die blos ein Genie in den Lehrgedichten wissen konnte! wie wird er uns auf die Kunst, auf den Bau dieser Poesie da aufmerksam machen, wo man nur durch eigne öftere Versuche, durch eigne Uebung und Ausbesserung Fehler und Schönheiten ent-

 deckt,

hekt, und Künste lernt. Vom Dusch, einem unserer correktesten Lehrdichter war dies zu erwarten, und mit diesem guten Vorurtheil lesen wir —

Den 1-3. Br. Ob ein Lehrgedicht Poesie seyn könne? eine Materie, die eben nicht dahin gehört, einem jungen Herrn von Stande den Geschmack zu bilden; und einem andern, der die vielen Streitigkeiten über sie kennt, fast ekelhaft seyn muß. Als ein bloßer Liebhaber des poetischen Geschmaks ist mir an ihr nichts gelegen; denn sey auch ein Lehrgedicht keine Poesie, sey es auch nur versificirte Prose; diese versificirte Prose enthält Schönheiten, die eine gemeine Prose nicht enthält. Diese Schönheiten will ich geniessen, sie will ich kosten lernen, in ihnen meinen Geschmak bevestigen, weiter nichts. Die Poesie zu definiren, ihre Arten und Gattungen zu klassificiren, überlasse ich dem, der eine philosophische Poetik schreiben will. Er untersuche; ob ein Lehrgedicht im Ganzen oder nur in Theilen Poesie sey; ob es dem Körper oder nur dem Schmuk nach dichterisch erscheine; und wem dieser Rayn zwischen Poesie und Prose zugehöre. Gehöre er, wohin er wolle, ich setze mich auf ihn nieder, und pflücke Blumen. So der Liebhaber des poetischen Geschmaks, und der Critiker wird die ganze Frage dieser Briefe, ob das Lehrgedicht Poesie seyn könne? kurz und gut beantworten: wie man das Wort Poesie nehmen will. Nimmt man es nach dem Begriff des Aristoteles (den der Verf. dieser Briefe nicht zu kennen scheint; wenigstens denkt er an ihn nicht mit einem Worte, und streitet wider Batteux, als den ersten und einzigen, der dem Lehrgedicht

den

en Namen Poesie abgeläugnet) nimmt man es nach seinem und aller Griechen Begriffe: so weiß man ja, daß diese vorzüglich Nachahmung, Fiktion, Fabel u. s. w. verstanden, und Aristoteles also sogar dem Empedokles, der in sein physisches Gedicht doch gewiß einzelne Verzierungen, Allegorien, Einkleidungen und dergl. gebracht haben wird, daß er und Plutarch diesem Lehrdichter Empedokles völlig den Namen eines Poeten absprechen, weil — ihm Nachahmung und Fabel fehle. Wie Batteux den Begrif der Poesie, halb nach Aristoteles und halb nach der schönen Natur der Franzosen vestsezt: so muß ebenfalls das Lehrgedicht sich an die Grenzen schleichen; nicht weil die Lehrdichter seiner Nation so oft prosaisch werden; sondern weil sein halbgriechischer Begrif der Poesie nothwendig dieses Opfer verlangte. Warton hat seine Ideen zu sehr nach den Alten gebildet; der Name der Poesie und des Poeten ist ihm zu heilig, als daß er sie — ich will nicht sagen: jedem Lehrdichter — sondern jedem Helden- Tragödien- Oden- Eklogen-Dichter geben sollte. Wo also mit dem Streit hinaus? wenn wir Neuern den Begrif der Poesie erweitert haben, mehr unter sie begreifen als die Alten faßten, neue Arten ausgebildet, auf die sie nicht soviel poetischen Fleiß wandten: so setze man diesen Unterschied der Begriffe ins Licht und die Sache ist geschehen. So historisch und auf dem Pfade der Untersuchung wird sie sich interessanter und angenehmer zeigen, als in langweiligen Streitigkeiten, wie sie hier sind. Denn der Verf. der Briefe hat weder das Muntre des Stils, das überraschende eines streitenden Gesprächs, in sei-

ihrer Gewalt; noch ist die Genauigkeit der Begriffe sein Theil: und wie unangenehm ist ein Streit auf so schwankendem Boden, mit lauter zerbrechlichen Gewehren.

Noch weniger weiß ich, wo der Verf. mit folgenden Worten hinaus will: S. 15. „Die Erfindung „einer Fabel ist, meines Erachtens, kein grösseres „Werk der Einbildungskraft, und des Genies, als die „Erfindung so mannichfaltiger, und geschikter Verzierungen, welche einem an sich trockenen Stof die „gröste Anmuth geben. Wenn es blos auf jene ankäme, so würde der grosse Shakespear gewiß eine „armseelige Figur machen. Es möchte sich denn leicht „der Verf. einer Felsenburg, oder einer Banise, „ohne Praleren, mit demselben in einen Wettstreit „um den Lorbeer einlassen können. Aber von den gemeinsten Vorfällen des Lebens, von ganz geringfügigen Anlässen, welche tausend andere Köpfe übersehen hätten; oder von den magersten und trockensten Wahrheiten Gelegenheiten zu nehmen, um das „os magna sonaturum hören zu lassen; und zu zeigen, daß uns das Ingenium, und die mens diuinior „beywohne, dazu wird mehr erfordert: und dieses ist „das Talent, welches den Shakespear, und jeden „andern Dichter groß macht. Ich habe mich schon „einmal erkläret, daß ich von den Talenten eines Lehrdichters große Gedanken habe: vielleicht größere, als „sie seyn sollten; darüber will ich nicht streiten; allein „das weiß ich gewiß, daß die Ausarbeitung eines „Planes einem jedem Werk seine Lebenssäfte, seinen „Körper, seine Gestalt und Vollkommenheit giebt; „daß ein vortreflicher Plan in einer magern, oder mittel-

„ kelmäßigen Ausführung kein Werk erhalten, oder
„ unsterblich machen wird; und daß hingegen der
„ schlechteste Entwurf durch das Colorit, was ihm
„ die Hand eines Shakespears, oder Dantes zu ge-
„ ben weis, allen Critiken Troz bietet, und sich gleich-
„ sam mit Gewalt in den Tempel des Geschmaks hin-
„ eindringt. Lehrgedichte sind so zu reden, gänzlich die-
„ sem Colorit überlassen. „) Wie muß Hr. Dusch den
Shakespear kennen? Als einen, über dessen Erfin-
dungsgeist, Einbildungskraft, Genie noch müßte ge-
stritten werden? Als einen der keine Fabel, sondern nur
Verzierungen erfinden konnte? Als einen, der nicht
durch den Geist der Erdichtung, sondern durch die Ga-
be groß ward, von den geringefügigen Anläßen, von
den magersten und trockensten Wahrheiten Gelegenheit
zu nehmen, um das os magna sonaturum hören zu
lassen? Als einen, der vorzüglich durch das Colorit,
das er seinem Plane gab, Poet ist? Als einen, der
Lehrdichter retten kann? — So mag ihn Hr. Dusch
kennen: so kenne ich ihn nicht. Bey mir ist er von
alle diesem fast das Gegentheil: ein Genie, voll Ein-
bildungskraft, die immer ins Große geht, die einen
Plan ersinnen kann über dem uns beym bloßen An-
sehn schwindelt: ein Genie, das in den einzelnen Ver-
zierungen nichts, im großen, wilden Bau der Fabel
alles ist: ein Genie, für dem, wenn es den Begrif
des Poeten bestimmen soll, alle Lehrdichter, alle witzige
Köpfe zittern müssen: ein poetisches Genie, wie ich
nur einen Homer, und einen Oßian kenne. Mannig-
faltige und geschikte Verzierungen erfinden, blos durch
das Colorit groß zu seyn: diesen Vorzug überläßt er

den Künstlern, die nicht zu bauen, sondern nur bey einem fremden Gebäude Farben und Schnörkel anzubringen wissen. Die Gabe, von den gemeinsten Vorfällen des Lebens und geringfügigen Anläßen Gelegenheit zu nehmen, um das os sonaturum hören zu lassen, überläßt er den witzigen Köpfen; sie ist nicht sein Hauptvorzug, und wo er sie hat, habe er sie nicht. Nirgends ist, wie bekannt, Shakespear mehr unter sich selbst, als wenn er bey den gemeinsten Vorfällen des Lebens, bey geringfügigen Anläßen sein os magna sonaturum hören läßt: und läßt ers sogar bey magern und trocknen Wahrheiten hören, will er Lehrdichter seyn; so halten wir uns für Bombast die Ohren zu. Shakespear, als ein solcher gelesen, als ihm Dusch will gelesen haben: man sage doch, ob dies den Geschmak bilden kann? Man sage doch, ob Shakespear sich je „in den Tempel des Geschmaks habe eindringen wollen„ und ob der für Shakespear entschlossenste Britte Duschen diese Worte nachsprechen wird.

Der 46. Brief von dem Unterschiede der Lehrgedichte und den Verzierungen eines Gedichts. „Form, Verzierung und Ausdruk sind die drey „Hauptmittel, wodurch die Poesie den didaktischen „Stof der Prose sich zu eigen machen kann, und „diese Mittel gehet der Verfasser durch. Bey den Formen des Lehrgedichts wundere ich mich, theils Formen zu finden, die nicht dem Lehrgedichte zugehören, theils die den Geschmak nicht bilden sondern mißbilden können. Verstanden, daß von dem Ganzen eines Lehrgedichtes die Rede sey: wie kann der Autor dogmatische Stellen, in eine Epopee eingeschaltet, für eine Form, für die Epische Form von Lehrgedichten halten?

en? Homer hat keine solche: Virgil habe sie weni-
ger: und bey Milton, bey Dante, bey Ariost müs-
en wir sie — übersehen. Zur Epopee selbst gehö-
en sie nicht: sie schwächen den beständig fortwallen-
den Epischen Ton: sie halten den Gang der Handlung
an; und aus der Epopee losgerissen — nun! da
ind sie keine Epischen Lehrgedichte: denn das Epische,
das ihnen alsdenn noch anklebt, ist wieder ohne oder
gegen den Zwek: es muß weg, und da steht alsdenn
die simple moralische oder dogmatische Stelle da:
ist dies neue Form des Lehrgedichts. Auf die Art,
wenn ich in ein Drama, in eine Idylle, in eine Ode, und
wo es sonst nicht hingehören mag, ein Lehrgedicht verpflan-
ze, und die Pflanze nachher ausreisse: gäbe es alsdenn
nicht eine Drammatische, Idyllen- Oden- Elegien-Form
von Lehrgedichten, und für ihnen genade uns Gott!

Sollen überdem dogmatische Stellen nicht blos
eingestreuet, sondern das Lehrgedicht in das Wesen der
Epopee, des Drama, u. s. w. verwandelt werden:
soll ein solches Werk dazu geschrieben werden, um
durchhin eine Moral in Aktion, oder eine Moral
im Gemälde zu enthalten: so ist es zuverläßig we-
der Drama, und Epopee, noch Lehrgedicht: ein Ge-
misch von Metallen, die sich nicht zusammenschmelzen
liessen, ohne ihre beste Natur zu verlieren.

Wenn die zweyte Form Allegorie seyn soll: so
wären hier Regeln dem Geschmak zu bilden und zu ver-
wahren, am nöthigsten gewesen. Ein Lehrgedicht,
das im Ganzen Allegorie ist, wäre, wie ich glaube, so
ungestalt als Leßing es von allegorischen Fabeln ge-
zeigt hat, und auch im Einzeln ist die Sucht zu alle-

gorisiren, dem guten Geschmak der Poesie so schädlich gewesen, als sie der Auslegung der Schrift (wenn ich unheilige Sachen mit heiligen vergleichen darf) gewesen seyn mag. Die einzelnen Verzierungen von Lehrgedichten enthalten schöne Anmerkungen; darf ich aber sagen, daß sie mehr den Briefsteller verrathen, der selbst ein correkter Lehrdichter ist, als den Lehrer des Geschmaks, der auch, was die Verzierungen anbetrift, den falschen Geschmak verbannen, den guten bevestigen will. Sie enthalten mehr kritische Feinheiten, als Regeln.

Br. 7-9. über Ogilvies Gedicht von der Vorsehung. Der Verf. macht S. 107. die wahre und bey seinem Dichter so nöthige Bemerkung: „Starke „mahlerische Züge haben viel Gewalt zu gefallen, und „Bewunderung zu erregen. Allein der Beyfall ver„schwindet bald wieder, und läßt keine Empfindung, „kein Nachdenken von einiger Dauer nach sich; wenn „nicht solche Züge darunter sind, welche Leidenschaften „erregen: sie gehen dann nicht ins Herz. Diese pa„thetischen Züge hingegen dringen tief ein, erregen „sanfte Bewegungen in der Brust, und lassen ein ge„wisses stilles Nachdenken zurük.„ Aber die Exempel zu dieser wahren Bemerkung taugen nichts. Wie viel Beyspiele von Gemählden ohne Empfindung, von todten Bildern ohne Leidenschaft hätte er aus seinem Ogilvie nehmen können, der davon voll ist: und er weiß keines als aus — — — Homer. Ich weis, daß hier jeder erschrecken wird, der Homer kennet, der ihn als einen Feind von todten Schildereyen und Gemählden ohne Seele kennet, der es eben in ihm be-

wundert hat, wie er in jedes seiner Bilder Geist und Leben zu bringen weis, wie er das Gemählde solang zirkeln läßt, bis es einen Zug erwischt, der die Menschheit, der das Herz interessirt: und dieser Homer wird ein Beyspiel von todten Gemählden? — In der That, hier muß ich mit Hr. Dusch zanken. Er nimmt ein Nachtgemälde nicht aus Homer selbst: sondern aus dem Homer von Pope, und da weiß doch ein jeder, wie viel lebendige Schönheiten Homers in Pope todt, erstorben, wie viele vortrefliche griechische Blumen auf Brittischem Boden erfroren und ausgeartet sind. So wäre also vors erste das Beyspiel unzuverläßig; aber noch ärger, es ist völlig untreu. Wie kann Hr. Dusch die zween letzten Verse von Popen's Gemälde, die alles lebendig, menschlich, interessant machen, wie kann er diese auslassen, und alsdenn sagen: es habe keinen von den lebendigen Zügen, die so tief eindringen? Hier ist das Gemälde aus Pope — doch warum aus Pope, und nicht gleich lieber aus Homer, bey dem es, was auch alle Malmoth's und Dusche sagen mögen, in 5. Zeilen fünfmahl mehr Geist hat, als bey Pope in zwölf. Hier ists, so weit es nämlich ausser seinem Zusammenhange in einer Sprache, die gar nicht Griechisch binden kann, in einer Prosaischen Uebersetzung noch lebendig heissen kann, und die Griechischen Leser mögen das Original selbst nachsehen:

„Sie aber, sich selbst groß fühlend saßen, nach „Gliedern der Schlachtordnung die ganze Nacht durch: „und vor ihnen brannten viele Feuerhaufen. Wie, „wenn am Himmel rings um den leuchtenden Mond

„schönglänzende Gestirne scheinen, und allenthalben
„die Luft still ist: alle Wachthürme, die höchsten Gi-
„pfel, die Berg- und Waldhöhen zeigen sich: und von
„oben herab breitet der Aether sich in unendlicher
„Wölbung aus einander: alle Gestirne lassen sich sehen
„und der Schäfer freuet sich in der Seele. So er-
„schien zwischen den Schiffen und dem Fluß Xanthus
„das Feuer der Trojaner vor Ilium. Ueberall auf dem
„Felde brannten tausend Feuerhaufen, und bey jedem
„saßen funfzig Männer am Licht des brennenden
„Feuers.„ Wie lebt hier alles! welch ein vortrefli-
ches Gemälde der Trojaner bey ihrem nächtlichen Feuer!
und welch schönes Nachtstük, das als Gleichniß ein-
gebracht wird, alles Lobes würdig, das ihm Eustathius
giebt. Bey Homer läßt sich kein Bild, das Gleich-
niß seyn soll, aus seiner Zusammenfügung reissen, und
so ists schon albern, ein solch Gemälde für sich betrach-
ten wollen: wie es Dusch thut. Aber auch so betrach-
tet: wie viel Leben bringen die kurzen Worte:

γεγηθε δε τε φρενα ποιμην — „Der Hirt freuet
„sich in seinem Herzen„ in das ganze vortrefliche
Nachtstük. Der leuchtende Mond: die hellen Gestir-
ne: die stille Nachtluft: die sichtbar werdenden Gipfel
und Bergspitzen: der unendlich eröfnete Aether —
alles schon, aber alles todte Natur; nun aber dazu —
der Hirt, der mit seiner freudigen ruhigen Miene zeigt,
daß er dies alles fühle: was fehlt zum Nachtstük daß
es lebe! Und wer also als Dusch kann dazusetzen:
„Dieses Gemälde ꝛc. S. 109. So sehen Sie doch, Hr.
Dusch, wann Sie nicht in den griechischen Homer sehen
können, in ihren englischen Homer: finden Sie da keine
Fi-

Figur von lebendigen Wesen in dem Nachtstük? O ja, und eine die dem ganzen Gemälde mehr Stärke giebt, als Dyer's heavy ox vain — strugling, to ingulph dem Morastbilde, das S. 111. angeführt wird, nur immer geben kann:

The consions swains. rejoicing in the sight
Eye the blue vault, and bless the vseful light.

Was will Herr Dusch mehr? Wenn doch jeder der Augen hat, zu schreiben, auch Augen hätte, zu sehen, was er schreibt.

Die andern Anmerkungen die über Ogilvie gemacht werden: daß er zu sehr Bild auf Bild häuft, jeden Nebenzug ausmahlet, die Beywörter häufet, den Gedanken mit Nebenbegriffen überladet, und den Perioden schwerfällig macht: — daß er alles gleich schön sagen will, die Nebenzüge so schön mache, als Hauptzüge, Metaphern auf Metaphern häufe — alle diese Anmerkungen sind gerecht, und weil sie auf mehrere englische Dichter passen, sehr werth gelesen zu werden. Man sieht aus ihnen, wie Herr Dusch seinen eignen Geschmak jezt besser gebildet habe: denn hätte er nimmer so gedacht: so hätten wir ja nie die Schilderungen in ihrer abentheuerlichen Sprache zu lesen bekommen.

Nr. 10. Von Prior's Salomon. Die Kritik über dieses Gedicht hat ihren Grund.

Nr. 11. Grainger's Zuckerrohr. Was der Autor über dieses Gedicht sagt, nimmt er aus der monthly Review; Schade aber, daß er es nicht selbst besessen hat, und uns mehr mittheilen konnte. Es ist dasselbe in Amerika, auf der Christoph's-Insel geschrieben, hat einen amerikanischen Gegenstand,

und

und die eingerükten Bilder und Gemälde sind alle aus der amerikanischen Welt, wie z. E. die Beschreibung der Insel St. Christoph, das Lob auf Columbus; die Beschreibung eines caribischen Negers: des Orkans: eines Westindischen Prospekts, nach der Erndte des Zuckerrohrs: eine Schuzschrift an die Menschheit für die Negers — wer würde sich nicht gern länger in dieser neuen poetischen Welt aufgehalten haben!

Br. 12. Racine von der Religion: Es kommt dieses Gedicht hier freylich in ein schwaches Licht zu stehen, allein dahin wird es jeder stellen, der Engländer und Deutsche in Lehrgedichten kennt.

Br. 13. Akenside Vergnügen der Einbildungskraft. Es werden von diesem göttlichem Gedicht, das unter uns schon bekannt ist, blos einige Stellen gegeben, und das mit mehr Kälte, als sie hätten gegeben werden sollen.

Br. 14. 15. Lucrez über die Natur der Dinge. Dem Lucrez wiederfähret nicht alle Gerechtigkeit, die ihm verdient. Warum muß das Urtheil des Cicero zum Grunde gelegt werden, der an seinen lieben Bruder Quintus dem Lucrez das poetische Genie durch ein *ut scribis* absprechen soll? Warum zeigt Dusch ihn zuerst und vornemlich von der Seite, die Dusch gewiß nicht am glüklichsten aufzeigen kann: in seiner Philosophie? Heißt es ein philosophisches Gedicht gründlich und zur Bildung des Geschmaks treu genug durchgegangen, wenn man einzelne Stellen immer mit den Worten anzieht: wie scharfsinnig ist dies gesagt? Ists nicht Vorurtheil, wenn man dem Ausspruch Cicero zu gefallen, die ganze Anlage so macht, Lucrez als einen

scharf-

harfsinnigen Philosophen, (hat er dies Lob affectiren wollen?) zu zeigen, (Br. 14.) der aber meistens prosaisch bleibt (Br. 15.) und wenn ihm noch etwas zugestanden werden soll, einzelne poetische Blumen übrig bleiben? Und so ist dem Verf. die Kritik gerathen. — Bey uns ist Lucrez ein Dichter, wenn je ein dogmatischer Poet Dichter seyn soll: seine Muse kämpft mit der troknen Sprache des Systems und noch mehr mit den trockensten Wahrheiten: sie kämpft mit Wahrheiten, die im Latein, noch nicht gesagt waren, und mit einem Verse, der zu erst der Philosophie sollte zugeführt werden. Und sie überwindet meistens im Kampf: die trockensten Subtilitäten bekommen wenigstens eine einfältige Kürze, und eine rauhe Stärke. Lukrez wilde und feurige Einbildungskraft, an der er gewiß selbst den Virgil weit übertrift, streut überall Bilder und Beschreibungen ein, sagt, was sie kann, feurig: und unterstüzt endlich alles mit einem Numerus, der rauh und majestätisch, erhaben und ungekünstelt ist. So ist Lucrez: unter allen philosophischen Lehrdichtern der erste, den wir haben, und nach meiner Empfindung eben so verehrungswürdig, als irgend ein andres erstes Original in seinem Felde. Darum, daß er, was sich nicht poetisch sagen läßt, ohne zu verlieren, daß er dies nakt und philosophisch erhaben sagt, nicht wie die englischen Dichter alles mit Puz und Allegorie, und Blumen überhäuft — darinn sollte er Muster seyn. Muster endlich in seinem rauhen erhabenen Numerus, (ich rede hier nicht von dem Mechanischen der lateinischen Sprache) der seiner Würde so vortreflich entspricht. So ist er und so hätte ihn Dusch vorstellen sollen; viel-

vielleicht aber gehört viel dazu, Lukrez auf die Art schäzen zu können und recht inne zu haben.

Nr. 16. Polignaks Antilucrez: Als Dichter mag ich ihn nicht mit dem Lucrez vergleichen: vielleicht gehörte er auch gar nicht in Briefe zur Bildung des Geschmaks, wenn nicht als Pendant zu Lucrez. Denn hätte er aber anders müssen zerlegt werden.

Nr. 17. Browne lateinisches Gedicht von der Unsterblichkeit der Seele: ihm angehängt stehen einige Strophen aus Davies Gedicht: nosce te ipsum, übersezet hier.

Nr. 18. Youngs Nachtgedanken. Ich verstehe vermuthlich Herrn Dusch nicht, wenn ich lese: „Young gehet, S. 337. zu der Hauptwahrheit, die „er lehren will, immer den geraden Weg fort, ohne zur „Seiten über angränzende Felder weit auszuweichen. „Ich erinnere mich nicht, eine einzige Digreßion, Episo„de, oder fremde Verschönerung in seinen Nachtgedanken „gefunden zu haben. Ein Geist, wie der seinige, so „unerschöpflich, so reich an Gedanken; welcher sich alles „des Großen, Starken, Wunderbaren, was in einem „Stoffe liegt, zu bemächtigen; eine Einbildungskraft, „welche, fast allen abstrakten Gedanken Leiber zu ge„ben, und eine Gewalt der Sprache, die jedesmal das „präcise Wort, und den nachdrüklichsten Ausdruk zu „treffen weis; wer diese Talente besizt, der hat nicht „nöthig, Wendungen zu machen, um Blumen auf Ne„benwegen zu suchen.„ Welches ist Youngs gerader Weg? treibt ihn nicht sein Genie, über alle Felder und Wiesen, die oft nur durch ein Wort, durch eine Metapher, durch eine Antithese, an das was er sagte, gränzen? Ist nicht sein Gedicht mehr ein Ganzes von

lau-

lauter Digreßionen, wo er auf allen Wegen und Nebenwegen seinem Gegenstande nachjagt, auf Wegen und Nebenwegen seinen Lorenzo verfolget — — Doch wie viel wäre hierüber zu sagen, um das Eigne in Youngs sonderbarer Denkart zu schildern. Der Autor hat es nicht geschildert, denn was er darüber sagt, und durch Vergleichungen erhellet, ist wenig.

Nr. 19. Eine Nachlese, giebt noch von den englischen Gedichten kurze Nachricht: führt einige Stellen aus Opiz Vesuv an, und macht Sucro's Versuche vom Menschen wieder bekannt. Das lezte rechnen wir Dusch als Verdienst an, daß er diesen Dichter aus der halben Vergessenheit hervorzieht: denn sind wir Deutsche nicht unartig, nicht bloß daß wir immer Stöße von Büchern schreiben, sondern auch Stöße von Büchern haben wollen, um einen Autor nicht zu vergessen. Aber Opiz, der Vater unserer Dichtkunst, gehört der in eine Nachlese?

Y.

XX.

Caroli C. a Linné M. D. Medic. et Botan. Professoris Upsal. desc. Plantarum rariorum horti Upsaliensis Fasciculus primus sistens descriptiones et Figuras plantarum minus cognitarum. Lipsiae Impensis Siegfried Lebrecht Crusii 1767. 6 Bogen mit 10 Kupferplatten in Folio.

Man kann dieses Heft als eine Fortsetzung der beyden Decadum seltner Pflanzen aus den Upsalischen Garten ansehen, welche der jüngere

gere Hr. von Linné in Stokholm in den Jahren 1762. und 1763. abdrucken lassen. Es liefert gleichfalls, über 10 Pflanzen, Beschreibungen und Umrisse. Jene erstrecken sich auf alle Theile der Pflanzen, und zeigen danebst ausser der Stelle in den speciebus plantarum des Ritters von L. und einigen wenigen Synonymen, den Geburtsort, die Zeit der Entdeckung, den Entdecker und die Wartung der Pflanze an. Zu Ende werden einige besondere Beobachtungen angehängt.

Die Pflanzen selbst aber sind folgende: Forskåhlea tenacissima; 2. Antichorus depressus; 3. Silphium Caciniatum; 4. Rheum palmatum; 5. Poeonia tenuefolia; 6. Sorbus hybrida; 7. Ixia crocata; 8. Cleome arabica; 9. Dactylis cynosuroides; 10. Raphanus caudatus.

Von der ersteren, die wir auch in des Ritters von L. Streitschrift Opobalsamum declaratum beschrieben finden, ist der sel. Prof. Forskåhl Entdecker, der sie aus Cairo 1762. nach Europa geschikt hat. Sie gehört zu den Pflanzen mit 10 Staubfäden, ob sie gleich, dem ersten Anblik nach, mit dem Nesselgeschlechte die nächste Verwandschaft zu haben scheint. Besonders ist es an den starken Fäden, daß sie beym Anrühren oder von selbst elastisch aufspringen, und alsobald das Samenmehl, wie einen Rauch von sich geben, worauf sie sogleich abfallen; und daß ferner der Samen den Blumenkalch nach dem Abfall der Blüthen durchbohre und keime, wie sonst nur der Gorteria personata eigen gewesen ist. Die zweyte Pflanze, die aus Yemen her ist, kömmt dem Geschlecht des Corchorus am nächsten. Anstatt daß aber bey diesem die

Zahl

Zahl der Blumentheile fünffach ist: so ist sie bey dem Antichorus nur vierfach. Das Silphium, eine Nordamerikanische, neben dem Missisippifluß wachsende Pflanze, ist fast unter allen Kräutern das höchste; wobey die Anmerkung gemacht wird, daß die Pflanzen neben diesen Fluß unter den bekannten die größte Höhe erreichen. Merkwürdig ist es, daß man noch immer in Ansehung der Pflanze der Rhabarberwurzel so ungewiß ist. Der Hr. Verf. ist nicht abgeneigt die oben genannte Gattung für die rechte anzusehen, welcher auch des le Bruin übel gezeichnete Pflanze am ähnlichsten ist. Die Päone mit den schmal zerschnittenen Blättern hält er für einen Abkömmling der Päonia officinalis und der Adonis apennina. Er rechtfertiget auch den Platz, den man dem Päoniengeschlecht unter den Multisiliquis gegeben, dadurch, daß die Blumen eben so, wie bey dem Aconitum und Delphinium vor ihrer Entfaltung irregulär sind. Eine andere Bastardpflanze und zwar aus dem Cratägus, Aria und Sorbus aucuparia ist der Sorbus hybrida, ein den Schweden eigenthümlicher Baum. Von der Iria hat Miller schon ein Kupfer gegeben. Die Cleoma hat Forßkåhl nach Hasselquist in Cairo aufgehoben und in die europäischen Gärten eingeführt. Die beschriebene Dactylis hat Löfling zuerst bekannt gemacht. Sie ist eigentlich in Nordamerika zu Hause, findet sich aber auch an einem Orte in England, und in Portugal, wohin sie etwa gelegentlich sich verpflanzt hat. Den Rettich hat seinen Beynahmen von den gekrümmten Schoten, die wohl 4 bis 5 Fuß lang sind, da doch die Pflanze selbst nicht mehr, als ein oder anderthalb

halb Fuß beträgt, die Einwohner der Insel Java geniessen die eingemachten Schoten, ob sie gleich nicht ohne Schärfe sind.

L.

XXI.

Johann George Friedrich Franz, der Weltweisheit und freyen Künste Magister von der genauen Uebereinstimmung geschikter Lehrer in öffentlichen Schulen mit den grösten Staatsmännern. Leipzig verlegts Johann Friedrich Wißleben. 1767.

Diejenigen Gelehrten, welche weit unter dem Mittelmäßigen erniedrigt sind, geniessen oft die Glückseeligkeit, daß sie sich nicht einmal etwas von ihrer Schwäche ahnden lassen. Und einige unter denselben sind in der Ueberzeugung von ihren Geschiklichkeiten und Gaben so wenig wankend, daß sie sich durch die nachtheiligen Urtheile der ganzen Welt nicht irre machen lassen. Ein kleiner Haufen ihnen ähnlicher blödsichtiger Leute ist allein für sie das einsichtsvolle Publikum, und indem sie dessen Beyfall erhalten: so verachten sie mit einer stolzen Zufriedenheit alle, die anders denken. Einer und der andre ist selbst so glüklich, daß er, wenn auch sonst niemand ihm beytritt, mit seinem eignen günstigen Urtheile völlig zufrieden ist. Der Herr Magister Franz scheint, um nicht zu beleidigen, doch sicher zur erstern Klasse, zu gehören. Er sagt zwar an ein paar Stellen, daß er denen verbunden seyn werde, welche ihm seine Fehler ent-

entdecken; allein alles ist mit einer so grossen Selbst-zufriedenheit und Zuversichtlichkeit geschrieben, daß man bald merkt, er habe dem Publikum nur ein Compliment machen wollen. Jedes Journalisten Urtheil, in so fern es ihm nicht günstig ist, wird ihn also hoffentlich nicht bewegen weniger vortheilhaft von sich zu denken und desfalls misvergnügt zu werden. Wir sagen also unserm Leser ohne Bedenklichkeit in Hinsicht des Verf. gerade zu, daß Hn. Franzens Schrift ein höchst elendes und albernes Gewäsche ist. Er sagt dem Hrn. Professor Fischer, daß er mit einem Baum zu vergleichen sey, auf welchem unterschiedene Propfreiser stehen, die verschiedene Früchte tragen können, und daß er, um ihm seine Ergebenheit zu bezeugen, von einem solchen Reise die Erstlinge seiner Erkänntniß in der Staatsklugheit, habe abbrechen und ihm überreichen wollen. Er gesteht darauf, es verdiente sein Werk nicht von ihm angesehen und gelesen zu werden, weil es nicht nach dessen feinem Geschmacke eingerichtet wäre, welcher viel eher durch griechische und lateinische Bücher, als durch schlechte deutsche Schriften befriedigt werden könnte. Meine Leser werden hier glauben, daß er hiedurch seine Schrift habe für schlecht erklären wollen, und sie werden die seltene Demuth des Mannes bewundern. Wir dachten, wie wir dieses lasen, eben so; allein ob sonst gleich in dem, was er sagt, kein Sinn ist: so sieht man doch aus dem folgenden so wohl, als aus der ganzen Schrift, daß er weit entfernt ist, selbige für schlecht zu halten. Um etwas Griechisches drucken zu lassen, sagt er ferner, habe er, weil er nebst der Theologie der Arzney-

kunst sehr gewogen wäre, einen alten griechischen Arzt abgeschrieben und sich entschlossen eine Vorrede, kurze Anmerkungen und ein Register dazu zu verfertigen; zu seiner größten Verwunderung aber sey kein Verleger dazu gefunden. Nach langer Ueberlegung hat er darauf einige Bogen de palingenesia scholarum geschrieben und sie einem Verleger übergeben. Diese sind ihm auch zu seinem größten Schrecken wieder zurükgesandt, als wenn sie verrufene Münze wären. Nach vielen bangen Seufzern — (wir erzählen immer mit Hr. Franzens Worten) — ließ er seinen Muth nicht sinken, sondern schrieb gegenwärtiges deutsches Tractätchen, das auch sogleich einen Liebhaber gefunden hat. Sie sehen also, sagt er hierauf, „theuer„ster Hr. Professor, daß ich zwar den Willen gehabt, „etwas Griechisches oder Lateinisches heraus zu geben, „da mir aber das Glük, weil wir, leider in Zeiten „leben, worinn die griechische Litteratur in die gröste „Verachtung kommt, nicht günstig seyn wollte: so trieb „mich eine Nothwendigkeit dazu Deutsch zu schreiben.„ Wodurch die Nothwendigkeit doch etwas zu schreiben erzwungen sey, davon sagt der V. nichts. Wir wollen denn auch darüber nicht nachdenken. Unsre Leser mit dem Inhalt des deutschen Tractätchens selbst umständlich bekannt zu machen, ist nicht der Mühe werth. Auch würde es schwer fallen selbigen heraus zu ziehen. Ein so wunderseltsames Gemengsel von Einfällen ist es. So viel muß man dem Verf. einräumen, daß er in seinem Gedächtnisse eine große Menge von Wörtern, Redensarten und fremden Gedanken gesammelt habe. Weil ihm aber alle Beurtheilungskraft fehlt:

so

so schwärmt seine Einbildungskraft unter diesem wor-
denklichen unter einander liegenden gänzlich fremden
Materialien herum und hält sich, so wie sie auf etwas
stößt, daran fest, so daß sich fast auf jeder Seite die
lächerlichsten Uebergänge von Vorstellungen und Ge-
danken finden. Nach dem Titel sollte man vermuthen,
er hätte von der übereinstimmenden Denkungsart ge-
wisser grosser Staats- und Schulmänner handeln wol-
len. Allein er spricht erst nur blos von dem Nutzen
der öffentlichen Schulen, und stellt in einem Kapitel
eine Vergleichung zwischen Staatsmännern und
Schullehrern an. Einige Züge werden es hinläng-
lich zeigen, welch einen wunderlichen Gang seine Ein-
bildungskraft in Haschung der Gedanken genommen
hat. S. 22. Die Griechen erlernten nebst der
Weltweisheit, Beredsamkeit und den schönen
Wissenschaften auch die Klugheit Krieg zu füh-
ren, und was lehren sie uns hiemit? nichts an-
ders, als daß ein geschikter Schullehrer sowohl
in Krieg als Friedenszeiten ein unentbehrliches
Mitglied des gemeinen Wesens sey. S. 33. Es
wird billig gefragt, wie es denn mit unsern lie-
ben Vorfahren und Landsleuten, den ehrlichen
Deutschen, (in Ansehung der Schulen) ausge-
sehen habe? Vergebet mir, ihr deutschen Sprach-
meister! den geringen Fehler, wenn es anders
einer ist, daß ich das Wort Deutsch mit einem
weichen D. schreibe, ich habe hiezu einen ver-
nünftigen Grund. Sind nicht in itzigen Zei-
ten unsre Deutschen von gelindern Sitten, als
ehmals? Sind sie nicht durch viele entbehrliche

Dinge verzärtelt worden. Wer wollte also das Unrecht begehen und sie einer Härte beschuldigen? Wer wollte ihrem Namen die Schande zufügen und ihn mit dem harten T. schreiben? S. 36. Es entstund zwischen den Römischen und Fränkischen Kirchensängern ein Streit (vortreffliches Zeugniß, daß meistentheils die Sänger und Cantores zanksüchtige Leute gewesen propter studium aemulandi) u. s. w. S. 56. Auch daraus wird die Bemühung rechtschaffener Lehrer dem gemeinen Wesen nüzliche Dienste zu erweisen, erhellen, daß sie den Ausschuß unter ihren Schülern, ich meyne diejenigen, welche aus Fühllosigkeit und Undankbarkeit gegen die genossenen Wohlthaten dem Lande eine unerträgliche Last werden würden, indem sie nichts gründlich gelernt haben, dennoch zu brauchbaren Werkzeugen in dem gemeinen Wesen zu machen suchen, indem durch sie die niedrigen Aemter in Kirchen, Schulen, auf Universitäten, Rathhäusern und so weiter besezt werden können; dergleichen sind Cantores, Schulmeister, Küster, Küsterfamuli, Schreiber u. s. w. S. 57. und 58. verlangt Hr. Franz, daß ein Schullehrer die große Welt kenne um von sich sagen zu können: Sehet auf uns, lieben Kinder, und die also wandeln, wie ihr uns habt zum Fürbilde, darauf versichert er, daß man die große Welt auf Universitäten antreffe. S. 60. glaubt er eine große Entdeckung gemacht zu haben, wenn er nicht nur Machiavellisten und Monarchomachi sondern auch Enthusiasten unter den

unäch-

den Namen Poesie abgeläugnet) nimmt man es nach seinem und aller Griechen Begriffe: so weiß man ja, daß diese vorzüglich Nachahmung, Fiktion, Fabel u. s. w. verstanden, und Aristoteles also sogar dem Empedokles, der in sein physisches Gedicht doch gewiß einzelne Verzierungen, Allegorien, Einkleidungen und dergl. gebracht haben wird, daß er und Plutarch diesem Lehrdichter Empedokles völlig den Namen eines Poeten absprechen, weil — ihm Nachahmung und Fabel fehle. Wie Batteux den Begrif der Poesie, halb nach Aristoteles und halb nach der schönen Natur der Franzosen vestsezt: so muß ebenfalls das Lehrgedicht sich an die Grenzen schleichen; nicht weil die Lehrdichter seiner Nation so oft prosaisch werden; sondern weil sein halbgriechischer Begrif der Poesie nothwendig dieses Opfer verlangte. Warton hat seine Ideen zu sehr nach den Alten gebildet; der Name der Poesie und des Poeten ist ihm zu heilig, als daß er sie — ich will nicht sagen: jedem Lehrdichter — sondern jedem Helden- Tragödien- Oden- Eklogen- Dichter geben sollte. Wo also mit dem Streit hinaus? wenn wir Neuern den Begrif der Poesie erweitert haben, mehr unter sie begreifen als die Alten faßten, neue Arten ausgebildet, auf die sie nicht soviel poetischen Fleiß wandten: so setze man diesen Unterschied der Begriffe ins Licht und die Sache ist geschehen. So historisch und auf dem Pfade der Untersuchung wird sie sich interessanter und angenehmer zeigen, als in langweiligen Streitigkeiten, wie sie hier sind. Denn der Verf. der Briefe hat weder das Muntre des Stils, das überraschende eines streitenden Gesprächs, in sei-

 ner

seiner Art die Ruhe und bittet ihn freundschaftlich mit der Herausgabe des andern Theils seines Werks von den Eigenschaften und dem Charakter eines Geistlichen so lange zu warten, bis er mehr Erfahrung und eine Superintendentur habe. Herr Franz wird wohl uns nicht glauben, wenn wir ihm sagen, daß wenn er auch nach vieljähriger Erfahrung einst eine Superintendentur bekäme, die Welt dennoch seine Schriften nicht werde lesen mögen. Allein vielleicht werden die Buchhändler uns glauben und auf Anrathen der Gelehrten, die er wegen eines solchen Dienstes gerissen hat, des Papiers schonen wollen.

D.

XXII.

Kleine Beyträge zur Aufnahme und Ausbreitung der Münzwissenschaft: nebst beygefügter Liste von vielen hundert, nicht gemeinen und zum Theil hauptraren, sowohl ältern als neuern Thalern und Medaillen, welche um angesezte Preise, gegen baare Bezahlung abgegeben werden. Drey Stücke. Anspach, verlegts J. Chr. Posch, 1765-1767. 8. mit Kupfern.

Um unsere Meynung über dieses Buch und andere ähnliche Schriften, die jezt zur Erläuterung der Münzwissenschaft in Deutschland geschrieben werden, zu sagen, und die Gründe unserer Meynung zugleich künftig vorzustellen, müssen wir eine allgemeine Anmerkung machen.

Wor-

Worauf hat man bey der Sammlung und bey der Bekanntmachung der Münzen zu sehen? — Eine Frage, deren Beantwortung den Werth vieler Bücher zugleich entscheiden kan. — Wo wir nicht irren, ist der Hauptzwek bey der Münzwissenschaft die Erläuterung der Geschichte. Diese gewinnt zwar vornemlich durch die alten Münzen: allein die Münzen des mittlern Zeitalters sind ihr, wenn sie sich in den Händen eines Mannes befinden, der sie zu nutzen weis, nicht weniger wichtig. Wir müssen zwar gestehn, daß die neuern Münzen von dieser Seite betrachtet, ungemein verliehren, theils weil schon die Geschichtschreiber uns das erzählen, was die Münzen enthalten, da hingegen die alten den Mangel an historischen Nachrichten ersetzen, theils weil die Erzählungen der Begebenheiten auf den Münzen selten gut abgefaßt sind. Unterdessen leisten sie doch auch hier, und besonders in genealogischen Nachrichten, gute Dienste. — Ausser den historischen Nachrichten könten wir auch die Münzen von der Seite des Geschmaks betrachten: ein Gesichtspunkt, aus welchem sie bisher sehr wenige Gelehrte angesehn haben. Hier kommt es also auf das Sinnbild, und dessen Eigenschaften, auf die Vorstellungen der Begebenheiten unter allegorischen Figuren, und endlich auf die Aufschrift selbst an. Man mag die Lobredner der alten Münzen immerhin für partheyisch halten: so viel bleibt doch gewiß, daß die neuern Münzen mit den alten in diesem Stücke gar nicht können verglichen werden. Wo jene Deutlichkeit, jene Einfalt, jene Eleganz, mit welcher die Alten ihre Ideen einkleideten! Unser liebes Vaterland hat sich unter

allen Nationen die wenigste Ehre mit der Erfindung der Bilder und Aufschriften auf Münzen erworben! Noch jezt liebt Deutschland die Chronostichen und die allerneuesten Münzen sind mit diesen Spielwerken zur Schande des deutschen Witzes vermehrt. — Endlich sehen wir auch bey den Münzen auf die Vorzüge der Kunst, auf die Talente, die der Stempelschneider hierbey gezeigt, kurz auf die Eigenschaften, die wir bey einem Kunstwerke suchen und wornach wir dasselbe beurtheilen. Frankreich, Engelland, Schweden, Rußland hat vortrefliche Künstler zu Verfertigung ihrer Stempel gebraucht: Deutschland hat bisweilen schöne Stücke, die wenigstens ein minder geübtes Auge schon eine Zeitlang täuschen können, geliefert: aber überhaupt scheinen unsere Fürsten nicht die Sorgfalt bey der Wahl der Stempelschneider zu beobachten, die wir bey den Ausländern bemerken.

So viel ich mich erinnere, so haben die Gelehrten, welche Sammlungen deutscher Münzen veranstaltet, sich um die beyden letztern Punkte nicht bekümmert, oder doch sind sie nur kurz und im Vorbeygehen von ihnen berührt worden. Die Ursache mögen die Leser selbst darzu denken! Genug zu einer solchen Untersuchung wird mehr erfordert, als Belesenheit, Fleiß und blosse Gelehrsamkeit. Unsere Münzkenner haben sich also bloß mit dem historischen Nutzen, den die Münzen haben, beschäftiget. Und was haben sie hierbey für eine Methode gebraucht? Nach dem Exempel des seel. Köhlers, dessen Ruhm aber durch unsere Kritik gar nicht verkleinert werden soll! beschrieben sie die Münze, welche sie erklären wollten, und erzählten

entweder das Leben des Fürsten, welcher sie hatte schla-
gen lassen, oder den Krieg und den Frieden, welcher
sie veranlaßt hatte. Dieses ist eigentlich nun nicht
eine Erläuterung der Historie aus Münzen, und wer
die Erläuterungen kennt, welche die alte Geschichte aus
den Münzen erhält, der wird von diesen historischen
Nutzen nicht große Begriffe haben. Doch gestehen
wir, daß je älter die neuern Münzen sind, je beträcht-
lichere Erläuterungen der Geschichte sie bisweilen ge-
ben. Ueberdieses ist diese Methode immer noch eher
zu billigen, als die andere, nach welcher die unerheb-
lichsten Umstände von den Münzen gesammlet und
zu wichtigen historischen Entdeckungen gemacht werden.
Man weis, daß in neuern Zeiten oft auf sehr geringe
Dinge Münzen sind geschlagen worden. Eine Jagd,
ein Hirsch mit vielen Enden, und dergleichen uner-
hebliche Sachen mehr, haben Medaillen veranlasset.
Wer nun diese sammelt, sie in Kupfer stechen läßt, sie
weitläuftig erkläret, und keinen von den kleinen Um-
ständen, die mit der Sache verbunden sind, übergeht,
darbey zu andern mit der Hauptsache verwandten Ma-
terien ausschweift, — kann man von dem sagen, daß
er eine große Kenntniß der Münzwissenschaft besitze,
daß er die Münzen so zu nutzen wisse, als er könne
und solle, und daß seine Schriften viel zur Aufklärung
der Geschichte oder auch der Münzwissenschaft beytra-
gen! Gleichwohl ist dieses die Methode welche in den
meisten neuern Schriften herrscht, z. E. in Hrn. Wills
Nürnbergischen Münzbelustigungen, in Lochners,
des sel. Joachims u. a. Werken. Von ihrem Wer-
the mag man nach dem, was wir gesagt haben, ur-
theilen.

Diese

gorisiren, dem guten Geschmak der Poesie so schädlich gewesen, als sie der Auslegung der Schrift (wenn ich unheilige Sachen mit heiligen vergleichen darf) gewesen seyn mag. Die einzelnen Verzierungen von Lehrgedichten enthalten schöne Anmerkungen; darf ich aber sagen, daß sie mehr den Briefsteller verrathen, der selbst ein correkter Lehrdichter ist, als den Lehrer des Geschmaks, der auch, was die Verzierungen anbetrift, den falschen Geschmak verbannen, den guten bevestigen will. Sie enthalten mehr kritische Feinheiten, als Regeln.

Br. 7-9. über Ogilvies Gedicht von der Vorsehung. Der Verf. macht S. 107. die wahre und bey seinem Dichter so nöthige Bemerkung: „Starke „mahlerische Züge haben viel Gewalt zu gefallen, und „Bewunderung zu erregen. Allein der Beyfall ver„schwindet bald wieder, und läßt keine Empfindung, „kein Nachdenken von einiger Dauer nach sich; wenn „nicht solche Züge darunter sind, welche Leidenschaften „erregen: sie gehen dann nicht ins Herz. Diese pa„thetischen Züge hingegen dringen tief ein, erregen „sanfte Bewegungen in der Brust, und lassen ein ge„wisses stilles Nachdenken zurük.„ Aber die Exempel zu dieser wahren Bemerkung taugen nichts. Wie viel Beyspiele von Gemählden ohne Empfindung, von todten Bildern ohne Leidenschaft hätte er aus seinem Ogilvie nehmen können, der davon voll ist: und er weiß keines als aus — — — Homer. Ich weis, daß hier jeder erschrecken wird, der Homer kennet, der ihn als einen Feind von todten Schildereyen und Gemählden ohne Seele kennet, der es eben in ihm bewun-

allerdings die Thaler schätzen, welche entweder sogleich als man angefangen, Thaler zu prägen, oder nicht lange darnach, gemünzt worden: ferner Thaler, welche gleich anfangs in wenigen Stücken ausgeprägt worden: auch Thaler der Fürsten, welch nur kurze Zeit regiert haben; welche die Fürsten einander zur Beschimpfung schlagen lassen, oder die durch andere dergleichen Umstände merkwürdig gemacht werden. Allein die Thaler, welche bloß das Versehen des Stempelschneiders merkwürdig macht, wird er nie so hoch schätzen, daß er etwann einen grammatikalischen Schnitzer zwölfmal theurer bezahle, als der Thaler an Silber hält. Wenn er auch nicht ein Mann von besonderer Denkungsart ist, so wird er die Thaler (S. 28.) „welche gewisse „Vorspiegelungen von den zukünftigen Schicksalen der„jenigen geben, welche selbige prägen lassen, und da„her ominöse Thaler heissen„: gerne denen überlassen, welche gutherzig genug sind, ihre Spielwerke theuer zu bezahlen. — Es müßte hier also nicht das vorgetragen werden, was Aberglaube, Unwissenheit, Vorurtheil, kostbar macht, sondern was einen eigenthümlichen Werth hat. II. Nachricht von einem ungemein seltenen Dukaten Churfürst, Joseph Clemens, von Cölln, mit dem Marienbilde und der Umschrift: Monstra te esse Matrem. von 1698. III. Historische Beschreibung der Thalerförmigen Medaillen des seel. Marggrafen, Carl Wilhelm Friedrichs, zu Brandenburg-Onolzbach, auf die Falkenjagd, genannt die Falkenthaler. Hier stellt der Verf. die Geduld der Leser sehr auf die Probe. Er beschreibt, welche die Falkonier [illegible] gewesen, welche [illegible] gebracht worden,

giebt

giebt (S. 78.) sogar eine Liste, wie viel Stück Ihro Hochfürstl. Durchl. vom 1sten Januar 1755. bis dahin 1756. gebeizt haben, erzählt (S. 80.) den ganzen Falkenstaat, bis auf die 15 bis 20 Falkonierjungen, nebst einem Chor Trompeter und Pauker, handelt dann von der Falkonierjagd und ihrer Geschichte so ausführlich, daß er sich sogar in den Propheten Baruch (S. 87.) verliert. — Was trägt nun aber dieses alles zur Aufnahme und Ausbreitung der Münzwissenschaft bey? Schwerlich wird der Verf. jemanden überzeugen können, daß er hier seinem Versprechen auf dem Titelblatte und in der Vorrede nachgekommen sey.

Zweytes Stük. I. Ein vom Domstift zu Eich- 1757 statt während erledigten Bischöfl. Stuhls geprägter sehr sauberer und rarer Thaler. Vor diesem Abschnitte ein kleiner Aufsaz von der Sedisvacanz überhaupt vorgesetzt. II. Ein Thaler des Erzstifts Cölln, nach dem Tode Churfürsts, Clemens Augusts, währender Sedisvacanz geprägt 1761. III. Ein Thaler des Domcapitels zu Münster bey gleicher Gelegenheit geschlagen 1761. IV. Ein Anderthalbthalerstük des Domcapitels zu Regenspurg nach erfolgtem Absterben des Bischofs, Johann Theodors, oder sogenannten Cardinals von Bayern geprägt 1763. V. Ein Ducate auf die erlangte Kreisobristenstelle des regierenden Herrn Marggrafen Christian Friedrich Carl Alexanders von Brandenburg-Anspach, nebst beygefügter Liste von 40. theils Römisch- theils Rußisch kayserl. Ducaten, welche nicht in dem Köhlerischen Ducatencabinette angetroffen sind. VI. Kurzer Unterricht,

wie

Figur von lebendigen Wesen in dem Nachtstük! O ja, und eine die dem ganzen Gemälde mehr Stärke giebt, als Dyer's heavy ox vain — strugling, to ingulph dem Morastbilde, das S. 111. angeführt wird, nur immer geben kann:

The consions swains. rejoicing in the sight
Eye the blue vault, and bless the vseful light.

Was will Herr Dusch mehr? Wenn doch jeder der Augen hat, zu schreiben, auch Augen hätte, zu sehen, was er schreibt.

Die andern Anmerkungen die über Ogilvie gemacht werden: daß er zu sehr Bild auf Bild häuft, jeden Nebenzug ausmahlet, die Beywörter häufet, den Gedanken mit Nebenbegriffen überladet, und den Perioden schwerfällig macht: — daß er alles gleich schön sagen will, die Nebenzüge so schön mache, als Hauptzüge, Metaphern auf Metaphern häufe — alle diese Anmerkungen sind gerecht, und weil sie auf mehrere englische Dichter passen, sehr werth gelesen zu werden. Man sieht aus ihnen, wie Herr Dusch seinen eignen Geschmak jezt besser gebildet habe: denn hätte er nimmer so gedacht: so hätten wir ja nie die Schilderungen in ihrer abentheuerlichen Sprache zu lesen bekommen.

Br. 10. Von Prior's Salomon. Die Kritik über dieses Gedicht hat ihren Grund.

Br. 11. Grainger's Zuckerrohr. Was der Autor über dieses Gedicht sagt, nimmt er aus der monthly Review; Schade aber, daß er es nicht selbst besessen hat, und uns mehr mittheilen konnte. Es ist dasselbe in Amerika, auf der Christoph's-Insel geschrieben, hat einen amerikanischen Gegenstand,

und

worden. V. Beschreibung des ersten nach dem Conventionsfuß geprägten Thalers des jetzigen Königs von Pohlen von 1766. Es wird des Königs Leben und eine Nachricht von seiner Wahl angehängt, auch zugleich des vorigen Königes Tod in einer Note, die hier niemand vermuthen sollte, gemeldet. Am Ende giebt der Verf. noch eine Beschreibung von andern Münzen dieses Königes.

Die auf dem Titel gemeldeten Münzlisten sind am Ende eines jeden Stüks angehängt.

E.

XXIII.

Biblia, das ist, die ganze heilige Schrift altes und neues Testaments, wie solche von Herrn D. Martin Luther sel. im Jahr 1522. in unsre deutsche Muttersprache zu übersetzen angefangen und Anno 1534. zu Ende gebracht worden, samt dessen Vorreden, Glossen und Parallelstellen, über dies sowohl mit des sel. Herrn Lutheri und seines Geschlechts, als andern Bildnißen, nebst deren Lebensläuffen und verschiedenen ganz neu verfertigten Kupfertafeln ausgezieret. Imgleichen sind zu Ende dieses ganzen Bibelwerks nebst der unveränderten Augspurgischen Confeßion die biblische Zeitrechnungen und unterschiedliche nüzliche Register beygedrukt worden. Vormals mit einer Vorrede Herrn Johann Michael Dilherrns herausgegeben, nun aber

aber aufs neue mit allem Fleiß besorgt, mit einigen kurzen Anmerkungen und erbaulichen Nutzanwendungen versehen, und mit einer Vorrede begleitet von Hrn. Andreas Rehberger, Pred. bey St. Jacob. Mit Römisch Kayserl. auch Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Privilegiis. Nürnberg in Verlag der Johann Andreä Endterischen Handlung. 1765. Fol.

So oft uns eine Bibelausgabe mit Luthers Glossen zu Gesichte kommt, und wir diese genauer prüfen, so dünkt uns immer, der sel. Mann würde manches darinn anders gemacht haben, wenn er die Kenntniße und Hülfsmittel unserer Zeiten hätte haben können. Bey der größten Hochachtung für seine Gelehrsamkeit und das unsterbliche Verdienst um die christliche Kirche, welches ihm seine Bibelübersetzung allein schon giebt, kann man das dennoch wohl mit Wahrheit sagen. Er müßte der große Theologus nicht gewesen seyn, der er war, wenn er nicht bey vielen Stellen den Leser der heil. Schrift durch eine kleine Glosse auf den richtigen Verstand derselben hingewiesen hätte. Aber ganz gewiß hätte er mit dem Wachsthum der Wissenschaften, Sprachkenntniß und Kritik von ein paar Jahrhunderten und darüber bereichert, manches in der Bibel nicht nur klärer übersezt, sondern auch richtiger ausgelegt. Sollte dieser scharfsinnige Mann z. B. wohl noch izt zu der Beschreibung des Wallfisches, oder wie wir mit dem Grotius lieber annehmen möchten, des Crocodills Hiob. XLI, 20. die Glosse gemacht haben: „Leviathan nennet er

er die großen Wallfische im Meer, doch darunter beschreibt er der Welt Fürsten, den Teufel mit seinem Anhang? Und eben so zu Cap. XL, 10. (Behemoth) heißt alle große und ungeheure Thiere, wie Leviathan alle große und ungeheure Fische. Aber darunter beschreibt er die Gewalt und Macht des Teufels und seines Gesindes, des gottlosen Haufens in der Welt„? Hieran zweifeln wir billig. Wenn der Teufel mit den ihm ähnlichen bösen Seelen nicht anderswo in der Bibel zu finden wäre, an diesem Orte ist er es wohl ganz gewiß nicht. Man könnte dergleichen Anmerkungen als antike eben nicht passende Inschriften immer stehen lassen, wenn einem nur nicht der Gedanke dabey einfiele, daß ein einfältiger Leser, der natürlicher Weise V. 11. und 12. auch auf den bösen Geist ziehet, dadurch veranlaßt wird, sich den Teufel unter einer so abentheuerlichen Figur vorzustellen, als es bey dem gemeinen Volke gewöhnlich ist. Da Luther bey allen seinen tiefen Einsichten in den Verstand der heil. Schrift doch nicht untrieglich seyn konnte, und es ohne das größte Wunderwerk nicht möglich gewesen wäre, daß er alles recht getroffen hätte, so sollte man denken, man würde sich eben nicht an seinen Glossen versündigen, oder seiner Ehre das geringste entziehen, wenn man nunmehr das daraus wegließe, oder mit ein paar Worten berichtigte, was eine so lange Zeit nach ihm den prüfenden Ausleger nicht mehr befriedigen kann und allgemein für unrichtig erkennt wird. Wiewohl das möchte von manchen für zu kühn gehalten werden. Ein Gedanke, der so vieles wieder sich hat, sey also immer aufgegeben.

Von der Dilherrischen oder sogenannten Nürnberger Bibel im groben Druk, der alten Leuten von blöden Gesicht zu statten kommt, hat man seit dem Jahr 1717. keinen Abdruk. Was dieser neuen Ausgabe, welche Hr. Pred. Rehberger besorgt hat, einen grössern Werth giebt, besteht darinn, daß man die in den vorigen Ausgaben befindlichen häufigen und unnüzen Holzschnitte weggelassen und den dadurch gewonnenen Raum mit was nüzlicherm, nemlich mit erbaulichen Nuzanwendungen über einige Verse aus jedem Kapitel am Schluß desselben ausgefüllt hat. Da Hr. R. in seiner hinzugefügten Vorrede sehr richtig urtheilt, „ es käme bey einem nüzlichen Bibellesen darauf an, daß man mit Bedacht läse, über das gelesene, es möchten nun Geschichte, oder Glaubenslehren, oder Lebenspflichten seyn, mit gesammelten Gemüthe nachdächte, nicht nur den Wortverstand erforschte, sondern sich vornehmlich dadurch in sein eigenes Gewissen führen liesse; daß man nach dem, worüber uns der Geist des Herrn Unterricht und Anweisung ertheilt, seinen eigenen Zustand und sein bisheriges Verhalten unpartheyisch prüfte und aus jeder Wahrheit Anlaß nähme, darüber in eine stille und gewissenhafte Unterhandlung mit Gott zu treten „ so hat er den gemeinen und ungeübten Christen durch solche kurzgefaßten Nuzanwendungen eine Anleitung dazu geben wollen, welches wir billigermaaßen loben müssen, da wir sie großentheils praktisch, natürlich und dem Endzwek gemäß gefunden haben. Hätte Herr R. sich mancher figürlichen und tropischen Vorstellungen, darüber der gemeine Mann einer neuen Erläuterung bedarf, wenn er sie

gere Hr. von Linné in Stockholm in den Jahren 1762. und 1763. abdrucken lassen. Es liefert gleichfalls, über 10 Pflanzen, Beschreibungen und Umrisse. Jene erstrecken sich auf alle Theile der Pflanzen, und zeigen danebst ausser der Stelle in den speciebus plantarum des Ritters von L. und einigen wenigen Synonymen, den Geburtsort, die Zeit der Entdeckung, den Entdecker und die Wartung der Pflanze an. Zu Ende werden einige besondere Beobachtungen angehängt.

Die Pflanzen selbst aber sind folgende: Forsskåhlea tenacissima; 2. Antichorus depressus; 3. Silphium Caciniatum; 4. Rheum palmatum; 5. Poeonia tenuefolia; 6. Sorbus hybrida; 7. Ixia crocata; 8. Cleome arabica; 9. Dactylis cynosuroides; 10. Raphanus caudatus.

Von der erstern, die wir auch in des Ritters von L. Streitschrift Opobalsamum declaratum beschrieben finden, ist der sel. Prof. Forßkåhl Entdecker, der sie aus Cairo 1762. nach Europa geschikt hat. Sie gehört zu den Pflanzen mit 10 Staubfäden, ob sie gleich, dem ersten Anblik nach, mit dem Nesselgeschlechte die nächste Verwandschaft zu haben scheint. Besonders ist es an den starken Fäden, daß sie beym Anrühren oder von selbst elastisch aufspringen, und alsobald das Samenmehl, wie einen Rauch von sich geben, worauf sie sogleich abfallen; und daß ferner der Samen den Blumenkelch nach dem Abfall der Blüthen durchbohre und keime, wie sonst nur der Gorteria personata eigen gewesen ist. Die zweyte Pflanze, die aus Yemen her ist, kömmt dem Geschlecht des Corchorus am nächsten. Anstatt daß aber bey diesem die

Zahl

Taufe Christi und die Einsetzung des heil. Abendmahls, vom Hrn. Direct. Preißler gezeichnet und von G. Lichtensteger gestochen; imgleichen eine nach dem Original verfertigte Vorstellung der Uebergabe der Augspurgischen Confession. An der äusserlichen Schönheit ist nichts gespart. Der Druk ist ganz sauber und das Papier weis und gut.

D.

XXIV.

Andr. Siegmund Marggrafs, Directors und Chymici der Königl. preußischen Academie der Wissenschaften 2c. Chymischer Schriften zweyter Theil. Berlin, bey Arnold Wever, 1767.

Endlich erhalten wir den zweyten Theil einer Schrift die uns bereits vor mehr als sechs Jahren versprochen worden. Alle Kenner der Chymie sind dem Hrn. von Beausobre, der diesen zweyten Theil zum Druk befördert hat, den größten Dank schuldig, daß er die unglaubliche Bescheidenheit (wie Er sich darüber ausdrükt) des Hr. D. endlich überwunden hat. Wir glauben daß die gelehrte Welt durch die gezögerte Herausgabe dieses zweyten Theils mehr gewonnen als verlohren hat, denn da wir die Genauigkeit des Hrn. D. kennen, so können wir versichert seyn, daß seine Versuche in vielen Stücken eine noch größere Vollkommenheit erhalten haben. Es wäre zu wünschen daß alle chymische Versuche mit gleicher Richtigkeit angestellet würden, so würden wir nicht so viele

leere Bücher in dieser Wissenschaft erhalten, und viele Systemschreiber würden, da doch einmal Systeme geschrieben werden sollen, nicht so viel unrichtiges in denselben vorbringen.

Wir finden in diesem zweyten Theil 14. Abhandlungen, wobey noch zuletzt ein Schreiben des Hrn. Hofr. Modells angehängt ist, welches eine Vertheydigung des Hrn. D. gegen Herrn D. Buchholz in Weimar, betrift.

Die erste Abhandlung ist ein Beweis daß der sächsische Serpentinstein nicht zu denen thonartigen Steinen gehöret. Hr. Pott rechnet diesen Stein zu den thonartigen; Hr. Cramer, Wallerius und Gellert zu denen Topf- und Speckſteinen, und Brömel unter die Gips- und kalkartigen. Der Hr. D. durch so verschiedene Meynungen angetrieben, versuchte diesen Stein durch die Vitriolsäure aufzulösen, und fand §. 4. daß sich die Hälfte des Gewichts dieses Steins auflösen ließ. Da eine fast ähnliche Auflösung bey den Thonerden geschieht, so versuchte er die erhaltene Auflösung auf Alaun zu probiren, es zeigte sich aber kein Alaun, sondern statt dessen ein langspießigtes Salz, welches zwar noch mit vielen Eisentheilen, die die Vitriolsäure zugleich aus den Serpentinsteine mit aufgelößt hatte, vermischt war, das aber nach gehöriger Reinigung mit den Bittersalzen, wie das sogenannte Englische und Seidlitzersalz, vollkommen übereinkam. §. 6. Doch nicht allein die Vitriolsäure, sondern auch, nach den 10. §., die Säure des Salpeters und des gemeinen Salzes lösen vieles von den Serpentinstein auf, §. 8. und zwar eben diejenige zarte Erde, die

mit

entdecken; allein alles ist mit einer so großen Selbstzufriedenheit und Zuversichtlichkeit geschrieben, daß man bald merkt, er habe dem Publikum nur ein Compliment machen wollen. Jedes Journalisten Urtheil, in so fern es ihm nicht günstig ist, wird ihn also hoffentlich nicht bewegen weniger vortheilhaft von sich zu denken und desfalls misvergnügt zu werden. Wir sagen also unserm Lesern ohne Bedenklichkeit in Hinsicht des Verf. gerade zu, daß Hn. Franzens Schrift ein höchst elendes und albernes Gewäsche ist. Er sagt dem Hrn. Professor Fischer, daß er mit einem Baum zu vergleichen sey, auf welchem unterschiedene Propfreiser stehen, die verschiedene Früchte tragen können, und daß er, um ihm seine Ergebenheit zu bezeugen, von einem solchen Reise die Erstlinge seiner Erkänntniß in der Staatsklugheit, habe abbrechen und ihm überreichen wollen. Er gesteht darauf, es verdiente sein Werk nicht von ihm angesehen und gelesen zu werden, weil es nicht nach dessen feinem Geschmacke eingerichtet wäre, welcher viel eher durch griechische und lateinische Bücher, als durch schlechte deutsche Schriften befriedigt werden könnte. Meine Leser werden hier glauben, daß er hiedurch seine Schrift habe für schlecht erklären wollen, und sie werden die seltene Demuth des Mannes bewundern. Wir dachten, wie wir dieses lasen, eben so; allein ob sonst gleich in dem, was er sagt, kein Sinn ist: so sieht man doch aus dem folgenden so wohl, als aus der ganzen Schrift, daß er weit entfernt ist, selbige für schlecht zu halten. Um etwas Griechisches drucken zu lassen, sagt er ferner, habe er, weil er nebst der Theologie der Arzney-

führen mit vielen Schwürigkeiten verbundene Wissenschaft, wie die Chymie ist, durch unsere dunkle und unförmliche Erklärungen noch dunkler machen? So unverständlich wir auch sind, so müssen wir doch dem Hrn. D. beypflichten, da dessen Erklärung die einfachste, die einleuchtenste und der Natur gemässeste ist. Jedoch wir kehren uns von unserer Digreßion zurük, wozu uns der 12. §. dieser Abhandlung Gelegenheit gegeben, und wenden uns zur zweyten Abhandlung, wo §. 11. der Hr. D. verschiedene Stein- und Erdarten auf nemliche Art mittelst der Vitriolsäure untersucht und gefunden hat, daß der Nierenstein (Lapis Nephriticus) §. 3. der Spekstein §. 4. der Amianth §. 5. der Talc §. 6. diejenige grüngelbe Erde so sich zu Cosemiz in Schlesien, wo der Amiant liegt, findet §. 8. allesamt etwas von der sogenannten Bittererde geliefert, von einen mehr von andern weniger, besonders was den Talc betrift, da von einer Unze sich nur 35 Gran aufgelöset haben. Indessen zeiget dieses doch daß der Talc nicht eben ganz unauflößlich ist, ja wir versprechen selbst, denen Liebhabern der Chymie, künftig die Zergliederung dieses recht eigensinnigen Minerals, wovon wir nur so viel zum voraus sagen können, daß wir die Meynungen und die Versuche des Herrn D. bestätigen werden. In dem ruß. Frauenglas und dem sogenannten Wasserbley (Plumbago) §. 7. aber haben Hr. D. von dieser Erde nichts entdecken können, welches unsere Meynung, die wir vom Frauenglas haben, daß es nemlich unter die thonartigen Steine gehört, bestärkt. Zu Ende des 9. §. beschuldiget sich der Hr. D. eines Fehlers, den er in den ersten Theil seiner Schrif-

ten

ten pag. 209. begangen haben soll. Er sagt nemlich daselbst „er hätte aus dem weissen Bolus keinen Alaun „erhalten, nach der Zeit aber hat er aus einer andern „Art dieses Bolus einen würklichen Alaun erlanget.„ Da wir aber wissen daß unter diesen Namen verschiedene Erdarten vorkommen, es auch unter den Thonerden, fettig anzufühlende Erden giebt, so ist dieser Vorfall eigentlich kein Fehler, sondern er zeigt von der Genauigkeit seiner Versuche. Indessen sehn wir auch daß er die Wahrheitsliebe aufs höchste treibt und der Hr. von Beausobre ganz recht hat, wenn er seine Bescheidenheit, eine unglaubliche Bescheidenheit nennet. S. 20. In der dritten Abhandlung untersucht der Hr. D. die Mutterlauge des Kochsalzes, als worin diese bittre Erde ebenfals enthalten ist, wie solches aus dem ersten Theil seiner chymischen Schriften pag. 183, 184. 185. erhellet. Mutterlauge ist diejenige, letzte Flüßigkeit des gemeinen Salzes, woraus nichts mehr in Salzcristallen anschießt, sich schwer an der Luft trocknen läßt und bey allen Salzsiedereyen angetroffen wird. Viele halten diese Lauge mit der Mutterlauge des Salpeters für einerley, daß es nemlich eine in den Säuren aufgelöste Kalcherde sey; ob dieses nun wohl bey der Mutterlauge des Salpeters seine Richtigkeit hat, so trift es doch bey der Muttersohle des gemeinen Salzes nicht ein, sondern diese in der Salzsäure enthaltene Erde, ist von der Kalcherde ganz verschieden. Der Hr. D. hat dieselbe sowohl durch den Niederschlag mit fixen und flüchtigen Laugensalzen, als auch durch die Destillation geschieden. Merkwürdig ist hier die Beobachtung des Hrn. D. da er angemerkt, daß die Lau-

gensalze und am mehresten das flüchtige, vieles von dieser Erde beym Niederschlagen wieder auflösen, weswegen dieser Versuch sehr vorsichtig angestellt werden muß. Diese neue Auflösung verdienet einer weitern Untersuchung, wie solches auch zu Ende des 6. §. erinnert wird. S. 25. In den 7. §. wird noch angemerkt, daß man bey dem Niederschlag dieser Erde durch das flüchtige Laugensalz in dem oben stehenden Liquo einen vollkommnen Salmiac auf eine leichte Art erhält, welches zu einer Salmiacfabrique Gelegenheit geben könnte. S. 27. Im 9. §. hat der Hr. D. die Erde aus der Mutterlauge mittelst der Destillation geschieden, bey diesen Versuch hat sich noch wirkliches gemeines Salz gezeigt, welches, nachdem die Feuchtigkeit mehrentheils abgezogen, in schönen Crystallen angeschossen. Er hat hierauf die übrige Flüßigkeit abgegossen, solche in der Destilation zur Trokne gebracht und zuletzt im ofnen Feuer ausgeglühet, da er dann durchs Schlemmen und Aussüßen eben eine solche Erde erhalten, S. 29. welche derjenigen durch den Niederschlag, in allen gleich gewesen, nur daß sie nicht so zart und weis ausgesehen. S. 32. Nachdem der Herr Direktor in den vorhergehenden Abhandlungen gezeigt, auf was Art und aus welchen Körpern die Bittererde zu erhalten; so untersucht er in der vierten Abhandlung diese Erde selbst, und vergleicht sie mit andern bekannten Erden. Er hält sie zwar für eine alcalische Erde, das ist, für eine Erde die mit den Säuren aufbrauset. Sie unterscheidet sich aber sehr, sowohl von der Kalch- als Alaunerde, welche beyde leztern zwar mit den Säuren aufbrausen, dagegen aber

die Vitriolsäure mit der Kalcherde einen Selenit und mit der zweyten einen Alaun giebt, da diese Bittererde mit eben der Säure ein sehr auflösliches Salz darstellet, S. 33. welches in allen Stücken den purgirenden so genannten bittern Brunnensalzen, als den Englischen, Seidlitzer rc. vollkommen ähnlich ist. Dieser Unterscheid von andern Erden könnte statt aller dienen; dem ohnerachtet hat der Hr. D. diese Erde so wohl mit der Salpeter- als Salzsäure aufzulösen versucht und hat mit lezteres eine vollkommne Muttersohle, S. 34. mit der Salpetersäure aber länglichte Salzcrystallen erhalten, welches Salz in der Auflösung mit Wasser dieses besondere zeigt, daß das Papier, wenn es mit dieser Auflösung getränkt und getrocknet wird, sodann im Verbrennen eine grüne Flamme giebt. Beyde Säuren, sowohl die Salpeter- als Kochsalzsäure, lassen sich von dieser Erde durch die Destilation trennen, welches bey der Kalcherde nicht geschiehet. S. 35. Mit der starken Eßigsäure giebt diese Erde keine Crystallen, sondern verdikt sich zu einer Gummiartigen Masse. Mit der Ameisen und Phosphorussäure, ist diese Erde gleichfalls aufgelößt worden, und hat sich dadurch wiederum von der Kalcherde unterschieden. S. 38. Das flüchtige Salz des Salmiacs wird von dieser Erde loß gemacht, jedoch auf eine ganz andere Art wie mit der Kalcherde, weil die Säure des gemeinen Salzes, diese Erde wiederum verläßt und sich mit den loßgemachten flüchtigen Laugensalze aufs neue verbindet. S. 39. Diese Erde, wenn sie stark geglüht wird, giebt mit Wasser keine Erhitzung, vielweniger ein sogenanntes Kalchwasser, es macht auch die fixen Laugensalze

nicht

nicht ätzend; und so hat der Hr. D. diese Erde annoch mit Schwefel, mit Salzen, mit Metallen und metallischen Kalchen und andern Erden im Feuer versucht und sie gänzlich von allen bisher bekannten alkalischen Erden unterschieden befunden.

§. 49. Die 5te Abhandlung ist ihrer Neuigkeit wegen fast eine der vorzüglichsten in diesem 2ten Theil, weil dadurch in der Chymie eine neue Wahrheit entdeckt wird, davon bis dato alle Chymici das Gegentheil behauptet haben. Es betrift die Darstellung des fixen Laugensalzes aus dem Weinstein vermittelst der Säuren ohne Glühfeuer. Bereits im ersten Theil seiner chymischen Schriften pag. 186. hat derselbe eines Versuchs gedacht, wie man vermittelst der Kreide und der Salpetersäure ohne Feuer aus dem Weinstein, einen vollkommenen Salpeter erhalten könne. Es sind ihm diesertwegen einige Zweifel gemacht worden, weswegen er die Sache aufs neue vorgenommen. Zu der Zeit glaubte der Hr. D. durch seinen Versuch weiter nichts zu erweisen, als daß auch ohne Glühfeuer ein fixes Laugensalz hervorgebracht werden könne; allein solche angenehme Vorfälle erlebt man in der Chymie öfters, eine richtige und festgesezte Wahrheit erzeugt mehrentheils eine neue, und gerade so gieng es auch hier. §. 56. Er wiederhohlte zuerst den oben angeführten Versuch, er lösete 2. Pfund Weinstein in genugsamen Wasser auf, sättigte diese Auflösung mit Kreide, die Lauge hievon vermischte er mit der Salpetersäure, da denn der übrige Weinstein zu Boden fiel. Die überstehende Flüßigkeit gab nach dem Abdünsten einen vollkommenen Salpeter, welcher zu seiner Basi allezeit ein Laugen-

s zum Grunde haben muß. Woher entstand
allhier das Laugensalz? hatte es sich etwa, nach
ten Erklärung, oder den sauer-salzig-öhlichten Theil
s Weinsteins und erdigten der Kreide erzeugt?
weges! sondern die Kreide hat hier die Würkung
euers verrichtet, das ist, sie hatte das Laugen-
on seinen öhlicht und sauren Theilen geschieden.
ästens brachten diese Versuche den Hrn. Du auf
edanken, er glaubte nemlich nach dem 12. §,
s Laugensalz wirklich im Weinstein vorhanden,
ßen es die Säuren scheiden. Zu dem Ende goß
rohen Weinstein unmittelbar die Salpetersäure
ellte es in gelinder Wärme: der Weinstein lösete
er weit leichter auf, und es schossen kurz darauf,
Crystallen, oder eigentlich ein vollkommner Sal-
an, welcher Versuch S. 58. und 59. öfters und
veränderten Umständen wiederholet, und allezeit
befunden worden. Doch nicht allein die Säure
alpeters sondern auch die Vitriol- und Kochsalz-
S. 61. §. 16. 17. und 18. haben diese Schei-
auf eine nur etwas veränderte Art bewürkt, und
il solche Mittelsalze aus den Weinstein hervorge-
, welche diese Säuren mittelst eines Laugensalzes
zubringen pflegen. S. 63. Das Sauerklee-
welches eine Art des Weinsteins, jedoch in eini-
Umständen würklich von denselben unterschieden,
ib mit der Salpetersäure nach obiger Art verfah-
inen vollkommnen Salpeter. Da nun die un-
ebnen Säuren, sowohl als die unterschiednen Erd-
nemlich die Kalch- und auch sogar die Bitter-
§. 4, aus den Weinstein so wie aus dem Sauer-
klee.

Meersalze auf gleiche Art das Laugensalz scheiden, und selbst beyde vorgedachte Erden einerley Würkung hierin äussern, da sie doch übrigens so sehr verschieden sind, so bleibt uns hier kein Zweifel übrig zu glauben, daß das Laugensalz bereits vollkommen im Weinstein enthalten, und daß es nur daraus geschieden, keineswegs aber mittelst des Feuers erzeuget werde. S. 64. Doch nicht allein aus dem Weinstein, sondern auch aus dem Büchenholze hat der Hr. D. mit der Salpetersäure, jedoch unter gehörigen Handgriffen so im 20. §. deutlich angeführet werden, einen vollkommnen Salpeter bereitet, mithin aus demselben ein Laugensalz erhalten. Was aber dem Hr. D. die Präexistenz des Laugensalzes in den Pflanzen noch mehr vergewissert, ist die Untersuchung derjenigen Mittelsalze, so man S. 65. in den Säften vieler Pflanzen findet. Bereits Boulduc in seinen Versuchen von der Auflösung der Pflanzen, hat dieser Salze gedacht. Man findet nemlich in dem römischen Fenchel und vorzüglich im Borragenkraute, S. 67. eine Menge langspießigten Salpeter, einen vitriolisirten Weinstein und viel gemein Salz; allein, kein gemeines Küchensalz, sondern ein sogenanntes Digestivsalz, welches so wie beyde vorbenannte Mittelsalze, kein mineralisches sondern ein vegetabilisches Laugensalz zur Basi hat, wie solches auch im 21. §. mit unumstößlichen Gründen bewiesen wird. Woher sollten hier die Säfte das Laugensalz nehmen, wenn es nicht zuvor in den Pflanzen erzeuget würde und vollkommen darinn enthalten wäre. S. 68. Jedoch nicht hierdurch allein beweiset der Hr. D. daß in den Pflanzen das Laugensalz präexistire, sondern da wir Men-

schen

hen auch viele Thiere, unsere größte Nahrung aus em Pflanzenreiche hernehmen, so brachte dieses den- elben auf die Gedanken, auch dasjenige gemeine Salz, velches man häufig in dem Urin der Menschen findet, u untersuchen, da er denn nach den 23ten §. gefun- en, daß dieses ebenfalls ein Laugensalz aus dem Pflan- enreiche zum Grunde hatte. Selbst der Urin der Kühe lieferte ein Salz, das ersteren vollkommen gleich, nithin gleichfalls ein so genanntes Digestivsalz, war. zu Ende dieser Abhandlung verspricht uns der Hr. D. och eine eben so wichtige Entdeckung, nemlich die Präexistenz des flüchtigen Laugensalzes in dem Thier- eiche, welcher wir denn mit großen Verlangen ent- egen sehen.

In der 6ten Abhandlung macht der Hr. D. den Versuch, einen wahren Zucker aus verschiedenen Pflanzen, die in unsern Ländern wachsen, zu ziehen. Da diese Abhandlung der gelehrten Welt, bereits seit nger Zeit bekannt ist, so wollen wir hier nur so viel nführen, daß er sich hauptsächlich der Zuckerwurzel, s weisen und rothen Mangolds oder der weisen und then Rüben bedient, und aus den weisen Rüben n mehresten Zucker erhalten hat. S. 72. Bey dieser elegenheit zeigt er noch, daß der Zucker aus diesen Wurzeln, nicht allein nach der gewöhnlichen Art, durchs uspressen, Abschäumen und Einkochen; sondern auch rmittelst des allerstärksten Weingeistes, und einer linden Digestion erhalten werden könne, und auf letz- te Art hat ein halb Pfund getroknete weiße Mangold, 1 Loth reinen Zucker, ein halb Pfund getroknete ackerwurzeln 3 Quentgen, und ein halb Pfund getrok- nete

leere Bücher in dieser Wissenschaft erhalten, und viele Systemschreiber würden, da doch einmal Systeme geschrieben werden sollen, nicht so viel unrichtiges in denselben vorbringen.

Wir finden in diesem zweyten Theil 14. Abhandlungen, wobey noch zulezt ein Schreiben des Hrn. Hofr. Modells angehängt ist, welches eine Vertheydigung des Hrn. D. gegen Herrn D. Buchholz in Weimar, betrift.

Die erste Abhandlung ist ein Beweis daß der sächsische Serpentinstein nicht zu denen thonartigen Steinen gehöret. Hr. Pott rechnet diesen Stein zu den thonartigen; Hr. Cramer, Wallerius und Gellert zu denen Topf- und Specksteinen, und Brömel unter die Gips- und kalkartigen. Der Hr. D. durch so verschiedene Meynungen angetrieben, versuchte diesen Stein durch die Vitriolsäure aufzulösen, und fand S. 4. daß sich die Hälfte des Gewichts dieses Steins auflösen ließ. Da eine fast ähnliche Auflösung bey den Thonerden geschieht, so versuchte er die erhaltene Auflösung auf Alaun zu probiren, es zeigte sich aber kein Alaun, sondern statt dessen ein langspießigtes Salz, welches zwar noch mit vielen Eisentheilen, die die Vitriolsäure zugleich aus den Serpentinsteine mit aufgelößt hatte, vermischt war, das aber nach gehöriger Reinigung mit den Bittersalzen, wie das sogenannte Englische und Seidlitzersalz, vollkommen übereinkam. S. 6. Doch nicht allein die Vitriolsäure, sondern auch, nach den 10. §., die Säure des Salpeters und des gemeinen Salzes lösen vieles von den Serpentinstein auf, S. 8. und zwar eben diejenige zarte Erde, die

mit

nit der Vitriolsäure das Englische- und Seidlitzersalz ausmacht und in der vierten Abhandlung näher beschrieben wird. Die bey der Auflösung des Serpentinsteins mit der Vitriolsäure zurük gebliebene Erde, war eine Kieselerde; indem 2 Theile dieser Erde mit ein Theil Weinsteinsalz, nach gehöriger Bearbeitung ein vollkommnes sehr hartes Glas gegeben, welches aber wegen denen noch dabey befindlichen Eisentheilen etwas grün gefärbt wurde. Diese Zergliederung des Serpentinsteins, zeigt uns ganz deutlich die Bestandtheile desselben; nemlich, eine kieselige Erde, zweytens eine besondere alcalische Erde und viele Eisentheile. Sie scheint uns eben so einleuchtend als die Zerlegung der Thonerde in des Hrn. D. ersten Theil chymischer Schriften pag. 204. seqq.

Es fallen uns hier gar keine Zweifel bey, um so mehr aber haben wir uns zu der Zeit gewundert, daß ein gewisser Chymicus, gegen die Zerlegung des Thons, welche fast auf die nemliche Art wie der Serpentinstein geschehen, so wunderbare Zweifel machte, und die Erzeugung des Alauns aus der Thonerde vermittelst der Vitriolsäure nicht als eine einfache Scheidung ansehen wollte, sondern glaubte „daß durch die Action des innern Feuerwesens der Vitriolsäure und des äussern Feuerwesens in der Destillation hier theils in der Destruktion der Vitriolsäure und der Combination seiner Theile mit den diversen Thontheilgen eine neue Mischung, Accretion und Generation vorgehe rc. :„ Dieses sind desselben eigene Worte. Allein wollen wir uns denn mit Fleiß Schwürigkeiten machen, wo keine sind? und wollen wir denn durchaus, eine an sich

schon mit vielen Schwierigkeiten verbundene Wissen-
schaft wie die Chymie ist, durch unsere dunkle und un-
faßliche Erklärungen noch dunkler machen? So un-
partheyisch wir auch sind, so müssen wir doch dem Hrn.
D. beypflichten, da dessen Erklärung die einfachste,
die einleuchtenste und der Natur gemäßeste ist. Je-
doch wir kehren uns von unserer Digreßion zurück, wo-
zu uns der 12. §. dieser Abhandlung Gelegenheit ge-
geben, und wenden uns zur zweyten Abhandlung, da
§. 11. der Hr. D. verschiedene Stein- und Erdarten
auf nemliche Art mittelst der Vitriolsäure untersucht
und gefunden hat, daß der Nierenstein (Lapis Ne-
phriticus) §. 3. der Speckstein §. 4. der Amiant
§. 5. der Talc §. 6. diejenige grüngelbe Erde so sich
zu Cosemiz in Schlesien, wo der Amiant liegt, findet
§. 8. allesamt etwas von der sogenannten Bittererde
geliefert, von einen mehr von andern wenigen, beson-
ders was den Talc betrift, da von einer Unze sich nur
35 Gran aufgelöset haben. Indessen zeiget dieses doch
daß der Talc nicht eben ganz unauflöslich ist, ja wir
versprechen selbst, denen Liebhabern der Chymie, künf-
tig die Zergliederung dieses recht eigensinnigen Mine-
rals, wovon wir nur so viel zum voraus sagen können,
daß wir die Meynungen und die Versuche des Herrn
D. bestätigen werden. In dem russ. Frauenglas und
dem sogenannten Wasserbley (Plumbago) §. 7. aber ha-
ben Hr. D. von dieser Erde nichts entdecken können, wel-
ches unsere Meynung, die wir vom Frauenglas haben,
daß es nemlich unter die thonartigen Steine gehöret,
bestärkt. Zu Ende des 9. §. beschuldiget sich der Hr.
D. eines Fehlers, den er in den ersten Theil seiner Schrif-
ten

ten pag. 209. begangen haben soll. Er sagt nemlich daselbst „er hätte aus dem weissen Bolus keinen Alaun „erhalten, nach der Zeit aber hat er aus einer andern „Art dieses Bolus einen würklichen Alaun erlanget.„ Da wir aber wissen daß unter diesen Namen verschiedene Erdarten vorkommen, es auch unter den Thonerden, fettig anzufühlende Erden giebt, so ist dieser Vorfall eigentlich kein Fehler, sondern er zeigt von der Genauigkeit seiner Versuche. Indessen sehn wir auch daß er die Wahrheitsliebe aufs höchste treibt und der Hr. von Beausobre ganz recht hat, wenn er seine Bescheidenheit, eine unglaubliche Bescheidenheit nennet. S. 20. In der dritten Abhandlung untersucht der Hr. D. die Mutterlauge des Kochsalzes, als worin diese bittre Erde ebenfals enthalten ist, wie solches aus dem ersten Theil seiner chymischen Schriften pag. 183, 184. 185. erhellet. Mutterlauge ist diejenige letzte Flüßigkeit des gemeinen Salzes, woraus nichts mehr in Salzcristallen anschießt, sich schwer an der Luft trocknen läßt und bey allen Salzsiedereyen angetroffen wird. Viele halten diese Lauge mit der Mutterlauge des Salpeters für einerley, daß es nemlich eine in den Säuren aufgelößte Kalcherde sey; ob dieses nun wohl bey der Mutterlauge des Salpeters seine Richtigkeit hat, so trift es doch bey der Muttersohle des gemeinen Salzes nicht ein, sondern diese in der Salzsäure enthaltene Erde, ist von der Kalcherde ganz verschieden. Der Hr. D. hat dieselbe sowohl durch den Niederschlag mit firen und flüchtigen Laugensalzen, als auch durch die Destillation geschieden. Merkwürdig ist hier die Beobachtung des Hrn. D. da er angemerkt, daß die Lau-

gensalze und am mehresten das flüchtige, vieles von dieser Erde beym Niederschlagen wieder auflösen, weswegen dieser Versuch sehr vorsichtig angestellt werden muß. Diese neue Auflösung verdienet einer weitern Untersuchung, wie solches auch zu Ende des 6. §. erinnert wird. S. 25. In den 7. §. wird noch angemerkt, daß man bey dem Niederschlag dieser Erde durch das flüchtige Laugensalz in dem oben stehenden Liquido einen vollkommnen Salmiac auf eine leichte Art erhält, welches zu einer Salmiacfabrique Gelegenheit geben könnte. S. 27. Im 9. §. hat der Hr. D. die Erde aus der Mutterlauge mittelst der Destillation geschieden, bey diesen Versuch hat sich noch wirkliches gemeines Salz gezeigt, welches, nachdem die Feuchtigkeit mehrentheils abgezogen, in schönen Crystallen angeschossen. Er hat hierauf die übrige Flüßigkeit abgegossen, solche in der Destilation zur Trokne gebracht und zulezt im ofnen Feuer ausgeglühet, da er dann durchs Schlemmen und Aussüßen eben eine solche Erde erhalten, S. 29. welche derjenigen durch den Niederschlag, in allen gleich gewesen, nur daß sie nicht so zart und weiß ausgesehen. S. 32. Nachdem der Herr Direktor in den vorhergehenden Abhandlungen gezeigt, auf was Art und aus welchen Körpern die Bittererde zu erhalten; so untersucht er in der vierten Abhandlung diese Erde selbst, und vergleicht sie mit andern bekannten Erden. Er hält sie zwar für eine alcalische Erde, das ist, für eine Erde die mit den Säuren aufbrauset. Sie unterscheidet sich aber sehr, sowohl von der Kalch- als Alaunerde, welche beyde leztern zwar mit den Säuren aufbrausen, dagegen aber

die

ie Vitriolsäure mit der Kalcherde einen Selenit und
nit der zweyten einen Alaun giebt, da diese Bittere-
e mit eben der Säure ein sehr auflösliches Salz dar-
tellet, S. 33. welches in allen Stücken den purgiren-
en so genannten bittern Brunnensalzen, als den Eng-
ischen, Seidlitzer rc. vollkommen ähnlich ist. Dieser
Unterscheid von andern Erden könnte statt aller dienen;
em ohnerachtet hat der Hr. D. diese Erde so wohl mit
er Salpeter- als Salzsäure aufzulösen versucht und
hat mit lezteres eine vollkommne Mutterlauge; S. 34.
nit der Salpetersäure aber länglichte Salzcrystallen
rhalten, welches Salz in der Auflösung mit Wasser
dieses besondere zeigt, daß das Papier, wenn es mit
dieser Auflösung getränkt und getrocknet wird, sodann
m Verbrennen eine grüne Flamme giebt. Beyde
Säuren, sowohl die Salpeter- als Kochsalzsäure, lassen
sich von dieser Erde durch die Destilation trennen, wel-
ches bey der Kalcherde nicht geschiehet. S. 35. Mit
der starken Eßigsäure giebt diese Erde keine Crystallen,
sondern verdikt sich zu einer Gummiartigen Massa.
Mit der Ameisen und Phosphorussäure, ist diese Erde
gleichfalls aufgelößt worden, und hat sich dadurch wie-
derum von der Kalcherde unterschieden. S. 38. Das
flüchtige Salz des Salmiacs wird von dieser Erde loß
gemacht, jedoch auf eine ganz andere Art wie mit
der Kalcherde, weil die Säure des gemeinen Salzes,
diese Erde wiederum verläßt und sich mit den loßge-
machten flüchtigen Laugensalze aufs neue verbindet.
S. 39. Diese Erde, wenn sie stark geglüht wird, giebt
mit Wasser keine Erhitzung, vielweniger ein sogenann-
tes Kalchwasser, es macht auch die fixen Laugensalze

nicht

nicht ätzend; und so hat der Hr. D. diese Erde annoch mit Schwefel, mit Salzen, mit Metallen und metallischen Kalchen und andern Erden im Feuer versucht und sie gänzlich von allen bisher bekannten alkalischen Erden unterschieden befunden.

§. 49. Die 5te Abhandlung ist ihrer Neuigkeit wegen fast eine der vorzüglichsten in diesem 2ten Theil, weil dadurch in der Chymie eine neue Wahrheit entdekt wird, davon bis dato alle Chymici das Gegentheil behauptet haben. Es betrift die Darstellung des fixen laugensalzes aus dem Weinstein vermittelst der Säuren ohne Glühfeuer. Bereits im ersten Theil seiner chymischen Schriften pag. 186. hat derselbe eines Versuchs gedacht, wie man vermittelst der Kreide und der Salpetersäure ohne Feuer aus dem Weinstein, einen vollkommnen Salpeter erhalten könne. Es sind ihm diesertwegen einige Zweifel gemacht worden, weswegen er die Sache aufs neue vorgenommen. Zu der Zeit glaubte der Hr. D. durch seinen Versuch weiter nichts zu erweisen, als daß auch ohne Glühfeuer ein fixes laugensalz hervorgebracht werden könnte; allein solche angenehme Vorfälle erlebt man in der Chymie öfters, eine richtige und festgesezte Wahrheit erzeugt mehrentheils eine neue, und gerade so gieng es auch hier. S. 56. Er wiederhohlte zuerst den oben angeführten Versuch, er lösete 2. Pfund Weinstein in genugsamen Wasser auf, sättigte diese Auflösung mit Kreide, die lauge hievon vermischte er mit der Salpetersäure, da denn der übrige Weinstein zu Boden fiel. Die überstehende Flüßigkeit gab nach dem Abdünsten einen vollkommnen Salpeter, welcher zu seiner Basi allezeit ein laugen-

ensalz zum Grunde haben muß. Woher entstand der allhier das Laugensalz? hatte es sich etwa, nach er alten Erklärung, aus den sauer-salzig-öllichten Theiln des Weinsteins und erdigten der Kreide erzeugt? eineswegs! sondern die Kreide hat hier die Würkung es Feuers verrichtet, das ist, sie hatte das Laugensalz von seinen öllicht und sauren Theilen geschieden. Wenigstens brachten diese Versuche den Hrn. Du auf ie Gedanken, er glaubte nemlich nach dem 12. §. t das Laugensalz wirklich im Weinstein vorhanden, so müssen es die Säuren scheiden. Zu dem Ende goß r auf rohen Weinstein unmittelbar die Salpetersäure nd stellte es in gelinder Wärme; der Weinstein lösete ch hier weit leichter auf, und es schossen kurz darauf, ange Crystallen, oder eigentlich ein vollkommner Salpeter an, welcher Versuch S. 58. und 59. öfters und nter veränderten Umständen wiederholet, und allezeit leich befunden worden. Doch nicht allein die Säure es Salpeters sondern auch die Vitriol- und Kochsalzsäure S. 61. §. 16, 17. und 18. haben diese Scheidung auf eine nur etwas veränderte Art bewürkt, und llemal, solche Mittelsalze aus den Weinstein hervorgeracht, welche diese Säuren mittelst eines Laugensalzes ervorzubringen pflegen. S. 63. Das Sauerkleesalz, welches eine Art des Weinsteins, jedoch in einien Umständen würklich von denselben unterschieden st, gab mit der Salpetersäure nach obiger Art verfahren, einen vollkommnen Salpeter. Da nun die unterschiednen Säuren, sowohl als die unterschiednen Erdarten, nemlich die Kalch- und auch sogar die Bittererde. §. 4, aus den Weinstein so wie aus dem Sauer-

klee-

Neutralsalze auf gleiche Art das Laugensalz scheiden, und selbst beyde vorgedachte Erden einerley Würkung hierin äussern, da sie doch übrigens so sehr verschieden sind, so bleibt uns hier kein Zweifel übrig zu glauben, daß das Laugensalz bereits vollkommen im Weinstein enthalten, und daß es nur daraus geschieden, keinesweges aber mittelst des Feuers erzeuget werde. S. 64. Doch nicht allein aus dem Weinstein, sondern auch aus dem Büchenholze hat der Hr. D. mit der Salpetersäure, jedoch unter gehörigen Handgriffen so im 20. §. deutlich angeführet werden, einen vollkommenen Salpeter bereitet, mithin aus demselben ein Laugensalz erhalten. Was aber dem Hr. D. die Präexistenz des Laugensalzes in den Pflanzen noch mehr vergewissert, ist die Untersuchung derjenigen Mittelsalze, so man S. 65. in den Säften vieler Pflanzen findet. Bereits Bourdelin in seinen Versuchen von der Auflösung der Pflanzen, hat dieser Salze gedacht. Man findet nemlich in dem römischen Fenchel und vorzüglich im Borragenkraute, S. 67. eine Menge langspießigten Salpeter, einen vitriolisirten Weinstein und viel gemein Salz; allein, kein gemeines Küchensalz, sondern ein sogenanntes Digestivsalz, welches so wie beyde vorbenannte Mittelsalze, kein mineralisches sondern ein vegetabilisches Laugensalz zur Basi hat, wie solches auch im 21. §. mit unumstößlichen Gründen bewiesen wird. Woher sollten hier die Säfte das Laugensalz nehmen, wenn es nicht zuvor in den Pflanzen erzeuget würde und vollkommen darinn enthalten wäre. S. 68. Jedoch nicht hierdurch allein beweiset der Hr. D. daß in den Pflanzen das Laugensalz präexistire, sondern da wir Men-

schen

chen auch viele Thiere, unsere größte Nahrung aus dem Pflanzenreiche hernehmen, so brachte dieses denselben auf die Gedanken, auch dasjenige gemeine Salz, welches man häufig in dem Urin der Menschen findet, zu untersuchen, da er denn nach den 23ten §. gefunden, daß dieses ebenfalls ein Laugensalz aus den Pflanzenreiche zum Grunde hatte. Selbst der Urin der Kühe lieferte ein Salz, das ersteren vollkommen gleich, mithin gleichfalls ein so genanntes Digestivsalz, war. Zu Ende dieser Abhandlung verspricht uns der Hr. D. noch eine eben so wichtige Entdeckung, nemlich die Praexistenz des flüchtigen Laugensalzes in dem Thierreiche, welcher wir denn mit großen Verlangen entgegen sehen.

In der 6ten Abhandlung macht der Hr. D. den Versuch, einen wahren Zucker aus verschiedenen Pflanzen, die in unsern Ländern wachsen, zu ziehen. Da diese Abhandlung der gelehrten Welt, bereits seit langer Zeit bekannt ist, so wollen wir hier nur so viel anführen, daß er sich hauptsächlich der Zuckerwurzel, des weisen und rothen Mangolds oder der weisen und rothen Rüben bedient, und aus den weisen Rüben den mehresten Zucker erhalten hat. S. 72. Bey dieser Gelegenheit zeigt er noch, daß der Zucker aus diesen Wurzeln, nicht allein nach der gewöhnlichen Art, durchs Auspressen, Abschäumen und Einkochen; sondern auch vermittelst des allerstärksten Weingeistes, und einer gelinden Digestion erhalten werden könne, und auf leztere Art hat ein halb Pfund getroknete weiße Mangold, ein Loth reinen Zucker, ein halb Pfund getroknete Zuckerwurzeln 3 Quentgen, und ein halb Pfund getrok-

nete

nete rothe Rüben 2½ Quentgen reinen Zucker gegeben. Hierauf beschreibt er bis zu Ende des 16. §. die Art und Weise den Zucker aus diesen Wurzeln durch das Auspressen und Einkochen zu bereiten. S. 82. Merkwürdig ist es nach den 18. §. daß das Kraut dieser drey Wurzeln keinen Zucker sondern vielmehr einen Weinstein geliefert. Da der Hr. D. diesen Versuch im Sommer vorgenommen, den Zucker aber aus den im November aus der Erde genommenen Wurzeln zu bereiten, anrathet; so glauben wir fast, daß die Wurzeln, wenn das Kraut in voller Blüte steht, ebenfalls keinen Zucker geben möchten, und daß die längere Digestion und Bearbeitung der Säfte in diesen Pflanzen erst gegen den Herbst einen Zucker hervorbringen. S. 85. Die gelben Möhren haben keinen Zucker, sondern vielmehr eine Art Honig gegeben. Die Pastinacwurzel hat mittelst des Weingeistes etwas wenigen festen Zucker, der große Kürbis aber, wie auch die in den Apotheken gebräuchliche gros und kleine Graswurzel, haben §. 21. einen süssen Saft aber keinen festen Zucker gegeben. Der Saft aus der Blüte der großen americanischen Aloe gab häufig Zucker; dagegen der Birkensaft mehr eine Art Manna gegeben. Für einen Naturforscher ist diese Abhandlung von Wichtigkeit. Wir sehen daraus die nahe Verwandschaft des Zuckers, Honigs, der Manna und dergleichen süssen Materien des Pflanzenreichs. Wie wenig kostet es doch der Natur, durch eine etwas veränderte Proportion eben derselben Grundtheile, so verschiedene Körper hervorzubringen! S. 87. Die 7te und 8te Abhandlung sind der Untersuchung des Zinns gewidmet. Der Hr.

D.

D. zeiget darin, daß die leichte Auflösung dieses Metalls in der Pflanzensäure und des in demselben befindlichen Arsenics zur Gnüge beweisen, daß es eben nicht das unschädlichste Metall zur Verfertigung vieler Küchengefäße sey. S. 88. Zu seinen Versuchen hat er so genanntes Probezinn, oder anderes durch Kupfer, Wißmuth oder dergleichen gekünsteltes, — sodann das aus Malacca, das böhmische, das englische und verglasurtes Zinn genommen. Alle vier Arten sind durch den Eßig, den Citronsaft und andere dergleichen säuerlichen Säfte angegriffen worden, S. 90. so daß 4. Loth Malaccisches Zinn durch öfteres Aufgießen von destillirten Eßig 3½ Quentgen von ihrem Gewichte verlohren. Nachdem der Hr. D. die Auflöslichkeit des Zinns, sogar des allerreinsten, welches er selbst aus den reinsten Zinngraupen geschmelzen, in den Pflanzensäuren vollkommen erwiesen, S. 95. so bezeuget er auch, daß in dem mehresten reinem Zinne ein Arsenic enthalten; zuvor aber sucht er im 12. und 13ten §. durch die Verbindung des Arsenicks mit einem sonst reinen Zinne zu zeigen, wie leicht derselbe sich mit diesem Metalle vereinigt, und da hat er gefunden, S. 97. daß 1 Loth Zinn, noch ein Loth Arsenic sogar beym heftigsten Feuer, in sich zu nehmen vermögend sind. „Diese Erfahrungen zeigen S. 98. „fährt der Hr. D. fort, „wie feste der Arsenic dem Zinne anhänge, und wie leicht „er bey der Schmelzung des Zinns aus seinen Erzen „an dieses Metall gerathen könne.„ S. 99. Vom 15. bis zum 21. §. zeigt er durch die Auflösung des feinen verglaurten Hüttenzinns den Arsenic in demselben. Da dieser Versuch aber mit aller Vorsicht angestellt wer-

schon mit vielen Schwürigkeiten verbundene Wissenschaft wie die Chymie ist, durch unsere dunkle und unfaßliche Erklärungen noch dunkler machen? So unpartheyisch wir auch sind, so müssen wir doch dem Hrn. D. beypflichten, da dessen Erklärung die einfachste, die einleuchtenste und der Natur gemäßeste ist. Jedoch wir kehren uns von unserer Digreßion zurük, wozu uns der 12. §. dieser Abhandlung Gelegenheit gegeben, und wenden uns zur zweyten Abhandlung, da §. 11. der Hr. D. verschiedene Stein- und Erdarten auf nemliche Art mittelst der Vitriolsäure untersucht und gefunden hat, daß der Nierenstein (Lapis Nephriticus) §. 3. der Spekstein §. 4. der Amiant §. 5. der Talc §. 6. diejenige grüngelbe Erde so sich zu Cosemiz in Schlesien, wo der Amiant liegt, findet §. 8. allesamt etwas von der sogenannten Bittererde geliefert, von einen mehr von andern weniger, besonders was den Talc betrift, da von einer Unze sich nur 35 Gran aufgelöset haben. Indessen zeiget dieses doch daß der Talc nicht eben ganz unauflößlich ist, ja wir versprechen selbst, denen Liebhabern der Chymie, künftig die Zergliederung dieses recht eigensinnigen Minerals, wovon wir nur so viel zum voraus sagen können, daß wir die Meynungen und die Versuche des Herrn D. bestätigen werden. In dem russ. Frauenglas und dem sogenannten Wasserbley (Plumbago) §. 7. aber haben Hr. D. von dieser Erde nichts entdecken können, welches unsere Meynung, die wir vom Frauenglas haben, daß es nemlich unter die thonartigen Steine gehöret, bestärkt. Zu Ende des 9. §. beschuldiget sich der Hr. D. eines Fehlers, den er in den ersten Theil seiner Schriften

ten pag. 209. begangen haben soll. Er sagt nemlich daselbst „er hätte aus dem weissen Bolus keinen Alaun „erhalten, nach der Zeit aber hat er aus einer andern „Art dieses Bolus einen würklichen Alaun erlanget.„ Da wir aber wissen daß unter diesen Namen verschiedene Erdarten vorkommen, es auch unter den Thonerden, fettig anzufühlende Erden giebt, so ist dieser Vorfall eigentlich kein Fehler, sondern er zeigt von der Genauigkeit seiner Versuche. Indessen sehn wir auch daß er die Wahrheitsliebe aufs höchste treibt und der Hr. von Beausobre ganz recht hat, wenn er seine Bescheidenheit, eine unglaubliche Bescheidenheit nennet. S. 20. In der dritten Abhandlung untersucht der Hr. D. die Mutterlauge des Kochsalzes, als worin diese bittre Erde ebenfals enthalten ist, wie solches aus dem ersten Theil seiner chymischen Schriften pag. 183. 184. 185. erhellet. Mutterlauge ist diejenige, letzte Flüßigkeit des gemeinen Salzes, woraus nichts mehr in Salzcristallen anschießt, sich schwer an der Luft troknen läßt und bey allen Salzsiedereyen angetroffen wird. Viele halten diese Lauge mit der Mutterlauge des Salpeters für einerley, daß es nemlich eine in den Säuren aufgelößte Kalcherde sey; ob dieses nun wohl bey der Mutterlauge des Salpeters seine Richtigkeit hat, so trift es doch bey der Muttersohle des gemeinen Salzes nicht ein, sondern diese in der Salzsäure enthaltene Erde, ist von der Kalcherde ganz verschieden. Der Hr. D. hat dieselbe sowohl durch den Niederschlag mit firen und flüchtigen Laugensalzen, als auch durch die Destillation geschieden. Merkwürdig ist hier die Beobachtung des Hrn. D. da er angemerkt, daß die Lau-

gensalze und am mehresten das flüchtige, vieles von dieser Erde beym Niederschlagen wieder auflösen, weswegen dieser Versuch sehr vorsichtig angestellt werden muß. Diese neue Auflösung verdienet einer weitern Untersuchung, wie solches auch zu Ende des 6. §. erinnert wird. S. 25. In den 7. §. wird noch angemerkt, daß man bey dem Niederschlag dieser Erde durch das flüchtige Laugensalz in dem oben stehenden Liquido einen vollkommnen Salmiac auf eine leichte Art erhält, welches zu einer Salmiacfabrique Gelegenheit geben könnte. S. 27. Im 9. §. hat der Hr. D. die Erde aus der Mutterlauge mittelst der Destillation geschieden, bey diesen Versuch hat sich noch wirkliches gemeines Salz gezeigt, welches, nachdem die Feuchtigkeit mehrentheils abgezogen, in schönen Crystallen angeschossen. Er hat hierauf die übrige Flüßigkeit abgegossen, solche in der Destilation zur Trokne gebracht und zulezt im ofnen Feuer ausgeglühet, da er dann durchs Schlemmen und Aussüßen eben eine solche Erde erhalten, S. 29. welche derjenigen durch den Niederschlag, in allen gleich gewesen, nur daß sie nicht so zart und weiß ausgesehen. S. 32. Nachdem der Herr Direktor in den vorhergehenden Abhandlungen gezeigt, auf was Art und aus welchen Körpern die Bittererde zu erhalten; so untersucht er in der vierten Abhandlung diese Erde selbst, und vergleicht sie mit andern bekannten Erden. Er hält sie zwar für eine alcalische Erde, das ist, für eine Erde die mit den Säuren aufbrauset. Sie unterscheidet sich aber sehr, sowohl von der Kalch- als Alaunerde, welche beyde leztern zwar mit den Säuren aufbrausen, dagegen aber

die

die Vitriolsäure mit der Kalcherde einen Selenit und mit der zweyten einen Alaun giebt, da diese Bittererde mit eben der Säure ein sehr auflösliches Salz darstellet, S. 33. welches in allen Stücken den purgirenden so genannten bittern Brunnensalzen, als den Englischen, Seidlitzer rc. vollkommen ähnlich ist. Dieser Unterscheid von andern Erden könnte statt aller dienen; dem ohnerachtet hat der Hr. D. diese Erde so wohl mit der Salpeter- als Salzsäure aufzulösen versucht und hat mit lezteres eine vollkommne Muttersohle, S. 34. mit der Salpetersäure aber länglichte Salzcrystallen erhalten, welches Salz in der Auflösung mit Wasser dieses besondere zeigt, daß das Papier, wenn es mit dieser Auflösung getränkt und getroknet wird, sodann im Verbrennen eine grüne Flamme giebt. Beyde Säuren, sowohl die Salpeter- als Kochsalzsäure, lassen sich von dieser Erde durch die Destilation trennen, welches bey der Kalcherde nicht geschiehet. S. 35. Mit der starken Eßigsäure giebt diese Erde keine Crystallen, sondern verdikt sich zu einer Gummiartigen Massa. Mit der Ameisen und Phosphorussäure, ist diese Erde gleichfalls aufgelößt worden, und hat sich dadurch wiederum von der Kalcherde unterschieden. S. 38. Das flüchtige Salz des Salmiacs wird von dieser Erde loß gemacht, jedoch auf eine ganz andere Art wie mit der Kalcherde, weil die Säure des gemeinen Salzes, diese Erde wiederum verläßt und sich mit den loßgemachten flüchtigen Laugensalze aufs neue verbindet. S. 39. Diese Erde, wenn sie stark geglüht wird, giebt mit Wasser keine Erhitzung, vielweniger ein sogenanntes Kalchwasser, es macht auch die fixen Laugensalze

nicht

nicht ätzend; und so hat der Hr. D. diese Erde annoch mit Schwefel, mit Salzen, mit Metallen und metallischen Kalchen und andern Erden im Feuer versucht und sie gänzlich von allen bisher bekannten alkalischen Erden unterschieden befunden.

§. 49. Die 5te Abhandlung ist ihrer Neuigkeit wegen fast eine der vorzüglichsten in diesem 2ten Theil, weil dadurch in der Chymie eine neue Wahrheit entdeckt wird, davon bis dato alle Chymici das Gegentheil behauptet haben. Es betrift die Darstellung des fixen laugensalzes aus dem Weinstein vermittelst der Säuren ohne Glühfeuer. Bereits im ersten Theil seiner chymischen Schriften pag. 186. hat derselbe eines Versuchs gedacht, wie man vermittelst der Kreide und der Salpetersäure ohne Feuer aus dem Weinstein, einen vollkommnen Salpeter erhalten könne. Es sind ihm dieserwegen einige Zweifel gemacht worden, weswegen er die Sache aufs neue vorgenommen. Zu der Zeit glaubte der Hr. D. durch seinen Versuch weiter nichts zu erweisen, als daß auch ohne Glühfeuer ein fixes laugensalz hervorgebracht werden könnte; allein solche angenehme Vorfälle erlebt man in der Chymie öfters, eine richtige und festgesezte Wahrheit erzeugt mehrentheils eine neue, und gerade so gieng es auch hier. §. 56. Er wiederhohlte zuerst den oben angeführten Versuch, er lösete 2. Pfund Weinstein in genugsamen Wasser auf, sättigte diese Auflösung mit Kreide, die Lauge hievon vermischte er mit der Salpetersäure, da denn der übrige Weinstein zu Boden fiel. Die überstehende Flüßigkeit gab nach dem Abdünsten einen vollkommnen Salpeter, welcher zu seiner Basi allezeit ein laugen-

ensalz zum Grunde haben muß. Woher entstand
der allhier das Laugensalz? hatte es sich etwa, nach
er alten Erklärung, von den sauer-salzig-öllichten Thei-
n des Weinsteins und erdigten der Kreide erzeugt?
eineswegs! sondern die Kreide hat hier die Würkung
es Feuers verrichtet, das ist, sie hatte das Laugen-
lz von seinen öllicht und sauren Theilen geschieden.
Wenigstens brachten diese Versuche den Hrn. Du auf
ie Gedanken, er glaubte nemlich nach dem 12. §.
t das Laugensalz wirklich im Weinstein vorhanden,
o müssen es die Säuren scheiden. Zu dem Ende goß
r auf rohen Weinstein unmittelbar die Salpetersäure
nd stellte es in gelinder Wärme: der Weinstein lösete
ch hier weit leichter auf, und es schossen kurz darauf,
nge Crystallen, oder eigentlich ein vollkommner Sal-
eter an, welcher Versuch S. 58. und 59. öfters und
nter veränderten Umständen wiederholet, und allezeit
leich befunden worden. Doch nicht allein die Säure
es Salpeters sondern auch die Vitriol- und Kochsalz-
äure S. 61. §. 16, 17. und 18. haben diese Schei-
ung auf eine nur etwas veränderte Art bewürkt, und
llemal solche Mittelsalze aus den Weinstein hervorge-
racht, welche diese Säuren mittelst eines Laugensalzes
ervorzubringen pflegen. S. 63. Das Sauerklee-
lz, welches eine Art des Weinsteins, jedoch in eini-
en Umständen würklich von denselben unterschieden
st, gab mit der Salpetersäure nach obiger Art verfah-
en, einen vollkommnen Salpeter. Da nun die un-
erschiednen Säuren, sowohl als die unterschiednen Erd-
rten, nemlich die Kalch- und auch sogar die Bitter-
rde. §. 4. aus den Weinstein so, wie aus dem Sauer-
klee-

Mittelsalze auf gleiche Art das Laugensalz scheiden, und selbst beyde vorgedachte Erden einerley Würkung hierin äussern, da sie doch übrigens so sehr verschieden sind, so bleibt uns hier kein Zweifel übrig zu glauben, daß das Laugensalz bereits vollkommen im Weinstein enthalten, und daß es nur daraus geschieden, keinesweges aber mittelst des Feuers erzeuget werde. S. 64. Doch nicht allein aus dem Weinstein, sondern auch aus dem Büchenholze hat der Hr. D. mit der Salpetersäure, jedoch unter gehörigen Handgriffen so im 20. §. deutlich angeführet werden, einen vollkommenen Salpeter bereitet, mithin aus demselben ein Laugensalz erhalten. Was aber dem Hr. D. die Präexistenz des Laugensalzes in den Pflanzen noch mehr vergewissert, ist die Untersuchung derjenigen Mittelsalze, so man S. 65. in den Säften vieler Pflanzen findet. Bereits Bourdue in seinen Versuchen von der Auflösung der Pflanzen, hat dieser Salze gedacht. Man findet nemlich in dem römischen Fenchel und vorzüglich im Borragenkraute, S. 67. eine Menge langspießigten Salpeter, einen vitriolisirten Weinstein und viel gemein Salz; allein, kein gemeines Küchensalz, sondern ein sogenanntes Digestivsalz, welches so wie beyde vorbenannte Mittelsalze, kein mineralisches sondern ein vegetabilisches Laugensalz zur Basi hat, wie solches auch im 21. §. mit unumstößlichen Gründen bewiesen wird. Woher sollten hier die Säfte das Laugensalz nehmen, wenn es nicht zuvor in den Pflanzen erzeuget würde und vollkommen darinn enthalten wäre. S. 68. Jedoch nicht hierdurch allein beweiset der Hr. D. daß in den Pflanzen das Laugensalz präexistire, sondern da wir Menschen

chen auch viele Thiere, unsere größte Nahrung aus
dem Pflanzenreiche hernehmen, so brachte dieses denselben auf die Gedanken, auch dasjenige gemeine Salz, welches man häufig in dem Urin der Menschen findet, zu untersuchen, da er denn nach den 23ten §. gefunden, daß dieses ebenfalls ein Laugensalz aus den Pflanzenreiche zum Grunde hatte. Selbst der Urin der Kühe lieferte ein Salz, das ersteren vollkommen gleich, mithin gleichfalls ein so genanntes Digestivsalz, war. Zu Ende dieser Abhandlung verspricht uns der Hr. D. noch eine eben so wichtige Entdeckung, nemlich die Präexistenz des flüchtigen Laugensalzes in dem Thierreiche, welcher wir denn mit großen Verlangen entgegen sehen.

In der 6ten Abhandlung macht der Hr. D. den Versuch, einen wahren Zucker aus verschiedenen Pflanzen, die in unsern Ländern wachsen, zu ziehen. Da diese Abhandlung der gelehrten Welt, bereits seit langer Zeit bekannt ist, so wollen wir hier nur so viel anführen, daß er sich hauptsächlich der Zuckerwurzel, des weisen und rothen Mangolds oder der weisen und rothen Rüben bedient, und aus den weisen Rüben den mehresten Zucker erhalten hat. S. 72. Bey dieser Gelegenheit zeigt er noch, daß der Zucker aus diesen Wurzeln, nicht allein nach der gewöhnlichen Art, durchs Auspressen, Abschäumen und Einkochen; sondern auch vermittelst des allerstärksten Weingeistes, und einer gelinden Digestion erhalten werden könne, und auf letztere Art hat ein halb Pfund getroknete weiße Mangold, ein Loth reinen Zucker, ein halb Pfund getroknete Zuckerwurzeln 3 Quentgen, und ein halb Pfund getroknete

nete rothe Rüben 2½ Quentgen reinen Zucker gegeben. Hierauf beschreibt er bis zu Ende des 18. §. die Art und Weise den Zucker aus diesen Wurzeln durch das Auspressen und Einkochen zu bereiten. S. 82. Merkwürdig ist es nach den 18. §. daß das Kraut dieser drey Wurzeln keinen Zucker sondern vielmehr einen Weinstein geliefert. Da der Hr. D. diesen Versuch im Sommer vorgenommen, den Zucker aber aus den im November aus der Erde genommenen Wurzeln zu bereiten, anrathet; so glauben wir fast, daß die Wurzeln, wenn das Kraut in voller Blüte steht, ebenfalls keinen Zucker geben möchten, und daß die längere Digestion und Bearbeitung der Säfte in diesen Pflanzen erst gegen den Herbst einen Zucker hervorbringen. S. 85. Die gelben Möhren haben keinen Zucker, sondern vielmehr eine Art Honig gegeben. Die Pastinacwurzel hat mittelst des Weingeistes etwas wenigen festen Zucker, der große Kürbis aber, wie auch die in den Apotheken gebräuchliche gros und kleine Graswurzel, haben §. 21. einen süssen Saft aber keinen festen Zucker gegeben. Der Saft aus der Blüte der großen americanischen Aloe gab häufig Zucker; dagegen der Birkensaft mehr eine Art Manna gegeben. Für einen Naturforscher ist diese Abhandlung von Wichtigkeit. Wir sehen daraus die nahe Verwandschaft des Zuckers, Honigs, der Manna und dergleichen süssen Materien des Pflanzenreichs. Wie wenig kostet es doch der Natur, durch eine etwas veränderte Proportion eben derselben Grundtheile, so verschiedene Körper hervorzubringen! S. 87. Die 7te und 8te Abhandlung sind der Untersuchung des Zinns gewidmet. Der Hr.

D.

D. zeiget darin, daß die leichte Auflösung dieses Metalls in der Pflanzensäure und des in demselben befindlichen Arsenics zur Gnüge beweisen, daß es eben nicht das unschädlichste Metall zur Verfertigung vieler Küchengefäße sey. S. 88. Zu seinen Versuchen hat er so genanntes Probezinn, oder anderes durch Kupfer, Wismuth oder dergleichen gekünsteltes, — sodann das aus Malacca, das böhmische, das englische und erglautertes Zinn, genommen. Alle vier Arten sind durch den Essig, den Citronsaft und andere dergleichen säuerlichen Säfte angegriffen worden, S. 90. so daß 4. Loth Malaccisches Zinn durch öfteres Aufgießen von destillirtem Essig 3½ Quentgen von ihrem Gewichte verlohren. Nachdem der Hr. D. die Auflöslichkeit des Zinns, sogar des allerreinsten, welches er selbst aus den reinsten Zinngraupen geschmolzen, in den Pflanzensäuren vollkommen bewiesen; S. 95. so bezeuget er auch, daß in dem mehresten reinen Zinne ein Arsenic enthalten; zuvor aber sucht er im 12. und 13ten §. durch die Verbindung des Arsenics mit einem sonst reinen Zinne zu zeigen, wie leicht derselbe sich mit diesem Metalle vereinigt, und da hat er gefunden, S. 97. daß Loth Zinn, noch ein Loth Arsenic sogar beym heftigsten Feuer, in sich zu nehmen vermögend sind. „Diese Erfahrungen zeigen S. 98. „fährt der Hr. D. fort, „wie feste der Arsenic dem Zinne anhänge, und wie leicht „er bey der Schmelzung des Zinns aus seinen Erzen „an dieses Metall gerathen könne.„ S. 99. Vom 15. bis zum 21. §. zeigt er durch die Auflösung des feinen erglauteten Hüttenzinns den Arsenic in demselben. Da dieser Versuch aber mit aller Vorsicht angestellt wer-

den muß, wenn es gelingen soll. So zeigt der Hr. D. nach seiner vortreflichen Lehrart zugleich alle dabey vorkommende Handgriffe aufs allerdeutlichste. Er löset dasselbe in ein selbst vorgeschriebenes Königswasser nach gerade auf, (S. 103.) Will man sich nämlich darinn auflösen will, stellet die Auflösung in gelinde Wärme, so bald er merkt daß selbst von wäßrigen auch weisse Dämpfe aufsteigen, so stellet er sie an einen kühlen Orte, wo sich auf den Arsenic in kleinen Crystallen anschießet. Er hat nach dem [illegible] gefunden, [illegible] daß ein Loth Malackisches Zinn, wenn man [illegible] ein halb Quentgen Arsenic liefert. Sollte man nach diesen Versuchen nicht beynahe schließen, daß der Arsenic einen wesentlichen Theil des Zinns ausmache? [illegible] welches [illegible] geglaubt; S. 104. allein der Hr. D. zeigt dagegen, daß, da er sich aus den allerreinsten Zinngraupen selbst das Zinn geschmolzen und gefunden habe, daß es sich wohl in den Pflanzensäuren, wie nachgesagt worden, auflösen lasse, allein vom Arsenic hat er nicht keine Merkmale davon entdecken können. „Dieses bestärkt meine Meynung,“ sagt er, „daß es allerdings ein von diesem gefährlichen Halbmetall freyes Zinn geben könne, und der „Arsenic nicht eben zur Mischung des Zinns gehöre.“ S. 105. zeigt er mittelst des Quecksilbers den Arsenic im Zinn zu entdecken, und warnet zum Beschluß für den Schaden, den zinnerne Gefäße, wenn saure oder säuerliche Sachen lange darinn stehen, anrichten können. S. 106. Diese bisher angeführten Arbeiten, bewogen den Hrn. D. noch einige andere Versuche bey starken Feuer mit dem Zinne vorzunehmen, welche

r kürzlich in der 3ten Abhandlung vorträgt, wo die Beobachtung in dem 5ten §. besonders anzumerken ist; da er nemlich 2 Loth Zinn in einem Tiegel mit einem Kupferblech, doch so, daß dasselbe nicht das Zinn berührete, bedeckt wurden, und dann bey 1½ Stunden in mäßigem Feuer geglühet, so daß das Zinn nicht aber das Kupfer schmelzen konnte; wobey er zur Absicht gehabt, zu sehen, ob der Arsenic aus dem Zinn sich an das Kupfer hangen und dasselbe weiß färben würde, allein dieses geschahe nicht; jedoch hat sich zwischen dem Zinn und dem Kupfer eine weiße [illegible] Materie, wie Zinkblumen, erzeuget gehabt, [illegible] deren Entstehung [illegible] [illegible] fortgesetzte Erfahrungen zu erklären [illegible]. Man könnte leicht auf die Gedanken gerathen, daß das hiezu gebrauchte Kupfer etwas Meßing, folglich auch Zink, enthalten habe; allein so bald [illegible] das Hr. D. bey seinen Versuchen [illegible], so fallen diese Gedanken weg, und wir [illegible] die Erklärung hierüber künftighin von ihm selbst. S. 111. [illegible] glaubt er, daß [illegible] Zinn, [illegible] man es biege, hauptsächlich dem noch darinn befindlichen Arsenik und zarten Eisentheilen zuzuschreiben sey, deswegen er S. 112. 4 Loth fein englisch Zinn mit eben so viel Weinsteinsalz im starken Feuer eine Stunde geschmolzen; „dieses Metall,“ sagt er, „hatte nun zwar das Knirren nicht verlohren, „schiene aber doch, besonders im Bruch, ziemlich geändert zu seyn.“ S. 113. Wir kommen zur 10ten Abhandlung, worinn der Hr. D. diejenigen Steine benennt, welche, wenn sie mit Kohlen calcinirt, so weit gebracht werden, daß sie das Licht anziehen und im

Dunkeln leuchten. Es war denen Naturforschern nur der einzige bononische Stein bekannt, der diese Eigenschaft an sich hatte. S. 115. Menzel, Marsigli und Lemmery waren vorzüglich diejenigen, die diesen Stein beschrieben und die Art ihn zuzurichten aufgezeichnet hatten; jedoch waren diese Schriftsteller in der Art ihn zu behandeln, nicht einstimmig; S. 116. deswegen der Hr. D. zuerst die Bearbeitung dieser Männer genau beschreibe, S. 119. und sodann im 7ten §. sein eignes Verfahren umständlich erzählt, welches kürzlich darinn bestehe, daß dieser Stein erstlich für sich calcinirt wird, damit er desto leichter klein gemacht werden könne, hierauf wird er äusserst fein gerieben, mit Tragantschleim in beliebigen Figuren gebildet, bestens getroknet und sodann in offnen Feuer zwischen Kohlen, in einem kleinen Windofen völlig geglühet, S. 121. Nach dem Erkalten hat dieser Stein einen starken schweflichen Geruch, und wenn er an das Tageslicht gehalten und darauf an einen dunkeln Ort gebracht wird, so leuchtet derselbe wie eine glühende Kohle. Der Hr. D. hat die Calcination noch auf mehrern Arten vorgenommen, aber gefunden, S. 124. „daß „die unmittelbare Berührung der Kohlen, nebst dem „Beytritte der Luft zu dieser Arbeit höchst nothwendig seye.„ Wallerius in seiner Mineralogie, wo er des bononischen Steins erwehnt, führet zugleich an, daß alle Arten von Marmor, Gyps und Kalchsteine, wenn sie öfters im Feuer ausgebrannt worden, nach dem Erkalten im Dunkeln leuchteten. Obgleich dieses falsch ist, so bewog es doch den Hrn. D. daß er mit verschiedenen Steinen, die im 13ten §. benannt wer-

werden, S. 126. gleich dem bononischen Stein (§. 7.) verfuhr, S. 127. allein er fand, daß keiner von ihnen hiezu geschikt war, ausser der weisse schwere Flußspat aus den sächsischen Erzgebürgen, welcher, nachdem er gehörig bearbeitet worden, den eigentlichen bononischen Stein, an Helligkeit des angezogenen Lichtes weit übertraf. S. 130. Im 15ten §. benennet er 8 Arten der Steine, die hiezu geschikt sind, worunter aber der weisse Flußspat, welcher in dem sächsischen Erzgebürge auf dem Jacob- und Altväter-Fundgruben, Halsbrükner-refier gefunden wird, allen andern vorzuziehen ist, welchen er sich auch hauptsächlich zu seinen folgenden Versuchen bedient hat. S. 133. Im 17ten §. beschreibet er, wie diese also bereitete leuchtende Steine gut aufzubehalten, und zulezt führt er die besondere Beobachtung an, S. 134. daß diese Steine ohne an das Tageslicht zu kommen, dennoch in einen leuchtenden Zustand versezt werden können, wenn man sie nemlich auf einen warmen Ofen legt; welches Menzel vom bononischen Stein zwar nicht zugeben will, der Hr. D. aber sowohl von diesem als auch von dem deutschen präparirten Flußspat angemerket hat, jedoch unter gewissen Umständen, die er in der folgenden Abhandlung §. 19. p. 159. deutlich anzeiget. Es war dem Hr. D. nicht genug, diese Steine der Würkung nach zu kennen, sondern er suchte auch selbige zu zerlegen, und wo möglich sie aus den gefundenen Bestandtheilen wiederum zusammen zu sezen, welches in der Chemie doch allezeit der überzeugendste Beweiß ist; S. 135. Zu dem Ende handelt er in der 10ten Abhandlung „von den Bestandtheilen derjenigen Steine, die

 durch

„durch die Calcination mit Kohlen das Vermögen
„zu leuchten erhalten, nicht weniger von der künstli-
„chen Verfertigung dieser Steine.“ S. 136. Gleich
anfangs theilet er diese Steinarten in 2 Classen, näm-
lich in den recht eigentlichen Flußspat, und in die Bononi-
sartigen, wovon erstere jederzeit ein rothes; letztere
aber ein bloß weisses Licht von sich geben. Alle diese
Steine brausen in ihrem rohen Zustande nicht mit den
Säuren auf. Jedoch nicht allein der starke Schwe-
felgeruch, welchen diese Steine, wenn sie zwischen Koh-
len calcinirt werden, ausdampfen; sondern auch daß
sie sodann mit den Säuren stark aufbrausen, geben
zu erkennen, daß in ihnen die Vitriolsäure nebst einer
alcalischen Erde enthalten ist, oder eigentlich, daß sie
Salia media terrea sind, die sich in Wasser auflösen
lassen. S. 139. Dieses ferner zu beweisen, hat der
Hr. D. diese Steine erstlich mit Kohlenstaub vermischt
und aus einer Retorte destilliret, da er denn einen wirk-
lichen Schwefel erhalten. Das zurückgebliebene brausete
hierauf mit allen Säuren auf. S. 140. Ferner hat
er diese Steine mit Laugensalze geschmolzen, mit ko-
chenden Wasser ausgelauget, und in der durchgelauf-
fenen Flüßigkeit einen vitriolisirten Weinstein, und im
Residuo eine Kalcherde erhalten. S. 142. Mit Sal-
peter geschmolzen, geben diese Steine ebenfalls ein so-
genanntes Sal arcanum duplicatum. S. 143.
Mit dem gemeinen Salze hat sie der Hr. D. nicht
trennen können. Mit einem in Wasser aufgelößten
Laugensalze aber, lassen sie sich gleichfalls, so wie im
6ten §., scheiden. S. 144. Alle diese Versuche zeug-
ten zur Gnüge, daß in diesen Steinen die Vitriolsäure
ent-

enthalten sey, daß aber die zurückgebliebene Erde eine würkliche Kalch- und keine andere alcalische Erde ist, beweiset er im 9ten §. — S. 148. Der schwere Flußspat aber enthält ausser den angeführten Bestandtheilen, annoch etwas Thonerde, und eben auch so der bononische Stein. Im Frauenreise hingegen ist von dieser Thonerde nichts befindlich gewesen, welches dem Hr. D. glaubend macht, daß eben diese Thonerde die Ursache ist, daß sich der bononische Stein und Flußspat weit schwerer im Wasser auflösen lassen, wie das Fraueneis. S. 149. Da der Sperenbergische Gypsstein, aus eben den Theilen wie das Fraueneis bestehet; jedoch ersterer nicht zum leuchten gebracht werden kann: so glaubt der Hr. D. daß im ersteren nicht so viel Vitriolsäure als im lezteren enthalten sey. Nach der Zergliederung dieser Steine, sucht er die künstliche Zusammensetzung zu bewerkstelligen; das Kalchwasser mit dem Vitriolöl behandelt, gab dergleichen. Er lösete ferner die oben bemeldete und von der Vitriolsäure geschiedene Kalcherde aufs neue in Scheidewasser auf; S. 151. ferner lösete er verschiedene Sorten des Kalchsteins, Marmor ꝛc. gleichfalls in Salpetersäure auf. Alle diese Auflösungen vermischte er mit der Vitriolsäure und erhielt aus allen ein crystallinisches Salz oder einen Selenit, welcher alle Eigenschaften der vorgemeldeten Steine besaß. S. 155. Nicht allein wenn die Vitriolsäure ganz rein zu diesen Auflösungen kömmt, bewürkt sie die Entstehung eines Selenits, sondern auch wenn sie in den Verbindungen mit Laugensalzen oder Metallen, diesen in der Salpeter- und Salzsäure aufgelößten Kalcherden zugesetzt wird.

Im 18ten §. S. 158. beweiset der Hr. D. die Entste-hungsart, aller dieser Steine in der Natur, und sagt: „da wir so viele Tupfsteinhaltige Wasser haben, auch „es unter der Erde nicht an vitriolischen, alaunartigen „und Gesundbrunnen-Salzen fehlet, welche Vitriol-„saures genug führen; was ist denn wohl natürlicher „als daß diese Arten von Auflösungen, durch ihre „Vermischung, diese unsere Art von Steinen in gros-„ser Menge zusammen bringen können?„ S. 161. Zulezt führet er noch an, daß diese Steine durch die Calcination zwischen Kohlen, fast ganz im Wasser auf-löslich werden. Unserer Meynung nach thun sie die-ses nicht ihrer eigenthümlichen Salzigkeit wegen, als vielmehr, wie auch der Hr. D. mit einigen Worten bemerkt, weil sich hier erst vermittelst der Vitriolsäure mit den Kohlen ein Schwefel erzeuget, der sodann, durch die in diesem Stein enthaltene Kalcherde, wel-che durch das Feuer hiezu geschikt gemacht, aufgelöst und als eine Schwefelleber dem Wasser mitgetheilet wird. S. 162. Da wir also überzeugt sind, daß wenn Kalcherden in Säuren aufgelöst, durch die Beymischung der Vitriolsäure einen Selenit oder gypsartigen Körper hervorbringen, so können wir mit Recht, ja es erfordert die Pflicht, die sogenannten Magisteria epileptica und Cordialia aus den Dispensatoriis, mithin aus den Apothecken gänzlich zu verbannen. S. 163. In der 11ten Abhandlung untersucht der Herr D. die märkische Osteocolla, wo-von der Hr. Prof. Gleditsch, auf Verlangen der Aka-demie zu Berlin, die Naturgeschichte aufgesezt hatte, und eben derselben Osteocolla bedient er sich zu seinen

Ver-

Versuchen. Es entsteht die Osteocolla nach des Hn. Gleditsch Bericht; wenn in den ausgefaulten hohlen Baumwurzeln, sich aus dem darüber liegenden, mit Kalcherergeiebe vermischten feinsten Sande und der von allen Orten nach und nach eindringenden Nässe, etwas senket, und darinn sich mit der Holzerde und anderen Unrathe fest zusammen setzet; deswegen auch der Hr. D. gefunden, S. 174. daß dieselbe nach allen damit angestellten Versuchen, aus einer feinen Kalcherde, zarten Sande und verfaulten Pflanzentheilen bestehe. Und da auch nach dem 15ten §. die Osteocolla einen flüchtigen Laugengeist durch die Destillation gegeben, so schreibe er dieses mit Recht den in den verfaulten Theilen der Pflanzen befindlichen Insekten zu. S. 175. Die 12te Abhandlung betrift die Untersuchung eines Salzes, welches dem H. D. von der Akademie unter den Namen Sal alcali fixum Rhinocerotis, zu untersuchen, zugeschikt worden. Der Autor dieses Salzes gab vor, daß es aus dem Urin des Rhinoceros bereitet würde. Allein bey der Zerlegung fand sich der Betrug, es bestand nemlich aus Alaun und kupferschüßigen Eisenvitriol mit einander vermischt; S. 179. indem vermittelst der Blutlauge sich ein feines Berlinerblau daraus bereiten ließ. Ohnerachtet diese kurze Untersuchung vielen nicht merkwürdig genug vorkommen möchte, so lehret sie uns doch wie man chymisch dergleichen gemischte Salze untersuchen müsse. S. 180. In der 13ten Abhandlung erzählt der Hr. D. die „Beobachtung von einem Insect, welches sich auf den zerquetschten Weidblättern, wenn sie in Fäulung gerathen, einfindet, sich davon nähret, deren blaufärben-

„de Theilchen aus ihnen herausziehet, und dadurch blau
„gefärbt wird.„ S. 185. es entwickelt sich und nach
der beygefügten Kupfertafel, wird endlich eine ordinai-
re, sogenannte Schmeißfliege, mit einem etwas läng-
lichen Leib daraus, deswegen wir glauben, daß hier
nicht so wohl das Insect als vielmehr die Veränderung
desselben, durch dieses Nahrungsmittel zu bewundern
ist; denn eben dieses Insekt würde vielleicht auf einem
andern faulen Körper eine gemeine Made geworden
seyn. Zulezt führet er noch einige Versuche, so er mit
dem Waid in Ansehung der Färberey angestellet, an.
Er beweiset unter andern S. 188. im 9. und 10. §.
daß das blaue Färbewesen des Waids, weder in den
gummösen noch harzigen Theilen stecke, sondern in
den vom Wasser nicht aufzulösenden Theilen sich be-
finde. In der 14ten Abhandlung untersucht der Hr.
D. S. 191. zwey Quellwasser in Böhmen, nemlich
das Steckenitzer bey Saatz, und den Wachsäuerling
bey Carlsbad. Ersteres enthält etwas Alaun, ein Mit-
telsalz, das dem seidlitzer gleich kömmt, etwas weniges
Eisenvitriol und eine thonigte Erde. Das zweyte hin-
gegen enthielt ein glaubersches Wundersalz, ein mine-
ralisches Laugensalz, eine Kalcherde und etwas Eisen.
Dieser kleine Aufsaz ist eine kurze Anweisung, wie man
dergleichen Brunnenwasser gehörig untersuchen soll.
S. 197. Der 15te Aufsaz beschließt endlich diesen 2ten
Theil. Der H. Hofr. Modell in Petersburg, vertheidiget
darin den Hrn. D. gegen den Hrn. D. Buchholz in
Weimar. Der Hr. D. hatte in dem ersten Theil sei-
ner chymischen Schriften pag. 126. angegeben, daß
die sogenannte Blutlauge, eine Auflösung des Queck-
sil-

silbers niederschlüge, durch mehreres Zugießen dieser Lauge sich aber wieder auflösete. Hr. D. Buchholz muß diesen Versuch nachgemacht haben, er ist ihm aber nicht geglücket; deswegen er den Hn. Direct. beschuldiget, er habe nicht alle Umstände genau beschrieben. Dieses widerlegt Hr. Model und zeigt dem Hrn. Buchholz worin er gefehlet, und wie er diesen Versuch anstellen müsse, wenn er gelingen soll. Aus eigner Erfahrung müssen wir uns hier, wider Hrn. D. Buchholz erklären. Hr. Modell giebt bey dieser Gelegenheit eine ganz feine Lehre für alle in der Chymie arbeitende; „man müsse niemalen,“ sagt er, „aus einem oder meh-„reren uns mißlungenen Versuchen, sogleich auf die „Unmöglichkeit derselben schliessen, noch weniger aber „andere einer Unwahrheit beschuldigen, da öfters der „Grund des mißlungenen Versuchs, einig und allein „in uns selbst zu suchen ist.“ Dieses zu beweisen führet er selbst ein Exempel an, wie es ihm ergangen, da er den Versuch, den Hr. Meyer in seinem vortreflichen Buche vom Kalche S. 304, von dem blauen Niederschlag einiger Metalle aufgezeichnet hat, nachmachen wollen. Hr. Meyer schreibt am angeführten Ort, daß, da er 2 Loth Berlinerblau mit 8 Unzen eines wäßrichten Salmiacspiritus übergossen, das Berlinerblau seine Farbe verlohren, der Spiritus aber, nachdem er solchen zur Hälfte abgezogen, weingelb ausgesehen habe, mit welchen er nun das Gold, Quecksilber und Eisen, hätte blau niederschlagen können. Herrn Modell hat dieser Versuch anfangs nicht gelingen wollen, nachdem er aber denselben widerholt, hat er alles so getroffen, wie es Hr. Meyer angegeben. Hr. Mo-

dell

dell geht hierauf weiter, giebt kürzlich die Versuche an, so er mit diesem gelben Liquor angestellt hat. S. 204. Er will sich in die Erklärung desselben nicht einlassen, und da er die Theorie des acidi pinguis des Herrn Meyers noch nicht angenommen, so glaubt er, daß man hier ohne dasselbe auch fertig werden könne; und eben dieses glauben wir nicht. Ueberhaupt hat dieser gelbe Liquor schon vielen Chymicis zu schaffen gemacht, deswegen wir es allhier für nöthig finden, unsere Meynung ganz aufrichtig davon zu entdecken. Hr. Wiegleb in seiner kleinen chymischen Abhandlung pag. 76. hält denselben für geschikt das Eisen in einer Flüßigkeit, so wie die Blutlauge, zu verrathen. Von der Blutlauge haben wir bereits anderswo unsere Gedanken eröffnet, und von diesen werden wir besser unten zeigen, daß obbenannter Autor sich darin sehr irret. Hr. Model hat diesen Liquor mit zusammenziehenden Körpern vermischt, weil er unverändert geblieben, so glaubt er, es sey kein Eisen darin enthalten: mit Weinstein-Oel vermischt, hat er einen flüchtigen Geruch von sich gegeben, daher meint er S. 206. dieser Liquor müsse ein ammoniacalisches Salz, nemlich das sogenannte Sal secretum Glauberi enthalten. — Diese Versuche sind in so weit vollkommen wahr, allein sie beweisen das nicht was Hr. Model daraus folgert; denn es ist in diesem Liquor viel Eisen enthalten, mit einem Worte, es ist derselbe eine sehr zarte Auflösung des Eisens in den Salmiacspiritus und zwar durch Hülfe des acidi pinguis. Dieses wollen wir kürzlich beweisen, denn nicht allein die vorbenannte metallische Auflösungen werden durch diesen Liquor geschwinder blau niedergeschlagen,

gen, wenn in selbigen die Säure vorwaltet, sondern vielmehr alle reine Säuren schlagen aus diesem Liquor das Eisen wie ein sehr schönes Berlinerblau nieder, wenn selbige mit destillirten Wasser verdünnet und in eine gelinde Wärme gestellt werden. Sogar, ein durchs Gefrieren geschärfter Eßig, verursacht diesen Niederschlag. Dieser blaue Niederschlag, der sich auch schon von selbst in dem Liquor findet, wenn er gehörig filtriret und sodann zur Hälfte abgezogen wird, (und wir wundern uns, daß weder Herr Meyer noch Herr Model dieses bemerkt noch angeführt haben,) ist ein vollkommnes Eisenpulver, welches aber so bloß, wegen des blauen Ueberzuges, vom Magnet nicht angezogen wird, so bald man aber denselben an die Flamme des Lichts hält, so glimmet er wie Zunder, wird braunroth wie ein Eisensaffran, und sodann ziehet ihn der Magnet ganz und gar an. Noch mehr! man übersättige diesen Liquor mit gemeinen Salzgeist, so wird sich der blaue Niederschlag finden, man bringe das übersehende durchs Abdünsten zur Trokne, so wird während diesem sich beständig blaues Pulver absetzen; darauf destillire man es aus einer Retorte, so wird erstlich der überflüßige Salzgeist und zulezt ein vollkommner Sublimat in die Höhe steigen. Jedoch wir überschreiten die Gränzen der Recension und gerathen in eine förmliche Abhandlung. Liebhaber der Chymie werden uns diese Ausschweifung zu gute halten. Wir wollen auch sogleich schließen, wenn wir nur noch kürzlich erinnert, daß wir die Schriften eines Marggrafs, als Muster in der Chymie zu arbeiten bestens empfehlen.

K.

XXV.

XIV.

Observationes Iur. publ. Germ. de Civitatum Imp. Iuribus ecclesiast. et polit. eo spectant. ex Tractatibus Westphal. depromtae. Francof. ad M. ap. Io. Ge. Eslinger 1766. 8. 277 Seiten.

Der Verf. dieser Schrift ist vermuthlich eben der, von dem schon 1764 ein Versuch von den Reichsstädtischen Entscheidungen zwischen Catholiken und Protestanten erschienen, und dem Hrn. Struben in dem 6ten Theil seiner Nebenstunden die letzte Abhandlung entgegen gestellt. Er liefert hier die Replic. Das Buch hat vier Abschnitte. Der erste enthält allgemeine Sätze von Erklärung des Westph. Friedens. Der zweyte soll den §. [illegible] J. P. W. erklären. Der dritte erläutert §. 29. ejusd. art. Der vierte betrift den Art. VII. des Westph. Friedens.

Die ganze Abhandlung ist ziemlich dunkel und in einer so rohen Schreibart abgefaßt, daß es an den mehresten Stellen schwer wird, den Sinn zu errathen. Die Hauptsache ist der 3te Abschnitt. Eine Reichsstadt, wo auch nur die andre Religionsparthey einen Privatgottesdienst habe, soll schon unter die gemischten gehören. Das ist gegen die klaren Worte des Westph. Friedens, wo eine pur evangelische Stadt so beschrieben wird: ubi praeter A. C. exercitium nullum aliud a magistratu et civibus juxta morem et statuta cujusque loci, a. 1624 introductum fuit, licet ibi aliqui catholicae religioni addicti cives commorentur vel etiam &c. Der Westph. Frie-

de

da will, die [illegible] Städte sollen in andern Rechten zu achten seyn, und sonderlich in die Religion betreffenden Dingen andern Reichsständen gleich seyn. Hier macht der V. bey den Worten: aliorum statuum religionem concernentium die Anmerkung: Agitur hic de restitutione contra potestatem rectoriam et judiciariam. Wer hat dem Herrn Erklärer diese Einschränkung ins Ohr gesagt? Es ist überhaupt hier nicht von einer Restitution, sondern vom Gerichtszwang die Rede. In den Worten: nullum a magistratu et civibus introductum fuit, soll sogar eine Transpositio poetica (so nennt es der Verf.) stecken, und es eigentlich so zu verstehen seyn: A. C. exercitium a magistratu et civibus introductum, nullum aliud fuit. Wer sollte im Westph. Frieden solche Figuren suchen? Des Verfassers Vorgeben ist falsch, daß introductum im Westph. Frieden allemahl nur von der Protestantischen Religion gebraucht werde. Die Worte: liquido catholicorum civium commorantium, sollen bloß von Fremden, die sich eine Zeitlang im Orte aufhalten, zu verstehen seyn, nicht aber von wirklichen Bürgern: (also ist der Ausdruck Civis wieder sehr uneigentlich gebraucht.) Schöne neue Figur! Die sogenannten aliqui sollen ebenfalls der mit den bald darauf folgenden civibus catholicis pro tempore ibi existentibus seyn. Die [illegible] an. Der Verstand ist folgender: daß, wofern sich zur Stadt nicht gehörige catholische Einwohner im Ort befinden, dieselben catholischen Bürger, in Evangel. R. Städten, denen ein Gottesdienst das Entscheidungsjahr nicht zu statten kommt, der gezwungenen Emigration nicht, wie sonst von anderen Unter-

[illegible]

geordnet ist, unterworfen sind. Hingegen sollen in diesem Fall eben diese cathol. Bürger die Wohlthat der freyen Emigration um der Religion willen nicht geniessen. Die Ursach dieser besondern Verordnung ist vermuthlich, weil solche Cathol. Bürger unter den angegebenen Umständen ohne ihre und der Stadt Beschwerde in den vorhandenen cathol. Stiftungen ihren Gottesdienst abwarten können. Also kann der Verf. wieder keine Ankömmlinge draus machen. Daß diejenigen cathol. Bürger, die im Entscheidungsjahr einen öffentlichen oder privat Gottesdienst gehabt, wenn es ihrer auch nur wenige sind, davon nicht verdrungen werden können, brauche der Verf. die Evangelischen nicht erst zu überführen. Sie bescheiden sich dessen gern. Active et passive geht nach dem Verf. nicht auf die Stiftungen, und cum clero ist statt schlechthin clero heimlich eingeschaltet worden. Das leztere ist von keiner sonderlichen Wichtigkeit. Das erste aber hätte der Verf. lieber bejahen sollen. Das [illegible] allerdings gewesen, daß die Stiftungen sich weder ausbreiten, noch eingeschränkt werden sollen, welches sich ohnedem von selbst versteht. Alsdann hätte der Verf. den catholisch werdenden Bürgern die Freyheit der Emigration erhalten können, und das active und passive durfte nicht nothwendig auf sie gedeutet werden. Clerus intra praedictum terminum non introductus heißt bey unserm Verf., die Geistlichen, die nicht im Jahr 1624. ihr geistliches Amt in der Stadt in Uebung gebracht. Hier muß man über die unmittelbar vorhergehenden Worte: die prima Ian. a. 1624. des Ausdrucks, praedictus, ohngeachtet wegspringen,

und

und die etlichen Zeilen vorherstehenden Worte herunter ziehen: anno 1624 introductum fuit. Eine allerliebste Art zu erklären! Intra hängt mit dem ersten Januar zusammen, und die angeführten Worte sind zu übersetzen: Die Geistlichen so nicht nach dem ersten Januar, d. i. die just am ersten Januar in Uebung ihrer Amtsverrichtung gewesen sind. Wenn eine cathol. Stiftung der Evangel. R. Stadt unterworffen ist und eine Religionsübung im Entscheidungsjahr gehabt, daß alsdenn des Raths Einwilligung anzunehmen und man schon sagen könne, quod a magistratu et civibus introductum sit religionis catholicae exercitium, ist eine Unwahrheit. Der Ausdruk: introductum zeigt kein blos leidentlich Verhalten an, sondern es muß wirklich der Rath, worinn Evangelische waren, thätig etwas vorgenommen haben, so die cathol. Religion begünstigte, welches von friedliebenden Männern, oder wenn einige Catholiken mit im Rath gewesen, oder aus besondern Absichten gar wohl geschehen können. Ausser dem Fall vorhandener cathol. Stiftung, wo der cathol. Gottesdienst bequem abgewartet werden kann, hindert den evangelischen Rath nichts, den zur catholischen Religion übertretenden Bürger auszubiethen, und den blossen Unterthan noch eher. Denn wenn man die oben angeführte Ausnahme von der Regel bey R. Städten allgemein machen wollte, so müßte auch nie ein catholisch gewordener Bürger um der Religion willen wegziehen können. Die Stelle: Neutrique partium bis exceptionibus soll auch mit auf diejenigen Bürger gehen, die im Entscheidungsjahr in der Stadt gar keine Religionsübung

geschäft haben, jedoch solche auswärts gewissen. Allein da diese Stelle offenbar noch von gemischten Städten redet, so fällt diese Anmerkung von selbst weg. Die im ersten Abschnitt festgesezten Regeln sind meistentheils nur halb wahr. Die dabey gebrauchten Beyspiele sind oft eben so zweiffelhaft, als die Regel selbst. Sie sind auch meistens nicht allgemein und der Verf. bedient sich nicht selten des Interdum. Es ist uns hier nicht möglich ihm Fuß vor Fuß zu folgen. Man urtheile aus einigen von den übrigen. §. 21. ist die Regel: Dictio indefinita in Instr. Pac. nullibi aequipollet universali §. 22. Dictionum genericarum sensus logicus in Instr. Pac. exulat. §. 29. De quibus compaciscentes in tractatibus convenerant, haec vel verbis inpropriis Instrum. Pac. inserta praesumenda. Daß die Nürnbergische R. Executions-Deputation, nach §. 25. ein Recht den Westph. Frieden zu erklären gehabt, ist von einer richterlichen Erklärung wahr, von einer authentischen aber falsch. Der 2te Abschnitt erklärt den §. 13. Art. 5. blos von einem Theil der Bürgerschaft in R. Städten die einer Seits mit einem andern Theile der Bürgerschaft andrerseits zu thun haben, weil, wie der Verf. meint, dieser Fall nicht durch das Entscheidungsjahr 1624. bestimmt sey. Allein der Grund ist falsch, und bey einer solchen eingeschränkten Erklärung muß man ganz vergessen, was Amnestie heißt. Der lezte Abschnitt ist so unverständlich, daß es nicht möglich ist, zu sagen, wohin eigentlich die Absicht des Verf. gehe, und wie weit er von den gewöhnlichen Erklärungen abweiche. Ueberhaupt besteht das mehreste aus Er-

zäh-

zählung der gegenseitigen Handlungen der Cathol. und Evangel. vor wirklichen Abschluß des Friedens. Das ist sehr zu loben, nur muß man den Westphälischen Frieden aus den Verhandlungen zwar erklären, aber nicht abändern. Sollte der Verf. ein Catholischer seyn, so verdient er darum Hochachtung, daß er keinen einzigen unziemlichen Ausdruck gegen die Protestanten gebraucht hat. Wir haben ihn deshalb das Gegenvergeltungsrecht angedeihen lassen, ohnerachtet er uns die Arbeit sauer gemacht hat.

††

XXVI.

Entwurf eines vollständigen Reglements oder einer Ordnung für eine Fürstliche Hof-Cammer, abgefaßt von Jacob Friedrich Döhler, weyland Kayserlichen Rath und Resident am Königl. Neapolitanischen Hofe. Jena bey Christian Heinrich Cuno 1767. 8. ohne Zuschrift, 56 Seiten Vorrede und Register 556 Seiten mit einem Anhange: Entwurf einiger Instruktionen für unterschiedliche Rechnungs-Departements. 176 Seiten, am Ende sind auch noch ein Dutzend Tabellen angebracht.

Schon wieder ein deutscher Universal-Cameralist aus Zinks und Justi Schule, der aber undankbar genug ist, seiner würdigen Lehrer mit keiner Sylbe, ausser im Anhange nur im Vorbeygehen,

zu gedenken, ohngeachtet sie aus allen Blättern aus ihm reden.

In unsern erleuchteten Zeiten, wo man nicht mit schaalen Speculationen zufrieden ist, sondern Gelehrsamkeit und Geschichte fordert, muß man sich wundern, daß noch Leute, und zwar auf hohen Schulen, es wagen können, als Schriftsteller in einer Wissenschaft aufzutreten, von welcher sie höchstens so viel wissen als ein Inspirirter von der Theologie.

Sie seufzen über den schlechten Zustand der Cammern, über die Unwissenheit der Diener in den wahren Geheimnissen des Finanzwesens, über die schlechte Policey und über den Mangel der systematischen Ordnung. Hierinn setzen sie das Glück eines Staats, wissen aber selbst nicht, das wahre systematische von dem scheinbaren zu unterscheiden, weil sie die ersten Quellen, den Geist der Nation und die politische Lage des Staates nicht kennen. Von diesem Schlage scheint auch unser Hr. V. zu seyn. Er wirft das hunderste in das tausendste und Justiz und Policey und Landstände und Finanzen und Wirthschaft in eine Masse, läßt sie über einander gähren und bäckt gleichsam einen Kuchen daraus, der niemand zu gut kommt.

Er rühmt uns zwar in der weitläuftigen Vorrede viel von seinen geführten Cammerdirectionen aussen im Reiche; aber allen Umständen nach kommt es uns damit vor, wie mit den wunderthätigen Aerzten, die, wenn sie zu desperaten Krankheiten gerufen werden, dem Kranken eine ganz neue Lebensordnung vorschreiben, widerwärtige Arzneyen verordnen, die vollkommen ächt zubereitet seyn sollen, und alle Bediente und

Auf

Aufwärter, weil sie nicht medicinisch genug sind, abgeschaft wissen wollen. Sie reisen wieder ab und überlassen den Angehörigen die Ausführung dieser heilsamen Rathschläge.

Bey einem kleinen Cammerwesen die Register einzusehen, die Artikuln der Einkünfte und Ausgaben, so wie sie sind, kennen zu lernen, und dann nach allgemeinen Begriffen einer gesunden Cammer ohngefähr zu sagen, daß die Einkünfte ohne gemeine Beschwerden grösser, die Ausgaben kleiner gemacht, die Schulden aber ganz bezahlt werden müßten, so wie man etwan dem Wassersüchtigen mit einer weisen Mine für seine Gesundheit den Rath geben könnte, zu sorgen, daß er erst kein Wasser mehr im Leib habe; das heißt noch lange nicht die Cammer eines Landes dirigirt und ihre Schäden geheilet haben. Das Projekt ist leicht zu machen; aber daß ein Verfasser es auch ausführen und versuchen sollte, für die widerwärtige Arzeney, ein geschicktes Vehikulum auszufinden, die neue Ordnung selbst gangbar zu machen, ohne die ganze Dienerschaft wider sich aufzubringen, auch wohl endlich mit aller seiner Kunst bey dem Regenten, wenn dieser zumal mit seinen Ergötzlichkeiten darunter leiden soll, selbst lächerlich zu werden, in dieser Schule scheint Hr. D. noch nicht gewesen zu seyn.

Wenn man hoffen könnte, daß sein Buch das Glück hätte, einen ganz neuen Staat cameralisch zu bilden — ein Fall, der in Deutschland, wo sie alle schon lange gebildet sind, schlechterdings unmöglich ist; — So erforderte wohl das wahre Beste des gemeinen Wesens, die theuren Männer, die darauf schwören sollen, vor-

 her

her in verschiedenen Stellen eines andern zu belehren, wo wir befürchten müßten, daß sie entweder gar zu systematisch oder zu tabellisch werden dürften, als daß ihnen nicht zuweilen Gegenstände entwischen sollten, die wegen ihrer unordentlichen Figur in ihren Zirkel nicht passen oder in der Tabelle keine Columne haben.

Wir können es aber ohne Schaden dabey bewenden lassen. Indessen können wir dem Hn. D. doch nicht verhalten, daß wir seiner ganzen cameralischen oder domänischen Philosophie, so viel nemlich die Personen bey dem Cammerwesen betrift, nicht unterschreiben können. Er sagt in der Zuschrift an die verwitt. Frau Herzogin zu Weimar Durchl. daß ein Hauptgebrechen einer Cammer darinne bestehe, „daß die wenigste untergeordnete Diener den Gegenstand ihrer Verwaltung nach dem Zusammenhange mit dem Ganzen zu beurtheilen wissen, folglich ein jeder das ihm anvertraute Corpus als ein von andern Gegenständen ganz abgesondertes Wesen ansiehet, wodurch offt ein Beamter dem andern in seiner Verwaltung solchen Schaden und Nachtheil verursachen kann, daß das Ganze entweder unvermerkt darunter leidet, oder wenn man den Schaden gewahr wird, aber nur nach den persönlichen Eigenschaften der Verwalter beurtheilet, der Fall und die Ungnade auch eines unschuldigen Dieners dadurch vorbereitet wird; ist nun, fährt er fort, in einem solchen Staate niemand vorhanden, der sämtliche Verwaltungsgegenstände nach ihrem Hauptmittelpuncte zu richten, alle besondere Sphären zusammen zu hangen und der Sache selbst auf den Grund zu sehen weiß; so muß nothwendig die Verwirrung

„täg-

„täglich größer werden, und man findet nicht selten die „Ursache des Verfalls mancher Länder in dieser Quelle.„

In der Vorrede S. XLVII. §. 39. fg. will „der Verf. einen Staat in Gedanken zur Grundlinie „annehmen, der durch alle Rubriken eine vestgesetzte „Summe bis anhero an Einkünften gehabt und auf „eine praktische an einigen Orten schon beträchtlichen „Nutzen geschaffte Art zeigen, wie derselbe durch eine „tabellische Rechnungsart in seinen Einkünften Regel„mäßig verwaltet werden kann; an der Möglichkeit, „ein Land tabellisch zu verwalten, fährt er fort, darf „man um so weniger zweifeln, als bekannt es ist, daß „in dem Militarwesen alles durch Tabellen verwaltet „und berechnet wird. — Da nun eine so große An„zahl Menschen so leicht und so geschwinde durch Ta„bellen gleichsam guberniret, wenigstens übersehen und „versorget werden kann, warum sollte nicht ebenfalls „der bürgerliche Stand, in welchem man mehrentheils „mehr Zeit, Gelegenheit und Bequemlichkeit, als im „Felde, darzu mit ganz biegsamen und des Jochs ge„wohnten Familien zu thun hat, auf eine solche tabel„larische Art verwaltet und berechnet werden können.„

— Unsere Leser werden uns verzeyhen, daß wir so vieles abgeschrieben haben; sie gewinnen dadurch den Vortheil, die Schreibart unsers Autors selbst unpartheyisch kennen zu lernen. — Das größte Gebrechen eines Cammeralwesens soll also darinn bestehen, daß die Untergeordnete den Gegenstand ihrer einzelen Verwaltungen nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen zu beurtheilen wissen.

Der Forstbediente soll also vielleicht wissen, daß das Geld, welches aus seinem Forste erlangt wird, zu Abtilgung einer alten Landesschuld, bestimmt sey; der Kastenverwalter, daß der Policey daran gelegen sey, die Früchte auf einen wohlfeilen Preiß zu setzen und daß er deßwegen seinen Vorrath nicht so theuer verkaufen soll, als er wohl könnte; der Conditor soll vielleicht wissen, daß der allzuhäufige Genuß des Coffe die Mannheit schwäche und der Bevölkerung schädlich sey und also den Coffe für seine Herrschaft so dünne machen als möglich.

Kann Ihnen das wohl Ernst seyn, Hr. Verf.! Sie sagen: das Ganze leide darunter. Also wenn der Forstverwalter nicht weis, daß seine Holzgelder zum Schuldenzahlen bestimmt sind; wird man wohl die Gelder zu jener Absicht vielleicht gar nicht gebrauchen können? oder müssen die Gelder zum Schuldenzahlen ein anderes Gepräg haben? oder wird er deßwegen sein Holz über oder unter den Tax theurer oder wohlfeiler verkaufen? dieß wären Fälle, bey welchen das Ganze einigermassen leiden könnte Aber der Hr. V. wird uns vermuthlich keinen von diesen Fällen zugeben.

Doch die Ungnade, in die ein von dem Zusammenhange mit dem Ganzen nicht unterrichteter Diener durch eine solche Handlung fallen kann, scheinet dem Hrn. Verf. auch ein Schade zu seyn, denn das Ganze leidet.

Aber auch dieses kann sein Ernst nicht seyn; denn eben in solchen Dienern findet er ja das größte Gebrechen einer Cammer; folglich müssen sie nach seinen eigenen Sätzen abgeschaft werden; sie sind also nicht un-

schuldig

schuldig und die Abschaffung ist allemal eine Ungnade, die Ausdrücke mögen so gnädig seyn als sie wollen. Sie gehört aber zu den von ihm angegebnen Heilmitteln einer verdorbenen Cammer, folglich leidet das Ganze nicht darunter, sondern gewinnt.

Sehen sie also Hr. D. daß es schlechterdings unmöglich sey, ihre Philosophie zu verdauen.

Glauben sie uns auf unser Wort, daß in Cammergeschäften ein mechanischer Bedienter unendlich besser sey, als ein moralischer. In einem Lande, welches so breit ist als ihre Grundlinie, und welches 200000. Rthl. bringt; ist ein einziger Universalcameralist genug; der zweyte ist schon zu viel; alle andere Bediente müssen jeder in seinem Circkel und keinen Daumen breit weiter auf den Wink abgerichtet seyn; der Hofschlächter darf sich schlechterdings nichts um die Hofwäsche bekümmern und der Stallmeister kann ein Todfeind von dem Lehenprobste seyn, ohne daß das Ganze im geringsten darunter leide. Wir sollten glauben, dies wäre deutlich. Aber sie sollen es gleich noch deutlicher haben:

Sie sagen: das Militarwesen könne mit Tabellen gubernirt werden, wie viel mehr das Cammerwesen. Sie stellen also beyde in ein Verhältniß. Haben Sie nun aber je gehört, daß ein Officier, der mit seiner Mannschaft irgend wohin kommandirt wird, einen Platz zu vertheidigen, dazu weiter etwas nöthig habe, als eine Ordre? oder wenn er zufälliger Weise wüßte, daß sein Potentat Unrecht hätte, würde es ihm wohl zum Verdienst gerechnet werden, wenn er den Platz ohne Gegenwehr aus eigener Weisheit dem Feinde

übergäbe? Jezt noch ein paar Worte von der tabellischen Rechnungsart. Glauben Sie vielleicht, wenn der Fürst in seiner Rechnung betrogen wird, daß er diesen Verlust in einer tabellischen Rechnung weniger empfinde? oder bilden Sie sich ein, in einer Tabelle könne nicht betrogen werden? Haben Sie nie etwas im vorigen Kriege von Leuten gehört, die durch eine Tabelle in einer Nacht ein grösseres Glük gemacht haben, als sie mit einer ordentlichen Rechnung von 100. Bogen mit 1000. Beylagen in 10. Jahren nicht würden gemacht haben? Mehr will ich nicht sagen, von dieser abgedroschenen alten Materie; wenn Sie sich doch nur wie die Wiener Verfasser der Einleitung zum verbesserten Cameralrechnungsstyl in die Italienische Buchhaltung eingeschränket hätten, wenigstens sollte Sie Ihnen von Neapolis her nicht unbekannt seyn.

Dieß möchte dann genug seyn, um überhaupt von der Grundlage dieses Buchs zu urtheilen. Wir könnten das übrige unsere Leser, ohne ihr Nachdenken zu viel zu beschweren, selbst machen lassen. Aber! weil es doch in einem so hohen Tone, der noch dazu sehr neu seyn soll und eigentlich für den akademischen Vortrag geschrieben ist; So können wir uns nicht entbrechen, den Text selbst noch etwas genauer zu prüfen, oder doch anzuzeigen, um unsere studirende Jugend doch vorher mit dem Wesentlichen eines solchen Handbuchs bekannt zu machen, um sie in die Umstände zu sezen, seinen Werth selbsten schäzen zu können.

In der Vorrede S. LIV. meldet der Verf. daß dieser zu praktischen akademischen Vorlesungen eigentlich

lich bestimmte Entwurf wesentlich voraussetze, daß unter den Zuhörern ein ordentliches Cammer Dicasterium errichtet werde — im Vorbeygehen müssen wir erinnern, daß der Verf. nicht nur Dicasteria, sondern auch Tribunalia in seiner Cammer habe; vermuthlich hat er sich an Wezlar gestoßen, welches auch eine Tribunal und eine Cammer zugleich ist. Das scheint er also nicht zu wissen, daß ein Tribunal zwar eine Cammer, aber keine Pfennigcammer seyn könne. —

Für diese junge Herren Cammerräthe, Secretarien, Revisores ꝛc. hat er einen eigenen Styl gewählt, er nennt ihn Dicasterial-Ausdrücke, den landesherrlichen Styl; den Stylum majorem. Franken, Schwaben, Bayern und Rhein sind seine Gesichtspuncte und das ganze Werk besteht aus fünf Hauptstücken und einem Anhange. I. Von den Grundsätzen und Maasregeln einer Hofcammer S. 1-20. II. Von den Berathschlagungen, Geschäften und Ausfertigungen S. 21-78. III. Von den der Obsorge der Hofcammer unterworfenen beständigen und unbeständigen Einkünften, Regalien, Domänen-Gütern, Policey- und Commercien-Sachen. S. 79-377. IV. Von der General- und Particular Buchhaltung bey der Hofcammer. S. 378-479. V. Vom Rentamt bey der Hofcammer und den Rechnungen.

Dieß ist also der gerühmte systematische Zusammenhang, von welchem das Wohl und Wehe eines Staates abhängt; Es deucht uns, daß eine Speißkammer, in welcher alle auf ein ganzes Jahr zum Frühestük gehörige Speisen von denenjenigen zur Mittags- und auch von denen zur Abendtafel abgesondert

würd

würden, eben so systematisch seyn würde; denn gleichwie Morgen, Mittag und Abend unwidersprechlich zusammenhängen; so müssen auch die Speisen, die zu diesen verschiedenen Zeiten genossen werden, ihrer Natur nach zusammen hängen. Wie gefällt Ihnen diese Gleichung? Herr D.! Sie werden uns erlauben, daß wir ihnen in Stylo majori hiemit zu wissen fügen, welchergestalten ihnen eine richtige Kenntnis von dem was eigentlich ein System sey und wie nach „die Besorge Handhabe und Erhaltung besonders aber die „Applikation derer zu diesem Entzweck dienlichen und „zu erwählenden Mitteln, hauptsächlich einer wohleingerichteten Cammer nicht nur directive sondern „auch applicative oblige, als welche eigentlich den „Mittelpunct ausmacht, in welchem alle Finanz- „Cameral- Domainen- Regalien- Policey- und Commercien Geschäfte in einem ordentlichen Zusammenhang einfließen; „ selbst noch allerdings abmangeln wolle.

Wir zweifeln, ob wir es werden aushalten können, dem Verf. von Artikel zu Artikel zu folgen; denn wir sehen schon, daß die Absicht viele Bogen mit gemeinen Sachen in einer Sprache anzufüllen, die dem Verf. geläuffiger seyn mag als die Gelehrte; ihm überall die Feder geführt habe. Eigentlich ist das Buch unter der Critik; denn zu akademischen Vorlesungen halten wir es schlechterdings für unbrauchbar.

Zum Privatunterricht für seine erdichtete 124. Schwaben, Bayern und Franken aber kann es im Manuscript herum gehen, ohne, daß die gelehrte Welt damit, im landesherrlichen Styl zu sprechen, unnöthi-

ger

ger Dinge behelliget werde. Ein akademischer Lehrer in seinem Fache muß Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit, Staatsrecht, Mathematik und Naturlehre besitzen. Von diesem allen aber weiß unser Verf. nichts, wenigstens giebt er in seinem Buche das Gegentheil nicht zu erkennen.

In dem I. Art. des I. Hauptst. wirft er Landständische Sachen und die Policey in ihrem ganzen Umfange und so auch alle Regalien, sie haben Nahmen wie sie wollen, unter die Jurisdiction der Cammer. Die Landstände müssen also schon unterdrückt seyn oder er will sie erst unterdrücken. Das Policeywesen und die Cammer zusammen werfen, ist zwar eine abgedroschene dogmatische Grille, die aber sich eben so zusammenschikt, als wie Advocat und Richter in einer Person. Zink, Justi, Daries und wie sie alle heissen, haben es mit allem ihren Eyfer noch nicht dahin bringen können, daß in guten oder schlechten Einrichtungen nicht die Policey bey den Regierungs-Collegien oder durch besondere Deputationen besorgt würde. Wenn auch Cammerräthe mit dabey sitzen, so ist es bloß des Calculirens oder der Preise wegen.

Im II. Art. besezt er seine Hofcammer für 200000. Rthl. mit einem Präsidenten, Cammerdirector, vier Räthen, einem Rechnungsrevisore, einem Secretario, einem Registratore 3. Cammer-Copisten und 1. Cammerboten.

Unter diesen Männern soll der Präsident das Votum decisivum haben. Der Einheizer ist ausgelassen, vermuthlich deßwegen, damit nicht paria vota entstehen können, für 200000. Rthl. ist dieses Collegium

gium zu stark besetzt. Für die Menge der Geschäfte aber, da alle kleine Ausgaben und alle Handlohns-Fälle angezeigt und ratificirt werden sollen, viel zu schwach.

In folgenden Artikeln wird die Gewalt der Cammer, der Gerichtsstand der Personen, ihre Annahm und Einführung genau bestimmt; das Collegium muß das neue Mitglied stehend empfangen, der Introductor aber darf sitzen. Diese Ceremonie ist uns unbekannt.

Die Mägde müssen nach dem neunten Art. a. ch in der Hofcammer vorher genau geprüft werden, und stehen unmittelbar unter ihrem Gerichtszwang — In so fern hat also der Verf. doch nicht unrecht, daß er seine Cammer ein Tribunal nennt. — Im 10. Art. bringt er noch einen Cammer-Anwald oder Fiscal nach, aber läßt auch dieses Amt unter den Räthen herumlaufen; aber daß der Anwald ein Rechtsgelehrter seyn müsse, davon sagt er nichts.

Im II. Hauptst. I. Art. läßt er die Cammer-Sessionen am Montag und Donnerstag halten; es darf niemand ausbleiben bis inclusive denen Copisten. Morgens dauren die Sitzungen von 8. bis 12. und Nachmittags von 3. bis 6. Uhr. Am Dienstag ist Ober-Forstamts-Commißion; am Mittwochen muß der Präsident von der ganzen Woche an den Fürsten referiren; am Freytag werden die Berichte von den Aemtern berathschlagt und am Sonnabend die Krämersbüchlein und Conti vorgenommen. Der Sontag ist vergessen. Vielleicht sollen da die alte Schulden abgewiesen und die Juden-Besuche angenommen werden

den. In den folgenden Artickeln macht er aus seinem Fürsten einen Schreibmeister, und läßt ihn lauter triviale Sachen verordnen, die einer der die Rechte studirt, schon anderswo und aus weit sicherern Quellen als bey dem Cammeral-Professor zu finden weiß. S. 35. giebt der Fürst sogar Unterricht, wie man einen Index machen und wie man sich in Ansehung der Anfangsbuchstaben verhalten soll. Art. 7. macht die Cammer Mandata, erkennt Citationes, giebt Termine. Art. 9. scheint es den Verf. zu reuen, daß er seiner Cammer alle Regalien gegeben. Hier giebt er der Landesregierung auch ein Votum und läßt die Cammer mit ihr durch freundschaftliche Insinuata communiciren; eben so hält er es auch mit dem Justiz-Collegium. In schleunigen Sachen legt er eine Collegial-Staffete an und auf der letzten Station muß ein Referente die Staffete zum Präsidenten führen. Ueberall empfiehlt er sorgfältig die Aufsätze halbbrüchig zu schreiben.

Art. 12. läßt er seinen Fürsten eine weite Reise thun, damit er eine Statthalterschaft anlegen kann. Aber die Cammer untergiebt er ihr doch lange nicht; Sie kann an den Fürsten besonders berichten. Die Gnadensachen behält er der landesherrlichen Milde bevor und weist sie von der Cammer ab.

Art. 14. 15. giebt der Fürst Anleitung, wie ein Bericht verfertiget und aussen aufgeschrieben werden müsse, und verbietet die anzügliche Schreibart. Art. 16. lenkt er wieder auf die Gnadensachen ein, kommt auf die Privilegien; mit Ertheilung derselben will er an sich halten.

S. 17.

Art. 17. sqq. auf Wetterschäden wird kein Nachlaß gegeben, wenn der Schaden weniger austrägt, als die auf die damnificirte Grundstücke haftende Onera und Abgaben ausmachen; trägt er aber eben soviel aus, so wird die Helfte der Abgaben, ist aber der Schaden noch grösser, der ganze Betrag erlassen. — Hier hätte unser Hr. Verf. besser geschwiegen; man sieht wohl, daß er die Sache selbst nicht überdacht, am wenigsten jemals ausgeübt habe. — Wenn 1. Morgenland auf 300. Thaler geschäzt ist und jährlich einen Thaler an die Cammer giebt; so kann der Besitzer wenigstens für 15. Thaler Früchte fordern; wenn er nun bey einem geringen Wetterschlag oder Miswachs beweisen kann, daß der Acker an statt 15. Thaler nur 14. Thaler gebracht habe; soll die Cammer deswegen ½ Thaler, oder wenn der Acker nur 13. Thaler gebracht, gar den ganzen Thaler verliehren! man darf nur ein Anfänger in der Lehre von Verhältnissen oder der Regeldetri seyn, um die Ungereimtheit davon einzusehen. Wenn die herrschaftliche Forderung an den Acker sich verhält wie 1 : 15. so kann das Hagelwetter dieses Verhältniß niemals aufheben, wenn gleich alles zu Boden geschlagen würde. Wenn der Hagel dem Bauern um 1. Thaler schadet; so ist dieses der 15te Theil von 15. Thlr. und die Cammer büßt an ihrem Thaler auch den 15ten Theil ein; der Bauer muß gar nichts davon bringen; dann verliehrt die Cammer erst ihren ganzen Thaler.

Jezt kommt schon wieder der Schulmeister, mit einer genauen Bestimmung, wo das große und wo das

das kleine Cammersiegel gebraucht werden muß, und so fort bis zum 20. Art. lauter eckelhaftes allgemeines Zeug von der Registratur, von Kammerbüchern, von Schriften, die auf dem Tische liegen sollen, von kurzen Reden, die der Präsident halten, und wie der Urlaub zu den Ferien gesucht werden soll.

Im III. Hauptst. hoffen wir, daß es besser gehen werde; das bisherige war lauter allgemeine Schreiberey, die man aus einer jeden Canzley-Ordnung sich viel besser zusammen denken kann. Wir wollen sehen, wie weit sich unser Hr. Autor in dem Wesentlichen der Landeswirthschaft und ihrer einzelen Gegenstände verstiegen habe und was er uns darinne neues sagen wird. Art. I. bereitet er denn seine Cammerräthe auf eine große Verordnung im Contributionswesen vor, und gebeut vorläufig, daß alle einzele Güter, die noch nicht in die Steuer geschäzt sind, in Städten und Dorfschaften erforschet und auch noch eingeschäzt werden sollen. Dieß hätte er wenigstens nur den Churfürsten von Bayern sollen sagen lassen, wenn das Gesez so wenig Ausnahm als möglich haben sollte. Aber so geht es, wenn man sich an Materien wagt, die man nur in einem einzeln Winkel eines Landes hat nennen oder auch wohl kennen gelernt, und allgemeine Säze daraus ziehen will. Hätte der V. nur die geringste Kenntniß von dem deutschen Staatsrecht, vom territorio clauso und non clauso, von der Verfassung der unmittelbaren Reichsritterschaft, von der Subcollectation, von dem Unterschiede zwischen Territorium und Landeshoheit, von der Steuerbarkeit der Stände extra terri-

torium, von der sogenannten wälzenden Steuerbarkeit an den Gränzen, oder auch nur einen blos bürgerlich juristischen Begrif von der Verjährung der Steuerfreyheiten, die Türken-Steuern alleine ausgenommen: so würde er seinen Fürsten hier viel eingeschränkter haben reden lassen.

Der 2 Art. ist der Interims-Renovatur gewiedmet, weil der Verf. glaubt, daß eine gründliche öffentliche Hauptrenovatur allzuvielen Weitläufigkeiten unterworfen sey. Das lezte geben wir zu; aber seine Interims-Anstalten sind eben so weitläufig und machen auch eben soviel Aufsehen.

Er nimmt S. 83. selbsten an, daß in einem Fluhr mehrere Grundherrschaften concurriren können; wir wollen noch hinzusetzen, daß diese Grundherrschaften insgemein auch Territorial-Herrschaften, oder allerwenigstens doch Dorfs-Mitherrschaften seyn wollen: dann versuche er es nur einmal und lasse seinen Cammer-Commissarius nach seinem Projecte die Sache angreiffen; er würde sich wundern, über die Antworten die ihm die Bürgermeister, die Dorfschultheisen, die Untergänger geben. Seine Renovatur richtet er auf 11. Gegenstände. 1) beständige Gilten, 2) neue Gilten, 3) neue Canones von verkauften Domänen, 4) Weinbaugeld, 5) Landessteuern, 6) Frohndiensigeld, 7) Caminfegerey, 8) Krämereyzinns, 9) Leibeigenschaft, 10) Heuzehendgeld, 11) Hellergilt Hüner, Gänse, Eyer, Wachs. Man sieht bald, wie unsistematisch dieses Buch werden würde. Was hat die Caminfegerey dabey zu thun? ist sie nicht eine zufällige Policey-Sache? ein anders wäre die Rauchfang-Steuer; diese ist

ist aber eine Art von Capitation, die gegeben werden muß, der Camin werde gefegt oder nicht, so wie die Kopfsteuer, der Kopf seye groß oder klein. Und hievon redet der Verf. nicht einmal, scheint auch nichts davon zu wissen. Eine Renovatur von dieser Art geht blos auf die liegende Gründe und Häußer und kann nichts enthalten, als die bestimmte beständige, oder nach einem beständigen Fuß einer veränderlichen Matrikul vestgesezte unbeständige Abgaben. Jene sind die Gülten, und diese die Dienst-Gelder — die zwar an vielen Orten auch unter die beständigen gehören — die Leibeigenschaft mit ihren Folgen des Hauptrechts und Sterbfalls oder mortuarii nach Procenten. Wo bleibt aber unter eben dieser Rubrik die Zehendbarkeit? Die Lehnwaare oder Handlöhnigkeit von den gemeinen Bauernlehen, die Nachsteuer, die Hundehaltung, die Azungegelder, die Malefizgelder, die Aufzugskosten der Beamten, der Geistlichen, die Unterhaltung der Strikreuter, Bettelvögte ic.? lauter Abgaben, die im Reiche auf den Grundstücken liegen.

Art. 3. fgg. bekommt die Landesregierung einen Theil der Verantwortung, wenn die Unterthanen mit den Steuern zu sehr beschwert werden, die Rechnung aber bleibt der Cammer. Sie soll 3. Monate nach dem Jahrs-Schluß abgelegt und die Cassa im Angesichte des Collegiums gestürzt werden. Das würde eben soviel seyn, als wenn man untersuchen wollte, ob ein lauffender Bronne in 15. Minuten einen Eymer Wasser gebe, diese Untersuchung aber 3. Minuten später anstellte. Es wird gewiß nichts an dem Eymer

Wasser fehlen, wenn gleich eine ganze Gesellschaft der Untersuchung beywohnt.

Bey den Ausgaben, die er der Contributions-Casse zutheilt, haben wir nichts einzuwenden, als daß die Criminal-Inquisitions-Kosten weit billiger von den einträglichern Ehebrüchen aus der Kammer bestritten werden, wo sie nemlich nicht von den Centeingesessenen bezahlt werden müssen.

Die Verschickungen zu Pferd und zu Fuß in Landes- und Policey-Angelegenheiten können wir auch nicht verstehen, wenigstens die zu Fuß nicht; denn die Hochfürstlichen Herren Räthe werden doch wohl nicht zu Fuß verschikt werden sollen? Doch finden wir nichts für Garnison, Haußtrouppen, Interesse von Schulden, die auf der Contributions-Casse haften, von Gnaden und Nachlaß an Steuern.

Von der Unterhaltung der Miliz folgen einige magere Artikel; eine Landmiliz wird aufgerichtet, die alle 10. Jahr neue Montur bekommen und an Feyertägen ausrücken soll. Hier hätten wir gerne etwas Oekonomisches gesehen, was man bey der Dauer der Gewehre, der Mäntel, der Müzen ꝛc. für Grundsätze annehmen könne. Aber man findet nicht einmal, was die gemeinsten Ordonnanzen doch enthalten.

Bey der Weg- und Straßen-Verbesserung läßt er seinen Fürsten in der Unwissenheit und weiset ihn auf Chur-Bayern, Schwaben, Oettingen, Hohenlohe-Kirchberg, ohne von diesem Geheimnis ihm etwas

zu

zu entdecken, wenn er gleich in selbigen Gegenden bekannt zu seyn scheint.

Bey dem Bergwerksartikel geht der Verf. sehr kurz; den Eisenstein nennt er Eisenerzt und das Schürfen will er reichlich belohnen. Bey dem Münzwesen geht er eben so kurz. Er läßt seinen Fürsten keine Münzen ausprägen, aber bey der bisherigen Münzverfassung läßt er es bewenden und richtet sich primario nach den Creißschlüssen und secundario nach der Nachbarschaft. Das eigegangene Salzwesen sucht er wieder in Gang zu bringen und bewirbt sich um Entreprenneurs und Formularien von Admodiationsaccorden. Bernsteine, Marmor, Gips, Kreiden läßt er niemand brechen, wenn sie gleich auf seinem Grunde zu haben wären. Von Steinkohlen sagt er kein Wort.

Die Zoll- und Geleitspächte hebt er auf und gibt eine eigene Buchhaltung dazu an. Eine jede Waare bekommt eine eigene Rechnung, also Weinzoll, Bierzoll, Butterzoll, Oelzoll, Fischthranzoll rc.

Daraus will er seine Staatsbetrachtungen ziehen, wieviel mehr Geld aus dem Lande ausgegangen, als hereingekommen, wie der Zustand des Nahrungswesens beschaffen, was für Mittel zu dessen Verbesserung zu erwählen seyn dürften. Bald werden wir müde zu lesen. Wie kann man doch dem einsichtigen Publikum solche Träume erzehlen. Hr. D. hat etwas gehört, aber nur mit einem Ohre. Importanda und exportanda, transito und Niederlagsgut zu unterscheiden, darauf kommt es in großen Staaten an; aber bey seiner Hofcammer, wo nur ein Reuiser ist,

 wird

wird es wohl allemal eine sehr überflüßige Grille seyn, diese Dinge alle zu wissen.

Jezt kommt er auf die Policey und wirft Forst, Jagd, Lehen, Rauchfänge, Wirthe, Mezger, Becker, zusammen. Hat man jemals einen solchen Begrif von der Policey gehabt? Wir können uns unmöglich bey diesem nüchternen Geschwäze aufhalten; das erträglichste dabey besteht in einigen allgemeinen Betrachtungen, die man bey Zink und Justi finden kann. Bey dem Forstwesen aber müssen wir ihm, ehe wir die Feder weglegen, noch auf den Zahn fühlen. Vielleicht ist er doch in einem einzigen praktischen Fache zu Hause.

Im 32. Art. theilt er die Forstrechte in zwey Classen. Zur ersten rechnet er unter andern die hohe Gerichtsbarkeit in Forstsachen, wie auch die Anwendung und den Gebrauch des Holzes. Jenes soll also wohl die Forstmalefiz-Obrigkeit seyn, wenn jemand den Wald anzündet oder eine Rauberbande in einem jungen Zuschlage sich aufhält. Aber dazu gehörte schon wieder ein Jurist, der doch bey seiner Hofkammer keinen Plaz hat. Das leztere hohe Forstvorrecht hingegen können Sie, Hr. D. und ein jeder Studente auch ohngehindert männigliches ausüben, wenn Sie ihre Holzprovision gemacht haben und mit sich einig geworden sind, wie viel Sie zu ihrer Studierstube, zu ihrem Auditorium und für ihren Bedienten aussehen wollen.

Zur 2ten Classe dieser Vorrechte rechnet er die Holzung in den Privathölzern, und die Graserey, Weide und Mastung in solchen Hölzern. Wir bitten uns doch eine Erklärung aus, was das Holzen bei

kan

Landesherrn in Privathölzern sey. Wir wissen wohl, was das Fischen des Landesherrn in Privatteichen sey, daß dieses nemlich nicht anders geschehen könne, als nachdem der Herr den Unterthanen die Teiche abgepachtet oder die Fische abgekaufet haben würde. Denn zu erndten, wo man nicht gesäet hat, das wird Hr. D. doch seinen neuen Kammerräthen nicht in den Kopf setzen. Ausserdem aber ist es kein Forstrecht, sonst müßte ein jeder Zimmermann, der dem Bauern zu einem Bau ein Stük Holz abkauft, eine Forstobrigkeit seyn, die das Recht der Holzung hätte. Graserey, Weyde und Mastung: dieß ist ein Stük aus der Oettingischen Wirthschaft, welches man fast sonst nirgends findet. Wie kann auch ein so kleiner Distrikt ein Muster werden, ganz neue unnatürliche Grundsätze darnach zu bilden? Wenn der Hr. Verf. soviel von Schwaben weis, warum hat er denn die Streitigkeiten des deutschen Ordens über diesen Punct nicht gelesen? oder nur den alten Fritsch? So würde er doch wissen, daß es unnatürlich und auch ungewöhnlich sey, daß der Eigenthümer des Baums nicht auch der Eigenthümer der Früchte seyn sollte.

Wir könnten ihm wohl einhelfen, aber wir fürchten er möchte schon zu alt seyn, unsere Lehren anzunehmen, weil er nichts von dem methodischen Tone sondern nur vom Stylo majori wissen will. So viel soll er aber doch wissen: Die Mastung verlangt nicht der Landesherr, sondern der Wildbannsherr für seine wilde Schweine; und die Graserey soll gar nicht statt finden, wenn sie dem jungen Anfluge nachtheilig ist und also den Nachwachs des Waldes aufhält. Der Wildbanns-

herr kann also wohl die Graserey und den Gebrauch der Mast hindern; aber er kann nicht selbsten thun, was er verbietet. Wenn es hingegen geschieht, so ist es ein eigennütziger Missbrauch der Forstbedienten, der nie zu einem Rechte werden kann. Von dem Laub- und Streusammeln sagt der Verf. hier gar nichts und wir wissen doch, daß man in dem Oettingischen Lande es sich auf eben die Art, wie die Mast und Gräserey zu zueignen pflegt. Wenn der Wildbannsherr nur 10. Schweine in seinem Distrikte hätte, so kann er weiter nichts verlangen, als daß diese versorgt werden; das übrige braucht er nicht und gehört also billig dem Eigenthümer der Bäume, worauf die Eicheln oder Bucheckern wachsen.

S. 188. schikt er den Zimmermann in den Wald und läßt ihn alle hochstämmige Bäume auszeichnen. Ist das nicht ein offenbarer Forstfrevel? Ein Forstmeister, der nur halb seine Kunst versteht, würde ja einen solchen Zimmermann des Lands verweisen lassen. Das hohe Holz läßt er nicht Schlagmäßig hauen, sondern nur das Buschholz. Die Zeit des Hiebs sezt er in die Zeit, da die Bäume ihren höchsten Wachsthum erreicht haben können; so läßt er die Eichen und alles harte hochstämmige Holz nach 100. und das weiche nach 60. Jahren und das Buschholz nach 20. oder 24. Jahren fällen. Der geringste Forstknecht wird darüber lachen. So geht es aber, wenn man Verordnungen bloß aus dem Gehirne ohne einige praktische Erkänntniß machen will.

Also sollte man nach des V. Grille keine andre als oberfüdrige Stämme abhauen, oder man müßte einem jeden Baum, wie in den Baumschulen ein Zeichen von Blech anhängen, und für die Nachkommenschaft sein Alter darauf anmerken. Wo sollten denn die Bäume herkommen, die bey dem Bauen nicht füdrig, sondern halbfüdrig und noch geringer seyn müssen? oder was sagt der der Verf. dazu, daß in Schwaben, wovon er doch so viel wissen will, das Buschholz alle 7. 8. 10. Jahre mit grössern Nutzen gefällt wird, als alle 20. Jahr, weil der Stok weniger ausschlägt, je stärker und älter der Stamm wird, bey dem Buschholz aber alles auf den geschwinden Nachwachs des Holzes ankommt; denn Wellholz und die Reifenstäbe haben bey dem Verkauf eben den Werth als das grobe Holz.

§. 192. Erniedrigt er seinen Fürsten so tief, daß dieser in unsern Tagen, wo man die Forstwissenschaft so hoch getrieben hat, noch für ein Problem der Forstverständigen halten und entscheiden soll, ob die Stöcke besser im Erdboden verfaulten als ausgegraben würden.

Wir vermutheten, doch irgend etwas von der Holzsaat, von dem Unterschied der Herbst- und Frühlingszeit in Ansehung des besten Buschholzhiebs zu finden. Aber wir fanden uns betrogen. In Ansehung der Standreiser scheint Hr. D. kein Bekmannianer zu seyn; denn diesen Mann wird er wohl gar nicht kennen, sonst hätte er es gewiß nicht lassen können, seinen Fürsten öffentlich sagen zu lassen, daß er das alte Vorurtheil von Standreisern und Oberholz aus landesherrlicher Macht hiemit gänzlich ausgerottet haben wolle. Das Gras in den Schlägen läßt er nicht mit der Sichel

schneiden, sondern mit den Händen rupfen. Er muß mal etwas vom Heyderupfen und nie etwas von m Gebrauch der Sichel über der Hand gehöret ha-n. Hr. D. sollte es nur einmal versuchen und einen Morgen durch Taglöhner ausrupfen lassen, da würde die physikalische Unmöglichkeit sowohl als die Kost-rkeit bald einsehen lernen.

Dies ist uns genug zur Ueberzeugung, daß Hr. D. ch in diesem Felde ein Fremdling sey. Es reut uns, ß wir so viel davon geschrieben haben; denn in den genden Artickeln und Hauptstücken bis ans Ende den wir immer denselben Mann. Lauter aus Amts-truktionen und Verordnungen mit eigenen unprakti-blen Einfällen verwirrte allgemeine Sachen. So auch der ganze Anhang von Instruktionen, und die gehängte Tabellen sind ohne Verhältniß ausgesucht. o ist z. B. auf der 7ten Tab. monatlich 1000. fl. die Oper ausgesezt. Sollte dieß wohl für einen kleinern Hof nicht zu viel oder überhaupt der ganze ernartikel nicht zu uncameralisch seyn? Bloß die chachtung für diese Wissenschaft, die eigentlich in em rechten Gewande dem Publikum sich noch nicht eiget hat, und ihr großer Werth, der allen andern issenschaften das Leben giebt, hat uns angetrieben, e Ehre zu retten, daß sie gar nicht das Werk schaa-Köpfe sey, die mit ungewaschenen Händen und der der hinter dem Ohre in einem so dictatorischen Tone Welt belehren zu können sich einbilden. Cammer-he oder Finanzministers zu bilden; das ist es nicht s man vom Catheder fordern kann.

Die

Die einzele Theile dieser weitläufigen Wissenschaft nach gesunden, einfachen Grundsätzen vortragen und endlich auch, wohl in eine natürliche Verbindung so wohl unter sich als mit dem meisten Theile der akademischen Wissenschaften setzen, das ist es eigentlich, was uns noch fehlt. Haben unsere akademische Mitbürger auf diese Art erst ihre Begriffe gebildet; so kann es ihnen sehr gleichgültig seyn, was immer in dem Staate, dem sie einmal dienen, für ein Verwaltungs- und Rechnungssystem eingeführt sey, so ohngefähr wie derjenige, der einmal die Spielkarte nach ihrem Zusammenhang wohl kennen gelernt hat, ein jedes Spiel gut spielen wird, so bald er es nur einigemal spielen gesehen hat.

Wenn wir alles aus dieser Schrift absondern wollten, was nach dieser Betrachtung nicht dazu gehört, so würde sie in wenige Bogen zusammenfallen, die mit diesem allen doch für das Publikum nichts interessantes haben würden. Sollte sie indessen doch ihre Liebhaber finden; So glauben wir wenigstens durch dieses unpartheyisches Urtheil sie den Lesern guten Theils brauchbarer gemacht zu haben. Und wenn der Verfasser bey einer künftigen Auflage sich unsere Erinnerungen zu Nuze machen und was er nicht selbst wüßte, mit praktischen Männern vorher wohl überdenken, insonderheit aber seine unrichtige der deutschen Geschichte ganz widersprechende Betrachtungen von dem Ursprunge der Domänen bey sich behalten, und anstatt seines barbarischen Dikasterialstyls, den man genug bey den Juristen lernen kann, ein er-

träg-

klägliches Deutsch dabey schriebe: so sollte uns dieses eine angenehme Belohnung seyn, für die Mühe, die wir angewendet haben, die gegenwärtige Auflage zu prüfen.

C.

XXVII.

Histoire de l'Ac. Roy. des Sciences et belles lettres. Année 1764. Tome XX. Berlin, Haude und Spener 1766. 498 Quartf. 10 Kupfert.

Physische Classe. I. Hr. Marggrafs Beweis, daß sich fixe Laugensalze aus dem Weinsteine, durch Säuren, ohne ein heftiges Feuer erhalten lasse. Er hat gepülverten Weinstein in kochendes Wasser geschüttet, diese Auflösung mit geschabter Kreide gesättiget, durchgeseigt, abdünsten lassen und denn so lange Salpetersäure zugegossen, bis sich kein Weinstein mehr fällte, alles noch einmal durchgeseigt, und bis zum Anschiessen in Crystallen abdünsten lassen, da er sie im Kühlen ruhig ließ, erhielt er die schönsten Salpetercrystallen, die er wieder im warmen Wasser auflöste, und anschiessen ließ, und solches noch einmal wiederholte, so erhielt er einen vollkommen reinen Salpeter. Weil nun wahrer Salpeter, mit langen Spitzen, nicht entsteht, wo nicht fixes Laugensalz aus dem Pflanzenreiche zur Salpetersäure kömmt, weil sich selbst aus diesen Crystallen, nach der Verpuffung mit Kohlen Laugensalz erhalten läßt, so bestätigen die und ähnliche Versuche Hrn. M. Satz. Er hat auch so Salpeter aus Urin von Menschen und von Kühen erhal-

halten zum Beweise daß dieses fixe Laugensalz, das Thiere mit ihrer Nahrung in sich bekommen, auch in ihnen ungeändert bleibt. II. Dessen Bemerkung eines Insekts, das man auf den faulenden Blättern des Waids findet, und daß die blaufärbende Materie in sich nimmt. Es würde nüzlich seyn, zu bemerken, ob nicht allerley Insekten getroknet zur Färberey dienlich wären. III. Hn. Gleditschens Beschreibung der Hypocistis, einer Pflanze die ihren Nahmen davon erhalten hat, weil sie auf dem Cistus wächst. Herr Gl. nennt sie Thyrsine. IV. Hr. Francheville vom Ursprunge des Ambra. Klobius hat in einer 1677. zu Wittenberg gedrukten Schrift 18. Meynungen angeführt, davon Hr. Fr. hier die zu bestätigen sucht, es sey eine Mischung von Honig und Wachs, von der Sonne durchkocht, und von Wind und Fluthen ins Meer gebracht. V. Herr Gleditsch von einer künstlichen Befruchtung der Forellen und Lachse. Im Eingange sind viel der Aufmerksamkeit würdige Gedanken über das Geschlecht der Pflanzen, unter andern die Erinnerung, daß die Pflanzen wo beyderley Geschlechtstheile in einer Blume sind, sicherer vollkommnere Früchte erhalten, als die, wo diese Theile getrennt sind (welches einen ökonomischen Nuzen haben kann.) Die erwähnte künstliche Befruchtung, hat Hr. Gl. vom Hrn. Bar. von Veltheim zu Harbser erhalten, und theilt hier die Erfahrungen aus der Nachricht des Herrn Jacobi mit. Das Wesentliche besteht darin, daß ein Weibchen, welches reife Eyer im Leibe hat, gelinde gestrichen wird, daß es solche ins Wasser fallen läßt; man nimmt alsdenn eben dergleichen mit einem Männchen vor, daß dessen Saamen

len über die Eyer sprützt. VI. Hr. Merkel unter-
icht die physischen Ursachen des Wahnwitzes. Er hat
le eigene Schwere des Gehirns in Betrachtung ge-
ogen; Ein Würfel von sechs Parisérlinien (der achte
heil eines Pariser Cubikzolls) voll gesundes Gehirn
ines dreyßigjährigen Mannes, wog 65 Gran, eben
viel wog das Gehirn eines sechzigjährigen Mannes;
eydemal das markichte Wesen verstanden, bey einem
4jährigen Schwindsüchtigen 63¾. Hieraus muth-
aaßt Hr. M. schon, die Abnahme des Verstandes
önne mit einer Austroknung des Gehirns zusammenhängen,
dadurch es leichter wird, wie denn auch
Schwindsüchtige zulezt in einen leichten Wahnwitz ver-
allen. In diesen Gedanken bestätigen ihn nun eine
Menge Erfahrungen, deren er 25. von geöffneten
Wahnwitzigen anführt, und allemal eine gleiche Men-
e des Gehirns leichter, 63. bis 64. Gran gefunden
at. Sogar in der 6. Erfahr. nur 60. bey einem
Ochsen und Schöpse 64; bey einem Kalbe 63. ausser-
em aber haben sich im Gehirne der Wahnwitzigen noch
ndere widernatürliche Umstände gezeigt, z. E. die Ner-
en härter, mit den übrigen Theilen mehr zusammen-
hängend, elastischer. Die harte Hirnhaut dicker und
ester, das Zwerchfell, von Eyter angegriffen und ent-
ündet, u. d. g.

Mathematische Classe. I. Hrn. Eulers neue
Methode, aus zwo Gleichungen eine unbekannte Größe
wegzuschaffen. Sie gründet sich, auf die von Hrn. E.
hon so oft mit Nutzen gebrauchte Art, Gleichungen
ls Produkte aus Wurzelgleichungen zu betrachten.
Hier müssen zwey solche Produkte einen gemeinschaft-
lichen

lichen Factor haben, und daher dient eben diese Methode zu erkennen, ob ein paar Gleichungen eine gemeinschaftliche Wurzel haben. II. Dessen Untersuchungen über die einfachen und III. zusammengesezte Vergrösserungsgläser was für Brennweiten und Gestalten die Gläser haben müssen, damit am meisten, deutlichsten, und hellsten zu sehen. IV. Dessen Berechnung der Vortheile des Banquier beym Pharao. V. Dessen Untersuchung, warum einige Dissonanzen, doch durchgängig in der Musik angenommen worden. Er redet besonders von den Accorden der Sexte oder Septime und Quinte, da man den Grund der Consonanzen darinne sucht, daß das Ohr Verhältnisse der Töne, die sich mit kleinen Zahlen ausdrucken lassen, leicht empfindet und Dissonanzen auf Töne ankommen, wo die Verhältnisse größere Zahlen erfordern, so sind Dissonanzen und Consonanzen eigentlich nur den Graden nach unterschieden. Ein geübtes Ohr nimmt also die Verhältnisse wahr, ein ungeübtes sucht statt ihrer andere zu setzen, die sich mit kleinen Zahlen ausdrucken lassen. Beym Accorde der Septime G. H. d. f; sind die eigentlichen Zahlen 36, 45, 54, 64. ein ungeübtes Ohr wird statt der lezten 63. setzen und so die Verhältnisse der Zahlen 4, 5, 6, 7, empfinden. Wenn diese Muthmassung richtig ist, so zählt man in der Musik bis auf 7 da man bisher nur geglaubt bis auf 5 zu zählen. VI. Derselbe vom wahren Charakter der heutigen Musik. Hr. E. billigt nicht, daß man ihren Unterschied von der ältern, im Gebrauche der Dissonanz sezt, und erinnert, das Wort Dissonanzen drucke seinen Begrif nicht wohl aus, da Dissonanzen nur mehr zusammen-

gesezte

gesetzte Consonanzen sind. In dieser Art Consonanzen sucht er den Charakter der heutigen Musik. VII. Dessen Untersuchung der Fernröhre mit drey Gläsern, welche die Sachen aufgerichtet vorstellen. VIII. Hrn. J. A. Eulers Untersuchung der Arten, Schiffe ohne Wind fortzutreiben. Der 1 Theil dieses Aufsatzes zeigt, wie diese Absicht durch Flächen, die das Wasser schlagen oder stossen, erhalten wird. Eigentliche Ruder betrachtet Hr. E. nicht (vermuthlich weil sein Vater und andere hievon zu anderer Zeit umständlich gehandelt haben, sondern Flächen die durch im Schiffe befindliche Hebezeuge auf allerley Art gedreht oder geschoben werden, darunter sich auch ein ganz neuer Gedanke befindet, dergleichen Flächen wie Windmühlenflügel zu stellen. Die zweyte Abtheilung betrachtet die Mittel nach Daniel Bernoullis Vorschlage Hydrodyn. Sect. XIII. §. 20. ein Schiff durch die Reaction des Wassers zu bewegen, findet aber dieses nicht so vortheilhaft als jene.

Philosophische Classe. Herr Beguelin theilt Anmerkungen über die prismatischen Farben mit, denen er eine physische und metaphysische Analysis der Empfindungen der Farben überhaupt beyfügt. Wenn man durchs Prisma einen Gegenstand mit zwey Farben betrachtet, und die Linie, welche beyde Farben von einander sondert, nicht genau der Axe des Prisma vertical ist, so zeigen sich an dem hellern oder dunklern Theile der Sache, farbichte Ränder, die Herr B. umständlicher beschreibt, zeigt, wie aus ihrer Vereinigung das newtonische Farbenbild entsteht, und andere Erscheinungen sich daraus herleiten lassen. II. Herrn Formeys Betrach-

Betrachtungen über die Vereinigung der Seele und des Leibes. Er erläutert einige dem physischen Einflusse vortheilhafte Gedanken des in Helmstädt als Prof. der Mathematik verstorbenen Hentsch, und hat diesen Aufsatz nur einrücken lassen, weil er den folgenden veranlaßt hat. III. Von diesem Aufsatze, dem leztern Herrn Premontvals, erscheint hier seiner Länge wegen nur ein Theil. Als eine vierte Hypothese der Vereinigung der Seele und des Leibes, giebt Herr Pr. eine Herrschaft der Seele über eine Menge von Wesen an. Die wie sie einfach, aber von einer niedrigern Natur sind, und den Körper ausmachen: Er nennt dieses Psychokratie. IIII. Herr Sulzer vom Einflusse des Bewußtseyns in unsere Urtheile. Unsere Urtheile sind oft unvollkommen, weil wir uns nicht aller Verhältnisse, in denen wir uns befinden, und welche die Sachen, die wir beurtheilen, zu uns haben, bewußt sind. Herr S. erläutert dieses mit viel merkwürdigen Erfahrungen, und zieht wichtige praktische Folgerungen daraus. Er entschuldigt sich, daß er von Lehren, dazu nur von deutschen Philosophen die Gründe gehörig auseinander gesezt worden, sich im Französischen nicht recht gut ausdrücken könne, wo die eigentlichen Kunstwörter fehlen.

Classe der schönen Wissenschaften. I. Herr Merian über den Claudian. Er untersucht das Leben und die Werke des Dichters, besonders den Raub der Proserpine, und schildert die Veränderungen, welche der epische Stil bey den Römern gelitten hat. II.

Des Secretärs Rede am Geburtstage des Königs 1764. III. Herrn Ludolfs Leben. IIII. Herr von Catt von den Talenten des Litterators. V. Reden, welche bey der Aufnahme der Durchl. Prinzen Friedrich August und Wilhelm Adolph von Braunschweig gehalten worden.

B.

XXVIII.

Andr. Murray D. Profess. medic. Götting. historia insitionis variolarum in Suecia ad novissimum tempus protracta. Göttingae imp. viduae Vandenhoek. 1766. gros 8.

Eine Probeschrift des Hrn. M. von 1763. ist aus Schriften und Privat-Briefen schwedischer Aerzte auch anderweitigen Lectüre so sehr bereichert, daß sie hier fast neu erscheint. T. I. enthält Merkwürdigkeiten von den natürlichen Pocken in Schweden, man hat daselbst die Wiederkehr noch nirgend beobachtet, der zehnte Theil der Sterbenden wird durch Pocken und Masern hingeraft, oder genauer, jeder zehnte vom männlichen, und jeder neunte vom weiblichen Geschlechte. Da, wie allerwärts sind die guten medicinischen Anstalten; ob man gleich da mehr als an andern Orten dafür besorgt ist, dennoch zu schwach, den Vorurtheilen, und dem Selbstmorde des gemeinen Mannes zu wehren. Beyläufig wird angeführt, daß man im Kopenhagner Friedrichs-Hospital (dessen schöne Ein-

richt-

richtung bekannt zu werden verdiente) Pillen aus Theer und Schierlingspulver mit Nutzen gegen die feuchte sowohl als trockene Krätze gebraucht, und eben die gute Wirkung davon auch in Schweden bestätigt gefunden hat. Auch hat man sie in Schweden als eine Präservativ gegen bösartige Pocken, gegen Würmer und Wasser-Geschwülste der Füsse mit gutem Erfolge angewandt.

Mit der genauesten Kundschaft sind T. II. die Schiksale des Blatterbelzens in Schweden beschrieben, für dessen Aufnahme die höchste Macht, die Edeln, die Geistlichen und die Aerzte sich um die Wette bemühet haben. Doch sind überhaupt nur etwa, 2000. inoculirt, deren keiner gestorben, ob wohl einige auch recht krank gewesen. Von 621. wird nach Monro's Art eine Tabelle gegeben. Man hat sich gar nicht sclavisch an Jahrszeit und Alter gebunden. Der dicke Leib, die Würmer, Durchlauf, englische Krankheit, Krätze, Scorbut, u. s. w. haben vom Belzen nicht abgehalten. Bey einigen die einen Ansaz zur Schwindsucht, oder die Augenentzündungen, fliessende Ohren, s. w. hatten, sind durch die künstliche Pocken die Fehler gehoben, und die Constitution gebessert worden. Bey einigen wollte die Ansteckung zu einer Zeit nicht fassen, und bekleibte doch nachher. Man hat von andern mit der Platteransteckung angehangenen Krankheiten nichts bemerkt. Uebele Folgen sind nicht nachgeblieben, wenigstens blieben sie wie die schweren Pocken unter dem Gehorsam von Aerzten und Mitteln.

 Auch

Auch hat das Belzen die Pockenseuche in Schweden nicht verbreitet, so wie Hr. M. die Anstalt zum Belzen, den Verlauf und die Erfolge davon beschreibt, so wird alles eingeschaltet, was ihm seine schwedischen Nachrichten vom Belzen Interressantes geliefert haben. Fleiß, Belesenheit, Ordnung und die genaueste Bekanntschaft mit seiner Materie herrscht durch das ganze Werk des Hrn M. Man lieset lauter schon oft bearbeitete Materien, aber man lieset sie gerne, weil sie neu und lehrreich bearbeitet sind. Den Schluß macht eine Recension von 20. schwedischen Schriften über das Belzen.

Y.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Le chretien dans la solitude. Traduit de l'allemand. Pour moi approcher de Dieu est mon bien. à Amsterdam, aux depens de Jean Christofle Erhard, Libraire. MDCCLXVI. 8. 15 Bogen.

Der ungenannte Uebersetzer muß nicht gewußt haben, daß Hr. Crugott Fürstl. Carolathscher reformirter Hofprediger ist, denn er macht ihn zum Pre-
iger bey einer lutherschen Kirche in Schlesien. Er
rkennt den Verf. für einen Schriftsteller von vortref-
ichem Genie, giebt aber übrigens seinem Buche, dessen
leberſetzung hinter dem Original weit zurük bleibe,
ine so abscheuliche Empfehlung mit, als ihm kaum die
eutschen Bahrdts bey seinem ersten Eintritt in die
Welt nachgeschikt haben. Wie viel einem Gottesge-
ehrten an dem allgemeinen Ruf einer unverdächtigen
Rechtgläubigkeit liege, siehe man aus dem Geständniß,
as der Uebersetzer am Ende der Vorrede thun muß:
l se sert d'expressions, qui dans la bouche d'un
heologien orthodoxe ne servient d'aucune con-
equence; mais elles deviennent suspectes dans
elle d'un ministre accusé d'heresie. Als wenn
nan dies Buch, worin doch schlechterdings keine Ketze-
eyen stehen, nun nicht von den Meynungen des Verf.
ie er anderswo geäussert hat, absondern könnte.

W.

Beweis, daß des Menschensohn, unser Herr und Heyland Jesus Christus zu dreyen unterschiedenen malen gen Himmel gefahren sey. Zu dessen Erkenntniß und Verehrung geführt von des Herrn Iesu Geringstem Verehrer. 1766. 8. 6 Bogen.

Es muß dem Verf. wirklich an gesunder Beurtheilung mangeln. Man sollte ihm aus Mitleiden Feder und Dinte wegnehmen, damit er nie wieder dergleichen wahnsinnige Dinge schreiben könnte.

Sammlung biblischer Wahrheiten, so in zwölf Predigten öffentlich vorgetragen Carl Ludwig Otto Zachow, Pastor zu Grabbin. Rostok in Commißion der Koppischen Buchhandlung 1766. 8. 1 Alph. 3[1] Bogen.

Herr Pastor Zachow ist ein seichter Homilet, über den man einschläft, wenn er einen nicht etwa durch ein wildes trotziges Drohwort an verfluchte Sünder, die als Höllenbrände zum Teufel fahren, wieder aufwekt. Ein paarmal sind wir darüber mit Widerwillen zusammengefahren. Das heißt auf der Kanzel wüten, aber nicht lehren, überzeugen, bewegen. Harte böse Gemüther lassen dergleichen ungestümme Verwünschungen doch wie Fehlschüsse von sich abprallen, und fühlbare Seelen weis der christliche Prediger durch ganz andere und bescheidenere Vorstellungen dahin zu bringen, daß sie in sich schlagen und an ihre Sünde gedenken.

Herrn Dietr. Pörtners, weiland Predigers der evangelisch-reformirten deutschen Gemeinde

de zu Frankfurt am Mayn, auserlesene Predigten, herausgegeben von G. J. Zollikofer, evangelisch-reformirten Prediger zu Leipzig. Zweyter Band. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. gr. 8. 2 Alph. 2½ Bogen. Dritter Theil. 1767. 2 Alph.

Der seel. Verf. zeigt sich überall in seinen Vorträgen als ein gründlicher Theologus, als ein guter Exeget und beredter Prediger. Sein Kanzelton ist dem Zwek eines geistlichen Redners, der nicht so wohl auf Erregung sinnlicher Leidenschaften, welche bald verrauchen, als vielmehr auf bleibende Ueberzeugung und anhaltende Herzensbesserung der Zuhörer geht, angemessen. Zuweilen wird er ein wenig abstrakt und zu wissenschaftlich, wiewohl das geschieht nur selten. Wir geben daher diesen Predigten den vollen Beyfall, den sie verdienen und den sich schon der erste Theil bey Kennern erworben hat.

Die christliche Herrschaft und Obrigkeit. Nebst einer auf die itzigen Zeitläufe gerichteten Vorrede. Wernigerode 1766. zu finden bey J. G. Struk, Hochgräfl. Hofbuchdrucker. 8. 11 Bogen, nebst 4 Bogen Vorrede.

Was für ein Unterschied ist doch zwischen Andacht und Andächteley. Wenn die erste in dergleichen Schriften beständig gefällt, so wird die andere bald zuwider. Der Verf. ist vielleicht der gutherzigste frömste Mann von der Welt, wenigstens der Sprache nach, wodurch gewisse Leute sich besonders auszeichnen. Aber als Schriftsteller betrachtet, gehört er, um es frey heraus zu sagen, zu der Klasse der Schwätzer, die das hunderste ins tausendste mengen.

Geistliche Denkmäler von einigen merkwürdigen Begebenheiten in verschiedenen Casual-Predigten aufgerichtet von Johann Gottfried Grünwald, dritten Pred. an der evangel. luther. Kirche vor Freystadt: Sorau, bey Gottlob Hebold. 1767. 8. 1 Alph. 2 Bog.

Der Hr. Verf. hat einige merkwürdige Begebenheiten, woran seine Gemeinde besonders Theil genommen, auf die Nachkommen seines Orts bringen wollen, und um dieser Ursache willen muß man mit ihm zufrieden seyn.

Homiletica sive de recta eloquentiae ecclesiasticae ratione libellus, quem in usum praelectionum suarum adiecta oratione inaugurali evulgavit Samuel Mursinna, S. Th. Prof. Publ. et Gymnasii illustris Ephorus. Halae Magd. Typis Ioh. Iac. Curtii, MDCCXVI. 8. 136 Seiten.

Der Hr. Verf. hat die Sachen, die in ein vernünftiges Homiletisches Lehrbuch gehören, in der möglichsten Kürze hier so gründlich abgehandelt, und die Regeln der geistlichen Beredsamkeit acroamatisch so genau und richtig bestimmt, daß man sich von seinen Zuhörern, wenn sie die nöthigen Beweise, Erläuterungen und Beyspiele dazu in den Vorlesungen bekommen und zu ihrer Ausübung Lust und Geschik haben, gute Prediger versprechen kann. Wenigstens hat es Hr. M. an einer guten Anführung nicht fehlen lassen. Das weitläufige Verzeichnis der rhetorischen Figuren in dem Kapitel von der Schreibart in geistlichen Reden, hätte unsers Bedünkens wohl abgekürzt werden können. In den beyden letzten Kapiteln wird auch

auch die Geschichte der Predigten mit genommen und vom Catechisiren gehandelt. Die Antrittsrede de theologo veritatis studioso macht dem Verf. in mehr als einer Absicht Ehre.

Die heilige Schrift des A. und N. Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener engeländischen Schriftsteller zusammengetragen und in der holländischen Sprache an das Licht gestellet, nunmehr aber in dieser deutschen Uebersetzung aufs neue durchgesehen und mit vielen Anmerkungen und einem Vorbericht begleitet worden von D. Johann Augustin Dietelmaier, der heiligen Schrift Professor Ord. zu Altorf und Archidiac. der Stadtkirche. Der eilfte Theil, welcher die Weissagungen der zwölf kleinern Propheten samt dem Register über alle sechzehn Propheten enthält. Mit Röm. Kayserl. und Chursächsischen Privilegiis. Leipzig, verlegt Bernhard Christoph Breitkopf. 1766. 4. 5 Alph. 2 Bogen Vorrede.

Mit diesem Theil wird denn endlich dieses bekannte weitläufige Bibelwerk in Ansehung der Bücher des A. T. beschlossen. Der Hr. D. hat auch dießmal in seinen kurzen Anmerkungen manche nöthige und nützliche Erinnerung gegeben, und den engländischen Auslegern, welche allenthalben in diesen Propheten ihre Träume vom tausendjährigen Reich zu sehen glauben, bey jeder Gelegenheit hierin lebhaft widersprochen,

welches wir sehr billigen. Er zeigt auch in der Vorrede zu diesem Bande, worin er einige Verbesserungen zu den vorhergehenden Theilen beybringt, eine dem Gelehrten so wohlanständige obgleich seltene Gesinnung, daß er nemlich gegründeten Widerspruch zu vertragen, und sich die Einsichten anderer, wenn sie auch von den seinigen abgehen, zu Nutze zu machen weis. Aber das wundert uns, daß nach des Hrn. D. Meynung die wahre Kritik bey der heil. Schrift nicht eben die Freyheit haben soll, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit zu schliessen, die er ihr bey andern menschlichen Büchern zugesteht. Würde es nicht auf diese Weise lassen, als ob man jener ihrer Sache nicht so recht trauen könnte? Der Umstand, daß alsdenn dieser oder jener wichtige Saz des allgemeinen Lehrbegrifs der Kirche umgestossen werden möchte, kann die Rechte der Kritik, auch bey den vorhandenen Abschriften der Bibel freymüthig ihr Urtheil zu sagen, wohl nicht im allergeringsten einschränken. Gesezt es fielen ihrer mehr als zwanzig auf einmal, was verliehrt die reine geoffenbarte Wahrheit dabey, die ja an keine kirchliche Autorität gebunden ist?

Abbildung eines wahren und falschen Naturalisten oder Betrachtung über den großen Misbrauch der Freygeisterey unserer Zeit entworfen von M. Johann Andreas Ziehen, Pred. an der evangelisch Lutherischen Burgkirche zu Heldenbergen. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung. 1766. 8. 1 Alph. 6 Bogen.

Der Plan dieser Schrift ist ganz gut angelegt, nur in der Ausführung hätte die verdrießliche Weitschwei-

schweifigkeit sollen vermieden werden. In der Einleitung handelt der Hr. Verf. unter zwey Hauptstücken erstlich von der Religion überhaupt und der Verbindlichkeit zu derselben, und hernach von den Feinden der christl. Religion. In dem ersten Theil der Schrift selbst werden die wahren Naturalisten nach dem, was sie glauben und wie sie leben müsten, in dem zweyten Theil aber die falschen Naturalisten beschrieben. Die erstern stehen ohnfehlbar schon so nahe an den Grenzen des Christenthums, daß es nur einen Schritt weiter braucht, und der Hr. Verf. hat groß Recht, wenn er urtheilt, daß jenen leicht zu helfen sey, wenn diese sich überall aus der Religion nichts machen und so wenig nach der natürlichen als geoffenbarten leben. Wären alle diese guten Sachen mehr ins enge gezogen, so würde unsers Erachtens der Eindruk auf die Leser weit stärker geworden seyn. Hr. Z. der übrigens von seiner Arbeit mit aller Bescheidenheit urtheilt, scheint diesen Mangel derselben selbst gefühlt und als eine Unvollkommenheit seines Tractats angesehen zu haben. So dünkt uns, hätte es für ungelehrte, um deren willen das Buch eigentlich geschrieben seyn soll, in der Einleitung von §. 10. bis 23. der umständlichen Geschichte des Naturalismus, besonders der engeländischen Freygeister und der Anzeige der Schriften, die wider sie in ihrem Vaterlande herausgekommen sind, nicht bedurft. Da indessen der Verf. manche gute Einsichten und gesunde Beurtheilung zeigt, so läßt sich dieses Buch zu den gemeinnützigen Schriften zählen, an denen man, weil darinn so viel wichtige Wahrheiten zum Vortheil gewisser Leser gründlich genug vorgetragen sind, nicht alle Kleinigkeiten nach der strengsten Schärfe beurtheilen muß. Die Gedanken die er S. 164. darüber äussert, daß der Weg, durch die Natur zur Erkenntniß der Wahrheit

von göttlichen Dingen zu gelangen, schwer und nicht eines jeden Werk sey; sein Urtheil S. 277. daß man die christliche Religion überhaupt und das Lehrgebäude derselben, so wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, von dem, das sich manche Parthey selbst aufgeführt haben, unterscheiden müsse, und was sie etwa irriges angenommen, nicht gleich auf die Rechnung des Christenthums überhaupt betrachtet, schreiben dürfe; und S. 321-326. die Beschreibung, wie in unsern Tagen der kleine Beamte (und ungelehrte Edelmann) den Staatsminister, der gemeine Soldat (und der Fähndrich) den General, fast jeder Bürger und Bauer seine Obrigkeit, der Gerichtsschreiber auf dem Dorfe seinen Patron, und die Frauenzimmer das männliche Geschlecht in der Freygeisterey und Verachtung der Geistlichen abcopiren, hat uns unter andern besonders wohlgefallen. Aber von ein paar gewissen Männern urtheilt er sehr unrichtig, wenn er dem einen wegen eines an sich gar nicht ketzerischen Buchs des Unglaubens beschuldigt und dem andern, der ihn in einer schwülstigen Gegenschrift deshalb gewaltig anschwärzte, ein übertriebenes Lob beylegt. Daß der letzte sein geehrter Freund war, hätte ihn doch nicht so verleiten müssen. Auch der Beweis von der Ewigkeit der Strafen nach dem Tode aus Gründen der natürlichen Religion S. 152. ff. mögte wohl dem Hrn. Verf. misgelungen seyn und sich zum Theil auf Argumente gründen, die ihm der wahre Naturalist, niemals so zugeben wird, wie er sich einbildet. Und was das Unglück, so uns in der Welt begegnet, anbetrift, so dünkt uns, daß es die Menschen eher von dem Unglauben, auf dessen Seite sie sich geworfen hatten, zurükbringt, als sie dazu verleitet, wie S. 389. behauptet wird. Wenigstens sind meisten Erfahrungen für das erste.

Bib-

Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica. Classis sextae Fasciculus primus. Cum tabulis aeri incisis. Bremae et Amstelodami: Sumtib. bibliopolarum Viduae b. G. W. Rumpii et H. Vieroot. MDCCLXVI. 8. 12 Bog.

Unter den in diesem Stük enthaltenen fünf Abhandlungen hat uns die erste des Hrn. Hering, ref. Pred. in Breslau, von der Lehre des Bileams, der Nicolaiten und der Jezabel über Offenb. Joh. II. 14. 15. 20. und denn die dritte des berühmten Cornelius v. Witt Abhandlung von David, als einem Propheten, am vorzüglichsten gefallen. Wir wollen den Inhalt der ersten kurz anzeigen. Nachdem der Hr. Verf. aus guten Gründen dargethan, der Rath den Bileam dem K. Balac gegeben, habe darinn bestanden: Er sollte suchen, die Israeliten durch die Schmeicheleyen schöner Moabitischer Frauenzimmer zur Verheirathung mit ihnen reitzen zu lassen, und damit sie auch an ihren Gottesdiensten Theil nähmen, sie mit zu den festlichen Opfermahlzeiten einladen; so vergleicht er hernach diesen Rath des Bileams mit der Lehre der Nicolaiten und der Jezabel, welche darinn bestanden, daß sie mit Hintenansetzung der von den Aposteln empfangenen gegentheiligen Vorschrift, welche bis zum völligen Untergange des jüdischen Gottesdienstes schlechterdings zur Vermeidung alles Aergernisses hätte sollen beobachtet werden, öffentlich gelehrt hatten: Es stünde in allen Fällen frey, mit den Heiden vom Opferfleisch zu essen und sich mit heydnischen Weibern auf eine beständige Ehe einzulassen, welches nach des Hrn. Verf. erwiesener Meinung durch πορνευσαι angezeigt werden soll. Weil nun die aus dem Judenthum bekehrten Christen sich daran stiessen; weil

vie-

viele, die noch Juden waren, dadurch zurückgehalten wurden, die christliche Lehre anzunehmen und sonst noch andere Unordnungen daraus entstanden: so sagt der Herr den Gemeinden zu Pergamon und Thyatira: ἔχω κατὰ σοῦ ὀλίγα, daß ihr das πορνεῦσαι und εἰδωλόθυτα φαγεῖν zugebet. Wenn hernach der Tempel und die jüdische Republik würde zerstört seyn, dann sollte dis ihnen aufgelegte positive Gesez (βάρος v. 25.) da die Sache an sich dem Gesez der Natur und dem Geist des Christenthums nicht zuwider wäre, aufgehoben werden. Aber bis dahin sollten sie sich bey Strafe der göttlichen Ahndung daran halten. Apostelgesch. XV. 28. 29. vergl. mit Off. Joh. II. 24. 25. Wir empfehlen die Abhandlung selbst zum Nachlesen, weil sie sehr gründlich ist und zulezt auch die Einwendungen, als wenn die Stellen 1 Cor. X. 8. 2 Petr. II. 15. Jud. II. dawider wären, aus dem Wege geräumt werden.

Stromateus dissertationum de Sacra Domini coena, quas magnam partem recognitas et auctario de ministerii ecclesiastici alios a peccatis absolvendi, eademque aliis retinendi potestate et actibus instructas exire in lucem passus est *Godofredus Schwarz*, Theol. Doctor et in academia Hasso-Schauenburgica Prof. Prim. &c. Rintelii et Lipsiae, sumtibus G. C. Berthii. MDCCLXVI. gr. 8. 16½ Bogen.

Diese Samlung besteht aus drey kleineren Dissertationen de sensu verborum Mal. I. 11. merum elenchum sine ullo vaticinio continentium; hernach folget eine de sensuum in dijudicanda transsubstantiatione missatica testimonio, und noch eine

andere

andere de sacra Domini coena altero N. foederis Sacramento. Der Inhalt der Zugabe steht auf dem Titel. Die drey ersten über Mal. I, 11. sind die lesenswürdigsten. Der Hr. Verf. zeigt in der ersten Dissertation, daß die Worte des eilften Verses sich nicht zu den vorhergehenden und folgenden recht passen und sehr gezwungen heraus kommen, wenn man sie für eine Weissagung von den Zeiten des N. Testaments erklärt; in der andern widerlegt er die Catholiken, besonders die Cardinäle Hosius, und Bellarmin, und den Jesuiten Seedorf, welche diese Stelle auf ihr Meßopfer ziehen und erklärt sich, wenn ja die gewöhnliche Auslegung der Protestanten statt haben solle, daß alsdenn doch weit eher Opfer im uneigentlichen und geistlichen Verstande darunter zu verstehen wären; giebt aber in der dritten eine bessere Auslegung, welche schon Benedictus Arias Montanus nach Gerhards Zeugniß angenommen, und unterstützt sie mit sehr guten Gründen. Wir müssen gestehn, daß sie uns sehr wahrscheinlich vorkommt, weil nichts natürlicher und dem Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Vorstellungen des Propheten gemäßer seyn kann, als der Sinn, den Hr. S. den Worten des eilften Verses giebt, und wovon wir die Paraphrase (S. 94.) hersetzen wollen. V. 11. Enimvero in toto terrarum orbe, qua sol oritur, quaque ad occasum vergit, magnum est nomen meum et venerabile inter gentes, a vero alioquin cultu mei alienas, legisque meae positivae ignaras, barbaras quod magis est et imperitas, ut in omni loco, ubicunque ritus sacrificandi obtinet, id ratum habeatur et pro certo constitutum, thymiamata nomini meo et sacrificia non alia offerenda esse, quam quae pura sint; id est, quae non vitio solum careant manifesto, sed et excellen-

sentiis et pretio suo in primis sese commendent. Tam magnum, inquam, est nomen meum inter gentes, legis meae de sacrificiis positivae ignaras, uniusque rationis dictamine, duces, ait Deus opt. max. v. 12. At vos meliora docti, instituti, jussi, sanctissimum nomen illud meum profanatis &c. Es kommt nicht darauf an, daß diese Umschreibung wohl könnte abgekürzt werden; die Einwürfe, die sich dagegen machen lassen, werden auch beantwortet. — Was die Zugabe und deren Inhalt anbetrift, so sollte doch, dächten wir, kein Gottesgelehrter mehr behaupten, daß die Macht der Prediger sich weiter erstrecke, als auf die Ankündigung der Vergebung der Sünden unter gehörigen Bedingungen oder des Gegentheils davon. Nach allen wohl geprüften Gründen läßt sich doch nichts mehr als das beweisen, und wir sind in diesem Stük nicht des Hrn. Verfassers Meynung.

D.

Elementa Theologiae moralis, quibus, quae ad rectam pie beateque in Christo Iesu vivendi rationem pertinent, generatim exponit D. *Ieremias Frieder. Reuss*, Cancellarius Tubingensis. Tubingae, sumtu Bergeriano. MDCCLXVII. 1 Alph. 17 Bogen in 8.

In diesem Werke hat uns vorzüglich gefallen, daß die Kraft des Glaubens und der evangelischen Offenbarungen auf die innere Berichtigung und Verbesserung der Gesinnungen und Neigungen, worin eigentlich die wahre Tugend besteht, deutlich entwickelt, und das, was die Moral besonders zu einer christlichen macht, ins Licht gesezt wird. Man sieht es dem gan-

zen

sem Vortrage an, daß der Verf. den Einfluß der evangelischen Wahrheiten nicht allein theoretisch, sondern auch ihren wirksamen Nutzen aus geprüfter Erfahrung erkannt habe. Das veranlaßt ihn zu Bestimmungen, welche derjenige nur wahr und heilsam finden kann, der die Religion nicht aus Büchern allein, sondern auch aus Beobachtungen kennet. Wir führen nur ein paar Exempel an. S. 74. behauptet er mit Recht; fidem directam, quae salutem quaerit, remissionem peccatorum consequi. S. 90. drucket er sich wider den Selbstbetrug vieler Christen sehr stark und wahr aus: articulum de satisfactione Christi unicum ex catena doctrinae salutaris decerpere est *impunem peccandi licentiam quaerere*, und nennet dieß S. 96. eine fiduciam carnalem.

Uebrigens handelt der Verf. hier nicht die besondern, sondern nur die allgemeinen Pflichten des Christen ab, und erbauet gleichsam die Grundlage, darauf jene sich stützen, und die Tugenden des Christen aufgeführet werden sollen. Die Sorge des Menschen für die Seligkeit, die Natur des Glaubens, als das Mittel dahin zu gelangen, der Werth der Seligkeit selbst, die Erkenntniß des Willens Gottes aus der Schrift und aus dem Gewissen, der Gehorsam des Herzens gegen Gott und Christum, die Grundpflichten des Christen, daraus die besondern fließen, und die rechte Art fromm zu leben; dieß sind die Materien, deren Untersuchung man hier antreffen wird. Wir wünschten nur, daß der Verf. einen concisern Vortrag erwählt hätte, der einem Grundriß angemessener wäre. Sein volles Herz hat ihn oft in den Kanzelstyl geleitet, der Wiederholungen und Weitschweifigkeit veranlasset hat, welche dem Leser, und Anfängern besonders, den Zusammenhang der Grundwahrheiten aus dem Gesicht führen.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesammte Theologie; herausgegeben von Heinrich Wilhelm Clemm, Prof. an dem Gymn. Ill. Prediger an der Stiftskirche, und Herzogl. Bibliothecario zu Stutgard. Vierten Bandes drittes Stük. Tübingen, verlegts Johann Georg Cotta, 1767. 17 Bogen in 4.

Der Verf. zeigt sich in der Fortsetzung dieses Werks noch immer als ein Mann, der selbst prüft und selbst denkt, und der, welches seinem Geist keinen geringen Werth giebt, bey aller Predilection für besondere Meynungen der Schule, darinn er gebildet ist, gegen anders denkende oder irrende eine nachahmungswürdige Mäßigung beweißt. Er beschließt hier den Beweiß, daß Jesus der wahre Meßias sey, mit dem aus den Weissagungen, den er vornemlich auf Bengels chronologische Grundsätze gestützt hat, daher er freylich nicht allen gleich überzeugend seyn wird. Hierauf folgt die Lehre vom Hohenpriesterthum Christi. I. Ueberhaupt. Hier wird S. 306-313 sehr deutlich dargethan, daß Christus hier auf Erden eigentlich nur das Opfer für unsre Sünden gewesen, im Himmel aber unser eigentlicher Hoherpriester geworden sey, der dieses Opfer seinem Vater darbringe. II. Von der Genugthuung Christi. S. 326. gesteht er, daß der Lehrsatz: es sey der wesentl. Gerechtigkeit Gottes absolut nothwendig, Genugthuung für die Sünde zu fordern, welcher unter dem Streit mit den Socinianern aufgekommen, nicht von allen rechtgläubigen Kirchenlehrern erkannt worden sey. Die Einwürfe der Socinianer wider die Lehre selbst beantwortet er deutlich und moderat, bleibt bey der Hauptsache, ver-

ken-

kennet ihr Gutes nicht; und seine Antworten würden uns ganz beweisend seyn, wenn er uns über die stellvertretende Bedeutung der biblischen R. A. für uns, und in seinen Folgerungen aus den angezogenen Schriftstellen für den gerichtlichen Begrif der Genugthuung völlig befriediget hätte. S. 354. f. neiget sich zur Meynung derjenigen, welche jedem Leiden Christi eine besondere Verdienstlichkeit zuschreiben. Wir finden nichts darinn, als ein unweises Geschäft des Witzes, das zuweilen erbauen, öfter aber die Phantasie schwacher Köpfe ganz ohne Frucht füllen kann. Er will es zwar S. 358. als seine poenam talionis, die den Versöhner trift, ansehen. Aber einmal ist nur die Wiedervergeltung einer Ungerechtigkeit eigentl. eine poena talionis, nicht aber alle natürliche Strafen; dann hat Christus weder alle natürliche Strafen aufgehoben, noch poenas talionis tragen können, welche dem ungerechten nur den Schaden an ihm selbst empfindlich machen sollen, den er andern gethan hat. III. Vom Versöhnungsblute Christi. Hier wird Hn. Michaelis Erklärung von Hebr. 9, 15. rc. besser widerlegt, als die gewöhnliche einleuchtend gemacht. Am Ende neigt er sich wieder zu einer Bengelischen Meynung, daß Christus sein am Kreutze vergossenes Blut mit gen Himmel genommen habe. Der sonst fromme Mann kann ja auch irren!

M. Urban Gottlob Thorschmids, Ober-Pfarrers zu Radeberg, und der Dresdnischen Diöces Adjuncti im Radebergischen Kreise, vollständige engländische Freydenker-Bibliothek. In welcher den Schriften der englischen Freydenker die vortreflichsten Schuzschriften für die christliche Religion, und für die Geist-

 lichen

lichen entgegen gestellet werden. Vierter Theil. Cassel, verlegt von Johann Friedrich Hemmerde. 1767. 1 Alph. 14½ Bog. in 8.

Wir finden noch nicht Ursach, unser Urtheil über dieses Werk zu ändern. Gegenwärtiger Theil beschäftiget sich mit Tolanden und dessen großen und kleinern Widerlegungen. Ein paar weniger bedeutende Freydenker machen den Beschluß. — Wenn nun jemand aus diesen 4. Theilen einen kleinen Octavband zusammenschmelzen wollte, der würde manchen Lesern keinen geringen Gefallen thun.

F.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Unterricht von allen im gemeinen Leben vorkommenden bürgerlichen Handlungen, als Pakten, Testamenten, Contrakten und dergleichen ꝛc.; denen welche nicht studirt haben, wie auch angehenden Notarien zum Besten entworfen von Franz Georg Meyer, L. V. D. und C. P. C. weiland Königl. Großbrittann. Commercien-Commissar und ersten Bürgermeister der Stadt Münden. Neue verbesserte Auflage. Altona bey David Iversen 1767. 8. 426 Seiten ohne Vorrede und Register.

Ein Buch, das Unstudirten eine Kenntniß der Rechte oder eines Theils davon beyzubringen bestimmet ist, sollte doch wohl in einem ganz andern Geschmacke geschrie-

geschrieben seyn als in denjenigen, in welchem wir alle deutsche juristische Schriften, sehr wenige in einem blühenden Styl ausgearbeitete Deduktionen ausgenommen, zu lesen gewohnt sind.

So wenig solche deutsche Schriften einem andern als der die Rechte studirt oder wenigstens das juristische Latein versteht, verständlich sind; so wenig kann dieses Buch, welches eine aus den gemeinsten Compendien und Stryks Cautelen zusammengetragene öfters sehr unnatürliche und theils gar lateinische Uebersetzung ist, einem Notarius oder andern unstudirten etwas helfen. Es geht mit dergleichen Büchern, wie mit schlechten medicinischen Handbüchern in Ansehung der Dorf-Aerzte.

Wenn der Notarius die Rechte nicht gelernt hat; so bleibe er bey seinem großen Siegel und lasse sich sein Instrument in wichtigen Fällen von dem Juristen, der doch allemal mit zugezogen werden muß, in die Feder diktiren oder doch ausbessern. Ein kluger Mann kann in wichtigen Sachen es nicht wohl anderst machen und der gemeinere Mann hat die Gerichte, wo er alle Instrumenten viel kürzer und bündiger insgemein auch wohlfeiler kann machen lassen als bey dem Notarius. Aber auch ausserdem, wenn gleich der Notarius oder ein anderer den lateinischen Terminum und die Allegationen verstünde, hat doch dieses Buch keinen praktischen Nutzen, weil es sich blos in das Römische Recht einschränkt. Die Formularien sind jedoch meistens kurz und gut; es ist sonderbar, daß sie alle auf den Monath Junius 1738. in Münden datirt sind; ferner daß dem unstudirten Notarius unter den Büchern, die ihm der V. empfiehlt, alle große Praktikanten des Reichsprocesses von Gail an bis auf Püttern und Zwirlein, in welcher Reyhe auch Achenwall mit stehet, empfohlen werden.

Wir dächten immer, das Rechtsbegierige unstudirte Publikum könnte bey den didactischen Stücken des Freyherrn von Cramer und des seligen Heumanns solche Bücher, wie dieses ist, leicht entbehren.

E.

Io. Henr. Christ. de Selchow — elementa juris germanici privati hodierni ex ipsis fontibus deducta. Praemissum specimen bibliothecae juris provincialis et statutarii germanici. Editio tertia prioribus auctior et emendatior. Hanoverae sumtibus Io. Wilh. Schmidt. 2 Alph. 7 Bogen in 8.

Die Liebhaber des deutschen bürgerlichen Rechts sind mit diesem fürtreflichem Buche bereits so genau bekannt, daß wir nur mit wenigen zu bemerken nöthig haben, was der Verf. nach seinem längst rühmlich bekannten unermüdeten Fleiße, in dieser neuen Ausgabe von neuen geleistet hat. Einige Stellen sind deutlicher und genauer ausgedrukt und bestimmt, die nach den erstern Ausgaben herausgekommene Schriften sind an gehörigem Orte hinzugefügt und die voranstehende Bibliothek der deutschend Land- und Stadtrechte hat Vermehrungen und Verbesserungen erhalten. Uebrigens ist es bey der vorigen Einrichtung und Anzahl der Absätze gelassen worden.

E.

C. F. M. rechtliche Abhandlungen, worinnen besondere sowohl aus denen gemeinen bürgerlichen Gesetzen, als auch aus dem deutschen Staatsrechte entstehende Fragen erörtert, und rechtliche Gutachten darüber mitgethei-

getheilet, desgleichen bey denen höchsten Reichsgerichten zu entscheiden vorgekommene oder noch vorkommen könnende wichtige Fälle untersuchet, und denen vor diesen höchsten Gerichten streitenden Parthenen Regeln der Klugheit gegeben werden, in Erwehlung der rechtlichen Mittel vorsichtig zu verfahren. Dritter Band. Regenspurg, im Verlag Joh. Leopold Montag. 1765. 1 Alph. 21 Bog.

Es hat dem Verf. der sonst ein brauchbarer und fleißiger Konsulent zu seyn scheint, gefallen, unter dieser Aufschrift ohne Wahl und Ordnung einen Theil einer Registratur abdrucken zu lassen; und wenn man nicht schon gewohnt wäre, oft in einem Buche nichts von dem zu finden, was der weitläuftige und prächtige Titel verspricht, so müßte man sich in der That wundern, daß man in dem ganzen Buche keine einzige Rechtsfrage erörtert, und keine nur einigermaßen beträchtliche Klugheitsregel antrift.

Die ersten 14. Bogen sind theils mit bloßen Rubricken, theils mit deutschen und lateinischen Formularen von Schriften angefüllet, und können sicher überschlagen werden.

Der Nr. 17. befindliche Fascicul von Schriften enthält einige Theile eines merkwürdigen Rechtsstreites zwischen dem Grafen von Bar und der Fr. von Delwig. Der Gegenstand desselben ist ein vor dem Bette des alten blinden und kranken Landdrosten von Bar geschloßener und nachher von ihm bestätigter Vergleich, dem man von Barischer Seite verschiedene vom Irrthum, Betruge, Mangel der Einwilligung des Landdrosten und Verletzung über die Hälfte hergekommene Einwendungen entgegensetzt. Doch muß

man hier die Bayrischen Gründe, auf einerley Art vorgetragen, zwey bis dreymal lesen, da hingegen der Vergleich selbst, dessen Bestätigung, die nachherige Wiederrufung, und andere Anlagen weggeblieben sind, wodurch die Schriften verständlicher geworden seyn würden.

S. *Stryckii* Examen Iuris Feudalis methodo institutionum dispositum. Accedunt solemnia investiturarum taxa dignitatum imperii atque Formulae juramentorum. Editio nova. Francofurti ad Viadrum, impensis A. G. Braunii, 1766. 1 Alph. 2 Bogen.

Dies nützliche und bequeme Lehrbuch hat sich so wie die übrigen Werke des berühmten Verfassers einen fast allgemeinen Beyfall erworben.

Die neue Ausgabe ist von den vorigen fast gar nicht unterschieden; und sogar die angehängten Taxen und Beschreibungen der Belehnungsfeyerlichkeiten sind ohnverändert geblieben, doch eine neue Vorrede dabey.

S.

---

3. Arzneygelahrheit.

Dispensatorium medico-pharmaceuticum jussu clementissimi Ser. ac. Pot. Princ. Elect. Caroli Theodori succinctum in ordinem congestum, una cum Taxa ex justo et aequo statuta, in lucem emissum a Concilio medico Electorali Palatino. Manhemii ex typogr. auli-

...malica 1764. 2 Alph. 6 Bogen ohne 5 Bogen Index und 12 Bog. Taxa in Fol.

Daß auf den Befehl eines einsichtsvollen Churfürsten ein einsichtsvolles Werk veranstaltet worden, werden unsre Leser mit uns hoffen: die Vorrede klagt auch wirklich über die Menge der elenden Arzneyen, die ein wichtiges Hinderniß der vernünftigen Praxis sind. In dem Werke selbst aber hat man allen Tand der Apotheken, die ellenlange Recepten, die verrufenen und verlachten Specifica und alle die ungereimten Mischungen zugelassen, die seit ein paar hundert Jahren unsre Dispensatorien beflecket haben. Das Schwalbenwasser mit Bibergeil, die Hünermagenhäute, das weiße und schwarze Anfallspulver s. w. haben ihren alten Plaz von neuem behauptet. Nur zur Probe ein Pulver gegen die Pleuresie: Nim Hechtkiefern, wilde Schweinszähne, Barschsteine, Krebsaugen, Cardebenedictensamen und Klatschrosen — Nun dann? Und laß damit die Menschen zu Grabe wandern. Es scheint hie und da, daß unsre Deutschen den Verstand kriegen, das Schnöde in unsern Apotheken einzusehen: aber, lieber Gott! warum haben wir nicht den Muth, diese Alfanzereyen endlich einmahl herauszuwerfen, den Stall des Augias auszumisten und die Officine zu vernünftigen Werkstäten der Gesundheit zu machen. Muß denn eine Apotheke eine Art von Kunstcabinet des medicinischen Unsinns seyn? Haben uns nicht die Britten ein Exempel gegeben, das wir preisen, dem wir aber nicht nachahmen? Die Herren Harrer, als Director, Walck, Schrott, Reisch und Betz nennen sich unter der Zueignungsschrift, als die Verf. dieser Compilation. Wir fanden, was wir hoften, den Namen Medicus nicht mit darunter.

Diss. inaug. medica *de* verme *Taenia* dicto, autore *Samuele Sigfriedo Beddeus*. Vienn. typ. de Trattnern 1767. 2½ Bogen in 8.

Bey der Naturgeschichte dieses Wurms nimmt er zwar die linnäischen Classen und Geschlechter nicht an: aber doch die 4. linnäischen Arten. Das übrige ist gesammelt und von Schülerhand, so wie

Diss. med. de Cortice Peruviano, Authore *Ios. Aug. de Capell.* Vienn. typis de Trattnern 1766. 1½ Bogen in 8.

So bekannte Sätze vom Nutzen und die Cautelen beym Gebrauche dieses Mittes enthält.

Valent. Brusati Diss. inaug. med. de morbis feminarum. Vindob. typis de Trattnern 1766. 1¾ Bogen in 8.

Ein Brocken aus dem Lehrcompendio.

Diss. inaug. med. de Chlorosi, authore *Car. Gmaidler*. Vindob. typ. de Trattnern 1766. 2½ Bogen in 8.

Zusammen gestoppelt.

Diss. inaug. med. exhibens febris irregularis historiam authore *Matthaeo Störck* ibid. eod. 1¾ Bogen in 8.

Vielleicht eine Epidemie? Hr. S. ward krank und weil er deswegen nicht Zeit hatte, eine Probeschrift auszuarbeiten: so ließ er seine Krankheitsgeschichte drucken — nec ingratum hoc condiscipulis

lis meis credo. Das mag nun wohl seyn: aber sonst ist auch für niemand was Anmuthiges oder Lehrreiches darin.

Franc. Nic. Sedey Diss. chemico-medica de sulphure, Spiritu ejus volatili et acido caustico. ibid. eod. 4 Bogen in 8.

Etwas besser, obgleich auch viel Alltägliches darinn vorkommt. Die Meyerschen Versuche mit der kaustischen Säure im Kalke waren zum guten Glücke Hrn. S. in die Hände gekommen und sind auch scharf excerpirt, doch nicht ohne den Namen des Verf. dankbar zu nennen. Das Merkwürdige in dieser Probeschrift ist dies. Man hat viel Vorschriften den flüchtigen Schwefelgeist zu erhalten, die aber alle langwierig sind und ihn nur in geringer Menge erlangen lassen. Ein gewisser Ephr. Reinhold Sehl gab in den Philos. Transact. ein paar Methoden an, wie derselbe leicht und häufig zu erhalten wäre. Er macht mit fixem Laugensalze eine Schwefelleber, tröpfelt darauf Vitriolöl zu und treibt so den Schwefelgeist ab. Oder er macht die Schwefelleber mit Kalkwasser, das durch Laugensalz geschärft worden, tröpfelt wieder Vitriolöl zu und treibt einen Schwefelgeist über, der viel schärfer und kaustischer ist, als der erste: diese Processe hat Hr. S. nachgemacht und richtig befunden. Herr Leibm. Vogel in Göttingen hatte indessen die Sehlischen Versuche als Chimären betrachtet. Darinn konnte er nun wohl Unrecht haben. Aber das berechtigte den jungen Hrn. Sedey nicht, über diesen wohlverdienten Mann so unanständig herzufallen und es sich deutlich abmerken zu lassen, daß wohl die ganze Probeschrift, die Herrn Kranz zugeeignet ist, dieses Paragraphen wegen geschrieben seyn möchte. Es ist uns leid daß wir die gallige Schreibart, den schimpfenden

den Ton und die verächtliche Weigerung, ausser seinem kleinen Bezirke Verstand, Erfindungskraft und Verdienste zuzustehen, so oft an einigen Lehrern rügen müssen, die sich auch ihren Schülern mitzutheilen anfängt.

V.

Alexandri Bernhard Kölpin, M. D. Commentatio botanico-physica de Stylo ejusque differentiis externis. Gryphiswaldiae, typis A. F. Röse 1764. 51 Seiten in gr. 8.

Der Hr. Verf. hat sich eigentlich vorgesezt eine Eintheilung der Geschlechter der Pflanzen nach dem mittelsten Theil der Staubwege zu machen. Dieser kann entweder fehlen, oder, wenn er da ist, in Ansehung der Zahl, der Gestalt, des Verhältnisses zu den übrigen Theilen des Staubwegs, der Dicke, der Dauer, des Orts der Befestigung, und der Lage verschieden seyn. Von jedweder Classe giebt der Hr. V. Beyspiele an. Da der Hr. von Linné in seinen Generibus plantarum auf alle diese Umstände aufmerksam gewesen ist: so hat der Verf. freylich aus keiner bessern Quelle, als eben dieser schöpfen können.

L.

Herrmann Boerhavens wichtige Abhandlung vom Krebs und Krankheiten der Knochen aufs neue übersezt und mit vielen Anmerkungen versehen. Frankfurt am Mayn, bey Johann Gottlieb Garbe 1765. 269 Seiten in 8.

Da man weiter keine fehlerhafte Abschriften von Boerhaves Collegien herauszugeben hat, fängt man nunmehro an, seine schon bekannten Schriften zu

zer-

zerstümmeln. Dies ist eine Probe davon. Wenigstens hätte doch der Uebersetzer anzeigen sollen, wie es mit seiner Arbeit und den vielen Anmerkungen, wovon der Titel redet, zusammenhienge. Denn denen zum Dienst hat er wohl nicht die Feder angesetzet, welche die Swietenschen Commantarien lesen können. Und andere sollten doch wissen, daß er die beyden Abhandlungen aus diesen hergenommen hat. Besonders ist es, daß er in der Uebersetzung bisweilen sogar diese Quelle zu verheelen sich Mühe giebt. Hin und wieder läßt er auch einige Anmerkungen des Freyherrn aus, die eben sowohl verdienten, hier eine Stelle zu haben.

Joannis Georgi Roedereri, Med. et Anat. quondam in Univers. Goettingensi Professoris celeberrimi Elementa artis obstetriciae in usum auditorum denuo edidit, nec non praefatione et annotationibus instruxit *Henricus Augustus Wrisberg* D. Med. Anatomes atque art. obstetric. Prof. P. Goettingae apud viduam Abrami Vandenhoeckii, 1766. Ohne Vorrede und Register 314 Seiten in 8.

Hin und wieder hat der Herr Herausgeber einige Wörter, die zur Erläuterung dienen können, in den Text selbst, doch mit einer Parenthese, vermuthlich nach den Vorlesungen seines Lehrers, eingeschaltet. Eigentlich aber besteht seine Bemühung in der Vorrede, worinn er denn seinen Röderer wider einen französischen Uebersetzer des Handbuchs, der ihm eine Unerkenntlichkeit gegen seine Lehrer Schuld gegeben, vertheidigt; und in den Anmerkungen. Diese betreffen fast durchgängig nur das Physiologische der Urschrift, und hören also schon, vor der Mitte derselben auf.

Hr.

Hr. Wr. hat wohl mehr dabey zur Absicht gehabt, die Meynungen des Verfassers, die öfters nur kurz ausgedrückt sind, deutlicher zu machen, als sie mit neuen Gründen zu unterstützen.

—

Alexandri Bernhard Kölpin M. D. Schediasma anatomicum de structura mammarum sexus sequioris nuperrimis observationibus et experimentis superstructa: Recusum et auctum. Adiectae sunt tabulae aeri incisae (2) Berolini apud G. A. Lange 1765. 4 Bogen in 4.

Hr. K. erkennt die Verdienste, die Morgagni, von Haller, Böhmer und Hünz um die genauere Untersuchung des Baues der Brüste haben. Er hat sich aber bemühet dieselbe in Ansehung der Milchgänge, der lymphatischen Gefässe, wie auch der Nerven weiter zu treiben. Was er hievon beobachtet hat, schreibt er besonders der Gefälligkeit des Hrn. Prof. Walter zu, der ihn zu der Absicht von seinen Zergliederungen und Präparatur Gebrauch machen lassen. Den Warzen der Brüste läugnet der Hr. V. die schwammichte Natur ab, und hält sie nur für eine festere und runzelichte Haut, die inwendig mit einem zellichten Gewebe angefüllt ist. Aus dem Grunde verwirft er die denselben zugeschriebene Kraft bey der Wollust oder einem andern Reiz sich aufzurichten, obgleich allerdings bey dem Angreifen eines angenehmen Objects eine liebliche Empfindung statt hat. Die Nerven verfolgt er von ihrem Ursprung an, bis auf ihre Vertheilung in die Haut, äusserst genau. Die lymphatischen Gefässe hat er theils aus den Milchgängen, theils aus dem innern zellichten Gewebe der Drusen entstehen gesehen. Sie sammlen sich an der hintern Fläche der Brüste und

gehen

gehen, zu den zusammengeballten (conglobatae) Drüsen hin. Die aus diesen entspringenden kleinern lymphatischen Canäle treten in die lymphatischen Plexus der Achselgrube ein, die sodann in neue Drüsen übergehen. Daraus macht Herr K. den praktischen Schluß, daß wenn die Drüsen unter dem Arm verstopft sind, die Brust an der Seite nicht ihre Verrichtung ausüben könne. Aus den Injectionen des Hrn. Walter erhellet, daß der drüsigte Theil der Brüste aus kleinern, aber aufs genaueste mit einander verbundenen Drüsen bestehet, deren eben so viele vorhanden, als Gänge zu entdecken sind, denn dieser vortrefliche Zergliederer hat an der Spitze der Warze in die Gänge Feuchtigkeiten von verschiedener Farbe eingesprützet, die sich gar nicht mit einander vermischt haben. Doch will er nicht, daß man diese Drüse in die Classe der gewöhnlichen körnichten (conglomeratae) Drüsen setze; sondern hält sie für eine von besonderer Art. Er rechnet bis 15. Milchgänge, die er für eine beständige Zahl hält. Zwey von diesen sind aber äusserst zart, und lassen sich nur mit dem Vergrösserungsglase sehen. Von dieser Schrift ist auch vor kurzem eine deutsche Uebersetzung in 8. ans Licht getreten.

Von der Wendung. Ob die Wehmütter, bey gefährlichen Geburten, dem Kopf zuerst zur Welt zu helfen versuchen, oder, ohne solchen Versuch, das Kind, so bald das Wasser springfertig ist, wenden, und bey den Füssen herausziehen sollen? G. D. Bössel, M. D. Stadt- und Land-Physicus am Herzogthum Schleswig. Flensburg gedrukt mit Serringhausischen Schriften, 1764. 4½ Bog. in 8.

Herr

Herr B. glaubt, man könnte in den mehresten schweren Fällen ohne Instrumente, die er oft bald nachtheilig bald unwirksam hält, abkommen, wofern man nur zeitig genug die Wendung vornähme. Er sezt diese Fälle gehörig aus einander, und bestärkt durchgängig seine Gedanken durch die Zeugnisse bewährter Schriftsteller der Hebammenkunst. Die rechte Zeit des Wendens ist, wenn das Wasser springfertig ist, und sodann ist der Handgrif leicht und sicher; kömmt man aber, wenn es schon gesprungen: so ist es bisweilen schwer oder gefährlich, ja unmöglich. Der Hr. Verf. beantwortet die Einwürfe, die man dawider machen könnte. Und hängt zulezt einige Beobachtungen an, unter denen auch zweyer Frauen, die an einem Riß der Gebährmutter gestorben, gedacht wird. Einmal hat er die Mutterscheide auch nach einer schweren Geburt nicht weit von dem Muttermunde verwachsen gefunden; daher er anräth von dieser Sache jederzeit nach der Geburt sich durch das Touchiren zu vergewissern.

L.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Herrn Carl Goldoni sämtliche Lustspiele. Zweyter Theil. Leipzig bey Eisfeld, 1768. 1 Alph. 3½ Bogen in 8.

Dieser Band enthält 1) das neugierige Frauenzimmer, 2) den Lügner, 3) den Vormund, 4) die verstellte Kranke. Der Uebersetzer will diejenigen Stücke zuerst liefern, welche auf unsern Bühnen noch nicht bekannt sind; sonst würden wir zweifeln, ob er eben am besten gewählt hätte. — Den Druk, müs-

sen

fen wir rühmen, aber die Kupferstiche nicht, welches elende Nachstiche der selbst sehr mittelmäßigen Kupferstiche der neuesten Venetianischen Ausgabe von 1761, sind.

Nouveau recueil pour l'Esprit et le coeur. Tom. IV.
Ego apis matinae more modoque.
Zelle, bey Schulzen, 1767. 1 Alph. 2½ Bogen in 8.

Dies ist der vierte Theil einer Wochenschrift, welche Hr. Roques, französischer Prediger in Zelle, seit einigen Jahren herausgiebt. Wir finden hier eine angenehme Mannichfaltigkeit, die mit Prosa und Poesie, Moral und Litteratur abwechselt. Das meiste scheint aus neuern französischen Schriftstellern genommen zu seyn; einige Stücke sind aus dem Englischen und Deutschen übersezt. In diesem Bande ist das vorzüglichste die glükliche Familie von Marmontel, nebst verschiedenen artigen moralischen Abhandlungen.

Anweisung zum Briefschreiben nach dem heutigen Geschmak, zum andernmal herausgegeben, von M. Joh. Franz Wagner, Prof. und Rector in Osnabrük. Büzow und Wismar, bey Berger und Bödner, 1767. 1 Alph. 3 Bogen in 8.

Die dritte und sehr vermehrte Auflage eines Briefstellers von der gewöhnlichen Art. Man findet hier alle die alten und so überflüßigen Eintheilungen der Briefe, alle die unbestimmten und kahlen Regeln, und noch dazu in der vortreflichen Methode, wo alles durch Schlüsse aneinander hängt, und jeder Saz, nebst den Paragraphen, wo ihn der geneigte Leser aufsuchen kann, wiederholt wird. — Und doch kann

diese Anweisung für eine gewisse Classe von Lesern brauchbar seyn, welchen oft ein neues Buch in die Hände geräth, woraus sie irgend etwas lernen, dergleichen hier z. B. die angehängte Orthographie, und das Titularlexikon ist, das sie aus hundert alten schon lange hätten lernen können.

Die Redekunst fürs Frauenzimmer. Aus dem Französischen übersezt. Regenspurg, bey Montag, 1768. 14 Bogen in 8.

Eine Redekunst fürs Frauenzimmer müßte noch wohl besser eingerichtet, und mit größerer Wahl und Rüksicht auf dasjenige, was diesem Geschlechte in der That nüzlich seyn kann, ausgearbeitet werden. Die Bildung des Geschmaks und die Schreibart würden ohne Zweifel das Vorzüglichste seyn, worauf man in einer solchen Anweisung sein Augenmerk zu richten hätte. Denn, was kann einem Frauenzimmer eine Rhetorik nach dem gewöhnlichen Leisten helfen, die von dem Bau einer ordentlichen Rede, von der Eintheilung derselben in die gerichtliche und andere Gattungen, von der Stellung der Beweise, u. s. w. und von allen Tropen und Figuren, nebst ihren für das schöne Geschlecht fürchterlichen Namen, handelt? Gleichwohl ist unser Verf. diesen Weg eingeschlagen, und hat nicht einmal gewisse Materien ausgeführt, die seinem Plane weit angemessener gewesen wären, z. E. von Briefen, Erzählungen, Gesprächen. Zwar ist er als ein Franzos, viel zu galant, als daß nicht seine ganze Schrift an eine Dame gerichtet seyn sollte, der er manches artige Kompliment zu machen weis; auch sucht er seine Regeln, die eben nicht den Fehler der Weitschweifigkeit haben, durch Beyspiele zu beleben, und weniger verdrießlich zu machen. — Die Uebersezung drükt den Wortverstand aus, das

ist

ist wahr; aber das ist auch alles, was man von ihr sagen kann.

Des Herrn von Voltaire Henriade, übersezt von Elias Caspar Reichard, Prof. und Rektor. Magdeburg, bey dem Commerzrath Hechtel, 1766. 6½ Bogen in gr. 8.

Möchte Hr. R. es doch bey den ersten fünf Gesängen bewenden lassen! Die Uebersetzung ist ursprünglich von Schwarzen! — Sie verdient nicht, daß wir noch ein einziges Wort hinzufügen.

Die große Verwandlung, oder das wunderbare Jahr, samt dem Thronbesteigungsmanifest der Göttin Venus &c. &c. abgefaßt von dem N. N. von M***. Deutschland, 6 Bogen in 8.

Dies Geschwäz soll eine Satyre seyn; aber so abgeschmakt die Erdichtung ist, so elend ist auch die Ausführung. Ein V. der nicht einmal die Sprache in seiner Gewalt hat, der keinen Gedanken auszubilden weis, der wagt sich in das Feld der Satyre! — Er will auf dem Vorgebirge der grünen Hofnung den Durchgang der Venus durch den Jupiter gesehen, und dabey bemerkt haben, daß sie denselben vom Throne gestossen, und sich, statt seiner, darauf gesezt habe. Dieß wird nun die Folge haben, wie ihm offenbart worden, daß den ersten August dieses Jahrs, die Männer in Weiber und die Weiber in Männer verwandelt werden sollen. (Daß dies auch physisch möglich sey, zeigt der Verf. durch Beyspiele von Hermaphroditen, und andern Personen, deren Geschlecht verändert worden, nicht weniger scharfsinnig, als der Hr. von Heß

es thun könnte.) Das ist nun die ganze kahle Erfindung, mit schlechten Schilderungen, und verbrauchten Charakteren ausgeziert.

P.

Versuch über den Geschmak von Alexander Gerard, öffentl. Lehrer der Moral und Vernunftlehre im Marschallkollegio zu Aberdeen. Nebst zwo Abhandlungen über eben die Materie vom Hrn. von Voltaire und Hrn. von Alembert. Aus dem Engell. übersezt. Breslau und Leipzig, bey Johann Ernst Meyer. 1766. 16 Bog. in 8.

Diese Schrift hat im Jahr 1756. von der Edinburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues und der Manufakturen den Preiß erhalten; und sie verdient ihn auch. Nachher hat sie der Verf. noch mehr ausgearbeitet; und in dieser Gestalt erscheint sie in dieser Uebersetzung. Wer philosophische Untersuchungen über diese Materien liebt, der wird sie mit großen Vergnügen lesen. Noch nie ist nach den ersten Gründen des Geschmaks so tiefsinnig geforscht worden, als von diesem Verf. Er bleibt auch nicht blos, nach Art mancher seichten Philosophen, bey einigen allgemeinen Ideen, die von ein paar Fällen abstrahirt sind, stehen; sondern man sieht es ihm an, daß er das ganze Feld des Geschmaks in den verschiedenen schönen Künsten mit prüfendem Auge durchreisset hat; und sein Vortrag nimmt oft die Farbe der Gegend an, darinn sich sein Nachdenken befunden hat. Zuerst sucht er die einfachen Bestandtheile der Seele auf, deren Zusammensetzung den Geschmak ausmachen. Darnach zeigt

er,

er, was zur Bildung und Vollkommenheit des Geschmaks erforderlich sey, und wie es dazu etwas beytrage. Und endlich macht er seinen Leser mit dem Umfange und dem wichtigen Einfluße des Geschmaks auf das Genie, die Kritik, den Charakter, die Leidenschaften u. s. w. bekannt. Dieser Grundriß wird hinreichend seyn, philosophische Köpfe zu reitzen, das Buch selbst zu lesen, es mit Homes Versuch über die Kritik zu vergleichen, und aus dieser Vergleichung ihre Erkenntniß von einem dunkeln Theil der Seele zu bereichern und zu berichtigen. Die beyden angehängten Abhandlungen machen einen artigen Kontrast mit der Schrift selbst. Die erste enthält viel wahre Anmerkungen im Detail über den Geschmak; die andere besteht in spitzfündigen und allgemeinen Betrachtungen darüber, die keinen philosophischen Leser befriedigen. Aber weder der eine noch der andere ist so tief in die Natur der Seele eingedrungen als der Verf. An der Uebersetzung wird man nicht eben etwas zu tadeln finden, wenn sie nur nicht hie und da durch Drukfehler undeutlich gemacht worden wäre.

Der Greis. Eilfter Theil. Magdeburg, gedrukt und verlegt bey dem Commerc. Rath Hechtel. 1766. 12 Bogen in 8.

Von dem Charakter und Styl dieser Wochenschrift haben wir bey Anzeige der vorhergehenden Theile bereits das nöthige gesagt; und wir finden keine Ursach, bey gegenwärtigem Theile unser Urtheil zu ändern. Das nützlichste in demselben ist der Inhalt des 132sten Stüks, welches von dem Unterricht der Kinder über verschiedene Profeßionen und Künste handelt. Die Materie selbst ist zwar nicht neu, und die Nothwendigkeit eines solchen Unterrichts schon von andern

Schriftstellern, und wo wir uns nicht irren, noch neuerlich in dem Buche, der Freund junger Leute: in eben dem Ton, als es hier geschicht, empfohlen worden. Doch kann ein so wichtiges Theil der Erziehung nicht oft genug empfohlen werden. Die anschauende Erkenntniß der verschiedenen Künste des menschlichen Lebens gehöret wesentlich dazu, den Geist der Kinder zu bilden, und ihren Verstand mit reellen und brauchbaren Ideen zu bereichern, und zum richtigen Urtheil zu gewöhnen. Ja auch selbst moralische Empfindungen werden den Kindern dadurch eingeflößt, und die Pflichten, die sie andern Menschen schuldig sind, zeigen sich ihnen aus dieser Erkenntniß in einem sichern und angelegentlichen Gesichtspunkte. Ohne diesen Unterricht können sie viel wissen und viel lernen, und haben nur Worterkenntniß, werden Pedanten, und verstehen nicht, wie sie ihre erlernte Kenntnisse für die Welt nützlich machen sollen.

Erdichtungen sind nicht das Werk eines Greises: zwey, welche man in diesem Theile liest, können davon zur Probe dienen. Die Geschichte eines Vaters und Sohnes in den Briefen Pharamonds und der Edith St. 129. 130 enthält zwar einige rührende Stellen; aber sie führt den Charakter des Jahrhunderts nicht, darinn sie geschehen seyn soll. Das raffinirte der modernen Denkungsart ist wohl den Zeiten des Kaysers Otto nicht eigen; und die hier und da eingestreuten Sentenzen schmecken zu sehr nach der Sprache der Schule oder mancher gangbaren moralischen Schriften, da sie doch aus der Situation eines naiven Herzens entsprungen seyn sollten. — Die Geschichte zweyer Seelen, welche ganzer drey Stücke anfällt, und eine orientalische Erzählung seyn soll, ist in unsern Augen ziemlich seltsam und ohne alle innere Wahrscheinlichkeit; nicht zu gedenken, daß auch nicht einmal das

orien-

morgenländische Kostume darinn beobachtet wird. M
che Schriftsteller scheinen zu glauben, daß es r
orientalisch gedichtet sey, wenn nur die Handlung
der Zusammenhang noch Wahrscheinlichkeit hat. K
unser Greiß thäte wohl, wenn er sich aller Erdicht
gen enthielte. Erbauliche Gedanken kriden ihm
besten, diese lesen wir auch am liebsten; darum
uns auch der Brief zweyer verstorbenen Kinder
ihre zurückgelaßene Eltern im lezten Stük, der r
rührend und ziemlich naif ist, am besten gefallen.

F.

5. Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

Des Herrn le Beau, Professors der Univ
sität zu Paris und des Königl. Collegii, S
cretairs des Herzogs von Orleans, und
Akademie der Inschriften und der schön
Künste, Geschichte des morgenländischen Ka
serthums, von Constantin dem Großen
als eine Fortsetzung der Werke der Herr
Rollin und Crevier. Aus dem Französisch
übersezt. Erster Theil. Leipzig, verleg
Caspar Fritsch, 1765. 654. Seiten in
Zweyter Theil. 1765. 582 Seiten. Dr
ter Theil. 1766. 476 Seiten. Viert
Theil. 1766. 486 Seiten.

Le Beau hat die Ehre der Uebersezung eben so
verdienet, als seine Vorgänger in diesem Th
der Geschichte. Er gefällt uns besser als Crevier,

es kann Leser geben, denen er sogar besser als Rollin gefallen mag, weil sie mehr Puz und Schminke an ihm sehen. Er ist allerdings der zierlichste und beredteste unter diesen dreyen; vollständig und zuverläßig in seinen Erzählungen, welche er durch genau angeführte Schriftsteller unterstüzt; richtig in den meisten Urtheilen und Reflexionen, glüklich in der Wahl und Verbindung der Begebenheiten, auch im zeichnen der Charaktere oft sehr treffend. Aber die verzweifelte Begierde zu schimmern, (die Erbsünde der Franzosen,) führt ihn oft gänzlich von der historischen Schreibart ab. Es ist ihm z. E. nicht genug, zu sagen, (Th. II. S. 437.) Die Barbaren hätten die Römer wie Löwen angefallen; er sezt hinzu: die Wuth funkelte ihnen aus den Augen, und noch nicht genug: sie trugen den Todt mit sich, und suchten ihn selbst. Wie witzig und mahlerisch! was vor eine allerliebste Antithese! Man beschuldigt unsere deutschen Historikos, daß sie im Erzählen trocken sind: sie mögen sich bessern; aber nicht nach solchen Mustern. Der Uebersezer, Hr. Hiller, ein Mann von vielem Geschmak und Wissenschaft, gesteht zwar, daß die Geschichte welche in diesem Werke beschrieben wird, lange nicht so glänzend sey, als die ältere römische Geschichte; allein, sezt er hinzu, es öfnet sich hier eine wichtigere und reitzendere Scene, als alles was dem heydnischen Rom Ehre macht, nemlich die Herrschaft und der Sieg der christlichen Religion. Man kann dieses gelten lassen, ob wir gleich dabey anmerken könnten, daß die Christen von Constantins Zeiten an, der ersten christlichen Kirche vor ihm nicht sonderlich mehr würdig sind. Wir wollen auch den Verf. nicht deswegen mit andern tadeln, daß er vieles von der Kirchengeschichte mit eingeflochten hat; denn dieses war wohl nicht zu vermeiden, und ist auch nüzlich. Allein das getrauen wir uns zu sagen, daß

daß Le Beau, wenn er zur Kirchenhistorie kömmt, meistentheils einen zu eifrigen Bewunderer der Kayser welche der Geistlichkeit ergeben waren, der christlichen Prälaten, und überhaupt der herrschenden Parthey in der Kirche, dagegen aber einen desto strengern Feind der sogenannten Ketzer abgiebt. Zuweilen schreibt er daher auch selbst wie ein Mönch, z. E. Th. II. S. 371. Athanasius überkam in dieser Einsamkeit ein Erbtheil, das ihm weit kostbarer war als alle Schätze Alexandriens; es war dieses ein Rok mit Schaafspelze gefüttert, den ihm der heil. Antonius hinterlassen hatte. Was ist nun der Nachwelt an diesem Schaafspelze gelegen! Die Zeiten sind vorbey, da dergleichen Reliquien wichtig waren. — Die Uebersetzung ist überhaupt zu reden, wohl gerathen. Einige neue Redensarten, z. E. Requettenmeister, Großbrittanien, die sich zu dieser Geschichte nicht schicken, hätten auch in derselben nicht gebraucht werden sollen, so wie auch einige französische Wortfügungen, welche im Deutschen nicht nachgeahmt werden können, wie z. E. Th. IV. S. 480. vom Valentinianus an den Hof gerufen, wurde ihm die Unterweisung aufgetragen. Auf dem Titel selbst ist uns sogleich anstößig gewesen, daß Bas-Empire durch morgenländisches Kayserthum übersezt worden ist. Hr. H. welcher erkennt, daß es eigentlich heissen sollte: das römische Kayserthum zur Zeit seines Verfalls, vertheidigt seine Art zu übersetzen vergebens dadurch, daß sie nicht allein kürzer, sondern auch bestimmter und gewöhnlicher sey als die erstgedachte. Das leztere ist offenbar falsch, und wer dieses Werk sonst nicht kennet und lieset, muß aus dem deutschen Titel schliessen, es gehe etwan von Arcadii Zeiten an, und enthalte nichts von dem Abendländischen Kayserthum. Uebrigens ist im ersten Theil die Regierung Constantins des Großen beschrieben, und

In den folgenden drey Theilen wird die Geschichte bis auf das Jahr 379. da Theodosius zum Kayser ernannt wurde, fortgeführt.

Des Herrn Ludewig, Baron von Hollberg kurze Vorstellung der allgemeinen Welthistorie, in Frag und Antwort, zum Gebrauch der ersten Anfänger, aus der neuesten lateinischen Ausgabe ins Deutsche gebracht, und bis auf jetzige Zeit fortgesezt. Berlin und Stralsund, bey Gottlob August Lange, 1766. 180 Seiten in 8.

Ein ziemlich gutes Compendium, um der Jugend den ersten Begriff der allgemeinen Geschichte beyzubringen. Nur viele Dinge sind nicht richtig genug angegeben; z. E. wenn S. 100, gesagt wird, der Landgraf von Hessen sey in der Schlacht bey Mühlberg gefangen worden; wenn S. 97. der Kayser Friedrich III. der Vierte heißt, da doch Friedrich der Schöne, Ludwigs von Bayern Gegenkayser, zu wenig in Betrachtung kömmt, als daß man ihn mit den übrigen Kaysern zählen sollte; wenn eben daselbst die Erfindung der Buchdruckerkunst nach Maynz gesezt wird, u. d. m. In andern Stellen wäre eine bequemere Ordnung und Methode nöthig. Z. E. 89. wird die ganze Reihe der deutschen Kayser in die Kayser vor und nach dem sogenannten grossen Interregno abgetheilt. Warum ist nicht lieber die gewöhnliche, und sowohl weit nüzlichere als leichtere Abtheilung nach ihren Familien beybehalten worden? Insonderheit aber könnte man die Regierung mancher Kayser und Fürsten noch etwas fruchtbarer abschildern. Otto III. hat grosse Dinge in Italien gethan; allein nach S. 90. sollte

sollte man glauben, der Erzbischof von Mainz habe eine beständige Vormundschaft über ihn geführet. In einem Compendio für Anfänger sollten dergleichen Fehler billig nicht unterlassen.

* * *

Sammlung neuer Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen besonders der englischen in die Deutsche übersezt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Tobias Köhler. Erster Band, erste Abtheilung. Gotha 1767. 8. 21 Bogen.

Das in dieser ersten Abtheilung befindliche Stük ist des Königlich grosbritannischen Majors, Robert Rogers kurze Nachricht von Nordamerica, welche in Ansehung des grossen Umfanges dieses Landes und der vielen Merkwürdigkeiten in demselben freylich sehr kurz ist, aber desto mehr Glauben verdienet, da Rogers sich lange in diesen Gegenden selbst aufgehalten hat. Nur wünschten wir, daß Hr. Köhler in seinen Uebersezungen weniger nachläßig, in seiner Schreibart nicht so oft niedrig und gar pöbelhaft seyn, und in seinen Anmerkungen, welche oft überaus große Kleinigkeiten betreffen, nicht einen so entscheidenden Ton annehmen möchte, wie z. B. S. 314. geschehen, wo der ehemalige Zusammenhang Asiens mit Nordamerica und die Bevölkerung dieses Theils der Welt aus jenem nun für augenscheinlich klar und ganz unwidersprechlich ausgegeben wird; da doch solches aus den neuesten Entdeckungen der Rußen, worauf sich Hr. Köhler beziehet, zur Zeit nur noch wahrscheinlich gemacht werden kann. In der Fortsetzung dieses Werks sollen des D. Franklins mündliche Nachrichten folgen, welche von dem Hrn. Hofrath Achenwahl bereits in dem Hannö-

Hannö-

Hannöverischen Magazin bekannt gemacht worden; daher ein abermaliger Abdruk derselben manchen Lesern sehr unnöthig scheinen wird; ingleichen eine Nachricht von Thomas Thompsons Mißion in Neu Jersey, (denn so verstehen wir des Hrn. Köhlers in seiner Vorrede enthaltene undeutlichen Ausdrücke), und endlich Heinrich Tinderlacks Beschreibung der Eheresen.

T.

---

6) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Joh. Christ. Wiegleb's, Apotheckers in Langensalza, kleine chymische Abhandlungen von den großen Nutzen der Erkentniß des Acidi pinguis bey der Erklärung vieler Chymischen Erscheinungen. Nebst einer Vorrede, worinnen Hn. Meyers Leben erzählt, und von dessen Verdiensten gehandelt wird, von E. G. Baldinger, der Weltweish. und Arzneykunst Doktor, Langensalza 1767. auf 112. Seiten in 8.

Herr Wiegleb bearbeitet die Scheidekunst in dem Geschmacke des Hn. Meyers, oder, welches eben das ist, in dem besten Geschmacke. Die ausgebreitete Kenntnisse, die er besitzt, das gute Genie, der Eifer zu Untersuchungen, und die Genauigkeit im Beobachten, geben diesen kleinen Abhandlungen einen vorzüglichen Werth, und flössen uns so viel Hochachtung gegen ihren Verfasser ein, als wir dem Hn. Meyer jederzeit selbst schuldig zu seyn glaubten. Man wird dieses Lob für

sei-

keine Schmeicheley halten können — denn wir gestehn es hier öffentlich, daß wir in den meisten Stücken von den Meynungen des Hn. Meyers und seiner Anhänger abgehn; daß wir aber Verdienste erkennen, wo wir sie finden, und auch unsern Gegnern ihren Ruhm nicht entziehen können.

Unter diesen Abhandlungen hat die zwote und vierte den Herrn Meyer selbst zum Verfasser; die fünf übrigen sind von dem Herrn Wiegleb. Wir wollen sie alle anzeigen, weil sie eben so merkwürdig, wie die meyerische Chymie überhaupt sind: aber unser Urtheil können wir der Weitläuftigkeit wegen nicht hinzusetzen. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit der Erklärung der rothen Farbe, des Zinnobers. Aetzender Sublimat, mit viermal mehr beguinischen Spiritus (Spiritus fumans sulphuratus Beguini) vermischt, nimmt in 24 Stunden eine Zinnoberröthe an. Weil nun dieser Spiritus die fette Säure (acidum pingue) enthält, und der eigentliche Zinnober, der aus dem Erdmeere nur durch das Feuer sublimirt werden kann, bey der Sublimation diese Säure auch erhalten muß, so schließt Herr Wiegleb, daß die fette Säure die Ursache der rothen Farbe sey. Die Erfahrung, daß mehrere Körper im Feuer roth werden, welches nach der Meynung des Hn. W. durch den Beytritt der fetten Säure geschieht, macht diese Erklärung wahrscheinlich. Es ist hier unser Amt nicht, Widerlegungen zu schreiben, und darum befriedigen wir uns, den Inhalt erzählt zu haben.

Die zwote Abhandlung ist ein Auszug aus einer Handschrift des Hn. Meyers von der Entstehung des Glases und der durchsichtigen Krystalle. Herr Meyer hatte in seinen chymischen Versuchen nur alkalische und kieselichte Erden und die fette Säure zur Entstehung des Glases erfordert; jetzt setzt er das Lichtwesen noch

zu diesen Grundtheilen, weil das Glas [illegible] sehr begierig seyn müßte. Diese vier Grundtheile erzeugen auch die Quarze. Herr Meyer beweiset es wenigstens aus Theorien und Erfahrungen, daß sie in den Geburtsstätten der Quarze gegenwärtig sind.

In der dritten Abhandlung betrachtet Herr M. die Entstehung des Glases nach des Herrn Meyers Grundsätzen ausführlicher, und erkläret daraus das, was man an den Springkölbchen wahrnimmt. Die Zwischenräumgen des Glases, das noch nicht im Kühlofen abgekühlt worden ist, sind voll fetter Säure, die wegen der plötzlichen Erkaltung in freyer Luft eingeschlossen wird. Die Kiesel, die auch viele flüchtige fette Säure haben, wirken unsichtbarer Weise vermöge einer Uebereinstimmung in die fette Säure des Glases, reißen sie, und zersprengen dadurch das Glas. Herr M. wird wegen dieser Erklärung selbst bestärkt, da es ihm beyfällt, daß die kieselartigen Steine die Springkölbchen nur von innen nicht von aussen sprengen. Daß keine fette Säure im rohen Kalchsteine sey, beweiset Herr M. dadurch, daß dieser Stein pulverisirt und mit Salmiak gemischt übergetrieben, das übergehende flüchtige Salz nicht kaustisch macht.

In der vierten Abhandlung erkläret Hr. Meyer die abwechselnde Niederschlagung des Kupfers durch Eisen, und des Eisens durch Kupfer. Hr. M. versteht unter der Auflösung die Vermengung der wässerigen Säure mit der fetten Säure, die in den Zwischenräumchen der Metalle enthalten ist und aus dem Feuer abstammet. Wenn man Eisen in die Kupferauflösung legt, so verbindet sich die fette Säure in den Zwischenräumchen des Eisens mit der wässerichen Säure der Kupferauflösung, hängt sich besonders an die Kupfertheilchen, und giebt ihnen ihre metallische Eigenschaften wieder. Die wässerige Säure der Kupferauflösung greift nun, weil

weil sie frey ist, und ihre Kupfertheilchen verlohren hat, das Eisen an und löset es auf. Eben so stellt sich Hr. W. das Kupfer in der Eisenauflösung vor. Die ganze Meynung beruht darauf, daß die fette Säure zuerst aus den Zwischenräumen des Metalles austritt, und die kalchigten Theile der Auflösung metallisch macht, wodurch die wässerigte Säure der Auflösung von den metallkalchigten Theilen, die sie vorhin hätte, entbunden wird, und nun das eingelegte Metall an greiffen kann.

In der fünften Abhandlung zeigt Hr. Wiegleb, daß in der Vermischung des Salmiaks mit Eisenfeil der Eingrif der Salzsäure des Salmiaks in das Eisen zuerst geschehe, und daß dadurch eine verhältnismäßige Menge des flüchtigen Salzes entbunden werde, das sich alsdenn mit der fetten Säure des Eisens vereinigen müsse.

In der sechsten Abhandlung beweiset Hr. W. wider Hrn. Meyer, daß das Lichtwesen der Sonne doch flüchtig, und nicht feuerbeständig sey. Die Beweise setzen alle einen unbestimmten Begrif der Flüchtigkeit zum voraus; und deswegen scheinen sie uns nichts zu beweisen.

In der siebenden Abhandlung behauptet Hr. W. daß die grüne Flamme des Weingeistes, der mit Sedativsalze vermischt worden ist, aus der Vereinigung der blauen Flamme des Weingeistes und der gelben Flamme des mineralischen Alkali im Sedativsalze entstehe. Wenn Hr. Obermeyer in seiner Streitschrift vom Sedativsalze (Wien. 1766.) nicht dargethan hätte, daß das Sedativsalz das mineralische Alkali des Boraxes wirklich nicht enthielte, so würde diese Erklärung unsere Neugierde befriedigen.

Wir müssen noch der Vorrede zu diesen kleinen Abhandlungen erwähnen. Sie ist von dem Hrn. Doctor

Bal-

Baldinger, der sich so uneigennützig mit der Ermunterung junger Gelehrten beschäftigt. Der Herr Dr. erzählt das Leben des Hn. Meyers darinnen. Dieser merkwürdige Scheidekünstler wurde zu Osnabrück 1705 gebohren. Er legte gute Gründe in den Wissenschaften, ehe er die Apotheckerkunst erlernte. Nach einem kurzen Auffenthalte in der Fremde setzte er sich in Osnabrück, und erwarb sich durch seine Liebe zu eigenen Untersuchungen und zum Bücherlesen die vortrefflichen Eigenschaften, die ihm einen so hohen Rang unter den Chemisten gegeben haben. Durch die Ausgabe seiner chymischen Versuche wurde er dem Hrn D. Baldinger bekannt, der ihm bald einen weitläuftigen Briefwechsel verschafte. Es ist ein unersetzlicher Verlust für die Scheidekunst, daß Herr Meyer so frühe den 15 Nov. 1765. gestorben ist. Wir hätten noch viele Erläuterungen, Verbesserungen, Zusätze zu seinem vortrefflichen Buche zu erwarten gehabt haben. Das ist uns eine angenehme Nachricht gewesen; daß Hr. Wiegleb einige seiner hinterlassenen Handschriften herauszugeben verspricht. Nur dies einzige misfällt uns an dem Hrn. Meyer, daß dieser Gelehrte die Erfahrungen zu geschwind auf Theorien reducirte, wozu in der Naturgelehrsamkeit doch sehr viel gehört.

Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürch. Erster Band. Zürch 176[illegible]. auf 360 Seiten in 8. Zweyter Band, 176[illegible]. auf 306 Seiten.

Wir befürchten fast, daß die Ehre der Gesellschaft durch den Druk dieser Abhandlungen leidet, oder wir wundern uns vielmehr, daß diese Abhandlungen, deren Verf. doch sonst ein gutes Vorurtheil für sich haben, so schlecht gerathen sind. Hr. Hirzel sagt

legt in einer ermunternden Rede die Vortheile der Naturforschenden Gesellschaft vor. Hr. Geßner beschreibt die Stadt Zürich, oder er gesteht eigentlich, daß er die Lage und Größe dieser Stadt noch nicht untersucht habe, und also die daherrührenden Folgen nicht gewiß bestimmen könne. Herr Zellweger erzählt einige Kleinigkeiten von dem Feldbaue zu Appenzelle. Des Hrn. Schinz Abhandlung von der Erhaltung des Getraides ist vielleicht die beste. In den Bemerkungen von den Wirkungen der Fieberrinde finden wir nichts neues. Herr Heydegger hat ein einziges Torffeld in Rüti gesehen, und bauet auf diese Beobachtung ein ganzes System von der Entstehung des Torfs. Hr. Geßner trägt die verschiedenen Arten das Getraide zu bewahren vor. Hr. Burkhard bestätiget die Unempfindlichkeit der Sennen mit einigen schönen Anmerkungen. Die Verwahrungsmittel wider die Viehseuche sind alt. Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers vom Hrn. Hirzel zeigt die Verbindung der theoretischen Kenntnisse mit der Anwendung auf die Geschäfte des gemeinen Lebens. Die Mittel wider den Brand im Korne, und die Beobachtungen einiger Seltenheiten im Pflanzenreiche sind nichts besonders. Des Hrn. Meiers meteorologische Beobachtungen machen den Beschluß des ersten Theils.

In dem zweyten Theile steht des Hrn. Schinz Geschichte der Handelschaft der Stadt Zürich voran. Sie ist ziemlich genau und vollständig. Herr Zimmermann beschreibt darauf eine Wassersucht, auf die Schlafsucht, epileptische Konvulsionen, und Blindheit folgten. Des Hrn. von Berg Abhandlung von der Teichwirthschaft hat manche gute Anmerkung. Hrn. Blaarers Gemeindtafeln sind nach dem gewöhnlichen Schlage. Eben dies urtheilen wir

auch von des Hrn. Zellwegers physikalisch-medicinischen Betrachtungen. Des Hrn. Usters Abhandlung in Absicht auf die Bäume ist nur zusammengetragen. Des Hrn. Zimmermans Beschreibung zweer Bergkrankheiten, muß den Aerzten angenehm seyn. Des Hrn. Rahns Bemerkungen von den Wirkungen des Schirlings fallen ungemein vortheilhaft für dieses neue Arzneymittel aus. Daß der Verf. seine Versuche sehr aufrichtig beschreibe, das siehet man aus der ganzen Abhandlung.

J. C. Schäffers Zweifel und Schwierigkeiten, welche in der Insektenlehre annoch vorwalten. Nebst einer ausgemahlten Kupfertafel. Regenspurg 1766. auf 46 Seiten in 4.

Der Verf. bittet sich von den Naturforschern die Auflösung einiger Zweifel aus, die ihm bey der Ausarbeitung seiner Geschichte der regenspurgischen Insekten vorgekommen sind. Wir wundern uns, daß diese Fragen an die ganze gelehrte Welt theils Kleinigkeiten, theils solche Dinge betreffen, die in unsern Zeiten entweder unauflöslich sind, oder wovon sich der Hr. V. schon wirklich eine Auflösung gewählt hat, die ihn vollkommen befriediget. Wir glauben z. B. daß es allen Freunden dieser Wissenschaften gleichgültig seyn wird, ob sein Werk Entomologie oder Insektologie heißt; und wenn es der Hr. V. selbst nicht glaubt, so braucht er ja keinen dieser beyden Namen anzunehmen. Die Unentschlossenheit, nach welchem Lehrgebäude er seine Beschreibungen ordnen solle, würde seinen Einsichten Ehre machen, wenn eben bey jeder Beschreibung der Insekten einer Stadt ein Lehrgebäude nothwendig wäre. Lehrgebäude sind ein Inbegrif ganzer Wissenschaften, und sie werden für Schüler dieser Wis-

Herrschaften geschrieben. Wir wollen nicht entscheiden, ob in diesem Verstande sein Werk ein Lehrgebäude werden könne. Es ist hier zu weitläuftig, unsere Meynung zu beweisen; aber der Hr. V. darf sich nur an Beyspiele, als Dillens hort. Elcham. u. d. erinnern, um uns zu verstehen. Wir geben es zu, daß der erste Zweck der Insektenlehre die Bewunderung Gottes sey, doch bitten wir den Hrn. V. im Namen des Publikums, daß er uns in seinem Werke keine Predigten, wie über die Mauerbiene, liefern möge. Wir dürften nur selbst so kleine Insektenaugen haben, so würden wir diese Geschöpfe so wenig, als uns, bewundern. Wenn es dem Hrn. V. gefällt, sich gar nicht auf Schriftsteller zu berufen, so wird sein Werk vielen, die sich der Insektenkenntniß nicht ganz allein widmen können, gänzlich unbrauchbar werden. Bilder, die die natürliche Größe der Insekten nachahmen, machen die Beschreibung ihrer Größe freylich unnöthig: man muß nur vorher auch bey den Bildern die unendliche Mannichfaltigkeit der natürlichen Größe anzeigen. Die Anmerkungen von der Begattung, der Wohnung, den Fühlhörnern u. d. haben uns sehr wohl gefallen, so wie wir denn überhaupt, des D. Bemühungen um die Naturgeschichte rühmen, und wünschen möchten, daß er in seinen Schriften viele unnöthige Dinge wegließe. Am Ende dieser kleinen Abhandlung fragt der Herr Verf. wohin die Insekten, die er auf der Kupfertafel vorgestellet hat, gehören.

Sammlung kleiner Schriften von D. Joh. Aug. Unzer, Physikalische. Rinteln und Leipzig, 1766. auf 440 Seiten in 8.

Der Hr. Verf. hat die kleinen Abhandlungen, die er bisher in Zeitschriften bekannt gemacht hatte,

in diesem Werke zusammen herausgegeben. Er hätte, wie uns deucht, nicht Ursache gehabt, diese Ausgabe so sorgfältig zu entschuldigen. Seine Schriften enthalten freylich keine eigne Entdeckungen, und neue Beobachtungen: aber sie sind dem ungeachtet dem Publiko eben so viel werth, als wenn sie sie wirklich enthielten. Ein Ungefähr hat insgemein mehr Schuld an Entdeckungen, als Genie und Gelehrsamkeit: und ein Mann, der diese beyden Eigenschaften besitzt, oft mehr Verdienst, als der in einer Situation stehet, welcher jenes Ungefähr günstig ist. Das Publikum wird dem Hrn. Verf. immer für seine so glücklich angewandte Belesenheit, und für die Gründlichkeit und den Witz, mit welchen er die angenehmste Gegenstände behandelt, verbunden seyn.

Die Schriften, die in diesem Bande Platz gefunden haben, sind der Welt schon bekannt, und wir brauchen weiter nichts als die Ueberschriften davon anzuführen. Sie handlen von der Bevölkerung der Staaten durch die Kultur des Landbaues, vom Nebel, Thaue, Regen u. d. Lufterscheinungen, von den Wetterprophezeyungen, vom Nutzen des Schnees im Frühjahre, von einigen Besonderheiten aus dem Gewächsreiche, vom Lobe des Winters, von gewissen Sachen, die in der Haushaltung besser genützt werden könnten, von dem wirthschaftlichen Gebrauche des Wassers, vom Schnee und Schneewasser, von der Güte des Erdreichs zum Feld- und Gartenbaue, von der Bewahrung der Bäume vor dem Erfrieren, von den Figuren des Eises, von den Figuren an den gefrornen Fensterscheiben, ob die Tröpfchen auf den Pflanzen mit erhabnen geschliffenen Gläsern zu vergleichen sind, vom Mehltaue, daß der Mehl- und Honigthau nicht von Insekten herrühre, von der Erzeugung einiger Thiere, von der Natur der Thiere, vom Gefühle

fühle der Pflanzen, von verschiedenen Gegenständen aus der Naturlehre, von einem wenig bekannten Seeungeheuer, von den Reisen der Mäuse, von Regeln, die bey der Wartung der Pferde zu beobachten, von einigen Krankheiten der Pferde, von den Mitteln wider die Kornwürmer und andere Insekten auf dem Getraideboden, von dem Nutzen einiger Insekten zur Färberey, physikalisch-theologische Betrachtung einiger Vögel, von den Ameisen, vom Nutzen der Frösche beym Gartenbaue, von den Augen verschiedener Thiere, von den Maulwürfen, von der Haut des Pelikans, von einem zerschnittenen Vielfusse, von einem Ohrwurme, der seinen Unterleib aufgefressen hat.

Q.

---

7. Haushaltungskunst.

Des Herrn von Fourbonnais Sätze und Beobachtungen aus der Oekonomie. Aus dem Französischen übersezt, von Wilhelm Ehrenfried Neugebauer, der Weltweisheit Doktor und der Königl. Schwedischen gelehrten Gesellschaft in Greifswalde Mitglied. Est modus in rebus. Erster Band. gr. 8. Wien gedrukt bey Johann Thom. Edlen von Trattnern, K. K. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1767. 18 Bogen.

Ferner:

Oekonomische Beobachtungen über verschiedene Punkte in dem Lehrgebäude des Verfassers der ökonomischen Tabelle. Est modus in

 rebus.

rebus. Anderer Band. gr. 8. Ebendaselbst 1767. 17 Bogen.

Der Herr von Fourbonnais ist ein sehr tiefsinniger Schriftsteller. Seine ökonomische Tabelle welche die abstraktesten Säze der allgemeinen Oekonomie der Länder enthält, ist ein Beweis davon. Die Hauptsache in diesem Buch betrift zwar mehrentheils die Handlung, indessen umfasset er allenthalben das Ganze, sezt abgezogene sichere Grundsäze fest, und folgert so glüklich, daß er das, was sich wirklich begiebt, vollkommen an sein Lehrgebäude anpasset. Es ist ein Buch für tiefdenkende Staatsmänner, deren geübter Verstand sich mit dem Fluge eines Adlers emporschwinget, und von einer Wolkennahen Höhe herab die Verfassung aller Reiche und Länder mit durchdringendem Blik überschauet. Das Wort, Oekonomie, wird also hier in einem sehr allgemeinen Sinn genommen, und wir müssen alle Oekonomen, als Landwirthe, warnen, sich nicht ein Werk anzuschaffen das ihnen gänzlich unnüz seyn würde.

P.

Vollständige Anweisung zum Tabakbau, nebst einem Anhang, vom Pflanzen und Benutzen der Erdäpfel, und der sogenannten Grundbirn, samt einer ausführlichen Nachricht von dem Futterkraut Lucerne oder ewigen Klee. Dem Publikum zum Besten, und dem gemeinen Mann zum Nutzen. Aus der Erfahrung und Praktik zusammengeschrieben und mitgetheilet von J. W. Frankfurt und Leipzig 1766. 6 Bogen in 8.

Hievon soll nach dem Zeugniß der Vorrede dieses die zweyte Ausgabe, die erste aber welche uns nicht

nicht zu Gesichte gekommen, bereits vergriffen seyn. Wir kennen aber den Herrn J. W. schon aus seinem vor einigen Jahren herausgegebenen Landwirth, — ein Buch das Lob verdienet — als einen guten praktischen Schriftsteller von der Haushaltungskunst. Die in dieser Anweisung befindlichen Regeln sind richtig und bewährt. Wenn der Verfasser aber S. 81. vorschlägt, mit dem Erdtoffelkraut das Rindvieh zu füttern; so müssen wir ihn warnen, solches nicht denen melkenden Kühen zu geben, weil wir aus Erfahrung wissen, daß bey diesem Futter die Milch abnimmt.

Hinlängliche Anleitung zur Seidenzucht und zuverläßige Anweisung mit was für einem allgemeinen Nutzen und besondern Gewinst dieses Geschäfte betrieben werden könne. 8. Ulm 1767. bey Albr. Fr. Bartholomäi. 5. Bog.

Man siehet sogleich daß der Hr. Verf. vieles von der Seidenzucht gelesen und vieles selbst versucht habe, und sein Traktat kann als sehr brauchbar empfohlen werden. Er dringet darauf, daß der Seidenbau unter die Landleute mehr auszubreiten sey, und schreibt als ein österreichischer Unterthan sehr patriotisch für sein Vaterland. Es ist freylich ausgemacht, daß wofern der Seidenbau in einem Lande festen Fuß fassen und auf immer dauerhaft seyn soll, man solche Verfügungen treffen müsse, daß eine Menge Leute auf dem platten Lande sich damit beschäftigen und die Seide in kleinen Portionen erzeugen, als welches denen grossen Anstalten wo hundert und mehr Pfund reine Seide mit einmal gebauet werden, allemal vorzuziehen ist.

Erzählungen und Geschichte der Königlichen Dänischen Acker-Akademie bis auf den Schluß

des 1766sten Jahres. 4 Flensburg gedrukt in der Serringhausischen Buchdruckerey, 1767. 9 Bogen.

Es enthalten diese Bogen nicht so wohl die Geschichte der Königl. Dänischen Acker Akademie, als vielmehr des Stifters derselben, des Herrn Probst Lüders zu Glücksburg, die er hier selbst beschreibt. Ein vier und sechzigjähriger Greiß bemühet sich seine ökonomische Erkenntniß, die er auf eine lange Erfahrung von 43. Jahren gründet, zum Besten des Landes allgemein zu machen, und stiftet zu dem Endzwek diese Akademie, wie er sie nennet. Er findet unendliche Schwierigkeiten und Hindernisse, welche er übersteigen muß. Dieses kostet ihm aber sein ganzes Vermögen, ohne daß er seine patriotischen Wünsche völlig erfüllet siehet. Bescheiden klagt er darüber, jedoch nur um deswillen, weil er sich nun außer Stande gesezt siehet, seine guten Absichten wie bisher mit kräftigen Mitteln ferner zu unterstüzen. Sein Eifer für das gemeine Beste ist noch immer gleich lebhaft und stark, und er sagt; „so lange ich lebe und zureichende „Kräfte habe, wird er nicht können ausgelöschet werden.„ Das alte Rom würde diesem Patrioten eine Ehrensäule aufgerichtet und ihn aus dem öffentlichen Schaz schadlos gehalten haben. Glücklich, wenn zu unsern Zeiten der Patriot für alle seine Mühe nur nicht öffentlich getadelt wird.

Der unfehlbare Weg Vermögen zu erwerben und wohl damit umzugehen, oder die allgemeinen Grundsätze einer vernünftigen Oekonomie. 8. Carlsruhe 1766. zu finden bey Michael Macklot, Margräfl. Baden-Durl. Hof-Buchdrucker, 7½ Bogen.

Viele

Viele werden durch diesen Titel verführet, sich eine Schrift kaufen, deren Inhalt ihnen nicht gefallen wird. Gegenwärtige allgemeinen Grundsätze einer vernünftigen Oekonomie bestehen in einer Sammlung von Definitionen, die jedermann weiß, ohne diesen Traktat gelesen zu haben.

Bericht über die Erfindung einer neuen Dresch-Machine aus dem Französischen ins Deutsche übersezt von ****. Frankfurt am Mayn bey Friedrich Christian Kochendörffer, Buchhändler. 1765. 2½ Bogen, benebst ½ Bog. Kupfer. in 8.

Derjenige würde sich um die Landwirthschaft allerdings äusserst verdient machen, welcher das beschwerliche Dreschen des Getreides durch eine kluge Erfindung erleichterte. Wenn Zeit und Kräfte bey einer Würkung ersparet werden, so ist dieses allemal eine Sache von äusserster Wichtigkeit. Hierinn bestehet die Vollkommenheit einer jeden Maschine, welche dadurch noch erhöhet wird, wenn die Maschine wenig zusammengesezt, sondern so einfach als möglich ist. Das leztere findet sich zwar bey der Dresch-Maschine die hier beschrieben ist, indem eine bloße Walze mit einer Anzahl darann befestigter Flegel welche auf einem schlechten Fuß Gestelle ruhet und von zwey Menschen gedrehet wird, das ganze Werk ausmachen; allein wir zweifeln ob die Wirkung derselben stark genug seyn dürfte, die Körner aus den Aehren zu bringen. Man hat eine Menge Dresch-Maschienen, allein noch keine ist so vollkommen als man wünschet. Was den Bericht von der gegenwärtigen anlanget, so könnte er besser seyn. Denn man lieset fast zwey Bogen in einer

schaften Schreibart, ehe man zur Sache kommt, und diese selbst füllet kaum einen halben Bogen an. Die drey Kupferplatten sind deutlich und gut gezeichnet.

Oekonomische Bibliothek oder Verzeichniß der neuesten und besten deutschen Bücher und Schriften, welche in die Oekonomische, Politische und Cameral-Wissenschäften einschlagen. 1767 5. Bogen in 8.

Enthält die neuesten und besten Bücher von der Landwirhschaft, welche in diesem Jahrhundert allein in Deutschland herausgekommen sind. Die ältern Schriftsteller findet man hier nicht, wie auch keine Urschriften der Ausländer, wohl aber die deutschen Uebersetzungen. Sämtliche Schriften sind nach den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft in besondere Abtheilungen geordnet. In dem ersten Abschnitt, wo der Herr Verfasser die Bibliothecken der Herren von Rohr, Moser, Bergius, und Wöllner, als Anleitungen zur ökonomischen Bücher-Kentniß anführet, hat er des Herrn von Münchhausen, und Herrn Zincke ökonomische und Cameral-Bibliotheken vergessen, welche doch beyde sehr gut sind. Das Buch ist sonderlich für diejenigen brauchbar, welche sich die vorbenannten größern Werke nicht anschaffen wollen, und wird fortgesezt.

Vollständige Anleitung wie die Reben zu pflanzen, zu erziehen und zu warten. Aus Herrn Ph. Millers grossem Englischen Lexiko. gr. 8. Bern. in Verlag der neuen Buchhandlung, 18 Bogen.

Das vortrefliche Englische Gärtner-Lexikon ist bekant, und die Herren Schweizer thun wohl daran,

inzelne Abhandlungen daraus besonders abdrucken u lassen, und dem Landmann in die Hände zu geen, so wie sie mit dem Artikel von Pflanzung der Fruchtbäume aus diesem Buch im Jahr 1764. einen glüklichen Anfang gemacht haben. Denn nicht edermann hat Geld genung sich das große kostbare Werk anzuschaffen.

Oekonomisch-praktische Anweisung zur Einfriedigung der Ländereyen nebst einem Anhange von der Art und Weise, wie die Feldsteine können gesprenget und gespalten werden, auch nöthigen Kupfern, mitgetheilet von Nicolaus Oest, der Königl. Dänischen Ackerakademie Mitgliede. Flensburg, verlegt von Joh. Christoph Korte. 1767. 15 Bog. in 8.

Der Hr. Verf., ein würdiger Dorf-Geistlicher, hat sich bereits im Jahr 1765. durch seine wohlgerathene Abhandlung vom Acker-Umsaz oder Abschaffung der Feldgemeinschaft bey der ökonomischen Welt rühmlichst bekannt gemacht. So bald die traurigen Gemeinheiten aufgehoben sind, und jedermann freye Hand und Gelegenheit hat, seine Ländereyen nach seinen Gutbefinden zu behandeln; so ist der zweyte nöthige Schritt zur Ackerbau-Verbesserung dieser, daß man seine liegende Gründe umzäume oder einfriedige. Dieses geschiehet auf eine mannigfaltige Weise, die der Hr. Verf. gründlich abhandelt, und die besten Regeln giebt, allerley Einschliessungen der Felder wohlfeil und dauerhaft anzufertigen. Wir sind zum voraus versichert, daß dieser Traktat von einer so gemeinnützigen Materie viele Leser finden werde, und können ihn jedermann als eine vorzüglich gute Schrift zu diesem Endzwek empfehlen.

Ee

Gemeinnützlicher Vorrath auserlesener Aufsätze zur Beförderung der Haushaltungswissenschaft, Künste, Manufakturen und Fabriquen; wie auch der Arzeneygelahrtheit und Naturkunde. Erster Theil. Mit Kupfern. Leipzig bey Christian Gottlob Hilschern 1767. 16 Bogen in 8.

Hier ist der ganze „Vorbericht des Verlegers. „Einer guten periodischen Schrift hat das Publikum noch niemals seinen Beyfall versagt. Ein „gleiches Glük wünsche ich der gegenwärtigen. Es „sollen, nach dem Muster des allgemeinen Magazins „der Natur, Kunst und Wissenschaften, und anderer ähnlicher Sammlungen, in Ermangelung würdiger Originalaufsätze, die gemeinnützlichsten, aus den „besten und kostbarsten lateinischen, französischen, eng„lischen u. s. w. Monatschriften, mit Beurtheilung „und Geschmacke gewählten Abhandlungen darinn vor„kommen, deren deutsche Uebersetzungen in keiner an„dern periodischen Schrift anzutreffen sind. Alles, „was zur Erweiterung der Arzeneygelahrtheit, Natur„kunde, Haushaltungswissenschaft, Künste, Manu„fakturen und Fabriquen beyträget, soll darinn aufge„nommen werden. Alle Jahre sollen zwey bis drey „Theile, wie der gegenwärtige ist, deren vier einen „Band ausmachen werden, erscheinen; und ein jeder „Theil soll mit Kupferabbildungen neuerfundener Ma„schinen, Werkzeuge und anderer Merkwürdigkeiten „gezieret werden. Es werden mich hiesige sowohl als „auswärtige Gelehrte, durch beliebige Einsendung „solcher Beyträge, welche den vorgemeldeten Absichten „gemäß sind, Ihnen sehr verpflichten. Leipzig den „21. Merz 1767.

Wir

Wir haben hiebey folgendes zu erinnern, als Erstens. Wodurch mag der Verleger bewogen worden seyn, des Hrn. D. Krüniz Verzeichnis der vornehmsten Schriften von der Rindviehseuche, hier als das erste Stük einzurücken, und es zu gleicher Zeit vier Bogen stark besonders heraus zu geben. Jedoch den mächtigen Bewegungsgrund entdecket zwar jedermann ohne Kopfbrechen, und es war ganz leicht die Bogen A. B. C. einige hundertmal mehr abziehen zu lassen, hernach aber, wie der Augenschein lehret, auf der einen Seite des Bogens D. den Titel mit grössern Lettern gehörig auseinander zu zerren, um einem zweyten Buch das Daseyn zu verschaffen; allein ist es nicht unrecht bey jetzigen Geldarmen Zeiten den Bücherfreunden, die gemeiniglich vor andern wenig übrig haben, eine und eben dieselbe Waare zweymal bezahlen zu lassen? Ueberdem, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, so passet sich ein vier Bogen langer trockener Bücher-Catalogus sehr schlecht zu denen übrigen kurzen Aufsätzen, welche hier zusammengetragen und von ganz anderer Beschaffenheit sind. Das war also diesmal wohl nicht, wie im Vorbericht stehet, mit Beurtheilung und Geschmak gewählet.

Zweytens. Es sollen nach Masgebung des Vorberichts aus den besten und kostbarsten Lateinischen, Französischen, Englischen u. s. w. Monatschriften, allhier Abhandlungen geliefert werden. Dieses Versprechen klingt schön, und würde eine nüzliche und angenehme Abwechselung gewähren. Allein unter acht und zwanzig Aufsätzen sind allein fünf und zwanzig Stük aus dem einzigen bekannten und in jedermanns Händen befindlichen Journal oeconomique genommen. Die besten kostbarsten Lateinischen, Englischen u. s. w. Monatschriften muß der Hr. Herausgeber also noch nirgend haben auftreiben können.

So viel von diesem ersten Theil; vielleicht fallen die folgenden Theile besser aus.

Johann Jacob Reinhards, Marggräfl. Baden Durchlach. würkl. Geheimden Raths, Vermischte Schriften. Fünftes Stük. 1764. 13 Bogen. Sechstes Stük. 1767. 7½ Bogen. Siebendes Stük. 1767. 10 Bogen. Frankfurt und Leipzig 8. Druckts und verlegts Michael Macklot, Marggräfl. Baden-Durlachs. priv. Hofbuchhändler.

Vor verschiedenen Jahren kam bereits das erste Stük dieser schönen Schriften heraus, welche sich durch ihre Gründlichkeit und angenehme Abwechselung bey vielen Lesern dergestalt beliebt gemacht, daß man ihre Fortsetzung mit Ungedult erwartet hat. Der Verfasser zeigt sich in allen seinen Abhandlungen als ein gründlicher Gelehrter, als ein grosser Patriot, und als ein rechtschafner Christ. Lauter Eigenschaften, welche seine Arbeit zum voraus empfehlen. Die in diesem Werk befindlichen Aufsäze, welche theils ökonomische, theologische und physikalische sind, auch zuweilen die Cameral- und Policey-Wissenschaft angehen, werden von Kennern noch lange geschäzt und mit Vergnügen gelesen werden.

L.

---

8. Vermischte Nachrichten.

Albrecht Wittenbergs abgenöthigte Ehrenrettung in einem Schreiben an Herrn Johann Jakob Dusch. Hamburg 1768. in 8.

A. Wit-

A. Wittenbergs Erweiß, daß Herr D. J. Dusch eben so wenig Englisch als Latein verstehe. Hamburg 1768. in 8.

Anmerkungen zu Hrn. A. Wittenbergs abgenöthigte Ehrenrettung gut und nüzlich zu lesen, für schlechte Kunstrichter, und ihre Verleger, herausgegeben von J. J. Dusch, 1768. in 8.

Die Vollständigkeit, die die allgemeine deutsche Bibliothek, so viel es möglich, haben soll, nöthigt uns zuweilen, von Schriften zu sprechen, von denen wir lieber schwiegen. Die Streitschriften sind von dieser Art. Ob gleich nicht zu läugnen ist, daß auch der gelassenste Schriftsteller in Umstände gesezt werden kann, daß er zu seiner Vertheydigung zu schreiben und heftig zu schreiben, genöthigt zu seyn glaubt, so wird doch durch solche Schriften das Publikum selten belehret und gebessert, und nimt deßwegen gemeiniglich wenig Antheil daran. Daher ist der glüklich, der seine Empfindlichkeit auch über einen ungerechten Angriff, so weit mäßigen kann, daß er entweder gar nicht, oder ganz kalt antwortet. Wenn Zorn das Gemüth einnimmt, wird man immer zu viel oder zu wenig behaupten; Man wird suchen bloß dem Gegner wehe zu thun, aber man wird den Leser, der der Gemüthsbewegung des Schriftstellers nicht folget, nur in eine Art von Verlegenheit setzen, die sich besser empfinden als ausdrücken läßt. So ist es auch in diesem Streite gegangen. Es ist bekannt daß Hrn. D. Uebersezungen meistens sehr nachläßig sind; wer des Hn. D. übrige Verdienste kennet, hat sich dieses lieber zu verbergen gesucht, wenigstens möchte man nicht gern wie Hr. W. daraus schliessen, daß Hr. D. nicht Latein und

Eng-

Englisch genug verstehe. So bald man nur merket, daß ein Uebersetzer durch seine Uebersetzungen keinen litterarischen Ruhm suchen will, so beklagt man ihn, wenn er sich in gewisser Nothwendigkeit gesetzt siehet, flüchtig zu arbeiten. Es ist fast ein wenig zu grausam, daß Herr W. eine längst verharschte Wunde aufreißt, und aus dem fünften Theil der Briefe die neueste Litteratur betreffend, einen ganzen Brief abdrucken läßt, der freylich voll gegründetes Tadels ist, wider Hrn. D. Uebersetzung des Georg. des Virgils. So weit Hr. W. — Aber nun Hr. D. Was soll man von diesem sagen, wenn er wieder eifrig zufährt zu beweisen, daß Hr. W. weder lateinisch noch französisch verstehe; (ein Beweis der ein wenig gezwungen ist, und nicht allenthalben recht passen will); wenn er S. 53. anstatt aller Antwort auf die Beschuldigungen des Litt. Briefs berichtet; die Klotzische Bibliothek meyne: „der Verf. desselben habe seine „Weisheit aus deutschen Noten, zum Gebrauch der „Knaben geschöpfet„ (Wir dächten nur ein Mann könne so unverschämt seyn, dies von Leßingen, dem Verf. dieses Briefes zu behaupten, und Hr. D. selbst sollte, ehe er so was nachschriebe, ein wenig in sich gehen.) Wenn Hr. D. endlich, um der bösen Welt zum Troz, zu beweisen, daß er ein guter Lateiner sey, seine lateinische Antritsrede stükweise in den Reichspostreuter einrükt (wo sie einige Wochen lang von manchen ehrlichen Zeitungsleser, der auf Nachrichten von der Pohlnischen Conföderation und den Schiksalen des Bischofs von Cracau ängstlich harrete, herzlich mag seyn verwünscht worden.) Was, sage ich, soll man zu diesem ganzen Streite sagen:

— Flagrantior aequo
Non debet dolor esse viri, nec vulnere major.

Juven.

G.

Das Statistische Reliquienkabinet, nebst zwey Abhandlungen vom Staate von ***. Altona 1768. 126. S. in 8.

Der Titul scheint von dem Verleger erfunden zu seyn, um das Stük vielleicht unter den currenten Waaren-Artickel von Reliquien mit fortzubringen; der Text aber scheint von einem gelehrten Küster verfertigt zu seyn, der einmal in Rußland gewesen seyn mag und bald den Lustigmacher, bald den Orthodoxen spielen will.

Eigentlich soll der Luxus lächerlich gemacht werden; diesen nennt er den Staat. Davon heißt die Schrift Statistisch. Mehr brauchen wir nicht zu sagen.

Daß doch unsere Verleger nicht aufhören wollen, wissentlich Maculatur zu drucken.

C.

Vademecum für lustige Leute — Vierter Theil, dem Hrn. Verfasser der Anecdoten zur Lebensgeschichte großer Regenten und berühmter Staatsmänner ergebenst zugeeignet. 1768. 14. Bogen in 8.

Diese Sammlung ist so bekannt, daß man weiter nichts sagen darf. Die Dedication eine gar sonderbare Veranlassung gehabt. Hr. Hausen, hatte nemlich in seiner Bibliothek der Geschichte vorgegeben, der Verf. der Anecdoten habe, viele seiner Anecdoten, aus denen Vademecum ausgeschrieben, und dahero müsse der Verfasser des Vademecum ihm den vierten Theil zueignen, und sich für diese Gewogenheit öffentlich bedanken. Dis thut der Verfasser, (dessen eigentlicher Namen Si-

mon Ratzeberger jun. wie bey dieser Gelegenheit erfahren) auf eine Art, die vermuthlich nicht die ist, die Hr. H. gemeinet, und saget einige Wahrheiten, die man im Vademecum für lustige Leute eben nicht suchen solte; Wir glauben daher, es werde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir die ganze Dedication hieher setzen:

Mein Herr! vielleicht werden Sie sich wundern, daß „ich unter vielen ansehnlichen Leuten und gelehrten Gesell„schaften, denen ich meinen vierten Theil hätte zueig„nen können, gerade Sie, mein Herr, wähle, um Ihnen „denselben ergebenst zuzueignen. Sie sollen also wissen, „daß Sie diese Ehre einzig und allein dem gelehrten, be„rühmten und scharfsinnigen Verfasser der allgemeinen „Bibliothek der Geschichte und der einheimischen „Rechte in Deutschland zu danken haben, welcher in „derselben Ersten Bandes zweyten Theile pag. mihi „278. mich gebeten hat, Ihnen diesen Theil des Vade„mecum zuzueignen.„

„Bedenken Sie, mein Herr, was es heist, von ei„nem solchen Manne gebeten zu werden, seine Bitte „muß allemal ein Befehl seyn, alle andere Rücksicht ver„schwindet; ich muß seine Bitte erfüllen.„

Glauben Sie aber auch gewis, daß Sie die unerwartete Ehre dieser Zuschrift, blos der Bitte dieses grossen Mannes und keiner einzigen andern Ursach zu danken haben. Welche Ursach könnte es auch sonst wohl seyn? Ich zweifle nicht, daß Sie, mein Herr, selbst sich bescheiden werden, daß Sie mit den würdigen Männern, denen die drey ersten Theile dieses Vademecum zugeeignet worden, keinesweges in eine Klasse zu stellen sind; ich hätte also gar nicht auf Sie fallen können. Auch die Ursach, die der belobte Herr Verfasser der allgemeinen Bibliothek der Geschichte anführet, um seine Bitte zu unterstützen, würde dazu gar nicht hinlänglich gewesen seyn, wenn nicht seine blosse Bitte über mich so viel eigenthümliche Kraft gehabt hätte. Er sagt: „Sie, mein Herr, hätten aus dem Vademecum für „lustige Leute verschiedene Geschichtlein ausgeschrieben, „und für diese Gewogenheit müsse ich mich öffentlich be„danken.„ Der große Mann mag mirs vergeben, wenn

wenn ichs hier öffentlich gestehe, daß ich Ihnen, mein Herr! dafür gar keinen Dank glaube schuldig zu seyn; wenigstens würden Sie sich bey mir vielleicht mehr zu bedanken haben, der ich die Anecdoten eben so wie andere Schriften ganz treuherzig auszuschreiben pflege, so bald ich etwas finde, daß in meinem Kram taugt. Dies ist auch uns Sammlern von allerhand Geschichtlein so gewöhnlich, daß der bekannte Horatius schon davon sagt: hanc veniam petimus damusque vicissim.

Sollte das Ausschreiben öffentlichen Dank und Zueignungsschriften verdienen, so würde (mit einem heimlichen Seufzer sage ich es) der berühmte Verfasser der allgemeinen Bibliothek der Geschichte von einheimischen und auswärtigen Schriftstellern, mit Dank und Zueignungsschriften überhäufet werden. Zwar bin ich nicht der Meynung derjenigen, welche dafür halten, daß das Ausschreiben einem Anecdoten- und Vademecumsammler zwar unentbehrlich sey, einen Geschichtschreiber aber gar nicht gezieme; dennoch da gleich wie von dem weisen Heyden, also auch von uns das damus dem petimus nicht unbillig beygesellet wird, so hoffe ich zuverläßig, der große Mann werde, zumal es nun immer bekannter wird, daß er in seinen gelehrten Schriften, sich eines ersprießlichen *petimus* freymüthigst zu bedienen pflege, dieser *veniae* auch in seinen Journalen und gelehrten Zeitungsblättern ein hochgeneigtes *damus* künftighin mildthätigst angedeyen lassen.

Doch um wiederum auf Sie, mein Herr, zu kommen, so zweifle ich nicht, daß Sie die Ehre, die ich Ihnen durch diese Zueignungsschrift erweise, gehörig erkennen, und mich, bey erster Gelegenheit, wieder ehren werden. Orna me! sagte der staatskluge Cicero. Lassen Sie zum Exempel in einer Anecdote von ohngefähr durch einen Staatsmann das berühmte Vademecum nennen, seyn Sie gewis versichert, daß ich, ehe Sie sichs versehen werden, die berühmten Anecdoten durch einen witzigen Kopf werde erwähnen lassen. Sie glauben gar nicht, mein werther Herr, wie sehr ein wechselseitiges Lob zur Erlangung eines berühmten Namens behülflich ist. Haben wir nicht den casum in terminis vor uns? Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß der itzt so berühmte Verfasser der allgemeinen Bibliothek der Geschichte, daß der itzt noch

mehr berühmte Verfasser der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften nebst vielen ihrer Freunde, noch vor wenig Jahren, allerhand Tractätlein schreiben, umsonst! sie blieben, leider! im Incognito! sie machten Gedichte und Deductionen, aber niemand, leider! nennte die Verfasser! sie woltens erzwingen und schrieben Streitschriften; umsonst! leider! kein Mensch las sie! Endlich kamen sie auf den glücklichen Einfall Journale und gelehrte Zeitungen zu schreiben, und siehe da! mit einmal bekommt die ganze Sache ein anderes Ansehen. Der Verfasser der allgemeinen Bibliothek der Geschichte lobt den Verfasser der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften; der Verfasser der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften lobt den Verfasser der allgemeinen Bibliothek der Geschichte; beyde loben die Hallische neue gelehrte Zeitung, und die Hallische neue gelehrte Zeitung lobt beyde; ungerechnet noch die niedlichen Commentariolos de libris minoribus, wo die Feinde so fleißig ausgefilzt und die Freunde so reichlich und so schlau gelobet werden. Dieses Lob fliegt wie durch Ricochetschüsse nach Leipzig, nach Jena, nach Görlitz, nach Erlangen, nach Giessen und sogar bis in den Beytrag zum allhiesigen Reichspostreuter, dieses Lob wird ein gesegneter Dünger, wodurch täglich neue berühmte Nahmen, als so viel frühzeitige Pflanzen hervorspriessen. Was hindert denn, daß wir beyde uns nicht auch eben so sehr loben und auch eben so sehr berühmt werden.

Doch, mein werther Herr, ausser dem Loben, das wir freylich auch nicht unterlassen wollen, können wir uns, wenn wir uns unterstützen wollen, noch weit wesentlichere Dienste leisten. Hat nicht der berühmte Verfasser der pragmatischen Geschichte der Protestanten meinen lieben Anherrn Matthäum Ratzebergern aus dem Staube hervorgezogen, wohin ihn die Gelehrten, übereilter Weise, verdammt hatten, und hat dafür nicht mein lieber Anherr Mathäus Ratzeberger durch seine ungedruckte Urkunde glaubwürdig gemacht, was sonst kein vernünftiger Mensch hätte glauben können. O, mein Herr! es ist eine schöne Sache um ungedruckte Urkunden, und ich, der ich mit Ihnen spreche, habe noch von meinem wohlgedachten Anherrn her, das Haus voll ungedruckter Urkunden. Mein Urältervater, mein Aeltervater,

mein

mein Großvater, mein Vater, alle waren Ratzeberger, alle haben ungedruckte Urkunden hinterlassen, und alle sind glaubwürdig, wie die erste Urkunde Matthäus Ratzebergers, unsers lieben Anherrn.

Was dünkt Ihnen, mein Herr! Ich bin des Vademecumsammlens überdrüßig, hören Sie auch auf Anecdoten zu sammlen. Wir wollen, wie manche andere gethan haben, unser Haupt empor heben und wollen Geschichtschreiber werden. Vis unita fortior! Werden Sie nur erst mit sich einig, was Sie in ihrer Geschichte erzählen und behaupten wollen, für die zum Beweis dienende ungedruckte Urkunden lassen Sie mich sorgen. Denn so ist es allemal in meiner Familie gehalten worden, daß die Geschichte erst entworfen und hernach die ungedruckte Urkunden dazu gesucht worden. O, wie bald werden wir berühmt werden, wie wird unser Lob von einer gelehrten Zeitung zur andern fliegen! „Und wem „werden wir dieses Glück zu danken haben? Niemand „anders als dem, der diese meine ergebenste Zueignungs„schrift so glücklicher Weise veranlasset hat. Geschrieben „Altona den 4ten Februar 1768.„

„Simon Ratzeberger, jun.„

* — *

Die Cameral-Wissenschaften nach dem Grundrisse des Herrn geheimen Rath Darjes zum akademischen Gebrauch entworfen von Laurenz Johann Daniel Suckow, der Naturlehre ordentl. öffentl. Lehrer, der Königl. Dänischen Ackerakademie Mitglied, der Königlichen Preußischen Gesellschaft der Wissenschaften Assessor, der Churmaynzischen Akademie der nüzlichen Wissenschaften Mitglied und der Jenaischen deutschen Gesellschaft Senior. Jena bey Christian Heinrich Cuno. 1768. 334. S. in 8.

Etwas weniger demonstrativisch und logikalische Monotonie, und bey dem Cameralischen Theil mehr Anwendung als Spekulation und Policey-Projecten würde diese Schrift über alle Lesebücher, die wir noch in diesem Felde haben, sehr weit hinauf gesezt haben. Zink und Justi sind zu dieser Absicht unbrauchbar, und Dietmar ist gar zu mager und unordentlich. Des Daries C. Handbuch ist immer noch das beste gewesen; aber das gegenwärtige, welches eine kurze Abschrift davon seyn soll, ist bey seiner Unvollständigkeit doch schon besser als das Original; wenigstens halten wir eine weitere Auflage desselben für eine sehr gewagte Sache. Die praktischen Zusäze des H. P. S. aus Reicharts Erfahrungen geben dieser Schrift in Ansehung der Landökonomie einen besondern Werth. Aber Forst- Jagd- Bergwerksökonomie, die wichtigsten Artikel unsers Cameralwesens sind ausgelassen. Wo bleiben die Regalien, Münz, Post, Zoll, Geleit, Juden-Schuz? wo die Ausgaben nach ihrer Verschiedenheit — diese für die studirende Jugend so unterhaltende Materie? wo die Verwaltungs und Rechnungsform? Vielleicht wird diesen Mängeln einmal bey einer andern Auflage abgeholfen. Würde es dem Hn. Verf. gefallen, nebst seiner Physik bey Gegenständen ausser ihr mehr andere gute Bücher anzuführen, um den Zuhörern die eigene Nachlese zu erleichtern, ohne welche überhaupt in dieser weitläufigen Wissenschaft nichts gründliches geleistet werden kann: so würde sein Lehrbuch dadurch einen neuen Vorzug erlangen. Bey der Menge der problematischen natürlichen Wahrheiten kommt es bey einem Lesebuch ohnehin nicht darauf an, für was für eine Hypothese man sich erkläret; wenn sie nur nicht gar widersprechend ist; so ist es immer genug, daß unser Vortrag so natürlich als möglich zusammenhänge; wenn unsre Zuhörer einmal

selbst

selbst in die Geschäfte kommen; so werden sie sich doch die Freyheit nehmen, ihre mitgebrachte akademische Weißheit nach den Umständen des Vaterlandes in einen andern Zusammenhang zu setzen, ohne, daß die einzeln Begriffe oder der Umfang des Ganzen darunter leiden, so wie die Frauenzimmer ihre Perlengehänge nach Gefallen verändern, ohne, daß einzele Stücke kleiner oder größer, oder die ganze Anzahl nothwendig dabey vermehrt oder vermindert werden müßte.

C.

Todtesfälle.

Den 24ten May 1768. ist in Basel verstorben, Herr Johann Jacob Spreng, der griechischen Sprache ordentlicher, der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst ausserordentlicher Professor, wie auch öffentlicher Lehrer der Helvetischen Geschichte. Er war gebohren den lezten Christm. 1699. Er ist der erste der in der Schweiz den reinen Geschmak der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit eingeführet hat: und obgleich Haller, Bodmer und Gesner ihm nachher weit zuvor gekommen sind, so hat er sich doch durch sein Psalmwerk um die reformirte Kirche, so wie sein Mitbürger, der selige Wolleb, nicht wenig verdient gemachet. Es ist von ihm noch ein sehr vollständiges und mühsames deutsches Glossarium im Mspte vorhanden; ein Werk, welches wegen seiner Weitläuftigkeit wohl nie gedrukt werden wird, welches aber eine wahre Zierde eines Archives oder einer öffentlichen Bibliothek abgeben würde.

Den 8. Juni 1768. ward der berühmte Abt Johann Winkelmann, auf seiner Rükreise von Wien nach Italien zu Triest in einem Wirthshause von einem Meuchelmörder mit fünf Stichen ermordet. Welch ein abermaliger großer Nationalverlust. Diesem grossen Mann scheinet dieses Unglük geahnet zu haben, weil er, sobald er Deutschland betreten, in eine ungewöhn-

